This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

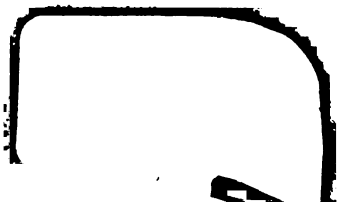
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

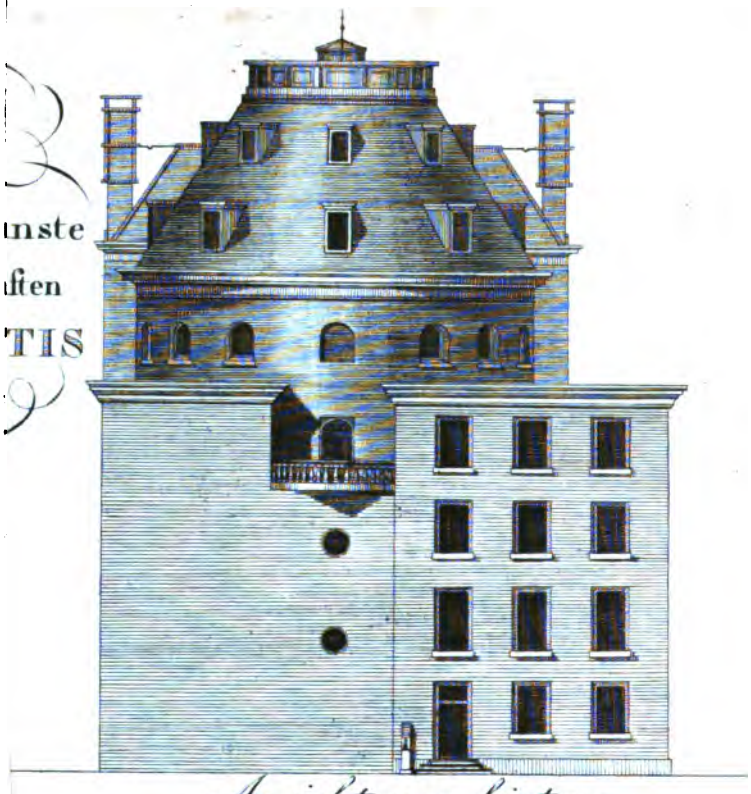
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

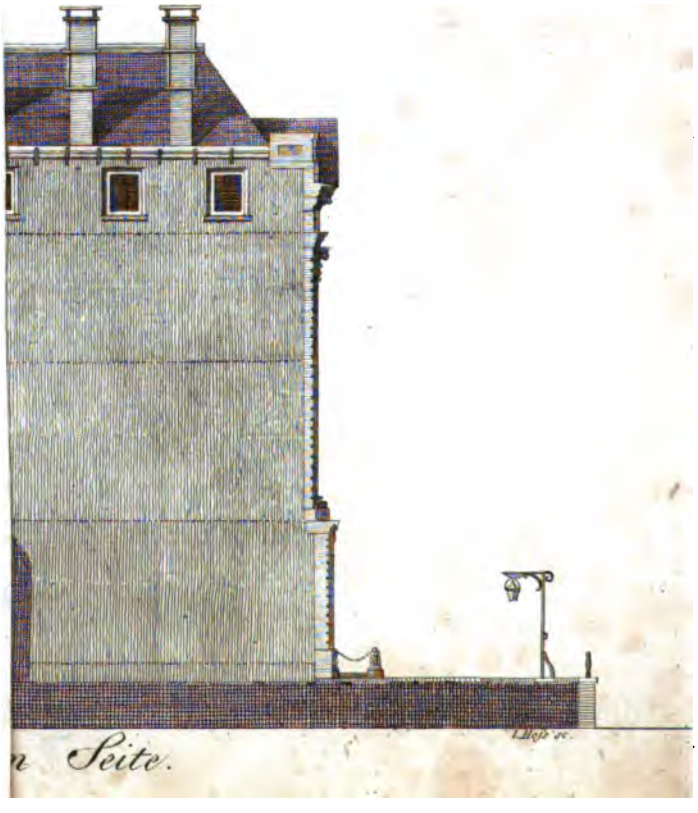
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.





Ansicht von hinten.



Seite.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1806.

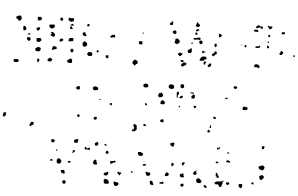
DRITTER BAND.

(MIT EINEM TITELKUPFER.)

JULIUS, AUGUST, SEPTEMBER.

NEW YORK PUBLIC LIBRARY

HALLE,
in der Expedition dieſer Zeitung,
und LEIPZIG,
in der kurfürſtl. ſächſiſchen Zeitungs-Expedition.
1806.



Beſchreibung

des Gebäudes der Geſellſchaft der Freunde der Künſte und Wiſſenſchaften, *Felix meritis*, zu Amſterdam.

Das Titelkupfer des *dritten* Bandes der A. L. Z. von d. J. ſtellt das wohleingerichtete und geſchmackvolle Gebäude der Amſterdammer *Maatſchappije van Verdienſten* oder der *Geſellſchaft der Freunde der Künſte und Wiſſenſchaften*, deren Deviſe: *Felix meritis!* iſt, von mehrern Seiten dar. Es iſt aus den in Amſterdam bey *Corn. Sebille Roos* erſchienenen: *Grondteekeningen van het Gebouw der Maatſchappije van Verdienſten ter Spreuke voerende: Felix meritis, opgericht te Amſterdam volgends de plans van den Bouwkunſtenaar Jacob Otten Husly* (9 Blatt Kupfer und 3 Blatt holländ. und franz. Text, Royal-Folio) verkleinert copirt.

Als die Geſellſchaft anfänglich (im J. 1777.) nur 40 Mitglieder zählte, fand ſie Platz genug in einem Privathauſe an der Lelygragt. Ihr Anwachs veranlaſste ſie aber bald, ihre Zuſammenkünfte in einem geräumigern Locale am *Fluweelen Burgwal* zu halten. Doch auch hier ward bald der Raum zu enge. Sie ſah ſich daher nach einem für die verſchiedenen Zwecke der Societät hinreichend weitem Platze um, der auch noch mehrere Mitglieder, als damals waren, bequem faſſen könnte, und kaufte mehrere Häuſer längs der *Kaiſersgragt* in Amſterdam. Dieſe wurden weggeriſſen und an ihrer Stelle ward nach dem Entwurfe und der Leitung des Architecten *Jac. Ott. Husly* das gegenwärtige Gebäude der Societät errichtet. — Der Grundſtein dazu ward am 7ten Julius 1787. gelegt und gegen das Ende des folgenden Jahres konnten ſchon die Zimmer im untern Stocke benutzt werden. Am 31ſten October 1789. war das Ganze vollendet und wurde feyerlich eingeweiht.

Dieſes Gebäude beſteht aus einem Vorderhauſe von viereckiger Form und einem ovalen Hintergebäude, nebſt einem kleinen Nebengebäude für den Hausmann. Wenn man zu der Vorderthür des Gebäudes hereintritt, iſt links das Verſammlungszimmer der Geſellſchaft (*de groote Entreékamer*) und rechts das Zimmer für die Directoren und die ökonomiſchen Ausſchüſſe derſelben. Gerade aus gelangt man in den geſchmackvoll decorirten Concertſaal im Hintergebäude. Er iſt nach der Form einer Ellipſe gebaut, deren groſse Axe 63 Amſterdammer Fuſs,

die

die kleine aber 50 Fuſs hält, und geht bis in das erſte Stockwerk hinauf. In dieſem iſt im Vordergebäude das Auditorium mit der Bibliothek. Ueber demſelben im zweyten Stocke befinden ſich das Antiken-Cabinet und die Zimmer für die bildenden Künſte. Der phyſikaliſche Saal und das Cabinet der phyſikaliſchen und mathematiſchen Inſtrumente iſt im Hintergebäude über dem Concertſaale.

Die Zweckmäſsigkeit dieſes Gebäudes ergiebt ſich aus den Beſchäftigungen der Societät. Dieſe theilen ſich in *fünf Klaſſen*, deren jede ihre Specialdirection hat. Aus den Commiſſarien dieſer Specialdirectionen, den Schatzmeiſtern derſelben und zwey permanenten Secretairen iſt die *General-Adminiſtration* des Ganzen zuſammengeſetzt.

Das ganze Jahr hindurch ſind der Montag und der Dienstag dem Zeichnen nach Natur von halbſechs Uhr bis neun Uhr Abends gewidmet. — Auſserdem ſind Dienstags gleichfalls während des ganzen Jahrs Vorleſungen über theoretiſche und Experimental-Phyſik, über Naturgeſchichte in ihrem ganzen Umfange, über Mechanik und über neue Entdeckungen. — Mittwochs werden, gröſstentheils im groſsen Auditorium, Vorleſungen über Kunſt und ſchöne Literatur gehalten. — Der Donnerstag iſt der Handlungswiſſenſchaft, der Schifffahrt, der Aſtronomie und den verwandten Wiſſenſchaften, ſo wie überhaupt allen Kenntniſſen, die auf Landwirthſchaft, Fabriken und Handel Bezug haben, gewidmet. — Freytags wird in dem prächtigen elliptiſchen Saale des Gebäudes ein Concert gegeben, zu dem auch die Damen Zutritt haben. — Sonnabends pflegen die Privatſammlungen von Zeichnungen u. ſ. w. der einzelnen Mitglieder zur Anſicht ausgegeben zu werden. Auch werden an dieſem Tage für die Söhne der Mitglieder Vorleſungen über die erſten Gründe der Phyſik und Mechanik gehalten. — Sonntags ſind freundſchaftliche Zuſammenkünfte, wo man ſich oft mit einem ähnlichen nützlichen Zeitvertreib, wie Sonnabends, beſchäftigt. — Auſserdem werden das Jahr hindurch zuſammenhängende Vorträge über reine und höhere Mathematik und über Phyſik und Mechanik gehalten.

Das erſte unerläſsliche Erforderniſs eines Mitglieds iſt ein völlig ungetadelter Charakter. Dann empfehlen Kenntniſſe und Talente beſonders zur Aufnahme.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 1. Julius 1806.

GOTTESGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Reinicke: *Grundlage der Dogmatik. — Erster* Theil, welcher eine Einleitung in die Lehren von Gott, der Moralität, der Religion, der Offenbarung durch die Vorsehung, dem Christenthum und der Ewigkeit enthält. Von D. *Gottlieb Schlegel*, Generalsup. von Schwedisch Pommern u. L. w. 1806. 286 S. 8. (1 Rthlr.)

Es ist eine wahre Freude, einen Mann von den hohen Jahren des würdigen Vfs. noch immer mit dem Zeitalter fortschreiten, die neuesten Untersuchungen in der Theologie würdigen, und die mildern Meinungen öffentlich empfehlen zu sehen. Hr. *S.* hatte schon im *ersten* Bande des *Henke'schen* N. Mag. für Religionsphilosophie einen Entwurf über die Nothwendigkeit einer vereinfachten Anordnung unsers Systems der Dogmatik gegeben, welcher Beyfall fand, und den Vf. zu dem Entschluss brachte, die Ausführung desselben ans Licht zu stellen. Daher liefert er in diesem *ersten* Theile zuvörderst in *sechs* Kapiteln eine Einleitung in die Hauptlehren der (christlichen) Religion, welche auf dem Titel bezeichnet sind, als Grundlage zu einer Vordogmatik zum Gebrauch bey akademischen Vorlesungen. Der *zweyte* Theil wird dagegen die eigentliche Dogmatik enthalten. Der Gesichtspunkt, wovon Hr. *S.* bey diesem Theile ausgeht, ist, die verschiedenen und zum Theil streitigen Meinungen über die Lehren dieser Einleitung, einander näher zu bringen, und wo möglich zu vereinigen. Er geht dabey einen Mittelweg, welcher allerdings der rathsamste in der neuern Theologie ist; giebt zu, was die neuesten Untersuchungen über die Religion zur Gewissheit gebracht haben, widersetzt sich aber den kühen Behauptungen, welche vorzüglich in der Philosophie, aber auch in der Theologie versucht worden sind. Da die Kürze ein Hauptzweck war, so konnte nicht alles mitgenommen werden, was man in den neuesten Zeiten über diese Gegenstände vorgebracht hat: allein die Hauptsachen sind doch wenigstens alle berührt. Eine schärfere Bestimmung der Begriffe, und eine strengere systematische Folge derselbe auf einander könnten noch am ersten vermisst werden. Dagegen hätten die etymologischen Entwickelungen einzelner Ideen allenfalls fehlen können, weil sie nur selten ein reines Resultat geben, in so fern der Sprachgebrauch sich häufig von der Etymologie ganz frey macht. Da Hr. *S.* bey der Religion und den Religionslehren von dem Grundsatze der *Vernunftmäßigkeit* ausgeht, den Rec. stets eingeschärft hat, so ist dadurch der Punkt zu einem Mittelwege gefunden; aber es lassen sich auch vermittelst dieses Grundsatzes noch mehrere theologische Behauptungen vertheidigen, als der Vf. nöthig gefunden hat. Die Sache ist kurz folgende. Da Religion ein Bedürfniss der Vernunft ist, und auf einem Glauben beruht, dem Vernunftgründe zum Grunde liegen müssen, wenn er nicht Aberglauben seyn soll: so kommt alles auf die *Vernunftmäßigkeit* des Glaubens an, um ihn vor mir und andern rechtfertigen zu können. Zu dieser Vernunftmäßigkeit gehört, dass der Glaube keine wahre Unmöglichkeit, und keinen Widerspruch mit der Vernunft und Moral in sich schliesse. So bald dieses nicht der Fall ist, kann ich ihn theils vor mir selbst rechtfertigen, theils mit seinen Gründen andern empfehlen. Auf Begreiflichkeit kommt es hiebey gar nicht an, weil von übersinnlichen Gegenständen die Rede ist, die dem Menschen immer unbegreiflich bleiben. Seine Festigkeit bekommt der Glaube nicht durch die Begreiflichkeit, sondern durch das gute Herz, welches ihn nährt, weil die Religion vorzüglich eine Angelegenheit des Herzens und ein Product der moralischen Natur des Menschen ist. Es war daher ein grosser Missgriff mancher neuern Theologen, dass sie bey ihren Untersuchungen über die Religion von der *Begreiflichkeit* ihrer Lehren ausgingen, und nun alles weg zu erklären oder an die Seite zu bringen suchten, was nicht begreiflich war. Wenn sie nur bedacht hätten, dass das Wesen Gottes selbst völlig unbegreiflich ist: so würden sie eingesehen haben, dass man entweder von dem Grundsatze der Begreiflichkeit abstrahiren, oder von der Religion zu reden ganz aufhören müsse. Indessen sind nun gerade durch jenen Grundsatz viele ältere dogmatische Vorstellungen in der neuern Theologie verworfen worden, und der Vf., der die verschiedenen Meinungen zu vereinigen sucht, hat aus lobenswürdiger Humanität einigen neuern Meinungen mehr nachgegeben, als er zu thun brauchte, wenn es ihm blos auf die Vertheidigung der ältern Vorstellungen ankam, welches aber bey seinen irenischen Bemühungen nicht der Fall war. Rec. bemerkt dieses blos deswegen, weil es noch Leser genug geben dürfte, die da glauben werden, dass der Vf. den Meinungen der neuern Theologie nicht genug nachgegeben habe. Diese mögen die Bemerkungen des Rec. wohl beherzigen, um dem Vf. nicht Unrecht zu thun. — Jetzt will Rec. einige Proben von den mildern Meinungen des Vfs. anführen, und alsdann noch einzelne Punkte der Kritik unterwerfen. Indem Hr. *S.* mit Recht den Causalitätsbeweis für das Daseyn Got-

Gottes vertheidigt, betritt er S. 17. einen Mittelweg in folgenden Aeuſserungen. „Man giebt zu, daſs die Wirklichkeit Gottes nicht *demonſtrirt* werden kann; aber in der allgemeinen Vernunft iſt ein nothwendiges Denken und Vorausſetzen der wirklich vorhandenen Weltурſache gegründet. Wenn gleich nach dem ſonſt ſo genannten *kosmologiſchen* Beweiſe die Zufälligkeit der Welt nicht in dem gewöhnlichen Verſtande, daſs nämlich die Welt auch nicht ſeyn könne, aus ihrer Natur erwieſen werden kann: ſo kann dieſe Zufälligkeit doch ſo viel bedeuten, daſs die Welt als ein Ganzes von Wirkungen, die ſich gegen einander als Zwecke und Mittel verhalten, einen Grund bedürfe, der ihren Wirkungen entſpricht, das Unbedingte zu den völlig bedingten Dingen; ein Princip, welches über alle Kräfte der Dinge geht, und bey der Zufälligkeit, dem Andersſeyn, den Wirkungen, Zweckmäſsigkeit verſchafft hat.“ Allerdings liegt in der Zweckmäſsigkeit der Natur ein Hauptgrund zu der Annahme eines vernünftigen Urhebers der Welt. Rec. pflegt auch bey den Beweiſen für das Daſeyn Gottes den Grundſatz der Vernunftmäſsigkeit anzuwenden, und den Hauptgrund zur Ueberzeugung von dem Daſeyn Gottes in der Teleologie zu ſuchen. Nachdem er die verſchiedenen Syſteme von dem Daſeyn der Welt als Folge des Zufalls der ewigen Materie, eines ewigen Mechanismus u. ſ. w., oder als Werk eines vernünftigen Urhebers angeführt hat, fragt er: welches Syſtem das *vernunftmäſsigſte* ſey? Hier muſs es ſich mit Hülfe der Teleologie bald ergeben, daſs nur das letzte Syſtem *für uns* das vernunftmäſsige heiſsen könne, und daſs wir uns damit begnügen müſſen, weil wir *über* unſre Vernunft nicht hinaus können. Uebrigens iſt der Vf. der Meinung S. 19.: „daſs man keinen der verſchiedenen Beweiſe für das Daſeyn Gottes bey richtiger Anwendung zu verachten oder gänzlich zu verwerfen habe. Die Gattungen der Menſchen wären verſchieden, und nicht alle Gründe paſsten für alle.“

Dieſs hat ſeine Richtigkeit: aber im Allgemeinen darf man wohl behaupten, daſs der Cauſalitätsbeweis für den allgemeinen Menſchenverſtand der überzeugendſte iſt. Da man in den neuern Zeiten ſo viel gegen den Ausdruck „*Beweis* für das Daſeyn Gottes“ eingewandt hat; ſo wäre eine Erläuterung darüber nicht überflüſſig geweſen. Unſtreitig heiſst: *etwas aus Gründen entwickeln* — auch beweiſen, und in ſo fern kann man getroſt von Beweiſen für das Daſeyn Gottes ſprechen. — Von der *Offenbarung Gottes* ſtellt Hr. *S.* S. 131. den Begriff auf: „daſs es jede Veranſtaltung Gottes bedeute, wodurch Menſchen zur Erkenntniſs von ihm und zu moraliſchen Handlungen gelangen, es ſey nun *durch erſchaffene Anlage oder durch die Mittel ſeiner Vorſehung.*“ Dieſer Begriff iſt unſtreitig der mildere: aber, ſo viel Rec. weiſs, auch dem Vf. ganz eigenthümlich. Die Art und Weiſe, wie ſie erfolgt ſeyn möchte, wird S. 137. angegeben „Die Menſchen fühlten den Unterſchied zwiſchen dem, was ſie durch gewöhnliche Mittel und Gelegenheiten und durch Selbſtthätigkeit, deren ſie ſich bewuſst waren, erkannten, und zwiſchen demjenigen, was ſie durch ungewöhnliche Umſtände und plötzliche Aufregung empfingen. Der ſie belebende Glaube an Gott machte ſie geneigt, die in ihnen entſtehenden Gedanken von dem Schöpfer und der Moralität, die edlen Geſinnungen und Triebe, welche ſie ihren natürlichen Kräften nicht zutraueten, ſo wie die lebhaften Gefühle dem höhern Weſen zuzuſchreiben, durch welches alle, ſo wie ſie wären, lebten und handelten. Wer vermag es aber, die Mannichfaltigkeit der Anſchläge und Wirkungen des Allwiſſenden und Allmächtigen, und alle veranlaſſenden und mithelfenden Gelegenheiten auszudenken, welche von ihm gebraucht werden können? u. ſ. w.“ Freylich wird eine jede Vorſtellung über die Art und Weiſe der Offenbarung nur Hypotheſe bleiben können, weil ſich die Schriftſteller der Bibel ſelbſt nicht näher darüber auslaſſen. Uebrigens ergiebt ſich hieraus ſchon von ſelbſt, wie Hr. *S.* über die *unmittelbare* oder *übernatürliche* Offenbarung denkt. Die *Möglichkeit* derſelben giebt er S. 141. zu, verkennt aber auch nicht die Schwierigkeit dieſes Begriffs, und ſetzt ſehr billig hinzu: „Sollte es aber nothwendig ſeyn, die Art der göttlichen Wirkſamkeit bey der Entſtehung und dem Urſprunge der Religion (Offenbarung) deutlich einzuſehen, und deutlich anzugeben? Dürfte eine Religionslehre dennoch nicht als wahr verehrt, und für ein Werk der Vorſehung erkannt werden, wenn wir gleich die Art des Urſprungs nicht entſcheiden könnten?“ Allerdings iſt es bloſs ein Bedürfniſs der ſpeculativen Vernunft, über den Begriff einer *mittelbaren* oder *unmittelbaren* Offenbarung zu reflectiren, deſſen die praktiſche Religion entbehren kann. Endlich erklärt er ſich S. 205. über die Moſaiſchen Bücher ſo: „daſs es ungewiſs bleibe, ob ſie von Moſes ſelbſt verfertigt, oder nur von ihm in Ordnung gebracht ſeyn, oder ob dieſs ſpäter von andern geſchehen ſey. Weniger zweifelhaft ſey es dagegen, daſs ſie alte Aufſätze und Nachrichten, Sagen, Geſchlechtsregiſter und Lieder, ſo wie die Geſchichte Moſis und der Iſraeliten enthielten.“ — So viel wird zur Probe hinreichend ſeyn, um den Geiſt dieſes Buchs kennen zu lernen. Man ſieht, daſs Hr. *S.* überall die gemäſsigtern und liberalern theologiſchen Anſichten verfolgt, welches ihm Ehre macht. Jetzt noch einige von den Stellen, wo Rec. angeſtoſsen iſt. S. 28. wird bey Gelegenheit der Widerlegung der Einwendungen, die man in der neueſten Zeit gegen das Daſeyn Gottes vorgebracht hat, auch dieſe angeführt, daſs man *Seyn* und *Daſeyn* unterſcheiden müſſe. Das letzte gelte nur von ſinnlichen, auf Zeit und Ort eingeſchränkten Dingen. Hr. *S.* antwortet darauf: „daſs wenn gleich zur Exiſtenz der *ſinnlichen* Dinge endliche Zeit und Ortbeſtimmungen gehörten: ſo ſchreibe man doch Gott das *Wann* und *Wo* ſo zu, daſs zwar etwas ähnliches von Zeit und Ort ſich darin befinde, aber alle Unvollkommenheiten vermieden und alle Beſchränkungen abgeſondert würden.“ Allein eben deſswegen, weil Gott ohne Beſchränkung von Zeit und Raum gedacht werden muſs: ſo kann bey

ihm

ihm nicht weiter von einem *Wann* und *Wo* die Rede seyn. In so fern aber Zeit und Raum nur für die Sinnlichkeit passen, Gott aber als ein *übersinnliches* Wesen vorgestellt wird: so ist sein Daseyn auch ein *übersinnliches* Daseyn; wobey gar nicht von Zeit und Ort die Rede zu seyn braucht. Eine substantielle Allgegenwart läfst sich zwar hiernach nicht behaupten, und diese hat die Theologie auch längst aufgegeben; aber wohl eine *omnipraesentia operativa*, die auch noch auf ein übersinnliches Wesen passt. — Ferner hätte Rec. gewünscht, dafs der würdige Vf. bey den verschiedenen Definitionen, die er S. 94 f. von der *Religion* aufstellt und beurtheilt, den historischen Begriff von dem constitutiven unterschieden haben möchte. So ist z. B. die Definition: Religion ist eine Art und Weise Gott zu verehren — ein blofs historischer Begriff vom äufsern Cultus. Unter den Begriffen, die Hr. *S.* selbst von der Religion giebt, gefällt Rec. der am besten, wonach sie „der Inbegriff von Kenntnissen und Vorschriften ist, die sich auf das Verhältnifs zwischen Gott und dem Menschen beziehen S. 96." Allein eigentlich scheint doch auch diese Definition zu eng zu seyn. Es kommt nämlich nichts darin vor von den religiösen Gefühlen und Gesinnungen, die doch ebenfalls zur Religion gehören. Der Ungebildete wird, statt der Religionskenntnisse, häufig nur von seinen moralisch-religiösen Gefühlen geleitet, woraus man sieht, dafs sie ein wichtiger Theil der Religion sind. Eben deswegen scheint uns auch *Kant's* Definition für zu eng. — Endlich haben wir in den Gründen für ein künftiges Leben das Misverhältnifs zwischen den grofsen Anlagen des Menschen und seinem blofs irdischen Zwecke nicht entwickelt gefunden, welches wir im Gegensatze des zweyten Grundes „aus dem Zwecke des jetzigen Lebenszustandes" S. 267 folg. erwarteten. Für den Rec. ist jener Grund immer sehr bedeutend gewesen. Die ganze vernünftige und moralische Anlage des Menschen geht aufs Unendliche. Der Mensch wird dadurch gewissermafsen gezwungen, einem Ziele unaufhaltbar nachzustreben, von dem er doch im voraus weifs, dafs er es hier auf Erden nicht erreicht. Allein nichts hält ihn ab, seine vernünftige und moralische Ausbildung zu verfolgen. Mitten in diesem Bestreben wird der gröfste Theil der Menschen vom Tode ergriffen und zu Boden gestreckt. Sollte der Mensch nun damit vernichtet seyn; so wäre er nicht das Werk eines gütigen und weisen Schöpfers. Wozu die grofsen Anlagen, und der kleine Zweck? und welche tyrannische Täuschung? Wollte man aber den Menschen als ein Werk der vernunftlosen Natur betrachten: so bleibt es immer ein ungereimter Gedanke, anzunehmen, dafs die Unvernunft Vernunft habe erzeugen können, wenn sich gleich die Wiedervernichtung derselben nach diesem Leben alsdann sehr leicht erklären liefse. Wohin sich also der Mensch mit seinem Nachdenken nur wendet, findet er Gründe zu der Hoffnung und dem Glauben an ein künftiges Leben. Er würde sich selbst mit seiner Vernunft ein vernunftloses Räthsel bleiben, wenn es kein weiteres Leben für ihn nach dem Tode gäbe. Dieses und noch manches andere hätte Rec. in dem letzten Kapitel mit etwas mehr Schärfe der Demonstration entwickelt zu sehen gewünscht, statt dafs der Vf. mehr skeptisch verfahren ist. — Was die Literatur betrifft: so hat Hr. *S.* am Ende der Kapitel nur einige der vorzüglichsten Schriften namhaft gemacht. Blofs die Rücksicht, dafs dieses Buch auch zu Vorlesungen gebraucht werden soll, dürfte eine vollständigere Literatur verlangt haben: denn alles übrige kann in den Vorlesungen sehr gut supplirt werden, nur nicht die Literatur, weil bey der mündlichen Angabe derselben nur gar zu leicht so manches überhört und misverstanden wird. — Schade, dafs dieses nützliche Buch nicht ohne bedeutende Druckfehler ist. S. 2. oben sind die Worte: *„dafs wir dieses denken"* wegzustreichen. S. 47. ist statt *„Gründegung"* zu lesen *„Gründe genug."* S. 96. oben ist *„Theorie"* wegzustreichen. S. 158. ist statt *„Buche" Lauf* zu lesen, und S. 237. statt *„ohne Vernunft" reine* Vernunft. Uebrigens sieht Rec. dem folgenden Theile mit Verlangen entgegen.

Leipzig, b. Tauchnitz: *Epitome Theologiae christianae e F. V. Reinhardi* acroasibus academicis descripta atque observationibus nonnullis aucta. 1805. 8. (18 gr.)

Der nunmehr verstorbene Oberprediger zu Schneeberg in Sachsen, Hr. *Berger*, hatte schon im J. 1802. *Reinhards* Vorlesungen über die Dogmatik aus seinen und des Vfs. Heften mit literarischen Zusätzen herausgegeben. Jetzt liefert uns Hr. Prof. *Höpfner* aus diesem *Bergerschen* Buch eine ökonomisch gedruckte *Epitome*, die mehr als Auszug ist. Zwar ändert sie nichts in der Materie, vielmehr giebt sie alles treu wieder, was man in jenen Vorlesungen findet; aber sie ändert die Form und enthält manchen schätzbaren Zusatz. Sie drängt den Vortrag an vielen Orten mehr zusammen, und wendet den dadurch gewonnenen Raum dazu an, manches weiter zu entwickeln und hier und da Zusätze zu machen. Diese Zusätze des Epitomators enthalten bald Fingerzeige zur Erklärung einzelner, besonders sogenannter klassischer Bibelstellen, bald Bemerkungen, welche die Geschichte der Dogmen und einzelner dogmatischer Vorstellungen betreffen, bald neuere theologische Meinungen und deren Prüfung, auch wohl Winke zur nähern Würdigung der Ideen des Hn. D. *Reinhard*. Vornehmlich aber sind die Zusätze literarischen Inhalts, und nennen, aufser den von *Reinhard* und *Berger* angeführten, noch manches andere Buch bis zu 1804., welches genannt zu werden verdiente. Alle diese Zusätze sind, damit man sie von dem Texte des Vorgängers unterscheiden könne, in Klammern eingeschlossen, die nur hie und da vom Setzer vergessen zu seyn scheinen. So gern übrigens Rec gesteht, dafs diese *Epitome* mit vielem Fleifs gearbeitet ist, dafs die den Paragraphen untergesetzten und eingeklammer-

merten Bemerkungen von der grofsen Beleſenheit des Hn. D. *H.*, vorzüglich in neuern theologiſchen Schriften, zeugen: ſo würde es ihm doch lieber geweſen ſeyn, wenn Hr. *H.* etwa unter dem Titel: Ideen und Kritiken über *Reinhards* Vorleſungen von *Berger*, uns die beygefügten Zuſätze und Bemerkungen gegeben hätte, als dieſe *Epitome*. So wie ſie iſt, ſcheint die Arbeit des Vfs. zum akademiſchen Gebrauche nicht ganz paſſend. Sogar enthält ſie in den Bemerkungen zu viel, was dem Docenten für den mündlichen Vortrag überlaſſen bleiben muſste, dem es überdieſs oft Gelegenheit zu neuen Kritiken geben würde, da Hr. *H.* oft zu ſchonend gegen manche, beſonders *Reinhardſche* Meinung iſt, z. B. von der Theopneuſtie u. ſ. f., und ſich auch da mit einer hiſtoriſchen Relation begnügt, wo man wenigſtens einige Winke zur nähern Beurtheilung derſelben erwartet hätte. Auch hätte ſich wohl noch mancher andere Zuſatz machen laſſen z. B. über den Unterſchied der Religion und Theologie, über Perfectibilität der Religion, über Wahrheit der chriſtlichen Religion und die dahin gehörigen Beweiſe, über Offenbarung, Inſpiration u. ſ. w. Dafür hätte Hr. *H.* ſich öfters kürzer faſſen können, z. B. bey dem, was er über die Schöpfungsgeſchichte, über den ſogenannten Fall der erſten Menſchen, über die Einwürfe gegen die Auferſtehung Jeſu u. ſ. ſagt. Auch hätte Hr. *H.* manche Schrift, die er aus dem grofsen Schatz ſeiner Bücherkenntniſs anführt, recht gut weglaſſen können, weil ſie weiter keine Ausbeute giebt. Wenn indeſſen dieſe *Epitome* zu dem für den Vf. angegebnen Zweck nicht recht paſſend iſt: ſo glaubt dagegen Rec. die kleine Schrift für die Wiederholung dogmatiſcher Vorleſungen, jungen Studirenden empfehlen zu können, ſo wie ſie ihnen auch insonderheit Gelegenheit geben wird, das kirchliche Syſtem in ſeiner wahren Geſtalt, in ſeinem Zuſammenhang u. ſ. w. kennen zu lernen, und zugleich zu erfahren, wie man ihm zu Hülfe gekommen iſt, oder die Partieen zu bemerken, wo es durch fortgeſetzte Unterſuchungen mächtig erſchüttert worden, und wo Hr. *Reinhard* ſelbſt dieſs gethan und zur Läuterung deſſelben kräftig mitgewirkt hat.

LEIPZIG, b. Weigel: *Dicta claſſica veteris et novi Teſtamenti, hebraice, graece et latine.* Dogmatiſche Beweisſtellen des alten und neuen Teſtaments in den Urſprachen und den lateiniſchen Ueberſetzungen von *Dathe* und *Reinhard*. Nach Anleitung der Reinhardſchen Vorleſungen. Ein Beytrag zur Erleichterung des dogmatiſchen Studiums. 1805. X u. 320 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Man muſs dem Vf. das Zeugniſs geben, daſs er mit groſser Beſcheidenheit von ſeiner „geringfügigen und anſpruchloſen Arbeit" ſpreche; dennoch können wir uns von dem Nutzen, den er davon erwartet, nicht überzeugen. Wir denken: wer die Dogmatik gründlich ſtudiren will, hat auch ſeinen hebräiſchen und griechiſchen Codex zur Hand, und fürchtet ſich nicht ſo ſehr vor der Mühe des Nachſchlagens, die der Vf. S. IV. übertrieben ſchildert; wem dagegen dieſes Studium gleichgültig iſt, der wird ſich auch nicht durch dieſe dürren Locus-Blätter (um uns eines Ausdrucks von *Herder* zu bedienen) zu demſelben ermuntert fühlen. Rec. möchte daher das in dieſer Sammlung übergangene *Dictum claſſicum* Luk. 16, 31.: Εἰ Μωυσέως καὶ τῶν προφητῶν οὐκ ἀκουουσιν, οὐδὲ ἐαν τις ἐκ νεκρων ἀναστη, πεισθησονται als Motto für dieſe Schrift empfehlen!

Der Druck nimmt ſich, da ſo wohl die hebräiſche als griechiſche Schrift ſehr klein und angreifend iſt, nicht gut aus. Auch ſind, ungeachtet des angehängten beträchtlichen Erraten-Verzeichniſſes, noch viele Druckfehler ſtehen geblieben, was in einem ſolchen Buche keineswegs gleichgültig iſt. Wir bemerken nur einige: S. 9. יָם רח S 29. יראו Ebendaſ. וּבְלוּחוֹת u. a. Nach der erſten Hälfte des Titels, ſollte man den Vf. für ein Mitglied der römiſch-katholiſchen Kirche halten, weil er durch das „*latine*" einen *lateiniſchen Grundtext* vorauszuſetzen ſcheint. Doch hat er ſich in der zweyten Hälfte deutlicher erklärt. Da die S. 12. und 21. aus *Daniel* abgedruckten Beweisſtellen *chaldäiſch* ſind: ſo hätte genau genommen, *chaldaice* auf dem Titel nicht fehlen ſollen.

KLEINE SCHRIFTEN.

STATISTIK. *Wien*, b. Rehms W.: *Oeſterreich im Schmucke der erblichen Kaiſerwürde*, aus mehrfachen ſoliden Staatsgründen. 1804. 19 S. 4. — Der Vf., Hr. D. *Suntinger*, hat die Vortheile der Annahme der erblichen Oeſtreichiſchen Kaiſerwürde von Seiten Sr. Majeſtät Franz II. vorzüglich in der dreyfachen Rückſicht dargeſtellt: *a*) daſs dadurch das Vereinigungsband der verſchiedenen Völker und Länder der Oeſtreichiſchen Monarchie enger zuſammengezogen; *b*) der Glanz und das Anſehen des Oeſtreichiſchen Erzhauſes vermehrt und befeſtigt; *c*) der Oeſtreichiſchen Monarchie der Rang, der ihr vermöge ihrer Ausdehnung und innern Macht ſchon im europäiſchen Staatenſyſtem reell gebührt, auch formell angewieſen werde. Dieſe drey Rückſichten ſind nicht unedem ausgeführt, und die Broſchüre verdient gekauft, und als eine Erläuterung eines Theils der Geſchichte unſrer Tage aufbewahrt zu werden. Einige Sprachfehler z. B. Zutrauen *an* ſeinen edlen Charakter (S. 5.) u. d. gl. wären wegzuwünſchen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 2. Julius 1806.

RECHTSGELAHRTHEIT.

PARIS, b. Levrault u. s. w.: *Institution au Droit maritime.* Ouvrage complet sur la Législation maritime, ayant pour base l'Ordonnance de 1681. à la quelle sont adaptées les loix de l'ancien et du nouveau régime, des réflexions, des Jugemens étayés des Autorités les plus respectables, notamment d'Emérigon, Valin et Pothier; des formules de divers Actes, Traités, Comptes; des Instructions nouvelles sur la Course maritime. Précédé d'un Discours, d'un Projet de Code commercial et maritime à établir avec les Puissances étrangères; et d'un Mémoire relatif aux assurances sur la vie etc., par *Boucher* etc., Professeur de Droit commercial et maritime à l'Academie de législation. 1803. (an XII.) LVI u. 808 S. 4.

Hr. *B.* ist einer der verdientesten und fleissigsten Schriftsteller im Gebiet der Handlungswissenschaften. Seine *Science des Négocians et Teneurs de livres.* 4., welche bereits zum zweytenmal aufgelegt worden ist, und seine *Institutions commerciales.* 4. haben, ausser einigen kleinern Werken, seinen Namen sehr vortheilhaft bekannt gemacht. Die gegenwärtig anzuzeigende Anweisung zum Seerecht ist ein neuer Beweis seiner gründlichen Kenntnisse, so wie seines Fleisses; und wenn auch hin und wieder einiges über dieses Werk zu erinnern ist: so wollen wir doch dadurch keineswegs das gerechte Lob schmälern, was ihm im Ganzen gebührt.

An der Spitze des Werks steht ein Discours, den der Vf. im Jahr XI. in der Akademie der Gesetzgebung über die *Geschichte des Seerechts* gehalten hat. Der deutsche Leser findet darin nichts neues, nichts der Auszeichnung werthes. Die gänzliche Unbekanntschaft, welche der Vf. mit der deutschen Literatur verräth, zeigt sich in dieser Darstellung besonders. Der darauf folgende *Entwurf zu einem Handels- und See-Codex zwischen Frankreich und den fremden Nationen* erregt eine grössere Erwartung, als nachmals erfüllt wird. Die mehresten der von Hn. *B.* vorgeschlagenen Artikel dürften bereits in den bestehenden Gesetzen und Gebräuchen der civilisirten Nationen Europens begründet seyn: z. B. der Artikel, dass in Handels- und Seesachen den Schuldner sowohl in seinem Wohnorte, als auch, *in foro Contractus* verklagt werden könne; dass die Verfertiger falscher Münzen und falscher Staatspapiere auf Requisition des fremden, dabey interessirten Theils ernennt und zur Strafe gezogen werden solle u. s. w. — Ein frommer Wunsch wird wohl der 3te und 4te Artikel bleiben, wo der Vf. vorschlägt: „3) Im Fall, dass ein einziges Handelsschiff ohne vorgängige Kriegserklärung in Beschlag genommen und angehalten würde, sollten die verbündeten Staaten zusammen sich rüsten: in diesem Falle hätte der Handelsstand zu den Kosten beyzutragen. Wäre aber ein Kriegsschiff angehalten worden, so trüge der Staat die Kosten der Bewaffnung allein. 4) Im Fall, dass eine der verbündeten Mächte mit einer andern in Krieg verwickelt würde, sollten die Neutralen genau respectirt werden, widrigenfalls die ganze Conföderation sich bewaffne." Rec enthält sich zu zeigen, wie wenig ausführbar diese beiden Vorschläge sind: er giebt nur zu bedenken, wie beläftigend für den Handelsstand es seyn würde, wenn derselbe zu den Rüstungskosten im ersten Falle beytragen müsste, und verweist übrigens auf die Beurtheilung der Schrift: *Bornemann* über die gebräuchliche Visitation der neutralen Schiffe und über die Convoy, nebst einem Mittel, beide durch ein allgemeines Seehandels-Völkerrecht zu heben (A. L. Z. 1805. Nr. 113.), in welchem Werke weit durchdachtere Vorschläge zu einem allgemeinen Seehandels-Codex enthalten sind, als in den beiden angeführten §§. des Hn. *B.* — In derselben Abhandlung, und noch einmal S. 562. u. 563., kommt der Vf. auf den bekannten Prozess des Hn. Maupas gegen die Sievekingschen Erben zu Hamburg. Weil der Hamburger Magistrat nicht sogleich in der Art erkennen wollte, als der Kläger verlangte, und vielmehr die Beklagten zur Diffession der zum Grunde der Klage gelegten Urkunde zuliess, glaubt Hr. *B.*, dass die französische Regierung dem Hn. Maupas sogleich habe *lettres de represailles* ertheilen sollen — eine Art Kaper-Briefe, wodurch man auctorisirt wird, den Unterthanen des Staats, *welcher sich geweigert hat, die vorenthaltenen Sachen wieder zu geben*, so viel wegzunehmen, als der eigene erlittene Verlust beträgt. Er bezieht sich deshalb auf die *Ordonnance* von 1681. Buch IX. Tit. 10 Allein unmöglich kann der Sinn eines mit vieler Weisheit abgefassten Gesetzes der seyn, die Gewaltthätigkeit und das Faustrecht an die Stelle ordentlicher rechtlicher Formen zu setzen, und einer missvergnügten Partey, die im Wege Rechtens nicht sogleich erhält, was ihr gut dünkt, das Schwert in die Hände zu geben. Der Zusammenhang der hierher gehörigen Verordnung muss entscheiden: „*Ceux de nos Sujets, dont les vaisseaux ou autres effets auront été pris ou arrêtés hors le fait de la guerre par les Sujets des autres états*" etc. Offenbar

bar ergiebt sich aus den angeführten Worten, dass von solchen Handlungen der Gewalt die Rede ist, welche gewöhnlich nur im Kriege statt finden. Mithin können dahin nicht gezogen werden die Verweigerungen und Einwendungen wider erhobene Ansprüche, welche in Friedenszeiten das Object der Prozesse und der richterlichen Untersuchung und Entscheidung zu seyn pflegen. Folglich ist die Stelle in der *Ordonnance* von 1681. so auszulegen: Wenn in Friedenszeiten der Unterthan eines fremden Staats ein französisches Schiff, oder die darauf befindliche Ladung im Ganzen oder auch nur einiges davon auf eine sonst nur zu Kriegszeiten übliche Art und Weise anhält, wegnimmt, oder sich deren bemächtigt: so werden, wenn der fremde Staat die Restitution verweigert, *Lettres de represailles* ertheilt. Es darf auch nicht übersehen werden, dass sobald als der fremde Staat dem Kläger den Weg Rechtens eröffnet, um nach den allgemeinen und sonst geltenden Gesetzen seinen Anspruch geltend zu machen, der im 3ten Artikel des angeführten Titels vorausgesetzte Fall *de l'Etat qui aura refusé de faire restituer les choses retenues* gar nicht vorhanden, mithin an *lettres de represailles* nicht zu denken ist. — In dem *Memoire sur le Contrat appellé Assurance sur la vie* beweist der Vf. ausführlich, dass dieser Contract der Sittlichkeit nicht zuwider laufe. In der That ist es thöricht, wenn aus dem Grunde, weil es etwas gehässiges in sich habe, den Tod eines Menschen zum Gegenstande der Speculation zu machen, die Versicherung auf das Leben eines Menschen verboten wird. Wirklich heisst es aber in der *Ordonnance* von 1681. B. III. Tit. 6. *Defendons de faire aucune assurance sur la vie des personnes.* (In dem von 1801. erschienenen *Projet de code du commerce* finden wir dieses Verbot bereits nicht wiederholt.) Sollte jener Grundsatz entscheidend seyn, so würde die schon von so vielen tausend Menschen gesegnete Königl. Preuss. Wittwen-Verpflegungs-Societät ein unmoralisches Institut seyn. Besonders nachtheilig ist ein solches Verbot für einen Seehandel treibenden Staat, in welchem jede Einrichtung zur Versorgung und Begünstigung der Seeleute und ihrer Familien aufgenommen und alle dem zuwiderlaufende Gesetze und Gewohnheiten abgeschafft werden müssen.

Von dem *Hauptwerke* selbst geben wir folgende allgemeine *Uebersicht*. Das *erste* Kapitel ist eine *Einleitung*, enthaltend einige allgemeine Begriffe und Regeln in etwas bunter Reihe, ohne Ordnung. In einer zweyten Ausgabe des Werks sollte der Vf. billig dieses Kapitel umarbeiten, und die darin vorkommenden Gegenstände besser ordnen, manches ganz weglassen, manchen Dingen einen andern Platz anweisen, und sich hauptsächlich nur auf die Quellen des Seerechts und auf die Hülfsmittel (zu welchen letztern die Schulen für die Seekunde gehören, s. Kap. 12.) einschränken. Die *erste* Abtheilung enthält in 19 Kapiteln die Grundsätze des Seerechts über die dabey vorkommenden Personen, die Producenten, die Kaufleute, die Mittelspersonen beym Handel, die Commis u. s. w., die Eigenthümer der Schiffe, die bey dem Schiffbau nothwendigen Handwerker, die Super Cargos, die Capitains, Schiffs Schreiber, Steuermann, Schiffsarzt, die Professoren der Hydrographie oder die öffentlichen Seeschulen. — Die *zweyte* Abtheilung handelt in *drey* Kapiteln, unter der Rubrik von Sachen (?), von den Schiffen, von den Pässen und von der Verklarung. Sie zerfällt wiederum in *zwey* Sectionen. — Die *dritte* Abtheilung, aus *fünf* Sectionen und *acht* Kapiteln bestehend, beschäftigt sich mit den Seehandels-Contracten, z. B. Cartepartieen, Connoissements, Fracht, Musterrolle, Contracten *à la grosse avanture*, Bodmerey, Assecuranz; ferner mit den Havereyen und der anzustellenden Berechnung, wenn das Schiff zu seiner Erleichterung hat Waaren und Sachen auswerfen müssen. — Die *vierte* Abtheilung in *zwey* Sectionen und *eilf* Kapiteln ist dem Völker-Seerechte gewidmet. — Die *fünfte*, welche nur *ein* Kapitel und *eine* Section begreift, handelt von der Erbfolge der auf dem Meere verstorbenen Personen, und von den Geburts- und Todtenscheinen. — In der *sechsten* Abtheilung (*eine* Sect. u. *vier* Kapp.) findet sich etwas von dem Prozess in Schifffahrts-Sachen. — In der *siebenten* (*zwey* Sect. und *zwey* Kapp.) und *achten* Abtheilung (*sechs* Sectionen und eben so viel Kapp.) wird von der Fischerey, den verschiedenen Arten der Netze, den Fischplätzen, den verschiedenen Gattungen des Fischfanges u. s. w. gehandelt. Die *neunte* Abtheilung (*zehn* Sectionen und eben so viel Kapp.) handelt von den Häfen, dem Hafen-Aufseher, den Lootsen, von dem Seeufer, den Rheden, vom Schiffbruch, Strandrecht u. s. w. In der *letzten* Abtheilung endlich (in *zwey* Sectionen und *drey* Kapp.) ist von den Seehandelstribunalien, dem Prisengericht und den Handels-Agenten die Rede.

In Absicht auf die *Anordnung der Materialien* dürfte der Vf. nicht frey von allem Tadel seyn. Warum ist er nicht überall derjenigen Ordnung treu geblieben, welche die *Ordonnance* von 1681. — dieses Hauptgesetz, worüber sein Werk nur ein Commentar ist, — beobachtet? Wir halten diese für weit systematischer, als die seinige: und überhaupt ist es gewiss besser, dass der Commentator der in dem Gesetze beobachteten Methode folge, als sich ein eigenes System schaffe, vorausgesetzt, dass die erstere an sich ebenfalls zweckmässig ist und eine deutliche Uebersicht der Sachen gewährt. Wie seltsam ist es nicht, wenn Hr. *B.* die Darstellung der Grundsätze des Völker-Seerechts zwischen die Lehre von den über Bord geworfenen Sachen und die Lehre von den Testamenten der Seeleute in die Mitte stellt! — Ferner ist die Lehre von dem gerichtlichen Verfahren in Schifffahrts-Sachen von der Darstellung der Verfassung der Gerichte zur Ungebühr getrennt worden. Einer Erinnerung dürfte es auch verdienen, dass der Titel der *Ordonnance* von 1681. „Von dem Schiffsgeistlichen" bey dem Vf. ganz fehlt, und in dem Völker-Seerechte die Maxime des Vorkaufs-Rechts ganz mit Stillschweigen übergangen ist.

Der

Der *Inhalt* des Werks selbst ist sehr belehrend. Es ist ein sehr ausführlicher Commentar über die wichtigern französischen See-Gesetze; obgleich eine genaue Vergleichung des *Boucher*schen Werks mit dem Texte dieser Gesetze, wie sie unser gründlicher Diplomatiker *von Martens* gesammelt hat, sehr bedeutende Lücken entdecken läfst. Hin und wieder nimmt der Vf. auch auf ältere einheimische und fremde Seerechte Rücksicht, z. B. die Statuten der deutschen Hanse, die *Role d'Oleron*, die dänischen Verordnungen u. s. w.

Der *Vortrag* ist lebhaft und deutlich, hin und wieder von einem durch die Gräuel der Kriege gerührten Herzen dictirt; auch zuweilen mit Anekdoten durchwebt, jedoch von Wiederholungen und einer gewissen Breite an vielen Stellen nicht frey. Ueberall leuchtet der glühende Hafs gegen England und der französische Nationalstolz hervor. So versichert uns Hr. *B.* S. 485., dafs Frankreich es jederzeit als eine seiner ersten Pflichten betrachtet habe, die Rechte der Völker zu achten. So hält er es S. 544 für unmöglich, was man ihm gesagt habe, dafs mancher französische Kaper, wenn sich ein blofser feindlicher Kaper nähere, den Kampf zu vermeiden suche, weil es in diesem Falle keine reiche Beute gebe. Indessen ist er doch gerecht genug, zuweilen etwas zum Ruhme einzelner englischer Seeleute anzuführen. Dahin gehört folgende interessante Anekdote: In dem Gefechte von Camperdown zwischen dem Schiffe le Delft und der englischen Flotte am 11ten October 1797. begab sich ein englischer Lieutenant Bullen auf jenes Schiff und zeigte dem dänischen Officier Kisberg, dafs es sehr beschädigt sey und er auf seine Rettung denken müsse. Der Däne antwortet, er könne seine Verwundeten nicht verlassen. „Wohlan dann, sagt der durch diese Standhaftigkeit gerührte Engländer, Gott lohne es dir, hier ist meine Hand, braver Kamerad, ich bleibe bey dir." Das Schiff sank, der Engländer rettete sich durch Schwimmen, aber der unglückliche Kisberg ertrank.

Um unsern Lesern noch eine Probe von dem Stile des Vfs. zu geben, theilen wir hier eine Stelle mit, die uns auch wegen ihrer Wahrheit besonders angezogen hat. „Kaum sind die Fackeln des Kriegs angezündet: so bewaffnet Frankreich und England Korsaren, um die ruhigen Schifffahrer, diese Bevollmächtigten des Handels, zu verfolgen. Frankreich rechtfertigt sein Verfahren, und mit Grund, durch die Repressalien und indem es sagt: England ist ein handelndes Volk, es bedeckt die Meere mit seinen Handelsschiffen: ich habe deren wenige auswärts, wenn ich mich seiner Schiffe bemächtigen kann, vernichte ich seinen Handel, vernichte folglich es selbst, und indem ich dies thue, nehme ich ihm die Mittel der Vertheidigung. In diesem Falle ist aller Vortheil auf meiner Seite. — England führt dagegen folgende Sprache: Frankreich hat allerdings wenig Handelsschiffe auf dem Meere, seine Korsaren kreuzen von einem Pole zu dem andern. Aber es bedarf der Zufuhr von Schiffsvorräthen. Schicken wir nur erst unsere Kaper aus, um alle diese Zufuhr abzuschneiden; lassen wir unsere Handelsschiffe convoyiren: so wird das der Zufuhr beraubte Frankreich auch ohne Vertheidigung seyn: in diesem Falle ist der Vortheil auf meiner Seite. Hirngespinnst!"

Eines Auszugs ist ein so weitläuftiges Werk nicht fähig. Rec. begnügt sich, *einige Bemerkungen* beyzufügen, die von nicht blofs localem Interesse seyn dürften. Oft hat er bemerkt, dafs der *Unterschied zwischen Certepartie* und *Connoissement* nicht gehörig angegeben wird. Um diesen genau zu bestimmen, mufs man sowohl auf die ursprünglichen Begriffe, als auf die durch den Gebrauch, vielleicht auch durch Mifsverstand entstandene Erweiterung derselben Rücksicht nehmen. *Connoissement* ist eigentlich ein *einseitiges* Bekenntnifs, welches der Capitain des Schiffes darüber ausstellt, dafs er die oder jene namentlich anzugebende Waaren und Effecten gegen eine bestimmte Fracht und unter gewissen Bedingungen von Jemandem für eine namhafte Person nach einem bestimmten Hafen auf seinem Schiffe zu bringen übernommen habe. Die *Certepartie* dagegen ist eine über ein *zweyseitiges* Geschäft aufgesetzte Urkunde, nämlich über den zwischen dem Verlader und dem Schiffer über die Fracht u. s. w. abgeschlossenen Contract. Das Connoissement ist nur von dem Capitain, die Certepartie aber von beiden Theilen zu unterschreiben. Weil aber in jenem der Capitain zugleich die Bedingungen mit ausdrückte, unter welchen er die Waaren und Güter übernommen hatte: so entstand der Irrthum, Connoissement und Certepartie für gleichbedeutend zu halten, welcher Irrthum dann insbesondere desto leichter entstehen mufste, wenn der Befrachter das Connoissement etwa auch mit unterschrieb. Selbst Hr. *Boucher*, so genau er auch den Unterschied zwischen Connoissement und Certepartie überhaupt kennt, sagt doch an einem Orte: Folglich ist das Connoissement eine Certepartie über einen Theil der Ladung; und die Certepartie ist ein einziges Connoissement über die von einem Einzelnen herrührende Ladung (S. 257.). Eine Beschreibung, die keine deutliche Vorstellung von der Sache geben dürfte.

Wenn der Vf. S. 227. von dem *Messen* des Schiffes spricht, und die Ursachen angiebt, warum dasselbe nothwendig sey, so vergifst er eine der wichtigsten, nämlich die: um die Identität des Schiffes zu beweisen. S. 465. zählt Hr. *B.* die wesentlichen Stücke auf, welche in einem Seepasse enthalten seyn müssen. Darunter befindet sich auch der Ort, wo das Schiff gebaut worden ist. Dies ist aber nicht in allen Pässen der Fall, indem über diesen Punkt eine eigene Urkunde — der Bielbrief — vorhanden ist.

Um zu beweisen, dafs die neutrale Flagge selbst feindliches Eigenthum decken müsse, sagt der Vf. S. 482.: „Im Allgemeinen darf eine Nation gewisse Mittel gebrauchen, um ihrem Feinde zu schaden; aber blofs in dem Falle, wenn sie nicht geradezu einem Dritten schadet und nicht das Recht des Asyls verletzt. Denn wäre es erlaubt, dem Feinde zugehörige

hörige Waaren zu plündern, wenn sie sich in einem auf dem gemeinschaftlichen Elemente schwimmenden Magazine befinden: so müsste es auch erlaubt seyn, sie auf dem Gebiete der neutralen Nation aufzusuchen und zu plündern, wenn sie sich in einem unbeweglichen Magazine befinden; welches gegen alle Grundsätze ist." Diese Argumentation ist sehr scharfsinnig, aber nicht erschöpfend. Denn, wenn es mir erlaubt ist — um bey dem Gleichnisse des Vfs. zu bleiben — in eins der auf dem gemeinschaftlichen Elemente schwimmenden neutralen Magazine zu brechen; um diejenigen Werkzeuge aufzusuchen, die von dem Feinde, wenn er sie erhielte, zum Kriege und zu seiner Vertheidigung gegen mich gebraucht werden könnten; warum soll es mir nicht erlaubt seyn, daselbst auch sein wirkliches Eigenthum aufzusuchen und mich dessen zu bemächtigen, da ich ihm auf diese Art und Weise noch weit mehr schade. — Die Gründe, aus welchen erwiesen werden soll, dass die Flagge das Schiff decke, müssen also nach unserer Meinung anders woher genommen werden.

Uebrigens bemerkt Rec., dass in der Abtheilung, welche von dem Völker-Seerechte handelt, Hr. *B.* sich durch nichts Originelles auszeichnet. Wir nehmen den §. 1896. S. 483. aus, wo der Vf. die Verträge von 200 Jahren her aufzählt, in welchen der Grundsatz aufgenommen worden ist, dass die Flagge das Schiff decke. — Wenn nun Hr. *B.* auf der einen Seite diesen Grundsatz so sehr in Schutz nimmt: so begreifen wir nicht, wie er auf der andern Seite im §. 2206. S. 549. die Regel aufstellen kann: Jede feindliche Waare an Bord eines befreundeten Schiffes ist im Allgemeinen confiscabel, nicht aber in einzelnen Fällen u. s. w. Freylich sagt die *Ordonnance* von 1681. B. III. Tit. 9. §. 7.: *Tous navires, qui se trouveront chargés d'effets appartenans à nos ennemis, et les marchandises de nos Sujets ou Alliés qui se trouveront dans un navire ennemi seront pareillement de bonne prise.* Allein das *Arrêté* vom 21. Prairial Jahr XI. hat diesen Artikel nicht aufgenommen.

Wir beschliessen unsere Anzeige von dem *Boucher*'schen Werke mit dem Wunsche, dass der Vf. in einer *zweyten* Ausgabe den Plan noch mehr durcharbeiten, sich mehr einer gedrängten Kürze befleissigen, und die durch den neuen Handels-Codex nöthigen Abänderungen und Zusätze an gehörigem Orte einschalten möge. Druck und Papier sind vortrefflich: der erste wird jedoch in der voranstehenden Inhaltsanzeige durch eine Menge Druckfehler entstellt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Statistik. *Eisenstadt* (in der Fürstl. Eszterházyschen Druckerey.): *Urbarial Regulation*, oder Richtschnur für Ingenieurs zur Regulirung der Unterthanen im Königreiche Ungarn. Enthaltend sowohl die Anleitung zur Regulirung selbst, als auch die nöthigen Tabellen, nach welchen die beendete Ausmaass dem betreffenden Löbl. Comitate zur Authenticirung und Gutheissung der Hochlöbl. Statthalterey zu unterbreiten kommt. 1805. 64 S. 8. und 6 Tabellen. — Der Vf. dieses in Rücksicht der Schreibart vernachlässigten, aber mit Sachkenntniss ausgearbeiteten, für ungrische Statistiker auch in literarischer Rücksicht interessanten Werkchens ist laut der unterzeichneten Vorrede *Franz Brechter*, Fürstl. Eszterházyscher Oberingenieur. Da in Ungern wenige Comitate sind, wo das Fürstl. Eszterházysche Haus nicht Güter besässe: so hat der Vf. nicht nur auf die allgemeinen Urbarial-Verordnungen, sondern auf die theils durch Local-Verordnungen, theils durch den Gebrauch bestimmten Abänderungen des Urbarialsystems Rücksicht genommen, und dadurch die Brauchbarkeit seiner Arbeit erhöht. Es lässt sich demnach aus dem Werkchen das Verhältniss des Unterthans zu seinem Grundherrn, das Verhältniss des Besitzthums eines ungrischen Bauers zu den grundherrschaftlichen Entrichtungen ganz gut übersehen. So z. B. erhält ein sogenannter halber *Bauer* zu Gyula im Tolnaer Comitate von seinem Grundherrn 11 Joch Aecker erster Klasse zu $4\frac{1}{2}$ Mätzen Einsaat, zu 1100 Q. Klafter. An Wiesen auf 4 Fuhren Heu oder $1\frac{1}{2}$ Mäder. An einer Hofstelle (Haus und Gartenterrain) 550 Q. Klafter oder ein halbes Joch. (Was hieran zu viel oder zu wenig ist, wird an der Rubrike der Wiesen abgerechnet oder ersetzt.) Dafür entrichtet er jährlich *a*) 26 Zug- oder an deren Stelle 52 Handrobothen. *b*) Den Neunten aller Feldfrüchte in Natura (ausser Hanf und Lein). *c*) 1 fl. baar als Arenda (Pachtzins). *d*) Führt $\frac{1}{4}$ Klafter herrschaftliches Holz. *e*) Liefert 3 Pfd. Gespinst, ein Seitel Schmalz, 1 Kapaunen, 1 Huhn und 6 Eyer. Man sieht also, dass im Tolnaer Comitate ein ganzer Bauer 22 Joch Aecker der ersten Klasse zu 1100 Q. Klafter haben muss (sind es Aecker der zweyten oder dritten Erträgnis-Klasse, so werden 24 und 26 Joche auf einen Bauer zu 1200 und 1300 Q. Klafter gerechnet) und an Wiesenwachs-Feld auf 8 Fuhren Heu. In bevölkerteren Comitaten, z. B. Neutraer, Pressburger, Trenchiner, Tharotzer, Oedenburger werden einem ganzen Bauer nur 16 Joche erster Klasse zugemessen — im Csanader hingegen 36, im Csongrader 34: so viel Unterschied bewirkt die Lage, die Bevölkerung und die Gelegenheit zum Absatze. Diese Verhältnisse in den verschiedenen Comitaten sind durch Verordnungen von den Jahren 1766—1774. bestimmt, die man Tab. F. alle übersehen kann.

Zur Sicherheit des Contributional-Fonds dürfen durch keine neue Regulirung weniger Sessionen, als vorher, herauskommen (d. h. die Herrschaft darf keine Unterthansgründe an sich ziehen und dadurch steuerfrey machen). Dass manches durch Verordnungen noch nicht bestimmt, sondern der herrschaftlichen Willkür überlassen sey, ersieht man in den Artikeln von den Ausrottungen, Hanfäckern und Plätzen unterhalb der Weingärten. Ausführlicher hätte die Belehrung S. 57. seyn sollen, über Ausmass der Gründe für Pfarrherrn, Kapläne, Schullehrer und Kirchen. Dem Vf. gebührt das Lob, dass er zwar in seiner Unterweisung auf den Nutzen der Herrschaft, doch aber auch auf die gehörige und billige Befriedigung der contribuirenden Unterthanen möglichst Rücksicht nimmt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 3. Julius 1806.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

BERLIN, b. d. Gebr. Gädicke: *Der freymüthige Heilkünstler.* Ein Buch für Regenten und Aerzte, von Dr. *Eduard Löbel.* *Erster* Theil. 1805. 188 S. 8. (16 gr.)

Da der Einleitung des Vfs. zufolge bis jetzt noch kein Heilkünstler im Reiche der Medicin ein so geschlossenes Ganze über die Pflichten des Heilkünstlers gegen den Staat, und über die Rechte des Arztes, als Staatsmitgliedes und unermüdeten Dieners des Apolls, geliefert habe, wie es im Reiche der Philosophie geschehen sey: so wagt er es, der medicinischen Welt hier in diesem Werkchen über die ärztlichen Rechte und über die individuellen und allgemeinen Verfassungen und schädlichen Missbräuche, die sich dem Beobachter darbieten, zwar kein geschlossenes, systmatisches, fehlerfreyes Ganze, doch aber eine Propädeutik zu einer nicht so abgerissenen und hingeworfenen Darstellung, wie diese ist, zu liefern. Zur Erreichung dieses Zwecks spricht er nun in diesem *ersten* Theile über funfzehn besondere Gegenstände, in eben so vielen Abschnitten. I. *Der Leibarztstand.* Dieser Abschnitt enthält nichts als eine Erklärung des Wortes Leibarzt, und eine Beschreibung der gewöhnlichen Wahl der Leibärzte. II. *Ueber die Wahl der Leibärzte.* Hier spricht Hr. *L.* ausschliesslich über die Wahl wissenschaftlicher Bildung und das Wesentliche der Leibärzte. Er verlangt mit Recht, dass der Leibarzt die gründlichsten Kenntnisse in allen Zweigen seiner Kunst besitze; dass er einige lebende Sprachen, vorzüglich aber diejenige, welche an seinem Hofe gesprochen wird, gleich fertig spreche und schreibe; moralisch gut, weder Heuchler noch Pietist sey, hinreichende Menschenkenntniss und Weltklugheit habe, um so desto leichter Fehltritte vermeiden, und seiner Pflicht mit Ernst und Würde entsprechen zu können. Wenn S. 12. gesagt wird, der Leibarzt solle den Regenten zuweilen selbst bey der Nacht beobachten, seinen Athem belauschen u. s. w.: so ist diess doch wohl nur vom kranken Zustande zu verstehen; denn wenn der Leibarzt diess auch beym gesunden Zustande thun wollte: so möchte er wohl schwerlich dem Verdachte eines Charlatans entgehen. Wenn gleich ein Räuberanfall, den Hr. *L.* zur Erläuterung anführt, wohl zu den seltensten Veranlassungen, die chirurgischen Kenntnisse des Leibarztes auf die Probe zu stellen, gehören möchte: so führt er doch mehrere wichtige Gründe zur Unterstützung der Forderung an, dass jeder Leibarzt in der theoretischen und Manual-Chirurgie nicht unerfahren seyn müsse. Er tadelt zuletzt sehr richtig eine solche Wahl der Leibärzte, welche durch Nebeneigenschaften derselben, durch parteyische Fürsprache höherer Personen, oder wohl gar durch baares Geld begründet wird, und will, dass die Wahl der Leibärzte berühmten und erleuchteten Universitäten überlassen werde; alle Stimmfähigen derselben sollen, zur Vermeidung aller Parteylichkeit, ihr Urtheil versiegeln, und so an die Behörde versenden. III. *Ueber das Berathschlagen vor dem Krankenbette.* Enthält nichts Neues und Bemerkenswerthes. IV. *Vergiftungen.* Zur Entdeckung einer Vergiftung bey Regenten soll der Arzt vorzüglich die Mimik und Psychologie inne haben, um die Anwesenden und die das vergiftete Subject Umgebenden studiren, und jeden ihrer Züge und Handlungen genau beobachten zu können; weil, wie Hr. *L.* meynt, man doch selten Bösewichter antreffen werde, die so ganz die Ichheit des Gewissens, die Furcht vor der Strafe, und das Selbstgefühl von einer niederträchtigen Handlung zu verheimlichen im Stande sind. — Dass das Studium der Mimik und Psychologie zu solchen Entdeckungen behülflich seyn könne, lässt sich zwar hoffen; schwerlich möchte es aber immer hinreichend seyn, weil die Erfahrung lehrt, dass nicht (wie S. 30. behauptet wird) stets in dem Auge des Giftmischers eine düstere Niedergeschlagenheit, oder ein furchtsames Herumblicken, gemischt mit Verzweifelung und Bangigkeit, beobachtet wird, dass er nicht immer die gegebenen Befehle wie im Traume handelnd vollzieht, verlegen, schüchtern oder ängstlich an abgesonderten Orten umherirrt. Ein echter Bösewicht wird gerade entgegengesetzt handeln, und ein solcher wird doch mehrentheils der erkaufte Thäter seyn. Hr. *L.* erinnert sehr richtig, dass man sich hüten solle, die Zufälle der Cholera mit den Zeichen der Vergiftung zu verwechseln; diese Zufälle der Cholera anzuführen, war aber wohl überflüssig, da sie einem jeden Arzt bekannt sind. Auch sind sie nicht ganz richtig, genau und vollständig genug angeführt, wie Rec. leider aus eigener Erfahrung bezeugen kann. V. *Von den Zeichen der Vergiftung.* Vortrefflich, sagt Hr. *L.*, definirt *Röschlaub* in seiner Nosologie S. 176. §. 636., was Gift sey, und führt nun diesen Paragr. wörtlich an. Unbegreiflich ist's, wie Hr. *L.* behaupten kann, dass Hr. *Röschl.* hier eine Definition vom Gift gebe, da dieser doch eigentlich hier nur von der Wirkung des Gifts und von dem Unterschiede spricht, welcher zwischen dieser und der Wirkung der Arzneykörper Statt findet; seine Definition vom Gift aber schon in §. 626. gab. Aber auch

diese Definition verdient nicht vortrefflich genannt zu werden, weil sie um nichts besser ist, als andere vorher bekannte; nach ihr würde z. B. glühendes Eisen auch Gift seyn, was doch wohl keinem einfallen wird. Er führt nun aus *Gmelin*, *Plenk* und *Baglio* die allgemeinen Wirkungen der Gifte bey Lebendigen, und die Zeichen an, welche man an vergifteten Leichnamen bemerkt, und kommt zuletzt auf die berüchtigte Aqua Toffana, von welcher er ohne Beweis behauptet, dafs sie schon dem Cajus Caligula bekannt gewesen, und Kaiser Heinrich VII. dadurch vergiftet worden sey. Zuletzt führt er einige Versuche über die Wirkung des mit Arsenikdämpfen geschwängerten Wassers an, welche er selbst bey Hunden angestellt, mit der Versicherung, dafs er sich von der Aehnlichkeit der Wirkung dieses Arsenikwassers mit der Aqua Toffana überzeugt habe. Es ist zu wünschen, dafs Hr. *L.* sein Versprechen halten, und das Resultat seiner mit möglichster Genauigkeit fortgesetzten Versuche dem medicinischen Publicum mittheilen möge. VI. *Einziges Mittel, die Zubereitungen und Bestandtheile der Aqua Toffana zu entdecken.* Durch die hier vorgeschlagenen äufserst kostspieligen Entdeckungsmittel dürfte zwar den Betrügern Thüre und Thor geöffnet, der eigentliche Zweck aber schwerlich erreicht werden; des Unglücks nicht zu gedenken, welches aus der allgemeinen Bekanntwerdung der Zubereitungsart dieses Giftes entstehen könnte. Ueberdiefs scheint Hr. *L.* nicht zu wissen, dafs die Zubereitungsart der Aqua Toffana, oder wie sie die Neapolitaner eigentlich nennen: *Aqua del Toffnina*, schon dem Kaiser Karl VI. und dessen Leibarzt Pius Nicolaus von Garelli aus den über die damals in Neapel gefangen sitzende Giftmischerin Toffana verhandelten Kriminalacten hinreichend bekannt gewesen ist; wie dieſs aus dem Briefe des gedachten Garelli an den berühmten Friedrich Hoffmann erhellt, welchen dieser in seiner *Medicina rationali systematica* T. II. P. 2. §. XIX. p. 185. mittheilt. VII. *Ueber die Prüfung dieses Gifts im menschlichen Organismus.* Dafs Gifte auf den thierischen Körper öfters ganz anders als auf den menschlichen wirken, manches den Thieren gar nicht schadet, was den Menschen tödtet, und dafs folglich an Thieren angestellte Versuche für die Wirkung des Gifts auf den menschlichen Körper nichts beweisen, bemerkt Hr. *L.* richtig; wenn er aber aus dieser Ursache vorschlägt, die Wirkung unbekannter Gifte, besonders der Aqua Toffana, an zum Tode verurtheilten Verbrechern, und um sie nicht zu ängstigen, ohne ihr Vorwissen zu versuchen, sich auch auf ältere Beyspiele beruft: so möchte dieſs in medicinischer Hinsicht wohl zu vertheidigen seyn; ob es aber von Rechtsgelehrten und Richtern werde gebilligt werden, läfst sich aus wichtigen Gründen sehr bezweifeln. VIII. *Die Rechte der Leibärzte.* Dieser Abschnitt hätte wohl billig gleich hinter dem zweyten folgen sollen. Ist der Leibarzt des Regenten ein solcher Mann, als er eigentlich seyn soll und seyn mufs: so verdient er allerdings alle die Rechte, welche Hr. *L.* ihm hier beygelegt wissen will. IX. *Die Medicinalcollegia.* Was hier von den Pflichten der Medicinal- und Sanitäts-Collegien gesagt wird, sind lauter längst bekannte Dinge. Mit Unrecht fordert übrigens der Vf. von den Sanitäts-Collegien, dafür zu sorgen, dafs die oft schlecht besoldeten Physici anständig besoldet werden; dieſs ist in den mehresten Staaten Sache der Finanzbehörde. Sanitätsbehörden können höchstens der Finanzbehörde Verbesserungsvorschläge thun, die aber doch mehrentheils aus Mangel an Fonds verunglücken. X. *Ungerechtigkeiten der Medicinalcollegien.* Schon am Ende des vorigen Abschnitts, noch mehr aber in diesem, eifert Hr. *L.* gewaltig gegen die Eingriffe in die medicinischen Privilegien, welche, wie er sagt, gewisse Medicinal- und Sanitätscollegien machen. Wenn es wirklich solche Medicinalcollegia und Prüfungsanstalten geben sollte, als Hr. *L.* sie hier schildert, woran wir nicht wohl zweifeln können, weil er sie gelegentlich zu nennen verspricht: so verdienen sie allerdings die schärfste Rüge und Zurechtweisung. XI. *Die Universitäten.* In diesem ganzen Abschnitte sucht Hr. *L.* sehr leidenschaftlich zu beweisen, dafs es das allgemeine Staatsinteresse erheische, dafs der unnütze Gebrauch, creirte Doctoren noch einmal zu prüfen, abgeschafft werde, weil man mit Zuverlässigkeit voraussetzen könne, dafs Facultäten unparteyisch und streng jedes ärztliche Subject prüfen, und ihm nicht eher die Rechte und Freyheiten der Doctorwürde ertheilen würden, bis sie hinlänglich von seinem medicinischen Wissen überzeugt sind. Dessen ungeachtet gesteht er kurz vorher selbst zu, dafs es Facultäten giebt, welche Apothekern, Scheerfackträgern, Schäfern und Balsamkrämern die Erlaubnifs, medicinische Praxis ausüben zu dürfen, ertheilen, oder solche Afterärzte, welche auf erleuchteten und berühmten Universitäten zurückgewiesen worden sind, aufnehmen und zu Doctoren machen; er hätte noch hinzusetzen können: die auch jedem, der es verlangt, ohne ihn gesehen, noch weniger geprüft zu haben, des Geldes wegen das Doctordiplom überschicken, wenn und wohin er es haben will. Wäre Hr. *L.*, als er dieſs niederschrieb, mehr Herr seiner Leidenschaften gewesen: so würde ihm dieser Widerspruch gewifs nicht entgangen seyn; und hätte er jemals mehrern öffentlichen unparteyischen Prüfungen beygewohnt: so würde er sich überzeugt haben, dafs nicht immer eine nochmalige Prüfung solcher Aerzte überflüssig ist, die von irgend einer Facultät den Doctortitel erhalten haben; und dafs eben so wenig seine übrigen Beschuldigungen ganz allgemein auf alle Medicinalcollegien und Prüfungsanstalten Anwendung finden. Sollte es wirklich dergleichen Afterexaminatoren geben, als Hr. *L.* behauptet: so verdienen sie durch Nennung ihres Namens öffentlich angeklagt zu werden. Weit richtiger tadelt Hr. *L.*, dafs die nochmaligen Prüfungen von den Examinandis bezahlt werden müssen. XII. *Ueber Pfuscherey und Quacksalberey, und wie dieſs Uebel auszurotten sey.* Enthält fast nichts, was nicht schon von Andern hundert Mal und richtiger gesagt worden wäre. Der Vf. verlangt überall grofse Strenge. Wenn der Apotheker über-

überwiesen worden, dafs er ohne Vorschrift des dazu autorisirten Arztes ein Arzneymittel ausgegeben hat, soll er im ersten Uebertretungsfall augenblicklich aller seiner Privilegien und Freyheiten auf gewisse Zeit beraubt, und sogar aus seiner eigenen Apotheke verwiesen werden, welche unterdessen einem andern Pharmazeuten zur Administration übergeben werden könne; im zweyten Uebertretungsfalle aber soll er seiner Privilegien gänzlich beraubt, und so schnell als möglich ohne alle Umstände und Einwendungen in ein wohl organisirtes Arbeitshaus verwiesen werden. Welch ein Verhältnifs zwischen Strafe und Verbrechen!! Das allersicherste und einzig mögliche Mittel, die übrigen Pfuscher gänzlich mit der Wurzel auszurotten, besteht, seiner Meinung nach, darin, dafs jede Quacksalberey und Pfuscherey mit dem Zuchthause bestraft werde. Dieser Vorschlag ist übrigens nichts weniger als neu, und schon längst bey solchen Pfuschern angewandt worden, welche durch gelindere Strafen nicht zu bessern waren. Wenn übrigens Hr. *L.* mit Hn. *Röschlaub* behauptet: „der Apotheker sey blofs, in wiefern er am Receptirtische stehet, Medicinalperson," so giebt er dadurch seine Unwissenheit in der Pharmacie überflüssig zu erkennen. XIII. *Dürfen Regimentsärzte und alle Unterärzte des Militärs die medicinische Technik ausüben?* Hier schliefst sich Hr. *L.* wieder an *Röschlaub* an, und läfst eine lange Stelle aus seiner Abhandlung über Medicin, ihr Verhältnifs zur Chirurgie u. s. w. wörtlich abdrucken, ohne zu bedenken, dafs dessen Vorschlag: jedem praktischen Arzt, gleich den Justizbeamten, ein jährliches Gehalt aus allgemeinen Fonds, und nach *Erhards* Vorschlag wenigstens eine jährliche Summe von 300 Thalern zuzusichern, zu den *Piis desideriis* gehört, deren Erfüllung zwar zu wünschen seyn möchte, aber aus leicht begreiflichen Ursachen nie zu erwarten ist. Nach vorangeschickter theils unrichtiger, theils unvollständiger Schilderung der Dienstpflichten und der Besoldung der Militärärzte wird die aufgeworfene Frage dahin beantwortet, dafs kein Militärarzt oder Regimentschirurgus Civilpraxis treiben dürfe, und dafs ein jeder, der sie treibt, nach *Röschlaub's* Definition als ein Pfuscher betrachtet und bestraft werden müsse. Hätte sich Hr. *L.* um die Verhältnisse der Regimentschirurgen in benachbarten Staaten bekümmert: so würde er nicht so einseitig geurtheilt haben. XIV. *Ueber die Nothwendigkeit, Getreidemagazine in Staaten anzulegen.* Dieser Abschnitt enthält zwar nichts Neues; jedoch sind die längst bekannten Wahrheiten gut vorgetragen. XV. *Ueber die Wohnorte der Menschen und über das Schädliche der Fabriken, Manufakturen und Kirchhöfe in Städten.* Auch dieser Abschnitt enthält lauter längst bekannte, schon oft genug gesagte Dinge. Beyläufig berührt auch Hr. *L.* das gelbe Fieber, und meynt, dafs dessen Kur schlechterdings gelingen müsse, wenn man es nur streng nach den Grundsätzen der Erregungstheorie behandle. Was zuletzt von den Kirchhöfen gesagt wird, ist keineswegs befriedigend. Bedeutender Verlust der Kirchenrevenüen, Schadloshaltung der Erbeigenthümer, von der ärmern Volksklasse schwer aufzubringende Transportkosten nach weit entfernten Begräbnifsplätzen, und Ersatz des Versäumten, sind die bekannten Hindernisse, dafs die Begräbnisse in den Kirchen und auf den Kirchhöfen in Städten und Dörfern bis jetzt noch nicht allenthalben abgeschafft und nach entfernten Oertern verlegt sind. Hätte Hr. *L.* am Ende dieses Abschnitts zweckmäfsige, ausführbare Vorschläge zur Entfernung dieser Hindernisse gethan, statt dafs er schon oft genug gesagte Dinge wiederholt, und Machtsprüche zu ihrer Abänderung empfiehlt: so würde er gewifs etwas weit Verdienstlicheres unternommen haben.

PÄDAGOGIK.

Breslau, b. Grafs u. Barth: *Reform des katholischen Schulwesens in Preufs. Schlesien* nach den neuesten Gesetzen, welche der Anhang als Beylagen enthält, von *A. M. Wilde*, Sekretair der königl. preufs. Schuldirection für Schlesien. 1803. 220 S. 8. (1 Rthlr.)

Dieses interessante Buch liefert zuvörderst eine sehr gute historische Darstellung dieser für die Zukunft wahrscheinlich sehr fruchtbaren und gesegneten Reform, die sich über höhere und niedere Schulen an der Zahl zwischen 1000 bis 1100, die Universität (welche blofs zwey Facultäten hat, die theologische und philosophische) mit eingeschlossen, erstreckt. Unsere A. L. Z. (1803. Nr. 176.) hat bereits bey der Recension des Studienplans von dieser Reform eine rühmliche Erwähnung gethan. Wer aber von dem ganzen Umfange derselben eine deutliche Idee fassen will, mufs gegenwärtiges Buch lesen, in welchem die beygefügten Actenstücke die kurze historische Erzählung auch dem Geschichtsfreunde wichtig machen. — Mit Vergnügen bemerkt Rec. überall die vom Vf. S. 12. angegebene Absicht des Planes, einen Mittelweg bey dem Studiren zu treffen zwischen denjenigen, welche die *humaniora* als das einzige, und denjenigen, welche dieselben als ganz entbehrliche Mittel zur Bildung des Geistes ansehen. Mit eben so grofser Freude nahm auch Rec. wahr, wie für die Localverhältnisse der Universität, die eigentlich zur Bildung des Clerus bestimmt ist, weise gesorgt worden ist; aber mancher Zweifel konnte er sich nicht erwehren: ob nämlich auch dieser so schön berechnete Plan oft nicht blofs idealisch sey; ob nicht zu vielerley Lehrgegenstände den Schüler zerstreuen dürften; ob ferner nicht manches, was auf protestantischem Boden sehr gedeihlich war, auf katholischem nicht fortkommen dürfte; und endlich, ob nicht manches Gute, was sonst der ehemalige einfachere Studienplan hatte, bey dem neuen verloren gehen möchte. Doch hofft Rec. dieses, besonders auch nach der Versicherung S. 15., dafs der Unterricht in den Realgegenständen schon jetzt sehr gute Früchte gebracht habe, dafs der Erfolg seine Zweifel wiederlegen werde.

KLEINE

KLEINE SCHRIFTEN.

CHEMIE. *Gröningen*, b. Eckhoff, u. *Bremen*, b. Seyffert: *Alexandri Numan*, Med. Doct., *Observationes de carbonatum officinalium praecipuorum praeparandi methodo, natura, ac usu*, factae in Laboratorio chemico universitatis Groningae. MDCCCIV. 91 S. gr. 8. (10 gr.) — Von den *kohlenfauren Verbindungen* der Körper *überhaupt* bemerkt der Vf., dafs, obgleich die Verhältniffe derfelben an Kohlenfäure, in ganzen Maffen, in unendlichen Abftufungen angetroffen werden, die einzelnen Theilganzen felbft deshalb doch nicht verfchiedene Mengen von Kohlenfäure aufzunehmen fähig find; fondern dafs fie entweder ganz ohne Kohlenfäure, oder ganz mit ihr gefättigt find: dafs daher die Abftufung der ganzen Maffen, von einer mechanifchen Mengung der kohlenfauren Theile, mit folchen, die gänzlich ohne Kohlenfäure find, abhange (ein Satz, den fchon *Lowitz* erwies). *Kohlenfaure alcalifche Pottafche* (*Carbonas potaffae alcalin.*) Das gewöhnliche Weinfteinfalz könne man nicht unvollkommen-kohlenfaures Kali nennen: dasjenige fey nicht unvollkommen, das die ihm eignen Eigenfchaften beftändig hat. Um es zu erhalten, folle man das neutrale kohlenfaure Kali (von welchem gleich die Rede feyn wird) in reinem Waffer auflöfen, im Marienbade der Hitze des kochenden Salzwaffers etliche Stunden ausfetzen, damit jenes dadurch einen Theil ferner Kohlenfäure verliere, und es hernach bis zur Trocknifs abdunften: es werde dann fehr bald die Feuchtigkeit aus der Luft anziehen. Diefes fey eine, dem alcalifchen kohlenfauren Kali eigne, Befchaffenheit, die nicht von beygemifchten kauftifchen Theilen abhange. Der Beweis davon fey, dafs, wenn man gleich ein folches Kali vier Wochen mit Alcohol digerire, diefer doch nicht das mindefte Kali aufgenommen habe; welches doch bey irgend beygemifchtem kauftifchem Kali fo leicht gefchehe. (Wirkt der Alcohol wirklich nicht auf ein folches Kali: fo möchte das viele kohlenfaure Kali das wenige, von Kohlenfäure freye, fo fchützen, als vieles Silber die letzten rückftändigen Kupfertheile beym Abtreiben fchützt; oder, wenn diefs nicht der Fall ift: fo müfste das kauftifche Kali fich von dem, von Kohlenfäure freyen, noch durch andere angenommene Theile unterfcheiden, welches aber nichts, als eine Art Sättigung von Wärmeftoffen feyn könnte; ein Satz, der, wo nicht unwahrfcheinlich, wenigftens doch nicht erwiefen ift.) *Neutrales kohlenfaures Kali.* Man folle das alcalifche aufgelöfte kohlenfaure Kali in eine grofse Vorlage fchütten, alsdann mit einer tubulirten Retorte verbinden, die Kreide enthalte, auf welche man fatzweife wäfsrige Schwefelfäure giefsen folle u. f. w. Das Kali fey alsdann neutral, wenn es die Auflöfung des ätzenden Queckfilber-Sublimats ganz weifs niederfchlägt. *Kohlenfaures alcalifches Natrum.* Man folle ftets, um fich daffelbe zu bereiten, an einem kalten und feuchten Orte Maffen vorräthig haben, die aus 11 Theilen Kochfalz, 6 Theilen gebranntem Kalk, und 8 Theilen Sand und Waffer gemifcht find, und die nach einigen Wochen ein reines Natron geben. Wenn man eine gefättigte Auflöfung vom natürlichen Natrum aus Smirna mache: fo fetze fich aus der Lauge eine grofse Menge regelmäfsiger grofser Kryftalle ab, welche das alcalifche kohlenfaure Natrum mache; zugleich fey jene mit einer Haut von kleinen, weniger durchfichtigen Kryftallen bedeckt, welche auch an den Wänden der Gefäfse fitzen, von den erften fich durch blofse Anficht leicht unterfcheiden laffen, und *neutrales kohlenfaures Natrum* find. Man könne diefes auch aus dem alcalifchen kohlenfauren Natrum bereiten, wenn man damit eben fo verfahre, wie oben mit dem Kali. — Ein mephitifch-alcalifches Waffer bereite man fich aus einer Unze Natron-Kryftallen, 48 Unzen Waffer, und 2 Quent Vitriolöl, das mit 6 Quent Waffer verfetzt ift. *Kohlenfaures alcalifches flüffiges Ammonium.* Es fey aus *einem* Theile Salmiak, anderthalb Theilen alcalifches kohlenfaures Kali, und zwey Theilen Waffer zu bereiten. *Neutrales kohlenfaures Ammonium.* Man giefse das vorige Ammonium in eine mit Kohlenfäure gefüllte Flafche und fchüttele; oder man giefse es in die Vorlage von der Retorte mit Schwefelfäure und Kreide u. f. w. *Kohlenfaure Talkerde* (aus zwey Theilen englifchem Salze und einem Theile kohlenfaurem Kali). *Kohlenfaure mittelfalzige* (*medius*) *Talkerde.* Man nehme die eben angegebenen Verhältniffe, vermifche aber die kalten Auflöfungen, und dampfe fie langfam ab: fo erhält man dünne Lamellen auf der Oberfläche. Man erhält aber grofse und regelmäfsige Kryftallen, wenn man beide Salze in einem, mit Kohlenfäure gefättigtem, Waffer auflöft, und alsdann in die Vorlage mit der tubulirten Retorte u. f. w. giefst, wie oben mehrmals bemerkt ift. *Von den Heilkräften der kohlenfauren Mittel.* Die alcalifch-kauftifchen Mittel reizen den Magen zu fehr und löfen den nöthigen Schleim auf, woraus Magen- und andre Krämpfe, Erbrechen u. f. w. erfolgen, die Verdauung gefchwächt wird; dagegen die kohlenfauren neutralen Mittel Jahre lang ohne Schaden fortgefetzt werden können. Die im Magen entbundene Kohlenfäure ift krampflindernd und antifeptifch, befördert die Leibesöffnung u. dgl. Die gebrannte Talkerde könnte durch Zerfetzung des phosphorfauren Ammoniums zu viel diefes flüchtigen Salzes entbinden: jene löfe fich auch bey weitem langfamer in Säuren auf; daher helfe fie gegen die Säure bey Kindern nicht fo fchnell. (Dagegen bedenke man, dafs bey vorhandener Säure immer viele Blähung, d. i. Kohlenfäure, in den erften Wegen ift: diefe wird ja durch die Kohlenfäure in der Talkerde, während ihrer Sättigung, noch vermehrt; dagegen die gebrannte Talkerde, die Kohlenfäure, welche fie vorfindet, fogleich wegnimmt, dadurch die grofsen Befchwerden von den Blähungen, die Spannungen, fofort mindert, ftatt fie zu vermehren u. f. w.) Die alcalifchen Mittel gegen den Blafenftein kommen nicht an den Ort des Uebels unverändert: denn Kranke, die ein halbes Jahr und länger alcalifche Salze und Kalkwaffer gebraucht haben, zeigten im Harne nicht die mindefte Spur von Alcali, fondern immer von Säure. Und gefetzt, die Alcalien gelangten dahin, und verminderten die Säure: fo würden fie die Anlage zu Steinen vermehren, da der phosphorfaure Kalk und die *Urea* durch Ueberfchufs von Säure auflöslich ift, und nur durch Entziehung deffelben unauflöslich wird. — Ein widernatürlicher Reiz auf die Harnwege bringe die krankhafte Abfonderung hervor; erzeuge folche Dinge, die der gefunde Harn nicht hat; vermehre die fonft gewöhnlichen; veranlaffe einen Mangel von andern, welche die Neigung zum Stein hindern. Alcalifche Körper aber nehmen diefen widernatürlichen Reiz weg und vermehren die Abfonderung des gefunden Harns. Deshalb ift er auch im Rheumatismus und Podagra nützlich. Ob aber gleich ftets im Harne und zuweilen im Schweifse eine Säure gefunden werde: fo folge doch der Schlufs nicht, dafs die Säfte des lebenden Körpers eine Säure angenommen hätten. Niemals, ob der Vf. gleich 100 Mal das Blutwaffer unterfuchte, fand er in ihm eine Säure, fondern immer Natrum. Da alfo aus dem nicht fauren Blute ein faurer Harn abgefondert werden kann, könne es eben fo durch die Haut erfolgen. Alcalien dienen alfo nicht fowohl gegen die Wegfchaffung der in den Säften angenommenen Säure, als vielmehr gegen die in den erften Wegen befindliche, die fonft, auf gewiffe Weife eingehüllet, in die Gefäfse dringt, und hernach durch Abfonderung wieder frey wird. Die ganze thierifche Einrichtung ftrebt einer Säure entgegen, weil diefe fonft die feite Grundlage des Körpers, den phosphorfauren Kalk, durch Auflöfung untergraben würde. Alcalien bewirken in der englifchen Krankheit wahrfcheinlich nur, dafs die ftarke Säure der erften Wege vermindert, und dadurch der phosphorfaure Kalk für die Knochen unauflöslich gemacht werde. Eine ranzige Schärfe, und Säure, fey gänzlich von einander verfchieden: indeffen feyen gegen jene doch die Alcalien fehr nützliche Mittel.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 4. Julius 1806.

PHILOSOPHIE.

RIGA, in d. Hartmann. Buchh.: *Die Geſchichte der Philoſophie. — Erſter* Theil. *Die Weltweisheit der Alten.* Von *Erhard Gottlieb Steck.* 1805. VIII u. 317 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Wir haben uns lange gewundert, daſs bey dem Glücke, welches der neueſte Idealismus vorzüglich unter Jünglingen von feuriger Einbildungskraft gemacht hat, noch keiner aufgetreten iſt, der die Geſchichte der Philoſophie aus dem idealiſtiſchen Geſichtspunkte darſtellte. Es liegt eines Theils ſo viel Stoff für denſelben in den ſämmtlichen Acten der Philoſophie, welche die Geſchichte zu einem Ganzen vereinigt — denn Idealismus iſt nichts, als die letzte Retirade des vom Skepticismus und Kriticismus in die Enge getriebenen Dogmatismus, der bey allem auspoſaunten Siegesgeſchrey doch ein ſcharfes Auge die innere Noth und Verzweifelung anſieht — er iſt auf der andern ſchon ſo vollſtändig geſammelt und verarbeitet, daſs es keiner groſsen Kunſt und Mühe bedurfte, um ſich deſſelben mit anſcheinendem Vortheile für den Idealismus zu bedienen. Indeſſen läſst ſich dieſes Phänomen leicht erklären. In der erſten Periode des ſüſsen Rauſches und des Siegestaumels glaubte man allein im Beſitze des Steins der Weiſen zu ſeyn, und aus dem Füllhorn des ſchöpferiſchen Geiſtes war die Totalität der Erkenntniſs ſo reichlich in den Idealismus übergefloſſen, daſs für die Geſchichte der Philoſophie nichts mehr übrig blieb; als etwa die mannichfaltigen Geſtalten oder Miſsgeſtalten der Unphiloſophie zu erzählen. Aber ſonderbar, die unendliche Schöpfungskraft brachte doch in der Folge Bildungen hervor, die ſchon da geweſen, oder doch dageweſenen ſehr ähnlich waren; und die Mannichfaltigkeit dieſer geiſtigen Kryſtalliſationen führte zuletzt ſelbſt darauf, Vergleichungen anzuſtellen; auch konnte mancher berühmte Name des Alterthums dem neuen Idealismus zur Empfehlung dienen. So lange indeſſen die Aufſtellung und Darſtellung des Syſtems noch hinlänglich beſchäftigte, ſo lange war an eine ſolche Bearbeitung der Geſchichte der Philoſophie nicht zu denken. Hr. *Steck* iſt der Erſte, der ſich dieſer Arbeit unterzog. Ob aber durch ſie die Geſchichte der Philoſophie etwas gewonnen habe, iſt eine Frage, deren Beantwortung ſich aus unſerer Anzeige ergeben wird.

Man kann dem Vf. eine gute Bekanntſchaft mit dem Materialen der Geſchichte nicht abſprechen. Indeſſen hat von dieſer Seite die Geſchichte nichts gewonnen. Auch ging die Abſicht des Vfs. nicht ſowohl auf das Materiale, als auf die Form deſſelben. Eine neue Darſtellung des vorhandenen und geſammelten Stoffes aus dem idealiſtiſchen Geſichtspunkte, dieſs war der Hauptzweck, auf welchen alſo auch die Beurtheilung vorzüglich Rückſicht zu nehmen hat. Wir werden uns alſo vorzüglich des Vfs. Anſicht von Philoſophie und ihrer Geſchichte bekannt machen müſſen.

Die *Philoſophie* iſt ihm *ein unmittelbares Erkennen des abſoluten Weſens* (S. 11.), oder die Wiſſenſchaft der allgemeinen Handlungsweiſe unſers Geiſtes, wodurch das freye Setzen der Dinge geſchieht (S. 61.), welche nach S. 8. nichts anders iſt, als der Ausdruck und das Organ des allgemeinen Geiſtes. Dieſes muſs man vorausſetzen, um das, was S. 11. folgt, verſtändlich zu finden. „Wenn es nie eine Entfernung von dieſem Erkennen, eine Ableitung der Vernunft und ein Nachforſchen nach dem Abſoluten in beſondern Formen gäbe und gegeben hätte: ſo könnten wir gewiſs ſeyn, daſs keine Geſchichte der Philoſophie möglich wäre.“ Man könnte nun freylich die Frage aufwerfen, wie es möglich ſey, daſs der allgemeine Geiſt, welcher doch nichts anders iſt, als der menſchliche Geiſt in ſeiner Abſolutheit, aus dieſem unmittelbaren Erkennen herausfalle; allein dieſe Frage iſt ohne Sinn. Denn „es giebt keinen Anfangspunkt für dieſe Ablenkung der Vernunft, ſie geſchieht ſchlechthin; eben ſo wenig als es einen Rückgangspunkt ins abſolute Erkennen giebt. Wie ſich jene vollendet, ſo tritt dieſes von ſelbſt und abſolut wieder in ſeine Klarheit ein.“

Philoſophie und *Geſchichte der Philoſophie* ſind beide eine Geſchichte des menſchlichen Geiſtes in ſeiner urſprünglichen Handlungsweiſe, aber in umgekehrter Richtung. Die Philoſophie fängt an mit einer freyen Poſition (das reine Ich ſetzt ſich ſelbſt), und wird mit Nothwendigkeit zurückgeleitet zu ihrem Urquell. Die Geſchichte der Philoſophie beginnt von der Nothwendigkeit des Vollendens, und kehrt am Schluſſe deſſelben zurück zu ihrem Beginn mit Freyheit (S. 64.). Geſchichte der Philoſophie und Weltgeſchichte, oder Geſchichte des Wiſſens und Handelns, tragen beide an ſich das Gepräge des Univerſums; ihren wechſelſeitigen Reflex erweiſt die Univerſalgeſchichte, welche beide in ihrer Einheit umfaſst, und die wahrhafte Offenbarung Gottes in der Zeit iſt. Wer die Philoſophie ſelbſt in der Offenbarung faſst,

der ſucht in dem Attribute die Vollkommenheit des Weſens zu ergreifen, und iſt noch ganz auf dem Boden der Natur oder der Geſchichte gehalten. (S. 11. Dieſes wird kein ſo groſser Fehler ſeyn; man darf ja nur die Geſchichte umkehren, ſo hat man Philoſophie.)

Die erſte Form und Epoche der Geſchichte iſt eingeſenkt in die empiriſche Nothwendigkeit, welche mit der Freyheit im Einzelnen daſſelbe begreift. Sie bildet eine einfache Anreihung der Erſcheinungen an einander, nicht nach einer anſchaulichen und das Ganze durchleuchtenden Idee der Einheit, ſondern höchſtens in der griechiſchen Welt, nach einer blinden, wie hinter dem Vorhang der Zeit ſchwebenden Einheit, welche das Ganze zwar mit ernſtem, aber verhaltenem Blick umfaſst. Die zweyte Epoche der Geſchichtsform iſt die *idealiſtiſche*, für welche man niemals einen allgemeinen Geſichtspunkt ausfindig machen konnte; weil ſie überall von der Beſchränktheit gefeſſelt iſt, wenn nicht gerade dieſs ihren allgemeinen Geſichtspunkt ausmacht. Nach derſelben erſcheint die Geſchichte als der Abglanz der beſondern Vorſtellungsweiſe jedes einzelnen Geſchichtſchreibers, wie ſich die Welt in ſeinem Innern geſtaltet. Dahin gehören alle die pſychologiſchen und ſogenannten pragmatiſchen Anſichten (??), nach welchen man ſelbſt Thatſachen ſchuf, und Geſchichten *a priori* werden lieſs, und die Perfectibilitätsverſuche, in welchen gezeigt werden ſollte, wie das Menſchengeſchlecht ſich immer vom Schlechtern zum Beſſern vorwärts getrieben habe. (Nach dem Ausſpruche S. 3. iſt ein Fortgang vom Schlechtern zum Beſſern nicht einmal moraliſch denkbar!) Die dritte Epoche der Geſchichtsform iſt diejenige, welche nun erſt eintreten ſoll. Was bey den Alten nur einfacher Sinn war, wird nun Kunſt; was ehemals über den Weltbegebenheiten ſchwer wie ein Verhängniſs ſchwebte, *umleuchtet nun dieſelbe in Geſtalt einer wahren Viſion* (!!). Die Geſchichte hält ſich ſonach zwar immer an dem Faden der reinen Wirklichkeit; aber es umſtrahlt ſie das wahrhaft Nothwendige, und der wahren Einheit ſind ſelbſt die *Erzeugungsformen des Wirklichen von Ewigkeit eingeboren.* Das Hauptaugenmerk des Geſchichtſchreibers muſs ſonach mit auf die Wirklichkeit gerichtet ſeyn. Rein und lauter muſs die Wirklichkeit dargeſtellt werden; und da ſie die äuſsere Erſcheinung der Nothwendigkeit iſt, demnach ſelbſt wieder mit der Freyheit im Einzelnen im engſten Bunde ſteht: ſo muſs eben dieſe Erſcheinung ſich binden an ihren ſelbſtſtändigen innern Zuſammenhang, wo das wahrhaft Nothwendige auf unſichtbare Weiſe im Einzelnen verſenkt, durch die Eröffnung des Ganzen ſelbſt in anſchaulicher, umfaſſender Einheit hervortritt. So kommt in der Geſchichte der Philoſophie das Einzelne vor, nur in ſo fern ſich in ihm die Anſchauungsweiſe der letztern nach dem nothwendigen Gange des Ganzen reflectirt; es kommt vor, in ſo fern es iſt der lebendige Ausdruck und Organ des allgemeinen Geiſtes. Daher ſinkt die ſterbliche Seite des Lehrgebäudes ſo manches Philoſophen in Staub zurück, aus welchem ſie genommen iſt. Zwar verdient ſie hie und da als der Schatten bezeichnet zu werden, in welchem ſie das Licht bekleidet; um zu vermeiden, daſs nicht im Lichte zu wandeln glaube, wer ſich noch im Schatten befindet. Die Verwechſelung der vergänglichen Auſsenſeite eines Lehrgebäudes mit dem innern Organismus deſſelben, wie oft hat ſie nicht den Geſichtspunkt der Geſchichte verrückt, zu welch ſeltſamen Anſichten, ja ſogar Entdeckungen hat ſie nicht Anlaſs gegeben. *Leibnitz* und *Kant*, in deren Lehrgebäuden die Allgemeinheit mit einer tiefen Beſonderheit gepaart iſt, waren nichts mehr und nichts weniger als die erweiterten verbeſſerten Syſteme der Vorwelt; die *Auferſtehung der Alten in einem verklärteren Leibe!!* Noch iſt ſie nicht gekommen die Auferſtehung der Alten, aber wenn ſie kommt, ſo muſs ſie erſcheinen in demſelben, aber erhöheten Geiſte, *der ſich ſelbſt wieder kennt, und nach abgeſtreifter Hülle des Zeitlichen in der Herrlichkeit des Ewigen ſich wieder findet.*"

Es offenbart ſich in dieſer Stelle mancher helle Blick; nur Schade, daſs er, wie ein Blitz, nur dazu dient, die Finſterniſs ſichtbar zu machen. Denn ſchwerlich wird man aus allen den Worten des Vfs. eigentlichen Sinn, Zweck, Verfahren erkennen können; und zuweilen ſcheint es, als ob er ſelbſt nicht mit ſich einig geweſen ſey; er nennt z. B. die zweyte Epoche der Geſchichtsform die idealiſtiſche, welche durch die dritte verdrängt werden ſoll; in der Vorrede ſpricht er von der Behandlung der Geſchichte der Philoſophie aus dem Geſichtspunkte der Reflexion, und verſpricht ſie dagegen durch den idealiſtiſchen Geſichtspunkt zu erleuchten; dagegen verbindet er S. 12. die Reflexionsmethode mit der idealiſtiſchen als identiſch. Man kann ſich daher kaum des Gedankens erwehren, die Idee einer Geſchichte der Philoſophie habe ihm als eine *wahre Viſion* in groſser Ferne vorgeſchwebt. Darum hat es ihm auch nicht gefallen, das Eigenthümliche der idealiſtiſchen Methode in beſtimmten Merkmalen anzugeben; man kann wohl aus dem, was er von der zweyten Epoche ſagt, einige negative abſtrahiren, als daſs ſie ſich aller pſychologiſchen und pragmatiſchen Anſichten enthält, daſs ſie die Idee der Perfectibilität entfernt; allein alles dieſes giebt noch keinen beſtimmten Gedanken von der Methode; es iſt nicht geeignet, Intereſſe für ſie zu erwecken, und was das ſchlimmſte iſt, es widerſpricht ſelbſt zum Theil der wirklichen Geſchichte, die Hr. *St.* aufgeſtellt hat. Doch Conſequenz, widerſpruchloſes Denken, darf man überhaupt nicht von einer Philoſophie fordern, welche von Viſionen ausgeht; man würde ſie nur auf den Standpunkt der Reflexion, welchen überall die Schranke und Einſeitigkeit feſſelt, herabziehn.

Dieſer *erſte* Band enthält die Geſchichte der Weltweisheit der Alten. Die Abſonderung dieſes Theils von dem Ganzen wird dadurch gerechtfertigt, daſs die

die Philosophie der Alten ein Ganzes für sich ausmacht, durch den Geist, der sie beseelte. *Es war dieses* (Vorr. S. V.) *der Geist des Universums, der sich innerlich bewegt, in unendlicher Gestaltung sich wieder schauet, und vollendend in sich kehret.* Begeistert setzt er hinzu: Und die Idee der ewigen Einheit wars, welche unsterblich und nie alternd in den Weisen dieser Vorwelt jenen Geist erhielt. Daher ist die Philosophie derselben Weltweisheit. In Plato erschien die Fülle jenes Geistes, und er nannte sie in hoher bedeutungsvoller Sprache, *die Selbstanschauung Gottes.* (Wieder eine wahre Vision.) Als dieser Geist verloschen war, begannen die Systeme, die da nicht mehr waren durch sich selbst, sondern durch die Hand des Künstlers. — Vor der Geschichte geht eine *Deduction der Geschichte der Philosophie im Geiste des neuern Idealismus* voraus, welche den Zweck hat, auf den rechten Standpunkt zu stellen und eine Idee von dem Ganzen zu geben. Sie geht von dem Postulat aus: der Mensch soll *denken* und *thun.* Beides ist ein Handeln, nur in verschiedener Richtung; das Denken objectiv-subjectiv, das Thun subjectiv-objectiv. Dass der Mensch überhaupt handle, ist Wille der Natur; der Ruf, der an ihn ergeht, ist, dass er schlechthin durch sich selbst handle; und dieser Ruf kann nur wieder durch ihn selbst an ihn ergehen; die Handlung der Natur muss demnach mit dem absoluten Handeln schlechthin eins und dasselbe seyn. Der Mensch findet nun sich bey dem Handeln beschränkt, und sucht daher den Grund der Begränztheit auf. Dieses Problem zu lösen, stellt der Vf. eine Reihe von dialektischen Gegensätzen zwischen dem Begränzten und Unbegränzten, Seyn und Nichtseyn, dem beschränkten und sich beschränkenden Handeln auf, um zuletzt auf ein Handeln, so fern es beschränkt ist, — Philosophie der Alten — und ein Handeln, so fern es beschränkend ist, als das letzte Resultat jener Speculation zu kommen. Jede Thesis und Antithesis wird durch die Hauptsätze der vornehmsten Philosophen, zuweilen auch mit Stellen aus ihren Schriften belegt. Und es scheint daher hier die Quintessenz der ganzen Geschichte der Philosophie auf wenige Seiten zusammengepresst und selbst Geschichte in systematische Form gebracht worden zu seyn. Wenn man aber bedenkt, dass diese Art aus dem idealistischen Gesichtspunkte zu philosophiren, welche mit einer freyen, d. h. beliebigen Position anfängt, von einem aus der Luft gegriffenen Grundsatze und Postulate ausgeht, und in ein leeres Spiel von Begriffen sich verliert, endigt, nur eine Art des Dogmatismus ist, die nicht mit jedem Dogmatismus, noch weniger mit Skepticismus und Kriticismus zu identificiren ist, in der Geschichte der Philosophie aber alle diese Arten des Philosophirens nothwendig ihre Stelle erhalten müssen: so muss man diese ganze sogenannte Deduction für ein unüberlegtes, aufs gerathe wohl unternommenes und keinen wahren Gewinn bringendes Kunststück halten, welches gerade zu gegen alle Regeln des geschichtlichen Verfahrens anstösst, und alle Augenblicke Facta macht, anstatt sie zu empfangen. Von einem solchen Verfahren lässt sich nichts anderes erwarten, und man darf nur wo man will, hinblicken: so stösst man auf die willkürlichsten und gezwungensten Accommodationen, ungeachtet wir nicht läugnen wollen, dass der Vf. eine nicht gemeine dialektische Kunst bewiesen habe. Anstatt aller Belege, die überflüssig sind, setzen wir lieber den Schluss dieses dialektischen Kunstwerks her, welches sich selbst das Urtheil spricht. S. 53. „Das Seyn ist überhaupt nicht abhängig von der Handlung, denn es ist schlechthin nichts anders als die Handlung selbst. Seyn und Handlung ist schlechthin eins und dasselbe. Um demnach ein Seyn werden zu lassen, muss die Handlung selbst werden. — Dadurch, dass das reine Handeln zur Handlung wird, wird das Seyn, und das reine Handeln wird zur Handlung dadurch, dass das reine Handeln sich selbst vollendet. Die vollendete Handlung *ist.* — Dieses ist zugleich die Vollendung unserer Geschichte. Ununterbrochen ging sie, wie in einer Kettenreihe fort, durch deren Zauberkraft sich der Gedanke vorwärts trieb. Aber mit dem letzten Gliede kündet sich stärker an — die Sehnsucht nach Aufschluss und Deutung. Denn die Verkettung soll gelöst und selbst wieder geschlossen werden können. Nicht das von einem zum andern in einer Folgenreihe fortwandelnde Raisonnement vermag uns diese Deutung zu entwikkeln; ihre Eröffnung ist eine freye Gabe der auf einmal sich erhebenden Geisteskraft, ein absoluter Fund. Diese Deutung ist — Ich. Das reine Handeln vollendet sich selbst und wird zur Handlung; — der höhere Gedanke davon ist: *Ich setzt sich selbst; — Ich kehrt in sich selbst zurück; Ich = Ich. Fichte.*"

Ueber den Unterschied der Philosophie der Alten und Neuen erklärt sich der Vf. so: „Die Alten suchten zu erforschen, wie überhaupt etwas *werde;* die Neuern, wie ein Etwas *für uns* werde." Hierin ist allerdings etwas Wahres, aber nur einseitig aufgefasst, welches von dem Begriffe der Philosophie: *Wissenschaft unsers Setzens der Dinge* abhängt. Denn wir setzen keine Dinge, so wenig als wir uns setzen; sondern wir finden uns und die Dinge selbst, und wir können nur die Bedingungen erforschen, unter welchen sie für uns sind oder werden, das ist die Gesetze unserer Erkenntniss, wenn wir nicht anstatt zu philosophiren, träumen wollen. — „*Physicismus* kann man überhaupt die Lehre der Alten nennen, der transcendent oder immanent ist, je nachdem man, wie Pythagoras, die Begründung desselben ausser der Natur, oder wie Aristoteles innerhalb der Sphäre derselben suchte. Die Philosophie der Neuern kann am besten mit dem Namen *Dogmatismus* bezeichnet werden, weil sie nicht sowohl die Begründung der Dinge, als vielmehr die Begründung unseres Vorstellens zum Gegenstande hat. Dieser Dogmatismus ist nun ebenfalls wieder transcendent oder immanent, je nachdem sein Princip ausser oder innerhalb der Sphäre des Vorstellens ist. Von *Kant* an beginnt der immanente Dogmatismus." — Wie kann der Vf. aber

nach

nach dieſen Erklärungen das Lehrgebäude unſerer genievollſten Philoſophen, eines *Leibnitz* und *Kant* eine Auferſtehung der Alten nennen, und wie kann er von einer noch einſt zu erwartenden verklärteren Auferſtehung ſo enthuſiaſtiſch ſprechen, als wir oben geſehen haben? Liegt nicht in dem aufgeſtellten Unterſchiede zwiſchen dem Phyſicismus der Alten und dem Dogmatismus der Neuern das Geſtändniſs einer Perfectibilität der Wiſſenſchaft. Iſt der Dogmatismus, zumal der immanente, oder der Idealismus nach ſeiner Anſicht nicht ein Fortſchritt? Iſt etwa der Phyſicismus und Dogmatismus ein und daſſelbe, warum ſtellte er denn den Unterſchied auf? Hier kommt alſo der oben angedeutete Widerſpruch zwiſchen ſeiner Idee und der Ausführung derſelben unausweichlich zum Vorſchein.

Die Geſchichte der Weltweisheit der Alten beginnt der Vf. mit den alten Mythen des Orients, mit einer Urtradition der Vorwelt, welche ſich durch alle Zeitalter erhielt, aber deren Reinheit und Lauterkeit ſich nach und nach verlor. Dieſe Urtradition war die *Vollkommenheit der Welt in der Einheit Gottes, die Einheit und Vollkommenheit des Seyns und Werdens in Gott.* In höherer Klarheit ſchwebte ſie dem Oriente, und in der griechiſchen Welt noch in Plato's Reminiſcenz vor. In den heiligen Urkunden der Perſer, Indianer, ſelbſt Hebräer offenbart ſich dieſe höchſte heilige Idee, welche uns der Vf. ſo verſtändigt. Die ewige Einheit umfaſst in vollendeter Gleichheit Erkennen und Thun, Werden und Seyn, Geſchichte und Natur. In derſelben Ungetrenntheit und Gleichheit iſt Natur das Daſeyn, und Geſchichte das Leben Gottes. Aber die Welt trennt ſich von Gott; ſie fordert ihr eignes Daſeyn und ein ſelbſtſtändiges Leben; und das Vollkommne flieht, und die Schöpfung beginnt. Die unerſchaffene heilige Natur wird entweiht zur Geburt und Sterblichkeit. Die Scheidung der Welt von dem Ewigen hatte keinen Anfang und Anlaſs, ſie geſchahe zu aller Zeit und zu keiner; ſie iſt ein Werk der Ewigkeit, ein Wunder. Gott ſchuf die Welt. Die Schöpfung iſt Bildung Gottes, und das Erſchaffene das Gebilde des Ewigen in der Zeit. In ihrer Beſonderung ſelbſt tragen die Dinge das Gepräge des Unendlichen. Je reichlicher der Dinge Ausſtattung war bey ihrer Geburt aus dem Ewigen, deſto vollkommner und göttlicher das Gebilde. Je ſchöner und herrlicher ihnen der reine Götterfunken, das Licht, eingeboren wurde, deſto inniger und wahrer führten ſie der Gottheit Abſtammung und den Stempel der Unſterblichkeit. *Unſterblichen Götter*, ruft dabey der Vf. aus, *Sonne, Mond und Sterne!* Die Völker des hohen Alterthums lebten im Bunde mit dieſen unſterblichen Göttern. Es iſt nichts in der Dinge Umfang, was in nähern oder fernern Spuren nicht das Gepräge des Göttlichen in ſich hätte. Daher die im Alterthume ſo weit verbreitete *Apo-Theoſe*, das heiſst, *Ab-Götterey*. Was in objectiver Bildung das Hervorgehen der Welt aus dem Ewigen oder die Schöpfung war, ward in ſubjectiver, Abſtraction und Forſchung. Je näher der ungebornen ewigen Schönheit die Seele des Dichters blieb, deſto reiner ſeine Bildung; je mehr der Weiſe auch im Einzelnen das Eine und Unendliche erblickte, deſto wahrer ſein Gedanke. Wenn von dieſem Urbilde Einer oder der Andere ſich ferner hielt, ward ſeelenloſer und verworrener das Gebilde. Der hohe Sinn der Apotheoſe verſchwand, als die Natur der Trägheit und dem Tode hingegeben wurde. Ihn bewahrte, zwar in treuer, aber dunkler Kunde, noch die heilige Sprache. — Doch, wir wollen dieſer Apotheoſe der Apotheoſe, die gewiſs mit zu den ſonderbaren Zeichen der Zeit gehört, nicht weiter folgen. der Vf. zeigt nun, wie dieſe Urtradition ſich unter den Griechen fortgepflanzt, und welche beſondere Formen ſie da von Dichtern und Philoſophen angenommen habe. Es iſt nicht zu läugnen, daſs er hier einen reichen Stoff zur Beſtätigung ſeiner Idee, von dem Leben im Abſoluten, von der Einheit und Vollkommenheit des Seyns und Werdens in Gott, oder der abſoluten Einheit und Ununterſcheidbarkeit der Form und Materie, des Lichtes und der Finſterniſs, der Natur und Freyheit vorfand. Das Chaos der Ionier, Freundſchaft und Feindſchaft des Heraklits und Empedokles, die Einheit des Pythagoras, die Weltſeele der griechiſchen Denker, alles dieſes iſt von dem Vf. trefflich benutzt worden; und wo ſich die Philoſopheme nicht in dieſe Form ſchmiegen wollten, da kam ihm theils ſeine ſchöpferiſche Einbildungskraft, *vermittelſt einer eignen idealen Auslegungsart*, theils der Umſtand zu Statten, daſs wir nur Bruchſtücke von den älteſten Philoſophen haben, aus welchen der reine lautere Sinn durch die Beſchränktheit und den Stumpfſinn der Berichterſtatter verloren gegangen iſt. Dadurch gelingt es ihm nun freylich, in die Geſchichte der griechiſchen Philoſophie die gröſste Einheit zu bringen. Forſchen wir aber weiter nach und prüfen mit Strenge: ſo verſchwindet dieſe Einheit wieder als eine trügliche Viſion. Wir wollen dieſes an einigen Theilen der Geſchichte beweiſen; doch vorzüglich bey dem Plato, dem dieſe abſolute Indifferenz unter den griechiſchen Philoſophen als eine Reminiſcenz aus dem Orient am hellſten vorgeſchwebt haben ſoll, ſtehen bleiben.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 5. Julius 1806.

PHILOSOPHIE.

RIGA, in d. Hartmann. Buchh.: *Die Geschichte der Philosophie.* — — Von *Erhard Gottlieb Stech* u. s. w.

(*Beschluss der in Num.* 159. *abgebrochenen Recension.*)

Anaxagoras Lehre stellt der Vf., nachdem er aus Aristoteles eine Reihe Stellen in der Uebersetzung und in dem Originale angeführt hat, S. 126. so dar: „Alles war ursprünglich in *einer* Mischung, in gleicher, vollkommner Durchdringung; *eine* unendliche Fülle. Ohne Gestalt und Unterscheidung ruhte das Viele in derselben die lange, unendliche Zeit hin. Da war, nicht ein Theil der Mischung, sondern einfach, rein und ungemischt, gleich ewig mit der Urmaterie und *eins mit ihr*, der Weltgeist. Durch den Geist bewegte sich innerlich das Gemische und sonderte sich ab." Diese Darstellung widerspricht allem, was wir von Anaxagoras wissen, und widerspricht sich selbst. Denn erstlich wird angenommen, Geist und Materie seyen mit einander in gleicher Mischung; eins durchdringe das andere; gleichwohl soll der Geist rein und ungemischt seyn. Der Geist bewegte das Gemische, er ist der Grund der Bewegung; gleichwohl ruhete eine lange unendliche Zeit hindurch die Urmaterie in der Fülle, also in dem Geiste. Der Geist ist sogar *eins* mit der Materie; dieses sey nun von der Einheit des Wesens oder des Seyns zu verstehen; so löset sich immer der Begriff in nichts auf. Doch, wir wollen uns an die historischen Belege halten. In allem vom Anaxagoras erhaltenen wird so klar, dass kein Zweifel entstehen kann, die völlige Getrenntheit der Materie von dem Geiste, dem Wesen und also auch wahrscheinlich dem Orte nach behauptet. Νους δε εστιν απειρον και αυτοκρατες και μεμικται ουδενι χρηματι· αλλα μονος αυτος εφ' εαυτου εστιν. ει μη γαρ εφ' εαυτου ην, αλλα τεω εμεμικτο αλλω, μετειχεν αν απαντων χρηματων, ει εμεμικτα τεω· εν παντι γαρ παντος μοιρα ενεστιν, ωςπερ εν τοις προσθεν μοι λελεκται. και ανεκωλυεν αυτον τα συμμεμιγμενα, ωστε μηδενος χρηματος κρατειν ομοιως, ως και μονον εοντα εφ' εαυτου. Dieses sind Anaxagoras Worte selbst, wie sie Simplicius in seinem Commentar zu Aristoteles Physik aufbehalten hat. — Wenn der Vf. ferner sagt: das Viele ruhte in der unendlichen Fülle ohne Gestaltung und Unterscheidung, so ist das der zweyte Missgriff. In der Mischung waren *alle wirklichen Grundstoffe*, *Formen* und *Gestalten* — dieses schien der Grundsatz *nihil ex nihilo*, in seiner ganzen Strenge genommen, zu fordern — aber wegen der unendlichen Kleinheit und der allgemeinen Vermischung war nichts von allem kenntlich. Es fehlte gar nicht an Unterschieden; alle Unterschiede des Realen waren wirklich in die grosse Masse zusammen geworfen. Hier sind wieder Anaxagoras Worte: ὁμου χρηματα παντα ην απειρα και πληθος και σμικροτητα. και γαρ το σμικρον απειρον ην και παντων ὁμου εοντων, ουδεν ευδηλον ην ὑπο σμικροτητος. — Bey *Pythagoras* verweilt der Vf. nur kurz. Er glaubt hier seiner Sache viel gewisser zu seyn. Die Idee der Einheit ist freylich nach allen Ueberlieferungen in dessen Lehre anerkannt; aber eben so ausgemacht ist, dass das Eine dem Pythagoras das Endliche, Begränzte, Vollkommne, das Viele aber das Unendliche und Unvollkommne ist, wodurch eine sehr grosse Differenz entsteht, über welche der Vf., weil sie nicht zu seinem Plane passte, hinwegschlüpft, und nur das andeutet, Aristoteles habe Nicomach. II. c. 5. fremde Ideen seinem Systeme angepasst, und sie also vermuthlich entstellt. — Die Lehre der Eleaten, die so ganz auf Isolirung des reinen und des empirischen Verstandes abzielte, scheint dem Idealismus in der neuern Gestalt gar nicht günstig. Indessen bietet vorzüglich Parmenides gedoppelte Lehre, die Ontologie und Phänomenologie, in welcher letztern er den Hauptgedanken, dass das *Denken das wahre reale Seyn sey*, aus der erstern aufnahm, einigen Schein der Uebereinstimmung dar. Wir bemerken nur noch, dass Hr. *St.* die ersten Kapitel der Aristotelischen Schrift, *de Xenophane, Zenone et Gorgia*, noch vom *Xenophanes* handeln lässt, ungeachtet nun erwiesen ist, dass sie *Melissus* Lehre zum Gegenstande haben. Daher fällt nun die Rüge, welche Aristoteles S. 155. erfährt, dass er Parmenides und Melissus Lehre missverstanden habe, wenn er behauptet, jener halte das Eins für endlich, dieser für unendlich, als ungegründet dahin. Aristoteles Ehre wird durch Fragmente von beiden völlig gerettet. Doch, dieses wird unserm idealistischen Geschichtschreiber als eine Armseligkeit vorkommen, der S. 153. sagt: „nichts kann die Armuth des denkenden Geistes mehr verrathen, als wenn man glaubt, dass ein Philosoph *vor* dem andern eine Lehre erfunden oder entdeckt habe. Ich habe schon vorhin erklärt, dass Einer oder der Andere nur besser ausgesprochen haben kann die Lehre." — Auch Sokrates nüchterner Geist und praktischer Sinn, in welchem er das Daseyn Gottes und die Fortdauer der Seele nicht als Speculation, sondern als Glauben erfasste, wandelte in dem Geiste des Idealismus; seine Ironie wird dahin gedeutet. Bey dem göttlichen Plato aber verweilt der Vf. vorzüglich, der sich aus der Sphäre des Endlichen losriss und die Weisheit aus den Irrgängen der Sophistik wieder zu ihrem Ziele,

dem Abſoluten, hinführte. Dieſe Tendenz der Platoniſchen Philoſophie zu dem Abſoluten, welche überhaupt der höhern Speculation eigen iſt, bereitet nun freylich dem Idealismus in der neuern Geſtalt einen ſcheinbaren Triumph; allein wer ſich nicht bloſs durch die Aehnlichkeiten des erſten Anblicks täuſchen läſst, findet bey ſchärferer Reflexion einen ſehr groſsen Abſtand zwiſchen dem Platonismus und dem neuern Idealismus. Beide verhalten ſich zu einander, wie *Plato's* Lehre zu der des *Plotin*. Und ſo wie dieſer glaubte, in dem Geiſte des Plato zu philoſophiren, ſo glaubt auch der neuere Idealismus in dem Plato ſeine hohe Weisheit wieder zu finden. Aber wer dieſes denken will, der muſs eine abſolute Indifferenz des Differenten annehmen, und erſt die Unterſchiede des Gegebenen vertilgen, um es in eine Einheit, die nichts mehr zu denken giebt, aufzulöſen. Die Idee des Einen Unendlichen, der letzte Grund alles Realen und Vollkommenen, war dem Plato der höchſte Punkt, wohin er mit ſeiner Philoſophie ſtrebte. Gewohnt, in ſeinem Denken immer auf gewiſſe Urbegriffe zurück zu gehen, welche dem Verſtandesgebrauche zu feſten Regeln dienen, damit er nicht, wie bey den Sophiſten, von dem Empiriſchen, wie ein Schiff auf dem hohen Meere ohne Compaſs, hin und her geworfen werde, war er durch die Vernunft genöthigt, eine höhere Einheit für dieſe Urbegriffe aufzuſuchen. Gott iſt der Urgrund der Ideen und des realen Seyns der Dinge, in ſo fern ſie die Vernunft unter die Ideen ordnen kann; aber nicht der Materie der Dinge, des Mannichfaltigen, welches durch die Ideen geordnet worden. Denn bey allem hohen Fluge des philoſophiſchen Geiſtes hütete ſich doch Plato vor dem Miſsgriffe; das Empiriſche der Erkenntniſs aus dem Reinen auf eine reale Weiſe abzuleiten, oder das Reale und Ideale zu identificiren; dieſes wäre in ſeinen Augen nichts anders, als eine ſophiſtiſche Gaukeley geweſen, wobey nichts deutliches zu denken wäre (Phaedo 230.). Darum iſt Materie und Geiſt gleich ewig. Wie kann Plato alſo die abſolute Einheit und Indifferenz der Materie und Form angenommen, oder wie kann er behauptet haben, die Welt habe ſich von Gott getrennt? Zweytens: Plato unterſcheidet das Denken von dem Anſchauen; durch das Denken erkennt man das Unveränderliche und Beharrliche im Seyn, das Beſtimmende des Veränderlichen. Die Vernunft findet Gott nach ſeiner Anſicht auf dem Wege der Demonſtration aus reinen Begriffen. Aber die Vernunft hat keine unmittelbare Erkenntniſs oder Anſchauung des abſoluten Weſens. Drittens: Die Vernunft erkennt Gott nicht nach ſeinem abſoluten Weſen, ſondern nur als den letzten Grund des Idealen in der Welt, und legt ihm nur Prädicate bey in Beziehung auf die verſtändige und weiſe Einrichtung der Welt nach Zwecken. Noch weit weniger konnte ſich Plato einbilden, die Art und Weiſe zu erkennen, wie die Welt von Gott gebildet worden. Was er darüber ſagt, erklärt er ſelbſt (Timaeus S. 304.) für eine wahrſcheinliche Hypotheſe, eine menſchliche Vorſtellungsweiſe, um ſich das zu verſinnlichen, was man in der Idee überhaupt gedacht hat. Dieſe drey Punkte ſind hinlänglich, um zu beweiſen, daſs Plato keinen ſolchen Idealismus lehrte, als die neueſte Philoſophie. Gleichwohl wird ihm hier ein ſolcher angedichtet, und das nicht ohne Schein, worüber ſich Niemand wundern wird, der mit Plato's Schriften bekannt iſt. Man darf nur hie und da einige Stellen aus dem Zuſammenhange reiſsen, hie und da unvermerkt eine andere Idee den Worten unterlegen, und es kann nicht fehlen, man wird allerley Dichtungen in Plato's Syſtem hinein und heraus bringen; man darf alsdann nur recht viele Stellen in der Urſprache und der Ueberſetzung anführen, und der Leſer, der nicht auf ſeiner Huth iſt, wird glauben, eine gründliche Verdeutlichung der Platoniſchen Ideen zu finden. Den Eingang in das Heiligthum der Platoniſchen Weisheit bahnet ſich Hr. *St.* durch die Unterſcheidung der vier Stufen der Erkenntniſs. Die erſte und höchſte iſt diejenige, welche die abſolute Einheit des Einen und Vielen; die zweyte, welche die Nichtigkeit des Vielen an ſich anerkennt; die dritte, welche einzig die unendliche Entgegenſetzung annimmt; die vierte endlich, welche innerhalb der Entgegenſetzung ſelbſt das Bleibende ſetzt. Die erſte nennt er Weisheit, die zweyte Philoſophie, die dritte Sophiſtik, die vierte Dogmatismus. Nun ſucht er zu zeigen, daſs Plato nach der vierten Stufe geſtrebt, und ſie erreicht habe, und er benutzt die von Plato gebrauchte Unterſcheidung von επιστημη, διανοια, πιστις, εικασια im ſechſten Buche der Republik, ſo wie andere, um dieſes ſeinen Leſern glaublich zu machen. Doch in allen dieſen konnte er den Geiſt nicht völlig beſchwören; er läſst ſich vernehmen, aber nicht ſo beſtimmt, daſs nicht auch ein anderer Sinn hervorgehen könnte, ob er gleich in ſeiner Gewalt hatte, die Stellen zu wählen. Wenn es nach S. 185. eine Eigenthümlichkeit des Dogmatismus, ſich den Satz des Widerſpruchs zum Geſetz zu machen, iſt: ſo muſs man ſchlieſsen, daſs die Philoſophie und noch mehr die Weisheit von dieſem Geſetz diſpenſirt ſey. Hiervon findet ſich aber keine Spur in Plato's Philoſophie; vielmehr erklärt auch dieſer dieſes für das höchſte Geſetz des Denkens und auch ſeines Philoſophirens (Phaedo S. 226 230.). Dieſe Stellen, welche den Geiſt, die Methode der Platoniſchen Philoſophie angeben, übergeht er weislich mit Stillſchweigen. „Die Dialektik iſt die Anſchauungsweiſe des Abſoluten, wie es in Allem, und Alles in ihm iſt" S. 220. Wo hat Plato geſagt, daſs ſich das Abſolute anſchauen laſſe? Gedacht kann es werden durch reine Begriffe. Man darf ſich durch die Worte ιδειν, θεωρειν, ὁραν, αισθανεσθαι, die er auch zuweilen von dem Denken braucht, nicht irre führen laſſen. Der Sprachgebrauch fing an erſt beſtimmt zu werden durch Plato; er hatte einmal richtig beſtimmt, die Ideen könnten gedacht, aber nicht angeſchauet werden (νοεισθαι μεν, ὁρασθαι δ' ου, *de Republ.* VI. S. 116.). Aber in jeder Sprache ſind die Ausdrücke für geiſtige Thätigkeiten von dem Sinnlichen entlehnt; daher, und weil die beſtimmte Bedeutung noch nicht fixirt war, darf man ſich nicht wun-

wundern, dafs er auch andere Ausdrücke dafür gebraucht. Es kommt nicht auf das Wort, sondern auch auf den damit verbundenen Begriff an. Wo ist ferner nur ein Schein, dafs Plato gesagt habe, das Absolute sey in Allem, und Alles in dem Absoluten. Hr. *S.* führt eine Stelle aus dem Sophisten S. 274. an, wo aber von Begriffen und deren möglichen Verbindung die Rede ist. *ουκουν ὅγε δυνατος ὁραν, μιαν ιδεαν δια πολλων, ἑνος ἑκαστου κειμενου χωρις, παντη διατεταμενην ἱκανως διαισθανεσθαι* — Wer sich hierauf versteht, schaut er nicht *eine* Idee durch Vieles — u. s. w. Hr. *St.* versteht also, wie es scheint, die *Eine* Idee, das Absolute, woran aber Plato auch im geringsten nicht gedacht hat. — „Dein Geist ist nichts anders, als die sich selbst anschauende Idee des Vollkommnen." Wo hat das Plato gelehrt? Er findet dieses im ersten Alcibiades S. 129. Aber nur ein durch vorgefafste Ideen geblendetes Auge, das vorher bestimmt hat, was es finden will, kann dieses in dieser Stelle finden. — „Den höchsten Gott und das ganze Universum, halte ich dafür, müsse man nicht suchen, noch in Erforschung der Ursachen geschäftig seyn; das sey nicht heilig." Das heifst, wie es der Vf. erklärt: Suche nicht ein Kriterium der Wahrheit, sie ist ihr eigenes Kriterium. Irrig ist's und unheilig, zu denken, dafs das Wahre und Gute einer Prüfung bedürfe, um es zu erkennen. Es erkennet sich selbst. Mit einem Worte, man dürfe Gott nicht suchen: denn man habe ihn in sich, und er könne nicht erklärt werden: denn er sey selbst das Licht, durch welches alles andere an das Tageslicht gezogen werde. Er führt für jene Behauptung ein Citat aus Plato (*de Legib.* L. VII. S. 387.), er führt sogar die Stelle wörtlich an. Wer wollte ihm nun nicht glauben? Nur dafs der kleine Umstand, auf welchen so begünstigte Geister freylich nicht zu achten pflegen, dafs dieses eine von Plato getadelte Volksmaxime ist, durch alle die herrlichen daraus abgeleiteten Folgerungen einen gewaltigen Strich macht. — „Die Idee des Guten, Wahren und Schönen ist Gott; das Urerste, das Heilige und Selige, das Absolute und Einfache, das Vollkommne. Der Geist, da er ist die sich selbst anschauende Idee des Guten, ist selbst die Idee Gottes. Die Idee Gottes aber ist ewig und vollkommen: denn das Vollkommne schauet sich an vollkommen. Und unendlich ist das Anschauen Gottes, unendlich die Ideen: denn auch die Idee Gottes schauet sich an. Diese Unendlichkeit aber ist eine ewige, eine absolute, denn sie ist Gottes. Also ist diese Unendlichkeit eine absolute, ewig vollendete Einheit; die unerschaffene, heilige Natur, die ewige Welt; der Einzige, der Eingeborne Gottes; der, weil er die Vollendung in sich trägt, ein seliger Gott ist und selbst genügsam." Zu dieser Ideenreihe, deren absoluten Werth wir hier auf sich beruhen lassen wollen, citirt Hr. *St.* zwey Autoritäten; eine unbestimmte (s. *Timaeus*), welche gar nichts beweist, weil weder die ganze Reihe der Gedanken, noch die einzelnen Glieder derselben (das abgerechnet, dafs Plato die von Gott gebildete Welt auch zuweilen Gott, aber wohl zu merken, den erschaffenen Gott, nennt) aus dem *Timaeus* bewiesen werden können; darum er auch weislich den ganzen Timäus citirte; die andere, Plato's zweyter Brief S. 69., beweist eben so wenig. Denn erstlich ist dieser Brief unter der ganzen Sammlung an meisten der Unechtheit verdächtig gemacht worden; zweytens liegt der *nervus probandi* in der räthselhaften Stelle, wo Plato seine Gedanken absichtlich in ein Dunkel einhüllte, welches man nur muthmafslich aus seinen sonst bekannten Ideen enträthseln kann. Aus dieser Etwas herausfolgern zu wollen, was sich nicht anderswoher beurkunden läfst, geht daher nicht an; finden sich aber klare Belege dafür, warum hat er sie nicht namentlich angeführt? — „Der Geist nun, da er ist die Idee Gottes, ist in sich selbst vollendet: denn alles, was Gottes ist, ist vollkommen. Das ist aber seine Vollkommenheit, dafs er schlechthin *eines* ist mit Gott. (Dem Plato ist das höchste Ideal der Vollkommenheit für das Endliche, nach Aehnlichkeit mit Gott durch Sittlichkeit zu streben.) Und wenn er sich selbst anschauet in seiner Vollkommenheit: so schauet sich Gott an in ihm, und er sich in Gott." Fragt man nach dem Beweise: so ist Hr. *St.* damit geschwind fertig. Erstlich beruft er sich auf Plato's Ausspruch im Sympofium: Gott allein ist weise. Da möchten wir aber gern sehen, nach welcher Logik die obigen Sätze aus diesem abgeleitet werden könnten. Zweytens: die Ideen sind wahrhaft, und selbst ewige Götter; welches aber selbst wieder aus der Luft gegriffen ist. — „Der Geist hat aber die innere Macht, oder die Freyheit, sich anzuschauen in seiner Absolutheit, und sich abzusondern von dem Absoluten. Zu seiner abgesonderten Selbstständigkeit ist die Freyheit des Geistes gefesselt an Nothwendigkeit: denn von seinem Seyn in sich selbst ist nun unzertrennlich das Nichtseyn; die *Materie*, das ewig Werdende, das da nicht ist, weil es wird. Wessen Seyn aber gebunden ist an das Nichtseyn, das ist endlich. So ist der Geist durch seine Trennung von Gott selbst die Ursache aller Schöpfung, das Princip des Werdens, der Grund der Endlichkeit. (Gesetze X. Bd. S. 80.) Denn da alles wahrhaft nur in Gott ist: so ist die Trennung von Gott der Abfall vom wahren Seyn. Als Grund aller Endlichkeit aber ist der Geist unendlich; als Princip des Werdens kann er nicht geworden seyn, noch kann er vergehen (die Gesetze ebendas.). Er ist sonach die Einheit des Unendlichen und Endlichen. (s. den Philebus.)" Alles dieses ist so gestellt, dafs man auf den Gedanken kommen mufs, Plato habe auch die Materie aus dem Unendlichen ausgehen lassen, welches doch dem Geiste der Platonischen Philosophie widerspricht. Auch ist nicht der Geist in seiner Trennung von Gott, sondern Gott selbst die Ursache der Welt und der Natur ihrem formalen Seyn nach. (*Timaeus* S. 302 f.) Die aus den Gesetzen angeführte Stelle wird nur denen einen ähnlichen Gedanken darzubieten scheinen, welche nicht unterscheiden, dafs hier Plato von der Seele als einem absoluten Bewegungsprincipe redet, und dieses hernach

in

in das gute und böſe eintheilet. Was aber die Einheit des Endlichen und Unendlichen betrifft: ſo iſt ſie ein unlogiſcher Gedanke, von dem auch nicht eine Spur im Plato vorkommt. Zwar beruft ſich Hr. *St.* auf Philebus S. 217., wo Plato ſagt: *Φαμεν ποι ἑν και πολλα ὑπο λογων γιγνομενα περιτρεχειν παντη καθ' ἑκαστον των λεγομενων αιει και παλαι και νυν. και τουτο ουτε μη παυσηται ποτε, ουτε ηρξατο νυν· αλλ' εστι το τοιουτον, ὡς εμοι φαινεται των λογων αυτων αθανατον τι και αγηρον παθος εν ἡμιν.* Er redet hier von dem logiſchen Denken, daſs man ein Object nicht ohne Mehrheit von Merkmalen, noch ohne Verbindung oder Einheit derſelben denken könne; jedes gedachte Object ſey daher Eines und Vieles. Wie hieraus jener überſchwengliche Sinn von der *Einheit des Einen und Vielen* (welches dem Plato ein förmlicher Widerſpruch würde geweſen ſeyn; vergl. Sophiſta S. 287.) in der idealiſtiſchen Anſicht hervorſpringen ſolle, kann nur dann einigermaſsen begreiflich werden, wenn man ſieht, wie Hr. *St.* dieſe Stelle überſetzt, oder vielmehr ohne allen Grund ſeine Idee einſchiebt. „Die *Einheit des Einen und Vielen*, heiſst es S. 246.," umſchlieſst überall Jegliches immer und ehemals und jetzt. Sie wird nie enden, noch hat ſie nun angefangen. Unſterblich und nie alternd iſt dieſe Erweiſung der Vernunft (*των λογων* Vernunft?) uns eingepflanzt." Doch wir wollen nicht weiter in dem undankbaren Geſchäfte fortfahren, dieſes Chaos von Licht und Finſterniſs, von Beſtimmtheit und Unbeſtimmtheit, dieſes Gemiſch von Dichtungen und geſchichtlichen, theils lautern, theils verfälſchten Datis, zu entwirren. Die mitgetheilten Proben ſind hinlänglich, um die Manier und den Geiſt der *Geſchichte der Philoſophie* kenntlich zu machen. Was die Frage betrifft, ob durch dieſe Methode die Geſchichte d. Philoſ. etwas in Anſehung der Form gewonnen habe: ſo beantwortet ſie ſich ſelbſt. Zuerſt war alles unter einander gemiſcht; dann kam die Intelligenz, und ordnete das alles, ſagte Anaxagoras; das Umgekehrte kann man von dem Geiſte dieſer Geſchichte ſagen. Doch wir glauben an dem Vf. Talente und auch nicht gemeine Kenntniſſe wahrzunehmen. Um dieſer willen müſſen wir wünſchen, daſs er bald in ſich ſelbſt eine dringende Veranlaſſung finden möge, das Gewebe ſeiner philoſophiſchen Dichtungen und den Gehalt der Maximen, welche dabey befolgt worden, einer ernſtlichen und ſtrengen Prüfung zu unterwerfen, damit er nicht ſeine Kräfte an Phantomen verſchwende.

KLEINE SCHRIFTEN.

Orientalische Literatur. *Bamberg* u. *Würzburg*, b. Göbhard: *Von der Wichtigkeit der hebräiſchen Sprache für den kathol. Theologen.* Von Dr. *J. J. Wagner*, Prof. d. Schriftexegeſe u. d. oriental. Sprachen an d. Lyceum zu Bamberg. 1806. 40 S. 8. — Nicht mit jenem prunkenden Wortſchwall, welcher jetzt ſo oft die Ungründlichkeit und Unbeſtimmtheit in der Sachkenntniſs bedecken, und bey aprioriſchen Alleswiſſern wenigſtens die Gabe, von allem zu reden, beweiſen muſs, deſto mehr aber als ein Mann, welcher mit ruhigem Ernſt weiſs, wovon Er ſpricht, hat der Vf. das Weſentliche, was für ſein Thema geſagt werden konnte, ausgeführt. Neu konnte das Meiſte nicht ſeyn. Schade genug, daſs der Hauptfeind, gegen welchen der Vf. kämpfen muſs, ein neu eingeſchlichener iſt, jener Dämon des Zeitalters nämlich, „der mit ausſchlieſsender Vorliebe den Speculationen (der Phantaſie ohne Urtheilskraft) huldigt, das (an verkümmerten Früchten reiche) Selbſtproduciren und (jene) freye Selbſtthätigkeit (die vom Erwerben des nöthigen Stoffs ſich frey zu halten bequem findet) einzig in Schutz nimmt und den akademiſchen Jünglingen ſo manche poſitive Kenntniſſe in allen Theilen des menſchlichen Wiſſens als entbehrlich, oder gar als überflüſſig darzuſtellen ſcheint." Der Vf. erinnert, daſs das Tridentinum der Vulgata nur als lateiniſcher Verſion den Vorzug der reinern Lehrart [oder vielmehr, Sinnerklärung?] in Texten, welche die weſentlichen Glaubenslehren betreffen, habe zuſprechen wollen. Es bleibe alſo Studium der Originalſprache, nach den ſchönen Beyſpielen auch ſo mancher Katholiken ſeit Rich. Simon, und nach den rühmlichen befondern Examinationsvorſchriften der neu organiſirten Univerſitäten zu Heidelberg, Landshut, Würzburg u. a. auch der öſtreichiſchen und ſchleſiſchen Studienanſtalten anerkannt, als nöthig zur Exegeſe des noch über die Tradition hinaufſteigenden Bibeltextes, zur hebräiſchen Grăcität des N. T. [ſelbſt auch zum Verſtändniſs der patriſtiſchen Grăcität], zur Beurtheilung der Schriftbeweiſe anders denkender Kirchentheologen, zur bibliſchen Total- und Partial-Kritik, zur Geſchichte religiöſer, philoſophiſcher, mythiſch-phyſiſcher Urmeinungen [auch, ſ. die Exempel eines *de Sacy*, *Vaters* u. a., zur Philoſophie der Sprachen], zur Kenntniſs der älteſten bekannten Poeſie und Geſchichtſchreibung, der hebr. Volksſitten, und, wie dieſs der Vf. durch die neuern Beyſpiele von *Akerblad* (*Inſcriptionis Phoenic. oxon. nova Interpretatio*) treffend belegt, zur Kenntniſs der Sprache jener Nation, welche zuerſt allgemeinen Welthandel hatte, der Phönicier. Auf dem Lyceum zu Bamberg iſt es ſchon Geſetz, daſs ſich die *halbjährigen* Prüfungen [die Examina, welche erſt nach abſolvirten Studiencurſus darauf halten wollten, kommen für den Zweck, die Studien zu leiten und zu beleben, viel zu ſpät!] auch auf die bibliſchen Grundſprachen ausdehnen, und die Fortſchritte der Einzelnen in dem Finalcataloge (ſ. Verzeichniſs aller Studierenden auf dem Lyceum und Gymnaſium zu Bamberg mit Bemerkung ihres Fortgangs. 1805.) öffentlich charakteriſirt und gewürdigt werden. Der Nachtrag zum Bayerſchen Lehrplan verſpricht, daſs die, welche ſich durch Philologie auszeichnen, wie ſchon Fürſtbiſchof Franz Ludwig that, an auswärtige berühmte Lehrer geſchickt und hervorgezogen werden ſollen. Zum Schluſs ſagt Hr. *W.*: „Schon ärntet unter andern das biſchöfliche Vicariat von Coſtanz den warmen Dank der vernünftigen Gottesverehrer für die verſchiedenen wohlthätigen Reformen, durch die es bisher unter der weiſeſten Leitung Sr. Kurfl. Gnaden des Hn. Kurerzkanzlers, als Biſchofs von Coſtanz, den geiſtig religiöſen Bedürfniſſen mit ſteter Rückſicht auf den Geiſt des Zeitalters abzuhelfen, ſich rühmlichſt beſtrebte; zu welchem Zwecke es ſo eben einige intereſſante *Preisaufgaben* aus der Paſtoral und Liturgik öffentlich ankündigte. Und nun wünſcht der Vf. auch dieſe Art von Aufmunterung für das hebräiſche Bibelſtudium; vornehmlich aber iſt ſein Wunſch, daſs zur Aufnahme ins Klerikat dieſer Zweig theologiſcher Kenntniſſe erfordert werden möge. Zu Würzburg, wo *Zirkel* als Weihbiſchof der Chef des Seminars iſt, gilt wohl dieſes Requiſit ſchon als unerläſslich? Nicht alle werden dann *Zirkel*, aber damit einige bis zu dieſem Grade von Kenntniſſen ſich erheben, müſſen viele einen zweckmäſsig guten Anfang machen. Sollten nur diejenigen Mathematik anfangen, von denen zum Voraus wahrſcheinlich iſt, daſs ſie groſse Algebraiſten werden: ſo müſste die Algebra ausſterben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 7. Julius 1806.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN, b. Frölich: *Syſtematiſches Handbuch der Staatswirthſchaft*, mit vorzüglicher Rückſicht auf die Literatur derſelben. Von D. *Fr. Bened. Weber*, Prof. der Oekon. und Cameral-Wiſſenſch. zu Frankfurt a. d. O. *Erſter* Band. *Erſte* Abtheilung. 1804. XXVIII u. 676 S. (2 Rthlr. 16 gr.) *Zweyte* Abtheilung. 1805. XX u. 798 S. 8. (3 Rthlr. 16 gr.)

Hr. *W.* liefert hier den Anfang eines ſehr ausführlichen Werks über die Staatswirthſchaftslehre nach ſeinem Begriffe von derſelben, nach welcher er auch die geſammte *Polizey* dahin rechnet. Dagegen will nun Rec. eben ſo wenig ausführliche Erinnerungen beybringen als gegen ſeine Eintheilungen und Unterabtheilungen der Polizey; auch will er ihm keineswegs das gewiſs nicht geringe Verdienſt der ſichtbaren Bemühung einer ſyſtematiſchen Anordnung ſeiner Materialien und einer reichen Literatur ſtreitig machen; aber gegen die ſtaatswirthſchaftlichen Begriffe des Vfs. überhaupt wird er ſich einige Einwendungen erlauben, da es uns ohnehin an Lehrbüchern und Vorſchriften der Polizey gar nicht, deſto mehr aber an gründlichen Lehrbüchern der Staatswirthſchaftslehre fehlt.

Der Vf. nimmt in ſeiner Einleitung in hiſtoriſcher Hinſicht drey ſogenannte Staatswirthſchaftsſyſteme an, und zwar: 1) das landwirthſchaftliche, beſonders das phyſiokratiſche Syſtem, 2) das merkantiliſche oder Handels- und Fabrikenſyſtem, und 3) das Syſtem der natürlichen Freyheit aller Gewerbe und der gleichen Vertheilung aller Staatslaſten. Die Kritik dieſer Syſteme iſt ſehr kurz, ohne daſs ſich der Vf. auf einen Standpunkt erhebt, der über den Werth derſelben ein entſcheidendes Urtheil begründen könnte; das unter Nr. 3. angeführte Syſtem iſt das des Vfs., deſſen Ausführung wir aber erſt in den folgenden Theilen ſeines Werks erwarten. Seine Darſtellung des ſogenannten phyſiokratiſchen Syſtems iſt durchaus unvollſtändig und undeutlich, und nicht aus der Quelle geſchöpft; auch ſind die von ihm beygebrachten Gründe für und gegen die genannten Syſteme wirklich nur Spiegelgefechte. — Die Wiſſenſchaft muſs durchaus mit deutlichen Begriffen von Nationaleinkommen, Circulation, Nationalvermögen und Nationalreichthum anfangen, ehe ſie die Kritik einzelner ſogenannter Syſteme unternimmt; aber hier hat ſich unſer Vf. zu kurz gefaſst, und Rec. überläſst es der Faſſungskraft eines jeden Leſers, ob er aus der S. 4. gegebenen Erklärung, was Nationaleinkommen und Nationalreichthum ſey, einen deutlichen Begriff über dieſe Gegenſtände erhalte, auf denen das nachherige Räſonnement einzig beruht. Das *Nationaleinkommen* iſt nach ihm die Benutzung des *Staatsvermögens*, aber — worin das Staatsvermögen beſteht, das findet ſich nicht. „Der Zuſtand oder wirkliche Betrag des Nationaleinkommens macht den *Nationalreichthum* aus" — heiſst das nicht mit andern Worten: der Nationalreichthum iſt das Nationaleinkommen? und ſind dieſe ſo viel ſagenden und ſo wichtigen Worte keiner beſtimmtern Definition fähig oder werth? — S. 32. und 33. findet man — aber nur beyläufig — eine Eintheilung der Staatsbewohner in die productive und die unproductive Klaſſe, welche ſo lautet: „Die productiven Klaſſen ſind diejenigen, welche ein Gewerbe oder eine Beſchäftigung treiben, die einen reinen Ertrag übrig läſst (laſſen), durch welchen das auf ſie gewendete Kapital vermehrt wird." — Man könnte dem Vf. hier einen herumreiſenden geſchickten Taſchenſpieler anführen, der ſich durch die Vorzeigung ſeiner Kunſtſtücke in einigen Jahren ein beträchtliches Vermögen erwarb, ſo daſs er ſein Gewerbe mit einem vergröſserten Aufwande betreiben, ſich endlich in Ruhe niederlaſſen und von den Zinſen deſſelben bequem leben konnte; dieſes Gewerbe gab alſo unſtreitig viel reinen Ertrag: denn unter *reinem Ertrage* muſs doch die Portion verſtanden werden, welche ein Menſch über ſein nothwendiges Bedürfniſs gewinnt; und ſein auf dieſes Gewerbe verwendetes Kapital, das in verſchiedenen Apparaten und Mobilien beſtand, vermehrte ſich von Jahr zu Jahr. Der Vf. wird aber gewiſs nicht die Taſchenſpieler zur productiven Klaſſe rechnen, und er wird ſich gewiſs ſelbſt noch mehr Beyſpiele der Art (gut beſoldete Staatsofficianten, Schauſpieler, Opernſänger u. ſ. w.) aufſtellen können, welche ſeiner Definition entgegen ſtehen. Der S. 9. aufgeſtellte Hauptgrundſatz der Wiſſenſchaft hätte den Vf. überzeugen ſollen, daſs der gröſste Theil dieſes *erſten* Bandes Gegenſtände abhandelt, welche gar nicht unter dieſen Grundſatz gebracht werden können, und daſs alſo die ſo viel umfaſſende Polizeywiſſenſchaft gar nicht als ein Theil der von ihm abgehandelten Staatswirthſchaftslehre betrachtet werden darf. Auch möchte ſich wohl ſchwerlich Conſequenz in ſeinem Syſteme finden: ſo will er S. 41. 3. durch die Wiſſenſchaft die Gewerbe ſo *leiten* und *dirigiren*, daſs durch ihren Ertrag der Nationalreichthum aufs höchſte gebracht wird, und S. 35. ſagt er: nur unter der natürlichen Freyheit (welche das Leiten und Dirigiren von Sei-

Seiten des Staats ausschliefst) aller Zweige der Nationalindustrie scheint eine Nation das möglich gröfste Erzeugnifs liefern und so ihren gröfsten Reichthum begründen zu können; auch sagt er S. 65. mit klaren Worten: Der Staat hat weder ein Recht noch eine Pflicht, das positive Glück der Bürger zu befördern und zu verbreiten. — Der Vf. ist hier und bey manchen andern Gegenständen in den Fehler vieler Wissenschaftslehrer verfallen, die aus jedem System das was ihnen am besten scheint, herausnehmen, und aus diesen verschiedenen Materialien ein eignes Gebäude errichten wollen, das keine Einheit und Festigkeit hat, da es aus so verschiedenartigen Dingen zusammengesetzt ist. — So viel über den wissenschaftlichen Plan des Vfs. überhaupt; jetzt zur Ausführung desselben. Die vorliegenden Abtheilungen des Werks, welche sich mit der Darstellung der *Polizey* beschäftigen, die erst im folgenden Bande beendigt werden soll, sind, was das Ganze betrifft, in einer guten systematischen Form vorgetragen und mit vielen literarischen Notizen bereichert. Ueber einzelne Punkte erlaubt Rec. sich einige besondere Anmerkungen *Erste* Abtheilung S. 173. „Die Staatspolizey hat (bey den Gefängnissen und Zuchthäusern) darauf zu sehen, dass sowohl der Staat völlig gesichert sey, als dass auch die Menschenrechte der Gefangenen nicht *unnöthig* und unrechtmäfsig gekränkt werden." Was soll hier das Wort *unnöthig?* — „Die Fesseln der Gefangenen dürfen nicht so beschaffen seyn, dass sie der Gesundheit der Gefangenen *zu* nachtheilig werden." Das Wort *zu* passt hier durchaus nicht, und würde in der Instruction für einen Gefangenwärter ein gefährliches Wort seyn. Der Vf. scheint die Polizey für die beste zu halten, welche ihre Pflichten am weitesten ausdehnt; eine gründliche Untersuchung der Gränzen, wie weit die Pflichten der Polizey gehen dürfen und gehen müssen, würde weit belehrender gewesen seyn, als die Aufsuchung aller möglichen Gegenstände, um welche sich die Polizey hier und da jemals bekümmert hat; so heisst es S. 231.: Die Polizey solle dafür sorgen, dass das Brod von den Bäckern nicht zu frisch verkauft und genossen werde! — Nach S. 250. soll es der Polizey gelungen seyn, die Schnürbrüste der Frauenzimmer verdrängt zu haben; das hat aber wohl nicht die Polizey, sondern Belehrung und Mode bewirkt, und es ist Rec. kein Ort bekannt, wo die Polizey diesen Gegenstand zu ihren Pflichten gezählt hätte. Dass man, wie S. 253. steht, in Sachsen das Trocknen der Wäsche, als der Gesundheit nachtheilig auf Kirchhöfen verboten hat, mag wohl wahr seyn; aber wir werden doch gewifs dieses Gesetz nicht andern Staaten und Städten zur Nachahmung empfehlen wollen! Der Wunsch S. 276. dass die Badehäuser auch für Aermere eingerichtet werden möchten, ist in Berlin erfüllt, da in dem dortigen Badehause auch Aermere unentgeldlich baden können. — Die Anmerkungen über Duelle S. 376. sind lesens- und beherzigenswerth.

Von S. 399 an findet man eine Untersuchung der Frage: bey welchen Gegenständen Taxen der Regierung nothwendig oder nicht nothwendig sind? Unter Nr. 5. heisst es: dass die Taxen mit dem Steigen des Preises der Materialien und Lebensmittel erhöhet werden müssen, indem sonst die Polizey eine Unbilligkeit begienge. — Wenn, wie der Vf. vorausgesetzt hat, Freyheit der Gewerbe statt findet: so sind Taxen in den mehresten Fällen schädlich und in *allen* übrigen Fällen überflüssig: denn entweder trifft die Taxe das gerechte Gleichgewicht zwischen Käufern und Verkäufern, oder sie trifft es nicht; im erstern Falle hat die Polizey eine Arbeit übernommen, welche der natürliche Gang der Gewerbe ohne jener Zuthun überall selbst übernimmt, und im zweyten Falle begeht sie nicht blofs eine Unbilligkeit, sondern eine Ungerechtigkeit gegen den Käufer oder den Verkäufer, und es ist ein Glück, wenn — wie es denn auch überall geschieht — die Taxe nicht beobachtet wird. Wenn wir aber die Staaten betrachten, wie sie jetzt mehrentheils sind, so mufs freylich ein künstlich gemachtes Uebel dem andern entgegenarbeiten. Bey der Fleischtaxe widerlegt sich der Vf. selbst, indem er S. 403. sagt: Concurrenz wird noch bessere Fleischpreise machen, als alle Taxen. Bey dem Abschnitt von Wuchergesetzen findet man in der Note S. 415. „dass der Zinsfuss von fünf Procent grade das rechte Mafs zu seyn *scheint.*" Wenn eine Regierung ein Gesetz giebt, so sollte ihr doch wohl der Gegenstand nicht richtig *scheinen!* sie mufs genügende Gründe haben warum sie fünf und nicht vier, oder sechs, drey oder sieben zum Mafsstabe annimmt. — Der Vorschlag S. 429 f. bey den Leihhäusern die Summe dessen, was nach Abzug aller Kosten bey dem Verkauf der verfallenen Pfänder über das dem Leihhause zukommende Antheil übrig bleibt, zwischen dem letztern und dem Verpfänder zu theilen, hat doch gar keinen in der Gerechtigkeit liegenden Grund; nothwendig mufs die *ganze* Summe dem Verpfänder herausgegeben werden, wenn er sich meldet. — Die Glücksbuden hält der Vf. für unschädlich. Dass (S. 542.) im preussischen Staate alle Häuser in der Feuersocietät versichert werden *müssen*, ist falsch; der Adel in einigen Provinzen, und die königlichen Gebäude sind keinem Zwange unterworfen. Nach der Note S. 545. soll die Assecurationssumme für die Gebäude in Berlin (die königlichen ausgenommen) 17 Millionen Rthlr. betragen; im J. 1800. betrug sie 35,674,950 Rthlr.

Zweyte Abtheilung. Wenn S. 9. in der Note gesagt wird, dass die Bevölkerung in Pensilvanien in 35 Jahren vierfach, und die Einfuhr englischer Waaren in demselben Zeitraum 17fach sich vermehrt habe, so beweiset dies, — wenn die Einfuhr aus andern Ländern in demselben Verhältnifs gestiegen ist, — dass sich das Vermögen der dortigen Einwohner ungefähr vierfach vergröfsert habe; der Vf. giebt den aus dieser historischen Angabe zu ziehenden Schluss ziemlich unverständlich so: „es ist unglaublich, wie sehr mit der Volkszahl auch das Bedürfnifs der Arbeiten und die Quantität der Arbeit steigt, wie sehr also die Gewerbindustrie durch vermehrte Volkszahl zu-

zunimmt." — S. 53. tadelt er mit Recht das harte Gesetz, das demjenigen, der ohne Vorwissen des Staats ausgewandert ist, die Wiederaufnahme in sein Vaterland abschlägt, mit zwey Gründen; aber ein Hauptgrund gegen die Rechtlichkeit des Gesetzes ist (vorzüglich in kleinen Staaten und in Gränzprovinzen grosser Staaten) wohl der: dass viele junge Leute, vorzüglich aus den Gewerbsklassen, die im Inlande ihr Unterkommen nicht finden können, und denen der Staat auf ihr Ansuchen auch dieses nicht geben kann, dasselbe im Auslande suchen und finden, und nur dann, wenn sie sich etwas erworben haben, oder wenn in ihrem Vaterlande ein Platz für sie offen geworden ist, wieder zurückkehren. — Der bey dem Einfluss der Maschinen auf den Wohlstand und die Bevölkerung aufgestellte Grundsatz: man solle in der Regel die ganze Sache ihrem eignen Gange überlassen, ist so wahr und wichtig in der Polizey und gesammten Staatswirthschaft, dass jeder Lehrer und jeder Arbeiter in diesem Fache bey der Beurtheilung einer jeden zu treffenden Massregel gegen dieses oder jenes vermeinte oder zu fürchtende Uebel vorher erst reiflich überlegen und kluge Leute zu Rathe ziehen sollte: ob es nicht besser sey, wenn man statt aller Massregeln die Sache ihrem eignen Gange überliefse. Auch unser Vf. würde bey manchen Vorschlägen und bey manchen Gegenständen, z. B. bey Prämien, bey Taxen und dergl. wohl gethan haben, wenn er die Folgen philosophisch untersucht hätte, welche dieses negative Benehmen der Polizey haben würde. — S. 71. wo der Vf. in Hinsicht auf den Vortheil den die Gewerbe durch Vertheilung der Arbeiten gewinnen, sagt: „und da nun dadurch (durch diese Vertheilung der Arbeiten) zugleich auch die Bevölkerung um so viel Menschen zunehmen muss, als durch diese Vertheilung der Arbeiten mehr erfordert werden, so u. s. w." wäre ein bestimmterer Ausdruck nöthig gewesen: denn wenn durch die Vertheilung der Arbeiten die Zahl der Arbeiter vermehrt wird, und das Product der Arbeit dasselben bleibt (welches doch hier angenommen werden muss): so ist doch das wahrlich kein Gewinn für die Arbeit und das Land; denn Vertheurung der Arbeit oder Verarmung der Arbeiter können nur die Folgen davon seyn. — S. 60. bestreitet der Vf. den Grundsatz, dass der Luxus der Bevölkerung schädlich sey; S. 90. will er aber doch den Luxus, um der Beförderung der Ehen willen, eingeschränkt wissen: es fehlt hier an einer richtigen Definition des Luxus. — Wenn er in der Note S. 110. von Kirchen redet, die 50,000 oder gar 100,000 Rthlr. in Vermögen haben: so wird er jetzt sehr weit um sich sehen müssen, um eine solche zu finden. — Bey den Vorschlägen, die Heiraths- und Ausstattungskassen betreffend, ist die übelste Folge derselben nicht berührt, welche sie alle zerstören muss, und sie als verwerfliche Projecte charakterisirt; dass sie nämlich den Ehestand und das Heirathen zu einer Speculation machen, um ein Kapital in die Hände zu bekommen, und dass die Erfahrung gelehrt hat, wie so viele Ehepaare, welche sich den Trauschein verschafft hatten, gleich nach geschehener Trauung wieder aus einander gegangen sind. — Auch klingt die S. 119. b) angegebene Regel bey den Vorschlägen zu Errichtung einer Leichencasse sehr sonderbar: „so viel (Mitglieder) jährlich absterben, so viel werden neu aufgenommen." Dann muss man auch ein Gesetz geben, dass sich so viel jährlich zur Aufnahme melden müssen: denn das war eben der Zerstörungsgrund so vieler Gesellschaften der Art, dass sich nicht so viel neue Mitglieder fanden, als durch den Tod abgegangen waren. — Wenn der Vf. S. 158. bey den Kolonistenansetzungen es dem Staate zur Pflicht macht: dass er fortgesetzt dafür sorgen solle, den Kolonisten Arbeit und dieser Lohn und Absatz zu verschaffen: so ist doch wohl zu bedenken, dass er hier dem Staate erstens eine Unmöglichkeit zur Pflicht macht, und dass er zweytens, wie so viele unsrer Staatsökonomen, mehr für Fremde, die ohnedem schon auf Kosten der alten Landesbewohner hereingezogen werden, als für die Eingebornen sorgt, die, wie es denn auch natürlich ist, sich selbst Arbeit und dieser Lohn und Absatz verschaffen müssen, — und in welchem Zusammenhange steht auf der folgenden Seite der Satz: den Kolonisten soll ein Haus, ein kleiner Garten, Weidefreyheit für einige Kühe, Freyholz u. s. w. gegeben, und *dafür* sollen sie in den ersten drey oder sechs Jahren von allen Abgaben frey seyn. — Dass sich (S. 165.) in Russland kein Jude sehen lassen dürfe, ist jetzt nicht mehr der Fall. — Nach der Note S. 304. soll jetzt im Preussischen eine jede Schulstelle auf dem Lande *wenigstens* 100 Rthlr. einbringen; wollte Gott, es wäre dem also! — Der Staat soll, nach S. 435. die falschen Begriffe der Studirenden in Hinsicht auf die ihnen nöthigen Haupt- und Hülfswissenschaften *berichtigen*; das kann aber der *Staat* nicht thun, sondern das muss den Lehrern auf der Universität selbst überlassen werden; was aber der Staat thun kann, und wenn es besser werden soll, auch thun muss, ist: unnachlässige Strenge bey den Forderungen an diejenigen und bey der Prüfung derjenigen, die in Staatsämtern angestellt seyn wollen; diess wird die heilsamste Rückwirkung auf den Eifer und Fleiss derer heben, die sich für Staatsämter bestimmen. — Der Vorschlag in Hinsicht auf die im Auslande gedruckten Bücher, dass der Staat den ganzen Verlag der ihm nachtheilig scheinenden Bücher in grösster Eil dem Verleger abkaufen solle, (S. 595.) dürfte leicht zu Speculationen geldhungriger Schriftsteller und Buchhändler Anlass geben, und dem Staate eine zu kostbare Ausgabe werden. — Wenn Hr. *W.* S. 602. in dem Lumpenausfuhrverbote und in Taxen für die Buchdrucker ein Mittel findet, das Papier und die Druckkösten wohlfeiler zu machen: so muss man in dem Kapitel, über die Ausfuhrverbote und Taxen überhaupt eine nähere Auseinandersetzung des Grundsatzes suchen, da Theorie und Erfahrung beweisen, dass Ausfuhrverbote und Taxen zu Gunsten der Verkäufer, aber nicht der Käufer wirken, und, dass sie, statt die Gegenstände durch Vermehrung der Concurrenz wohl-

wohlfeiler zu machen, sie durch Verminderung derselben theurer machen müssen.

Durch die hier mitgetheilten Anmerkungen wollen wir diesem Werke keineswegs seinen Werth absprechen. Es enthält sehr viel Gutes und Anwendbares, und viele Gegenstände sind mit grossem Fleiss bearbeitet, wohin unter andern vorzüglich das auch besonders abgedruckte, Kapitel von Universitäten und die Vorschläge zu Verbesserung der niedern Schulen gehören.

BERLIN, b. d. Gebr. Gädicke: *Ausführliche Anleitung zur theoretischen und praktischen Kenntniß des Zollwesens, der Zollverfassung und der Zollgesetze in den königlich Preußischen Staaten*, und insbesondere in der Churmark, der Neumark und dem Herzogthum Magdeburg und des bey Accise- und Zolldefraudations-Untersuchungen zu beobachtenden gerichtlichen Verfahrens. Nebst einem Anhange über Braunahrung, Bierverlag und Bierverkauf auf dem platten Lande, in Ansehung der Accise-Verfassung. 1805. 427 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Das preussische Zollwesen bedurfte bisher dergleichen Repertorien, aus welchen sich die Gewerbe und Handel treibenden Stände Rath holen konnten, sehr: denn es war so verwickelt, und aus so vielerley fremdartigen Einrichtungen und Anordnungen zusammengesetzt, dass es unmöglich war, das Ganze zu übersehen, oder nur in einzelnen Fällen seine Pflichten und verschiedenen Abgaben in ihrem ganzen Umfange gehörig kennen zu lernen. Durch die neuern Anordnungen des Ministers, der das Zollwesen zu seinem Departement erhalten hat, ist indessen dieser Theil der Staatsverwaltung, seit dem Anfange des Jahrs 1806. sehr vereinfacht worden; der Vf. ist demnach zu einer für den Verleger unglücklichen Zeit mit dieser Schrift hervorgetreten; doch wird sie immer historischen Werth behalten, um so mehr, da aus der Schrift hervorleuchtet, dass der Vf. ein praktischer Zollbeamter seyn muss. Er hat in vier Abschnitten: *a*) allgemeine theoretische Bemerkungen über das Zollwesen, *b*) allgemeine praktische Bemerkungen über die Gerichtsbarkeit in Zollsachen, *c*) besondere Bemerkungen das Zollwesen betreffend, und *d*) ein Verzeichniss der in den genannten Provinzen vorhandenen Zölle und Zollgesetze, geliefert. Aus dem vierten Abschnitte sieht man, dass vor dem 1. Januar 1806. in der Kurmark allein 228 namentlich aufgeführte Haupt- und Nebenzollämter waren, und man wird dem Vf. eines Aufsatzes in der *Spenerschen* Zeitung, über das neu erschienene Edikt, die Aufhebung der Binnenzölle betreffend, gewiss beystimmen, wenn er den wichtigen Einfluss dieser Operation dem Publikum anschaulich zu machen sucht.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Breslau*, b. Korn: *Kann und darf die Nachgeburt unbedingt zurückgelassen werden?* Ein abgedrungener Beytrag zu den Verhandlungen über die Lösung und Nichtlösung der Nachgeburt. Von D. *Henschel*. 1805. 72 S. kl. 8. (6 gr.) — Die Veranlassung zu dieser kleinen Schrift gab der Todesfall einer Dame, welche den siebenten Tag nach ihrer Niederkunft an den Folgen der zurückgelassenen Nachgeburt starb. Die Nabelschnur war abgerissen, als der Vf. nach den fruchtlosen Bemühungen einer Hebamme und zweyer Geburtshelfer die leichenblasse, von Blute fast ganz ausgeleerte schwache Kranke, 13 Stunden nach der Entbindung, von der Nachgeburt zu befreyen suchte. Der Leib war ausgedehnt und nicht sehr schmerzend beym Anfühlen. Der Fruchthältermund war zusammengezogen und weil sich die Kranke der nothwendigen Erweiterung desselben widersetzte: so verliess sie der Vf. und hörte, dass sie am siebenten Tage nach der Niederkunft gestorben sey. — Wenn man in der ganzen Stadt die Beschuldigung zu verbreiten suchte, als habe der Vf. die Dame umgebracht, so war das heimtückisch und unredlich gehandelt, und keiner wird es dem Vf. verargen, wenn er sich gegen eine solche Verunglimpfung öffentlich zu vertheidigen sucht. Wenn er aber die Nachgeburtsoperation bey jener schwachen Dame versuchte, ohne sich vorher mit den beiden früher hinzugerufenen Geburtshelfern zu berathschlagen, ohne ihre Gründe für die Anwendung eines in Milch gekochten (?!) Hasenfells, als Umschlag und der Einspritzungen aus gekochtem Leinsamen, für den innerlichen Gebrauch der Mischung aus Melissenwasser und Opiumtinktur zu hören: so war diess sehr unpolitisch und nicht collegialisch gehandelt. Rec. der über 100 Meilen vom Vf. entfernt ist und mit ihm oder seinen Collegen in keinen Verhältnissen steht, die auf sein Urtheil Bezug haben könnten, ist weit davon entfernt, das Operationsverfahren des Vfs. zu tadeln; aber er gesteht offenherzig, dass er die Kindbetterin nicht verlassen haben würde, ohne vorher eine Consultation zu verlangen, dass er, mit Beystimmung der übrigen Aerzte, einen Versuch gemacht hätte, die Thätigkeit des gesammten Organismus und vorzüglich des Fruchthälters durch aromatische Ueberschläge und flüchtige Reitzmittel in kleinen Gaben aufzuregen, und dann die Erweiterung des Muttermundes und die Wegnahme der Nachgeburt zu bewirken.

Was übrigens den Inhalt der Schrift betrifft, so führt der Vf. mehrere eigene Beobachtungen an, wo die Entbundenen, welchen die Nachgeburt bey einem Blutflusse nicht so gleich weggenommen war, starben; da hingegen in andern Fällen die Blutung gleich nach gelöseter Nachgeburt aufhörte und das Leben ausser Gefahr gesetzt wurde. Er zeigt, dass die berühmtesten Geburtshelfer in solchen Fällen die Wegnahme des Mutterkuchens empfohlen hätten, und Rec. stimmt darin mit dem Vf. überein, dass es Verwegenheit wäre, da, wo ein Blutverlust die Thätigkeit des gesammten Organismus schwächt, sich auf die Thätigkeit des Fruchthälters zum Ausstossen der Nachgeburt lediglich zu verlassen. Aber man darf sich auch unter solchen Umständen, *besonders wenn man nach bereits gehemmten Blutflusse gerufen wird*, nicht zu viel von der künstlichen Lösung des Mutterkuchens versprechen, und wird durch vorher angewendete innerliche und äusserliche, dem Grade der Schwäche angemessene Arzneymittel oft bey weitem wohlthätiger auf die Entbundene wirken, als durch die voreilige Lösung der Nachgeburt, welche *nach gestilltem Blutflusse* Tage lang ohne Gefahr in der Gebärmutter gelassen werden kann, wenn eine zweckmässige Behandlung und eine beständige Aufmerksamkeit auf den Zustand des Fruchthälters und auf den zur Lösung günstigsten Zeitpunkt statt findet.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 8. Julius 1806.

OEKONOMIE.

BERLIN, in d. Realschulbuchh.: *Praktische Anleitung zur Führung der Wirthschaftsgeschäfte* für angehende Landwirthe, von *Friedrich Karl Gustav Gericke*, Pachtamtmann zu Heinde, unweit Hildesheim, und arbeitendem Mitgliede der Landwirthschafts-Gesellschaft zu Celle und zu Wittenburg. *Erster* Theil. Von der Viehzucht. Herausgegeben und mit einer Vorrede begleitet von D. *Albrecht Thaer*. 1804. XXXVI u. 400 S. gr. 8. m. 2 Kpfrn. (1 Rthlr. 20 gr.) *Zweyter* Theil. 1805. XXVI u. 434 S. gr. 8. m. 3 Kpfrn.

Ebendas.: Anweisung, wie man die schädliche Drehkrankheit oder das Segeln der Schafe in den meisten Fällen auf eine einfache und leichte Art glücklich und sicher heilen könne, von *F. K. G. Gericke*. Ein Nachtrag zum *ersten* Bande der prakt. Anleit., der zum Gebrauche für Schäfer u. s. w. auch besonders verkauft wird. 1805. 70 S. gr. 8. m. 1 Kpfr.

Der Vf. dieses gemeinnützigen Werks gehört zu der in Deutschland nur allzuseltnen Klasse landwirthschaftlicher Schriftsteller, welche als gebildete Praktiker Willen mit Fähigkeiten in dem zu erwartenden Masse vereinigen, um vor dem Publicum als nützliche Schriftsteller auftreten zu können. Nach den Schuljahren zu dem Grade von Bildung und Kenntnissen gediehen, dem die Beziehung der Universität zu folgen pflegt, begab er sich auf eine sehr mühsame Weise an die Erlernung des landwirthschaftlichen Gewerbes, und übt dasselbe seit vielen Jahren theils als Pächter grosser Güter, theils als Verwalter, mit eben so viel Kenntniss als Glück aus. Das letztere bemerkt in der kurzen Vorrede zum *ersten* Theile Hr. *Thaer*, der aber, nach des Vfs. Bemerkung in der Vorrede zum *zweyten* Theile, nur zufolge einer Buchhändler-Speculation auf dem Titel des *ersten* Herausg. genannt wird. Vermuthlich war es die Erfahrung des Vfs. von seinen eigenen Lehrjahren, die seine ausdauernde Beharrlichkeit und seinen standhaften Eifer für das einmal erwählte Fach so sehr auf die Probe setzten, aus welcher für ihn die erste Veranlassung zu diesem Werke hervorging, das bestimmt ist, Lehrlingen der praktischen Landwirthschaft einen ausführlichen, blos aus eigener Erfahrung geschöpften Unterricht in jenen vorzüglichsten Zweigen des Landhaushaltes zu ertheilen, die dem Vf. durch lange Ausübung hinlänglich bekannt geworden sind. Er hat Wort gehalten: sein Werk umfasst nicht das ganze Gebiet der Landwirthschaft, auch nicht das gesammte Detail, dessen bey einzelnen Theilen gedacht werden könnte, sondern es handelt nur von den Theilen, und bey diesen nur von den Gegenständen, mit welchen der Vf. durch eigene Erfahrung hinlänglich vertraut geworden ist; alles Abgehandelte trägt aber meist so sehr das Gepräge genauer praktischer Kenntnisse, ist grossentheils so reich an jenem Detail von Wirthschaftsgeschäften, welches nur durch vieljährige Ausübung erlernt werden kann, dass dieses Werk, neben der Erreichung seines Hauptzwecks auch für gebildete Oekonomen sehr belehrend seyn kann. Freylich konnte sich der Vf., bey der Darstellungsart, die er sich zum Gesetze gemacht hat, nicht über die Localitäten seiner Gegend zu einem allgemeinen Unterrichte erheben; aber bey der unbestimmbaren Vielseitigkeit dieser Localitäten wird selbst aus dieser Einseitigkeit hin und wieder ein neues Interesse für unterrichtete Leser entspringen, weil nothwendig öfters aus dem reichen Gebiete der Landwirthschaft Gegenstände sich in dem Werke abgehandelt finden, deren Kenntniss andere Localitäten nicht, oder nur im minderen Grade darbieten konnten. Man findet also in diesem Buche bey weitem nicht alles, was man finden möchte, hat aber dankbar sich mit dem zu begnügen, was es enthält.

Bey der bekannten widrigen Richtung, welche die leider in das Unendliche anwachsende landwirthschaftliche Literatur in Deutschland zum Theil genommen hat, bey der ganz unwissenschaftlichen Buchmacherey, die uns allzuhäufig mit werthlosen Compilationen überladet, sind Werke, welche, gleich dem vorliegenden, blos eigenen Erfahrungen ihren Ursprung verdanken, sehr selten; sie sind aber als Bereicherung der landwirthschaftlichen Literatur anzusehen, die den Wunsch erregen, dass ihre Zahl so zunehmen möge, dass jene kunstlosen Aggregate, die eine das Ganze unserer Literatur beschimpfende Missstaltung hervorbringen, auch bey ihren bisherigen Käufern völlig in den verdienten Misscredit kommen, in dem sie bey Kennern schon längst standen. Zur weitern Empfehlung dient es übrigens dem Werke unsers Vfs., dass er, einige fast unvermeidliche Provinzialismen abgerechnet; eine weit bessere Schreibart sich zu eigen gemacht hat, als viele andere praktisch ökonomische Schriftsteller.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wird es in Ansehung des *ersten* Theils genügen, wenn wir das Nähere seines Inhalts im Allgemeinen bezeichnen. Der Vf. handelt zuerst von den Vorkenntnissen, die ein guter Oekonom haben muss, von dem Benehmen

deſſelben gegen Untergebene, um ihre Achtung und Folgſamkeit zu ſichern, wo treffliche auf langjährige Beobachtung dieſer Menſchenklaſſe gegründete Erfahrungsregeln entwickelt werden. Sodann wendet er ſich zur Viehzucht, und trägt von den ſpeciellen Zweigen der Pferde-, Rindvieh-, Schweine- und Schafzucht das Vorzüglichſte ſeiner Erfahrungskenntniſſe über dieſe Wirthſchaftszweige auf die oben erwähnte Art vor. In dem Kapitel über Behandlung und Zucht der Pferde findet man vorzüglich die Materie von der beſten Einrichtung der Pferdeſtälle, von der Fütterungsart, dem Beſchlage, der Sorge für Reinlichkeit, der Füllenzucht, der Behandlung tragender Mutterpferde während dieſer Zeit, bey der Geburt und nachher u. ſ. w. äuſserſt lehrreich abgehandelt. Bey der Rindviehzucht iſt vorzüglich von Einrichtung der Ställe, Fütterungsart im Sommer und Winter, Sorge für Reinlichkeit, den Regeln bey dem Ankaufe der Kühe, der Nachzucht und Kälberauferziehung, beſonders den Vorſichtsregeln und der Behandlung bey dem Kalben u. ſ. w. die Rede. Eine eigene Anweiſung zur vollkommnen Stallfütterungswirthſchaft ſucht man in dieſem Kapitel vergebens, da der Vf. ſie aus eigner Erfahrung nicht zu kennen ſcheint; jedoch findet man Belehrung über die Fütterung mit grünen Futterkräutern. (Daſs er ſein Vieh des Sommers auf der gemeinen Weide durch den Dorfkuhhirten mithüten läſst (S. 98.), beruht wahrſcheinlich auf Localverhältniſſen, die für ihn nicht zu beſeitigen ſind.) Die gehaltvolle Abhandlung über Schweinezucht (S. 203—274.) zeugt von dem Reichthume ſeiner Kenntniſſe in dieſem oft vernachläſſigten Zweige. Hauptſächlich werden nach der Beſchreibung der beſten Einrichtung eines Schweinehauſes mit vieler Ausführlichkeit alle Gegenſtände der Nachzucht und Auferziehung der Ferkel, ferner die Materie vom Verſchneiden derſelben und der alten Saue, von der Maſt u. ſ. w. vorgetragen. Die Schafzucht wird mit beſonderer Vorliebe abgehandelt. Vorzüglich theilt der Vf. über alle Punkte der Zuchtſchäferey, Auferziehung der Lämmer, Caſtrirung der Bock- und Coupirung der Zibbenlämmer, Entmannung alter Böcke, Winterfütterung der Schafe, Achtſamkeit bey der Wollſchur, Einrichtung der Schafſtälle, Betrügereyen der Schäfer u. ſ. w. ſehr viel Lehrreiches mit. Die beygefügten Berechnungen über den Ertrag, den der Vf. durch Rindvieh- und Schweinezucht im J. 1803. erlangt hat, ſind zwar dieſen Wirthſchaftszweigen nicht ſehr günſtig, indeſſen ſind ſie nur als locale Beyſpiele anzuſehen, und würden bey veränderten Umſtänden nothwendig andere Reſultate liefern müſſen. Als ein Hauptvorzug dieſes Theils verdient angerühmt zu werden, daſs der Vf. über die Behandlung der ihm durch Erfahrung bekannt gewordenen bedeutendſten Krankheiten der Pferde, des Rindviehs, der Schweine und Schafe gute praktiſche Lehren mittheilt. Von dieſer Seite wird er einſichtsvollen Thierärzten, welche die Erfahrungen aufmerkſamer, des Vorzugs der täglichen Beobachtung ihrer Hausthiere genieſsender Oekonomen zu würdigen wiſſen, willkommen ſeyn. Die dieſem Theile beygefügten Kupfer bilden einen Trokar, zwey Eiterband- oder Haarſeilnadeln von verſchiedener Gröſse, eine Caſtrirklammer und ein Brenneiſen ab. Einigemal iſt der Vf. den Vortrag über Gegenſtände, die er künftig abzuhandeln verſprach, ſchuldig geblieben, z. B. S. 153., welches vermuthlich im *dritten* Theile nachgeholt werden wird.

Den Nachtrag über die Drehkrankheit der Schafe empfiehlt Rec. der beſondern Aufmerkſamkeit aller Oekonomen und Thierärzte. Aus der Einleitung ſieht man, daſs der Vf. ſich ſchon ſeit vielen Jahren mit der Beobachtung dieſer Krankheit abgiebt, und ein Mittel gegen ſie zu finden bemüht war. Er erzählt, ohne Rückhalt und mit einer ihm eigenen Zutrauen erweckenden Offenheit, die Irrthümer, denen er ſich in Hinſicht des Urſprungs dieſer merkwürdigen Krankheit in verſchiedenen Zeiten überlaſſen hatte, bis es ſeinem unermüdeten Eifer endlich gelang, die wahrſcheinliche Grundurſache derſelben, und ihre einfache Behandlungs- und Heilungsart auszumitteln. Sehr abweichend von den *Riemiſchen* und mehr übereinſtimmend mit *Finke's* Angaben (Erfahrungen über die Kopfwaſſerſucht der Schafe) iſt die Behauptung des Vfs., daſs er während eines dreyſsigjährigen Zeitraums noch nie ein Lamm vor dem fünften Monate des Lebens habe drehend werden ſehn; daſs der achte Monat das gewöhnliche Alter ſey, in dem die Krankheit ſich einzuſtellen pflege u. ſ. w. Er widerlegt die *Riem-* und *Reutterſche* Meinung von dem Grunde dieſer Krankheit, den dieſe, nach den damals herrſchenden mediciniſchen Begriffen, in einem allgemein aſtheniſchen Zuſtande, in Verdorbenheit der Säfte und dergl. ſuchten, und zeigt, daſs es ein Localübel ſey, welches erſt auf den ganzen Organismus zurückwirke, und die bekannten Krankheitserſcheinungen hervorbringe. Das Unzulängliche der angegebnen Präſervative wird vom Vf. näher entwickelt. Nach dieſen Prämiſſen theilt er die ihm wahrſcheinlichſte entfernte und nähere Urſache der Drehſucht mit, giebt eine genaue Beſchreibung ſeiner Verfahrungsart und des von ihm angewendeten, auf der beygefügten Kupfertafel in natürlicher Gröſse abgebildeten Inſtruments, und zeigt, in wie fern ſein von ihm ſehr häufig mit dem gröſsten Glücke angewendetes Verfahren von dem *Riem-* und *Reutterſchen* abweiche. Mehr von dem Inhalte dieſer kleinen intereſſanten Schrift mitzutheilen, würde zu weit führen; wir fügen nur noch die Bemerkung bey, daſs ſeine Methode allerdings weit einfacher, ungekünſtelter und gefahrloſer, daſs ſie durchaus das Reſultat einer richtigen Theorie und einer glücklichen Empirie zu ſeyn ſcheint, und daſs wir daher die auf dem Titel ausgedrückte Hoffnung des Vfs., die Drehkrankheit in den meiſten Fällen glücklich und ſicher heilen zu können, zu theilen kein Bedenken finden. Sehr zur Erhöhung des Werths dieſer Abhandlung dient die beygefügte gelehrte Zugabe des D. und Staabschirurgus *Sergel* aus Hannover, in welcher

cher derſelbe dem Vf. in Anſehung des eigentlichen Grundes der Krankheit beytritt, ſeine Meinung über die Entſtehungsart der Waſſerblaſe aber aus Gründen der vergleichenden Anatomie beſtreitet und berichtigt.

Auch der *zweyte* Theil, der vom eigentlichen Ackerbaue, doch nicht ganz vollſtändig, handelt, iſt reich an trefflichen Erfahrungen über das praktiſche Detail der abgehandelten Ackerwirthſchaftszweige, dem einige allgemeine Materien vorausgehen; jedoch muſs Rec. bekennen, daſs er im Ganzen ſeinen durch den *erſten* Theil erregten Erwartungen nicht in dem Maſse, wie dieſer, vorzüglich in Hinſicht der Anordnung der Materien entſprach. Auch hätte er manches Uebergangene gern von dem Vf. als einem dreyſsigjährigen Praktiker behandelt geſehen. So hat er ſich durch das viele, was heutzutage über Wirthſchaftsſyſteme, Dreyfelderwirthſchaft, Wechſelwirthſchaft und dergl. geſchrieben worden, bewegen laſſen, gar nichts von dieſer, dem Anſcheine nach mehr wie je, ſchwierig gewordenen Materie zu ſagen, und ſich damit begnügt, auf ein bald zu erſcheinendes Werk des Hn. *Thaer* zu verweiſen. Augenſcheinlich entbehrt aber ſein Werk durch dieſe Uebergehung den Haupttheil, die eigentliche Achſe des Ganzen. Auffallend iſt es auch, daſs der Vf., da doch andere Zweige des Feldbaues einzeln behandelt ſind, dem ſo wichtigen Getreidebau keinen eigenen Abſchnitt gewidmet, ſondern das Hauptſächlichſte deſſelben theils in dem Abſchnitte von Beſamung des Ackers abgehandelt hat, theils in jenem von Einärntung und Aufbewahrung der Früchte noch abhandeln wird. Jener Abſchnitt wird die Veranlaſſung zu manchen Wiederholungen, da das in demſelben von Saat der Oelgewächſe und Futterkräuter S. 206. geſagte, in den dieſen Gegenſtänden beſonders gewidmeten Abtheilungen abermals (S. 331. 349.), und zum Theil auf abweichende Art, in Hinſicht der Quantität des Samens und der Behandlungsart, vorkommt. Man vergleiche über Winterölſaat S. 215. und 327.; über Esparcette S. 217. und 400. (der Schluſs des S. 217. über Eſperſaat geſagten iſt überhaupt, vielleicht durch Veranlaſſung eines Druckfehlers, nicht deutlich); über Luzerne S. 218., 369. und 392. S. 213. heiſst es: der Rübſamen muſs der Vögel wegen untergeegget werden, ſo wie aller öligte Samen; S. 332. aber wird dagegen, in dem Abſchnitte über Bau der Oelſaat (unter welcher Benennung der Vf. Sommerrübſen, Dotter, Mohn, Reps und Winterrübſen begreift) angeführt: der Same ſelbſt wird bloſs untergewalzet, nicht aber untergeegget; ..... ſollte es hingegen regnen, ſo muſs der Same leicht, am beſten mit hölzernen Eggen eingebracht werden.

Was die einzelnen Abſchnitte betrifft: ſo hat der Vf. in allen viel Gutes und Lehrreiches mitgetheilt, unter andern im *erſten*, von Vertilgung der ſchädlichen Thiere, in jenen vom Dünger, der Bearbeitung, Saat u. ſ. w. Vom Gebrauche des Gypſes iſt S. 108 und 377. die Rede; ſeine ſchon aus den Annalen der niederſächſiſchen Landwirthſchaft Bd. I. S. 403. bekannte Meinung über die Wirkungsart deſſelben, hat der Vf. hier durch einen Verſuch näher zu erweiſen geſucht. *Succow* in den Bemerkungen der kurpfälziſchen phyſic. ökonom. Geſellſchaft von 1775. hat ſchon damals dieſelbe Meinung geäuſsert, welche nach dem Rec. ſchwerlich zur Erklärung der ſo verſchiedenen, bey dem Gebrauche des Gypſes vorkommenden Erſcheinungen, und ſeiner ſicher ſehr zuſammengeſetzten Wirkungsart hinreichend ſeyn dürfte. S. 133. beſchreibt der Vf. eine von ihm im ſchwerſten Boden angewendete Keilwalze (nicht Stachelwalze), die für das bemerkte Terrain ſehr brauchbar ſeyn mag. Die Abſchnitte vom Kartoffelbaue und dem Kohlbaue ſind ſehr wohl gerathen. Jener hat uns von neuem überzeugt, wie viel Neues und Nützliches noch immer über dieſe merkwürdige Frucht geſagt werden kann, obgleich ſchon ſo vieles von ihr bekannt geworden iſt. Vorzüglich wohl hat uns des Vfs. Eintheilung der Kartoffelvarietäten gefallen; bey Verfolgung ſeines Weges wird es endlich möglich werden, über dieſen Gegenſtand in einige Richtigkeit zu kommen. Dieſer iſt um ſo intereſſanter, da in Deutſchland noch nicht viele Erfahrungen von dem Anbaue des Kohles im Groſsen, vorzüglich zur Viehfütterung, bekannt ſind. Daſs der Vf. alle rübenartigen Gewächſe zuſammenfaſst, und ihre Cultur mit einander vorträgt, hat uns hier ſo wenig, wie bey den Oelgewächſen gefallen, wo er denſelben Weg einſchlägt, beſonders da dieſes Buch für Anfänger zunächſt beſtimmt ſeyn ſoll, bey welchen dieſer Gang leicht Verwirrung hervorbringen könnte. Ueberhaupt ſind dieſe Abſchnitte, beſonders der über Oelgewächſe, unter welche der Vf. auch Hanf und Flachs bringt, etwas dürftig ausgefallen. Artig iſt die Bemerkung S. 301. über die Entſtehungsart der röthlichen Möhren. Bey der Frage über den Werth des Hanf- und Flachsbaues hat der Vf ſeine localen Schlüſſe mit zu vieler Allgemeinheit vorgetragen. Der Futterkräuterbau wird gröſstentheils ſehr praktiſch abgehandelt, nur ſtimmen des Vfs. (S. 381.) angegebene Methoden des Kleeheumachens nicht mit dem überein, was im *erſten* Theile (S. 133.) über die gröſsere Leichtigkeit dieſes Geſchäftes, im Vergleiche mit der Wieſenheuverfertigung, geſagt worden iſt, indem bey des Vfs. Methoden, die ſich vielleicht auf Abweichungen des Klima gründen, nothwendig viel Verluſt ſtatt finden muſs. Sehr gut iſt die Vorſchrift, den Lucernklee nicht unter Sommerfrucht, ſondern allein zu ſäen; aber ohne hinreichenden Grund macht es der Vf. dieſem Baue zum Vorwurf, daſs durch ihn die Rotation in der Ackerbewirthſchaftung geſtört würde. Nur die Rotation des Dreyfelderbaues wird durch denſelben geſtört; für Lucernbau gehören aber eigene Rotationen. Der Vf. ſcheint anzunehmen, daſs dieſes Futterkraut von der gleichnamigen Schweizeriſchen Stadt ſeine Benennung erhalten habe (S. 390 u. 391.), welches ſchwer zu erweiſen ſeyn dürfte. Das minder günſtige Klima iſt die eigentliche Urſache des weniger vollkommnen Gedeihens und der geringern Nutzbar-

barkeit des ewigen Klees im nördlichen Deutschland. Das Abmähen des unter Getreide gesäeten deutschen Klees im Herbste des Saatjahres, gegen welches der Vf. (S. 414) sich äufsert, ist im Hohenlohischen allgemeine Localpraxis, und geschieht im südlichen Deutschland überall, wenn bey feuchten Nachsommern Gelegenheit dazu vorhanden ist. Jedoch wollen wir zugeben, dafs es in rauhern Gegenden öfters gefährlich werden könne. Das von dem Vf. zu allgemein verworfene Schröpfen des jungen Getreides ist in manchen Gegenden und Jahren im fettesten Boden nothwendig, um den allzugeilen Wachsthum des Getreides, das Legen desselben, oder das Schiefsen in taube Aehren zu verhüten.

Der Abhandlung über Einärntung und Aufbewahrung der Früchte will der Vf. einen eignen Theil widmen. Dasselbe soll in Ansehung der Lehren von dem, was ein angehender Oekonom über Führung der Rechnungen, über Kauf- und Pachtanschläge, Uebergaben und Annahmen der Güter u. dgl. m. zu wissen nöthig hat, geschehen. Der Vf. mufs nothwendig über diese Gegenstände sehr viel Belehrendes sagen können; wir wünschen daher seinem Werke den gedeihlichsten Fortgang.

Göttingen, b. Röwer: *Abhandlung von der Düngung und der zweckmäßigen Behandlung derselben.* Zum Gebrauch für alle Oekonomen entworfen von *Johann Karl Fischer*, Prof. d. Philos. zu Jena. 1803. 160 S. 8. (10 gr.)

In dieser Schrift wird die Lehre von der Düngung nach den neuern chemischen Grundsätzen systematisch, mit Anwendung auf den Betrieb des Feldbaus, jedoch in möglichster Kürze, vorgetragen. Der Vf. läfst sich zuerst über die Natur der Pflanzen und ihrer Nahrungsstoffe aus, beschreibt sodann die Düngungsmittel nach ihren Bestandtheilen und Wirkungen bey einer zweckmäfsigen Behandlung, und geht hierauf zur praktischen Anwendung über. Das Wesentliche des Düngers und die höchste Kraft desselben besteht darin, dafs er der Verwesung unterworfen wird, wobey es auf Beschleunigung der Fäulnifs und darauf ankömmt, dafs die dabey sich entwickelnden Stoffe gebunden, und nicht zerstreut werden. Zur Erreichung dieser Erfordernisse räth der Vf., aufser dem fleifsigen Einstreuen in den Ställen, und der Mischung des Düngers mit gebranntem Kalk, vorzüglich an, den Dünger aus den Ställen gleich auf das Feld zu schaffen, und ihn einige Zoll hoch mit Erde zu bedecken. Ein nach diesen Vorschriften auf einem kleinen Landstück, welches mit Kartoffeln besetzt wurde, angestellter Versuch lehrte den Vf., dafs die Düngung, nach vorbeschriebener Art zubereitet, in Vergleichung mit der bisherigen Art und Weise der Behandlung, eine viermal gröfsere düngende Kraft besafs. Wenn man nun gleich diese Theorie als richtig annimmt: so sind doch die praktischen Regeln, welche hieraus gefolgert werden, gar nicht so leicht auszuführen, als bey Ertheilung derselben wiederhohlentlich behauptet wird. Wer erwägt, wie, besonders bey einer Landwirthschaft von einigem Umfange, die anderweitigen Feldarbeiten in einander greifen, und sich gewissermafsen drängen, der wird eingestehen, dafs es mit ganz aufserordentlichen Schwierigkeiten verbunden seyn müsse, darauf zu halten, dafs der Mist, so wie er aus den Ställen kommt, jedesmal sogleich aufs Feld gebracht, und dort einige Zoll hoch mit Erde bedeckt werden soll. Wenn auch eine solche Behandlung mit Strenge durchgesetzt würde: so müssen Witterung und Jahreszeit nicht selten Hindernisse entgegenstellen; in vielen Fällen aber würde die Zurücksetzung andrer nützlicher Feldarbeiten zum grofsen Nachtheil der Wirthschaft nothwendig werden. Es bleibt bey diesem Vorschlage, wie bey vielen ähnlichen, nur gar zu wahr, dafs Versuche im Kleinen den günstigsten Erfolg haben können, im Grofsen aber nicht anzuwenden sind.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. Ohne Druckort: *Militairische und politische Betrachtungen über den jetzigen Zustand von Europa*, von einem deutschen Officier. Im Februar 1804. entworfen. 63 S. 8. (6 gr.) — Dieses politisch-militärische Räsonnement verräth einen einsichtsvollen, mit der Kriegskunst und den Staatenverhältnissen vertrauten, und dabey unparteyischen Verfasser. Richtig wägt er die Kräfte Frankreichs gegen die des übrigen Europas in ihrer Wirksamkeit gegen einander, und in ihren Folgen für beide, die neuesten Ereignisse sprechen für ihn. Vorzüglich übereinstimmend mit sich und so manchem andern Militairisten fand Rec. den Vf. da, wo er bey der Beschreibung eines möglichen Angriffs Frankreichs auf Preufsen sagt: „Ganz anders würde es aussehen, wenn Preufsen nebst Wesel, Münster, Lingen, Emden in einer Linie hätte befestigen lassen, und wenn diese erste und allein stehende Festung durch ein paar andere befestigte Oerter, als Lippstadt und Paderborn, so zu sagen, mit Magdeburg, dem Rhein etwas parallel, in einer Linie stünden." Er stimmt dem Salderschen und Lasoyschen Grundsatze, dafs man gar keine Festungen haben müsse, damit man den Feind, wenn er im Lande sey, leicht hinausjagen könne, gar nicht bey, sondern widerlegt ihn vielmehr dadurch, dafs er — und wohl nicht unrichtig — sagt: dieses scheine ihm, als wolle man gar keine Thür an seinem Hause haben, weil, wenn der Dieb des Nachts hereingekommen wäre, und alles gestohlen hätte, man ihn desto leichter herausjagen könnte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 9. Julius 1806.

TECHNOLOGIE.

DORTMUND, gedr. b. Mallinckrodt: *Ueberſicht der Eiſen- und Stahl-Erzeugung auf Waſſerwerken in den Ländern zwiſchen Lahn und Lippe.* Angehängt ſind eine Ueberſicht jener Fabrication in den vorliegenden franzöſiſchen Departements u. ſ. w., nebſt Kupfern und einer groſsen technologiſchen Charte, von *Friedr. Aug. Alex. Eversmann*, Königl. Preuſs. Kriegs-, Steuer- und Bergrathe und Fabriken-Commiſſarius. Haupttheil. 1804. 8. 448 S., und XXXII S. Vorrede, Subſcribentenverzeichniſs u. Supplemente. — Beylagen 104 S. gr. 4. (8 Rthlr.)

Dieſes Werk eines ſchon durch ähnliche Arbeiten verdienten Schriftſtellers enthält einen groſsen Schatz von gründlichen Beobachtungen, Nachrichten und Notizen über die mannichfaltigen beträchtlichen Eiſenfabriken in dem auf dem Titel genannten Landſtriche. — Die Einleitung giebt zuvörderſt einen Ueberblick derjenigen Länder, mit deren metalliſchen Fabriken der Vf. ſeine Leſer bekannt machen will, verbunden mit ſehr guten und einſichtsvollen hüttenmänniſchen Bemerkungen, die oft auf eine angenehme Weiſe überraſchen. Das Werk ſelbſt beginnt mit der Beſchreibung der Oranien-Naſſauiſchen Beſitzungen. Im Siegenſchen iſt Stahl das Hauptproduct des Landes, und es beſchäftigen ſich ſechs Hütten mit der Erzeugung deſſelben. Der Werth des Ertrags ſämmtlicher Stahlhütten wird (im J. 1801.) auf 38920 Rthlr. gemeinen Cours angeſchlagen. Die Eiſenhütten beſtehen in neun Hohöfen, welche ſämmtlich inländiſche Eiſenſteine verblaſen. Der Werth dieſes Betriebs wird hier jährlich zu 242,784 Rthlr. berechnet, woraus man die groſse Wichtigkeit des hieſigen Eiſenhüttenhaushalts beurtheilen kann. Dieſer kann ſich auch wegen der muſterhaften Siegenſchen Forſtcultur, und wegen der nahen Nachbarſchaft der holzreichen Wittgenſteinſchen und Berleburgiſchen Länder, eine lange Dauer verſprechen. Dem Vf. ſcheint es indeſs, daſs die Siegenſche Hüttenwirthſchaft überhaupt noch groſser Vervollkommnung fähig wäre, wenn die gewerkſchaftliche Verfaſſung auf einen andern Fuſs gebracht würde, beſonders was die Einheit in der Direction betrifft, worüber man hier einige treffende Bemerkungen lieſet. Die Hammerwerke beſtehen aus 13 Stahlhämmern mit 18 Feuern, und 18 Friſchhütten. Die Friſchmethode iſt Einmalſchmelzerarbeit, ganz local, und läſst ſich unter andern Umſtänden nicht wohl nachahmen. Auſser den obigen giebt es noch 13 Reck- und Raffinirhämmer, deren Abſatz ſich aber nicht ins Ausland erſtreckt; ſie beziehen aus der Grafſchaft Mark jährlich ungefähr 1000 Karren Steinkohlen. Im Dillenburgiſchen werden die vorhandenen drey Eiſenhütten zu Ebersbach, Eibelhauſen und Heyger für landesherrl. Rechnung adminiſtrirt. Zu Eibelhauſen iſt ein Waſſerliederungsgebläſe nach Baaderſchen Grundſätzen angelegt. Das Roheiſen iſt von ſehr guter Qualität; es geht viel davon ins Ausland. Auch die vier Stabhämmer ſind herrſchaftlich, und erhalten ihr Roheiſen von den inländiſchen Hütten. — Die Berleburger Eiſenhütte wurde im J. 1794 für fürſtl. Rechnung gebauet, aber nach einer einzigen Campagne wieder eingeſtellt. Die Urſachen davon ſind hier angegeben. Es müſſen daher die ſechs landesherrl. Hämmer ihr Roheiſen aus dem Dillenburgiſchen und Wittgenſteinſchen kaufen. Die Köhlerey wird von den Landesunterthanen betrieben, welche das Holz von den Fürſten kaufen, und die Kohlen nachher an die fürſtl. Hämmer wieder verkaufen. Eine wunderliche Einrichtung! Die beiden Eiſenhütten in der Grafſchaft Wittgenſtein erhalten ihren Eiſenſtein durch Tauſch gegen Kohlen theils aus dem Dillenburgiſchen, theils aus dem Solms-Braunfelſiſchen. Sonſt werden keine Kohlen ausgeführt. Der Vf. verſpricht jedoch beiden Werken keine lange Dauer. In dieſem Ländchen giebt es ſechs Hammerfeuer. — In den Heſſen-Darmſtädtiſchen Aemtern Biedenkopf und Battenberg liegt eine Eiſenhütte mit einem Hohofen und vier Friſchfeuer, welche das auf der Biedenkopfer Hütte erzeugte und ſehr vorzügliche Roheiſen auf Kaltbläſerart verfriſchen. — Solms-Braunfels hat einen eben ſo groſsen Vorrath an Eiſenſtein, als Dillenburg. Hier ſind zwey Eiſenhütten mit drey Hohöfen, welche die Kohlen nur zum Theil im Lande ſelbſt, theils aus dem Heſſen-Darmſtädtiſchen erhalten. Weil das Ländchen keine Hämmer hat: ſo geht der Abſatz des Roheiſens ins Ausland. — Die Eiſenfabrication an der Niederlahn wird durch drey Hüttenwerke betrieben, die alle Privat-Eigenthümern gehören: nämlich zu Nievern, Aal und hohe Rhein (Haut-Rhin). Erſteres beſteht aus einem Hohofen, einem Friſchhammer, Reckfeuer und einer Eiſenſpalterey (Schneidewerk). Bey dem zweyten befindet ſich ein Hohofen, eine Wallonſchmiede mit zwey Schmelz- und ein Reckfeuer, nebſt einem Schneidewerk. Das zu Haut-Rhin hat zwey neben einander liegende Hohöfen, wovon jedoch nur immer einer betrieben wird, eine Wallonſchmiede und Schneidewerk. Die Werke erhalten ihre Erze meiſtens aus der Gegend von Dietz und Runkel auf dem linken und rechten Lahnufer.

Die Kohlen kommen mehrentheils aus dem Schauenburgiſchen, der Gegend von Ems und von der Moſel. Die Hütten haben in dieſer Hinſicht eine ſehr gute Lage: denn die wohlunterhaltenen Forſten im Schauenburgiſchen liefern ihnen jährlich 8 bis 9000 Klafter Kohlholz. Den ganzen Werth der jährlichen Fabrication dieſer Hütten berechnet der Vf. auf 117,854 Rthlr. — In der Herrſchaft Vallendar, jetzt Naſſau-Weilburg gehörig, liegt das anſehnliche Hüttenwerk zu Sayn, eine Stunde vom Rhein, und beſteht aus zwey Hohöfen, drey Hämmern mit fünf Feuern und einem Reckhammer. Auch gehört dazu noch ein Hammer, Nr. 4 genannt, mit zwey Feuern, eine Viertelſtunde oberhalb des Werks. Die Erze werden in der Nähe gewonnen. Die Summe des jährlichen Products iſt 68,225 Rthlr., und das Stabeiſen geht meiſtens nach Holland. Noch findet man hier Nachrichten von einigen andern, in dieſer Gegend liegenden Eiſenwerken. — Die Herrſchaft Weſterburg hat einen Hammer und zwey Drahtziehereyen, wo bloſs grobe Drahtſorten gemacht werden. Dieſe werden gewöhnlich nach Frankfurt, Coblenz und Holland verſendet. — Die Grafſchaft Alt-Wied, jetzt Wied-Runkel zugehörig, beſitzt ein wichtiges Eiſenhüttenwerk, die Clemenshütte, 3 Stunden nördlich von Andernach und Neuwied entfernt. Es iſt ſeit 1794. Eigenthum einer Herrnhuter-Geſellſchaft zu Neuwied, und beſteht aus einem Hohofen, zwey Hämmern mit vier Grobfeuern und einem Reckhammer. Seine Lage iſt in Hinſicht der Kohlen ſehr gut, und es hat auch den Eiſenſtein ziemlich nahe. Der Werth des ganzen jährlichen Ertrags iſt hier zu 17906⅔ Rthlr. angegeben. — Die Eiſenhütte in der Grafſchaft Wildenburg wurde im J. 1786. von dem Kurhannöverſchen Berghauptmann *von Reden* erbauet. Das Stahleiſen dieſer Hütte ſteht in gutem Ruf. — Die nicht unbeträchtliche Eiſenfabrikation der Grafſchaft Wied-Runkel beſteht aus zwey Hütten nebſt den nöthigen Hämmerfeuern. — Das in der Grafſch. Wied-Neuwied liegende Hüttenwerk zu Raſſelſtein iſt eins der bedeutendſten, deren in dieſem Buche Erwähnung geſchieht. Es beſteht aus einem Hohofen, fünf deutſchen Friſchfeuern, einem Reckfeuer und einem Blechwalzwerk. Letzteres iſt das einzige in der ganzen Niederrheiniſch-Weſtphäliſchen Gegend. Das Werk hat ein imponirendes Anſehen. Drey Friſchhämmer, der Reckhammer, das Walzwerk und der Hohofen liegen in einer Reihe fort, dicht neben einander, ſo daſs, wie der Vf. bemerkt, das Ganze mit den Kohlenſchuppen und Wohngebäuden der Officianten und Arbeiter einer kleinen, in eine lange Straſse gebaueten, Colonie ähnlich ſieht. Doch wird das Werk nicht mit Vortheil betrieben. Das Walzwerk konnte der Vf. nicht zu ſehen bekommen. Bemerkungen über das Nichtgedeihen der Schwarzblech-Walzwerke in Deutſchland. Der Vf. findet, und zwar mit Recht, die Haupturſach darin, daſs man nicht Aufmerkſamkeit genug bey der Verfertigung der nöthigen Walzen habe, worin die Engländer ſehr erfahren ſind. (Vor mehrern Jahren wurde die Anlage einer Anſtalt zur Verfertigung der Blechwalzen zur Rothen Hütte am Harz, für die Mandelhölzer Blechſchmiederey, projectirt; es iſt aber Rec. nicht bekannt, ob ſolche zur Ausführung gekommen iſt.) Auſser dieſem Werke ſind im Neuwiedſchen noch zwey andere Hütten, welche hier ebenfalls beſchrieben werden. Beſonders werden auf der einen ſehr viele Hämmer, Hammerhülfen und Chavatten mit den Amboſsen gegoſſen. In der Herrſchaft Sayn-Hachenburg liegt nur eine einzige Eiſenhütte nebſt einem Stabhammer, Zainhammer und Drahtzug; letzterer würde gewiſs mehr Abſatz haben, wenn er den groſsen Drahtfabriken in der Grafſchaft Mark nicht ſo nahe läge. Wichtig iſt der Eiſenſteinsbergbau und das Hüttenweſen in der Grafſchaft Sayn-Altenkirchen, wobey ſich der Vf. auch etwas länger verweilt. Es giebt hier eine Menge von Eiſenhütten und Hämmern, deren Namen wir nicht hier aufführen können. Mit beſcheidener Freymüthigkeit und Sachkenntniſs werden hier die Fehler des Sayniſchen Hüttenbetriebs beleuchtet, und die Nachtheile der dortigen gewerkſchaftlichen Verfaſſung gezeigt. Dieſe ſchicke ſich zu keinem Gegenſtande weniger, als zum Eiſenhüttenbetrieb (Rec. ſtimmt hier dem Vf. aus Erfahrung von ganzem Herzen bey). „Wie wohlthätig wäre es hier, heiſst es S. 150., wenn der Landesherr eine Hütte beſäſse, und mit Beyſpiel vorangehen könnte: denn dieſs iſt der ſicherſte Weg, auf den Willen des freyen Weſtphälingers zu wirken, der ſein Eigenthumsrecht nicht gerne unter eine höhere Curatel ſtellt, wenn dieſelbe auch noch ſo gut verwaltet würde.“ In dieſem Abſchnitte ſtöſst man überhaupt auf ſehr gute eiſenhüttenmänniſche Bemerkungen, z. B. über die Nachtheile des Aufgebens mit Schaufeln, über das Röſten der Eiſenſteine und den dabey vorkommenden Verluſt am Gewicht u. ſ. w. Die Stabeiſen-Fabrication in dieſem Lande iſt unbedeutend. Nachdem der Vf. noch über die Eiſenwerke im ſogenannten freyen Grunde einige Nachrichten gegeben hat, geht er zur Grafſchaft Mark über, deren Eiſen- und Stahlhütten, Hämmer, Draht- und Nähnadelfabriken faſt durch ganz Europa bekannt ſind. Die Stabeiſen-Fabrication war in dieſem Lande ehemals ein wichtiges Gewerbe; ſie iſt aber jetzt auf dem Punkt, faſt ganz aufzuhören, indem ſie durch die immer zunehmende Stahlfabrication verdrängt wird. Der in der Grafſchaft verfertigte Rohſtahl wird ſämmtlich auf den inländiſchen Hämmern zu feinem Stahl raffinirt. Die Oſemundsfabrik beſteht aus 79 Hämmern mit 88 Feuern, woraus ſchon erhellet, daſs dieſe Fabrik ſehr anſehnlich ſeyn muſs. Was hier über dieſe Schmiedemethode, welche der Grafſchaft Mark eigenthümlich iſt, geſagt wird, iſt für den Hüttenmann und Fabricanten ſehr lehrreich. Von den Reckhämmern, die Eiſen und Stahl für die feinern Fabriken bearbeiten, handelt der Vf. ebenfalls ausführlich, ſo wie überhaupt der Abſchnitt von der Grafſchaft Mark der gröſste im ganzen Werke iſt. Allein hier fand auch der würdige Vf. reichen Stoff an den mannichfaltigen Gegenſtänden der Eiſen- und Stahlveredlung,

welche

welche dieſes Land vor ſeinen Nachbarn ſo vortheilhaft auszeichnen. Nach der S. 246. geführten Berechnung beträgt der Productionswerth der Märkiſchen Reckhämmer, in Jahren, wo die Fabriken in gutem Gange ſind, etwa 1 Million und 61,740 Rthlr. Die Schwarzblech-Fabrication iſt von geringer Bedeutung; nur zwey Hämmer werden darauf betrieben. Auch Schrauben-, Walzen-, Schneid- und Drehwerke befinden ſich im Märkiſchen, nicht weniger beträchtliche Senſenfabriken, welche letztere aus 34 Hämmern mit 85 Feuern beſtehen, deren ſämmtlicher Ertrag ſich im J. 1800. überhaupt auf 154,972 Rthlr. belief. Der Abſatz der Senſen, Sicheln und Strohmeſſer erſtreckt ſich weit und breit umher, ſelbſt nach Amerika; im ſüdlichen Deutſchlande aber werden ſie von dem Steyermärker und Kärnthner verdrängt. Die groſse Steyerſche Senſenfabrik verſendet, wie hier beyläufig bemerkt wird, jährlich über Breslau allein nach Rufsland und ins Preufsiſche an 3 Millionen Stück. Dafs es bey dem Betriebe ſo mancher feinern metalliſchen Fabriken auch an Schleifwerken nicht fehlen werde, läſst ſich leicht erachten. Ihre Zahl iſt hier zu 40 angegeben. Von ungemeiner Wichtigkeit iſt die Drahtfabrik, deren Sitz hauptſächlich in den Städten Lüdenſcheid, Altena und Iſerlohn ſich befindet. Der Werth dieſer Production belief ſich im J. 1800. auf 457,242 Rthlr. Der Draht iſt wegen ſeiner beſondern Güte und Elaſticität weit und breit berühmt. Von der Fingerhut-Fabrik, welche aus 11 Werken beſteht, deren Namen in der Beylage zu finden ſind. Auch hiervon ſteigt der Werth in einigen Jahren bis auf 100,000 Rthlr. Von der Nähnadel-Fabrik, welche ebenfalls ſehr wichtig iſt. — Nun folgen die metalliſchen Fabriken der ehemaligen Stifter Eſſen und Werden, nebſt Rellinghauſen, welche jetzt an Preufsen gekommen und der Grafſchaft Mark incorporirt ſind: Hier verdient die Gewehrfabrik zu Eſſen erwähnt zu werden. Eiſenhütten-Anſtalten im Herzogthum Cleve auf dem rechten Rheinufer u. ſ. w., woſelbſt nur blofs die St. Anthony-Eiſenhütte bemerkenswerth iſt. Bey dem dortigen Hohofen hat der Hütten-Inſpector *Jacobi* ein hölzernes Kaſtengebläſe vorgerichtet, welches durch epicykloidiſche Wellfüſse (im Buche ſteht S. 303. Wallbaum und Wallfüſse, welches Druckfehler ſind) bewegt wird. Noch mehrere Anlagen und Verbeſſerungen dieſes geſchickten Hüttenmannes werden hier beſchrieben. Die Cupolo-Oefen findet der Vf. ſehr vortheilhaft, und auch hierin mufs Rec. aus Erfahrung beypflichten. (Beyläufig bemerkt Rec., dafs Hr. BR. *Norberg* in Schweden eine Abänderung der engliſchen Cupolo's in Stülp- oder Stürzöfen angegeben, und in einer eignen kleinen Schrift beſchrieben hat: *Ueber die Production des Roheiſens in Rufsland und über eine neue Schmelzmethode in ſogenannten Stürzöfen* u. ſ. w. Aus dem Schwed. von *J. G. L. Blumhof*. Freyberg 1805. 8.) In der Herrſchaft Gimborn-Neuſtadt iſt nur noch eine Eiſenhütte im Gange, nämlich die zu Ründerorth, welche gewerkſchaftlich betrieben wird. Die andern beiden vorhandenen liegen, aus Mangel an Materialien, ſtill. Es iſt ein ſchlimmer Umſtand für dieſe Werke, dafs nach S. 329. ſo viele Kohlen aus dieſem Lande auf die Olpeſchen Blechhämmer und auf die Märkiſchen Knüppelhämmer (Osemund) gehen, die einen höhern Preis als die inländiſchen Hämmer bezahlen können, ſo dafs dieſe ihren Bedarf wieder rückwärts aus dem Homburgiſchen und Oberbergiſchen ziehen, und mithin die Hütten und Hämmer nicht aus Mangel an Kohlen, ſondern der Theurung derſelben wegen, ſtill ſtehen müſſen. Hier wären wohl zweckmäſsigere Einrichtungen des Holz- und Kohlenhandels nöthig. — Eiſenwerke in der Herrſchaft Homburg vor der Mark und in der Grafſchaft Hohen-Limburg; letztere hat beſonders Drahtfabriken. Das Herzogthum Weſtphalen, welches nunmehr an Heſſen-Darmſtadt gefallen iſt, hat ebenfalls viele Eiſen-, Berg- und Hüttenwerke, welche hier aber nur in ſo weit beſchrieben ſind, als es die beyliegende technologiſche Karte darſtellt. Jedoch iſt die Roheiſen-Erzeugung in dieſem Herzogthum von keiner groſsen Bedeutung, und kann mit der an der Sieg nicht verglichen werden. Auch iſt das Roheiſen ſelbſt in der Regel von keiner vorzüglichen Güte. (Ueberhaupt war dieſes an ſich nicht kleine Land bisher gleichſam eine *terra incognita*; Hr. *E.* verdient daher für die darüber mitgetheilten Nachrichten, ungeachtet ſolche nur Bruchſtücke ſeyn konnten, Dank, und es wäre zu wünſchen, dafs ein im Herzogthum wohnender Mineralog und Bergverſtändiger eine vollſtändige oryktognoſtiſche und metallurgiſche Beſchreibung deſſelben herausgeben möchte, wobey die vorliegenden Nachrichten ebenfalls ſehr gut benutzt werden könnten.) Von 14 hier namhaft gemachten Eiſenhütten ſind nur noch 8 im Betriebe. Intereſſant iſt noch beſonders die Beſchreibung der Eiſenwerke und Eiſenfabriken im Herzogthum Berg, womit das Werk beſchloſſen wird. Beſonders beträchtlich iſt hier die Veredlung des Eiſens und Stahls auf Reckhämmern. (Dieſe Nachrichten können mit neuern, im Journal für Fabrik, Manufactur, Handlung und Mode, 1805. Febr., befindlichen, welche Hn. *Hagenbruch* zum Vf. haben, verglichen werden. S. Ephemeriden der Berg- und Hüttenkunde, herausgegeben von *C. E. von Moll*. Bd. I. Lief. 1 u. 2. München 1805. 8. S. 156 f.) Im Anhange wird noch von einigen in der Nachbarſchaft des auf der Karte verzeichneten Diſtricts befindlichen Eiſenwerken gehandelt, woraus wir nur ein Paar Bemerkungen auszeichnen wollen, um mit unſerm Auszuge nicht zu weitläuftig zu werden. S. 419. Die Kaſtengebläſe auf den Eiſenhütten zu Moulins und Rouillon ſollen bis jetzt noch die beiden einzigen in Frankreich ſeyn. Beſonders ſehenswerth für ſachkundige Reiſende iſt das Meſſingwerk zu Nanté, eine Stunde von Givet, wegen ſeines Walzwerks, worauf meſſingene und kupferne Bleche bis zur möglichſten Dünnheit gewalzt werden. Von den Werken in der Eiffel und im Jülichſchen iſt das Nöthigſte im Vorbeygehen beygebracht.

Man

Man darf hier nicht blofs trockne Topographie erwarten; allenthalben ist die Behandlung der Berg- und Hüttenwerke, so wie die Verhältnisse der Holz-, Kohlen- und Eisenpreise u. s. w. angegeben, wodurch das Werk für den Berg- und Hüttenmann einen vorzüglichen Werth erhält.

Die Beylagen enthalten: Vergleichung des Kohlenbedarfs und Verlusts im Eisenschmelzen auf verschiedenen Hütten- und Hammerwerken; Vergleichung der vorkommenden Masse; Berechnung über das Eisenhüttenwesen der Grafschaft Sayn-Altenkirchen im J. 1801.; Berechnung über einige Hütten daselbst; Tabelle über Stärke und Länge des Drahtfadens nebst Verkaufspreis; Vergleichung der Benennungen der Drahtsorten auf verschiedenen Drahtfabriken nach der Drahtstärke zur Nähnadelfabrik; Berechnung über den Betrieb eines Ösemundhammers, der sogenanntes Knüppeleisen macht; Nachweise der sämmtlichen Wasserwerke in verschiedenen beschriebenen Gegenden. — Druck und Papier sind gut; nur finden sich manche Druckfehler. So steht z. B. S. 59. Z. 11. des Haupttheils Garneri's statt *Garney's;* S. 62. Z. 4. v. u.: Granit, st. *Graphit* u. s. w.

Die technologische Karte soll, wie der Vf. in der Vorrede bemerkt, keinen eigentlich astronomisch-geographischen Werth haben, sondern ist hauptsächlich für den Kaufmann und Reisenden bestimmt. Zu diesem Zwecke scheint sie allerdings gut gerathen zu seyn. In der Vorrede sind die Hülfsmittel dazu getreu angegeben.

PHYSIK.

Braunschweig, in d. Schulbuchh.: *C. P. Funke's Handbuch der Physik* für Schullehrer und Freunde dieser Wissenschaft. Völlig umgearbeitete, mit den neuesten Entdeckungen und einem Register vermehrte, Auflage von D. *J. H. G. Fricke*, Professor am physikalisch-medicinischen Institute zu Braunschweig. *Erster* Band. 1804. 411 S. 8. (1 Rthlr.)

Dass dieses Buch noch den Namen seines ersten Verfassers oder Herausgebers trägt, ist eine Ungerechtigkeit gegen Hn. *Fricke;* denn in der That ist es gar nicht mehr das vorige Buch, sondern ein ganz neues und weit besseres; in welchem nur hier und da Stellen wenig oder gar nicht verändert wurden, wie S. 130—158. Eben deshalb zeigen wir es auch hier als ein neues Werk an, um so mehr, da die *erste* Auflage in der A. L. Z. übergangen worden. Der gegenwärtige *erste* Band enthält folgende Abschnitte: 1) *Allgemeine Eigenschaften der Körper.* Hieher ist vieles gezogen, was nicht zu den *allgemeinen* Eigenschaften der Körper gehört; die Ueberschrift hätte *von den Eigenschaften der Körper im Allgemeinen* lauten sollen. 2) *Gesetze der Bewegung.* Gut und ordentlich. Bey den Central-Kräften sind wir auf eine Stelle gestofsen, gegen die wir Erinnerungen zu machen hätten, die aber für diesen Ort zu weit führen würden. Es wird nämlich S. 81. behauptet: die Planeten gingen deshalb immer um die Sonne, ohne sich ihr zu nähern, weil sie alle gegen einander gravitirten. Wäre dies nicht, so würden sie in Spirallinien gegen die Sonne getrieben werden. Nur durch die Gravitation anderer Himmelskörper auf einem (einen) Planeten, der sich um die Sonne bewegt, werde die Schwungkraft dieses Planeten erzeugt. Daher sey die Schwungkraft eine wirklich in der Natur existirende Kraft. Wirkte der Centripedalkraft (Centripetalkraft) keine andere Kraft entgegen: so würde sich der bewegte Körper dem Mittelpunkte der Kräfte immer mehr nähern u. s. w. Hierüber ist Rec. anderer Meinung. 3) *Bewegung und Gleichgewicht fester Körper.* Fall. Schwerpunkt. Pendel. Hebel. 4) *Bewegung und Gleichgewicht flüssiger Körper.* 5) *Von den Hindernissen der Bewegung.* 6) *Einfache Stoffe und Bestandtheile der Körper.* Ein unverhältnismäfsig langer Abschnitt, übrigens reichhaltig und für den Zweck gut bearbeitet. 7) *Erscheinungen der Wärme.* Was S. 289. von Verfertigung der Thermometer gesagt wird, ist unbefriedigend; auch hätte wohl *de La Lande's* neue Scala einer Erwähnung verdient. 8) *Atmosphärische Luft.* Hier ist der Vortrag der älteren Auflage grofsentheils beybehalten; die Betrachtung der Gasarten ist in einem besondern Abschnitte abgehandelt, wie billig. Die ältere Auflage hatte sie mit der Lehre von der atmosphärischen Luft in einen Abschnitt zusammengebracht. Der jetzige Vf. hätte sich immer noch mehr Freyheit mit seinem Original erlauben, und z. B. die Lehre vom Schalle nicht, nach hergebrachter alter Sitte, in dem Abschnitte von der atmosphärischen Luft abhandeln, sondern ihr einen schicklichern Platz anweisen können. 9) *Von den Gasarten,* zum Theil aus der ältern Auflage, mit den nöthigen Verbesserungen, zum Theil ganz neu bearbeitet. Hier findet man auch die *Verbrennung* abgehandelt. Es läfst sich für diese Stellung zwar einiger Grund angeben, doch scheint es uns im Ganzen nicht der rechte Platz zu seyn. Streng systematische Anordnung mufs man aber überhaupt hier nicht suchen. Was Hr. *Fr.* am Ende der Vorrede sagt, dient ihm zur Entschuldigung. Es ist eine undankbare Arbeit, ein solches Buch umzuformen; lieber ein ganz neues nach eigenem Plane gemacht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 10. Julius 1806.

NATURGESCHICHTE.

BRAUNSCHWEIG, b. Reichard: *Joh. Christ. Fabricii Systema Antliatorum* secundum Ordines, Genera, Species adjectis synonymis, locis, observationibus, descriptionibus. 1805. 372 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Ebendaſ.: Index alphabeticus in Joh. Christ. Fabricii Systema Antliatorum, genera et species continens; insertis synonymis Entomologiae systematicae et Supplementi ejusdem. 1806. 32 S. 4. und gr. 8.

Dieſes Werk des berühmten Vfs. ſchlieſst ſich als die neue Bearbeitung der Ordnung der Insecten mit Schöpfrüſſeln und zwey Flügeln, *Antliata*, bey *Linné Diptera*, an die *Systemata Eleutheratorum*, *Rhyngotorum* und *Piezatorum* an; es bleiben von den gröſsern Ordnungen alſo nur noch die *Gloſſata* zurück; die übrigen Ordnungen werden wahrſcheinlich in Einem Bande zuſammengefaſst werden können, und damit die neue Ausgabe der *Entomologia ſyſtematica* mit der groſsen Menge von Bereicherungen und ſyſtematiſchen Verbeſſerungen vollendet werden.

Da der Vf. die trefflichen Vorarbeiten von *Meigen* in deſſen ſyſtematiſchen Verzeichniſſe der europäiſchen zweyflügligen Insecten, und in dem *zweyten* Bande von *Illigers* Magazin für Insectenkunde, und von *Latreille* und *Dumeril*, für die Ordnung der Antliaten benutzen konnte: ſo iſt die völlige Umſchmelzung ſeiner Gattungen, wodurch die Aufſtellung der Arten weit natürlicher, und ihre Aufſuchung viel leichter wird, nicht unerwartet. Statt 31 Gattungen dieſer Ordnung in der *Entom. ſyſtem.* und ihrem Supplem., finden wir hier deren 80; die 81te Gattung *Atax* iſt aus den Trombidien der Entomol. hinzugekommen; dafür ſind *Pycnogonum* und *Nymphon* ausgeſchieden, um mit *Phalangium* u. a. eine neue Ordnung *Siphonata* zu bilden. So anſehnlich auch dieſer Zuwachs von Gattungen iſt: ſo müſſen wir doch dem Vf. den gegründeten Vorwurf machen, daſs er noch weit mehr gute, ſelbſt durch auffallende Merkmale der Mundtheile und der Antennen zu charakteriſirende Gattungen von *Meigen* und *Latreille* hätte aufnehmen können, wie wir das nachher zeigen werden. Er brauchte nur den deutlichen Fingerzeigen dieſer Syſtematiker zu folgen, um mit leichter Mühe mehrere ſchöne und natürliche Gattungen für ſein Syſtem zu gewinnen. Wir bedauern es aufrichtig, daſs der Vf. dieſe nothwendigen Verbeſſerungen, die er ſelbſt ſo leicht anbringen konnte, da ihm der Weg gezeigt war, andern überlieſs, und nicht vielmehr ſtrebte, ſeine Arbeit ſo vollkommen zu machen, als ſie es bey ſeinen Hülfsmitteln zur Zeit der Herausgabe werden konnte. Rec. verlangt damit nicht, daſs er alle Gattungen von *Meigen* und *Latreille* aufnehmen ſollte: ſo iſt z. B. *Latreille's Tanyptera* nichts anders, als die weibliche *Ctenophora*; *Dilophus Meigen* würden wir nur als Familie von *Hirtea* unterſcheiden, und *Spilomyia*, *Heliophilus*, *Eumerus* und *Dorus* von *Meigen* ſcheinen uns ſehr gut in der einzigen Gattung *Mileſia* verbunden.

Beträchtlich iſt der Zuwachs von hier zuerſt beſchriebnen Arten; in der *Entom. Syſt.* und dem *Supplem.* waren 833 Antliaten beſchrieben; hier ſind deren 1267, alſo 434 Arten mehr, und rechnen wir dazu die 33 Arten von *Atax*, ſo enthält die Ordnung der Antliaten über 450 Arten mehr, als in den frühern Schriften. Der Rec. von einem *Fabriciſchen* Werke darf dieſen Zuwachs anzuzeigen nicht vergeſſen, da der Vf. bekanntlich mehr auf Vergröſserung der Zahl der Arten, als auf Verbeſſerung und Berichtigung der vorhandnen Beſchreibungen achtet, ſo ſehr auch manche derſelben der Zuſätze bedürften, weil ſie bey der Unzulänglichkeit der Beſchreibungen wohl ewig ein Räthſel bleiben möchten. Man darf nur nicht vergeſſen, daſs es Hn. *Fabricius* nicht wohl möglich iſt, Verbeſſerungen ſeiner frühern Beſchreibungen zu geben, da er die meiſten Gegenſtände nicht vor Augen hat. Aus dieſem Umſtande entſpringt eine andre Quelle verdrieſslicher Irrthümer, daſs er viele Arten in ſeinem neuen Syſteme an ganz falſchen Orten unterbringt, ſie zu Gattungen zieht, wohin ſie gar nicht gehören, wozu wir viele Beweiſe beybringen und, ſo viel an uns iſt, Berichtigungen liefern werden.

In Anſehung der Einleitung verweiſen wir auf das, was wir in der Anzeige des *Syſtema Rhyngotorum* erinnert haben. Die Theile des Mundes ſind noch eben ſo beſtimmt, wie in den frühern Schriften. Uns ſcheint *Proboscis* und *Hauſtellum* nicht weſentlich verſchieden zu ſeyn. Da, wo *Fabricius Proboscis* und *Hauſtellum* zugleich annimmt, z. B. bey *Tabanus*, iſt *Hauſtellum* der ſchmale, die Saugborſten von oben deckende Theil; bey *Laphria* iſt nach *Fabricius* kein *Proboscis*, ſondern nur ein *Hauſtellum*, deſſen unterer gröſserer Theil eine oben offne Röhre bildet, in der die Saugborſten liegen, und die von dem obern ſchmalen andern Theile gedeckt wird. Sollte dieſer obere Theil nicht eben das ſeyn, was bey *Tabanus* überhaupt *Hauſtellum* heiſst, und ſollte der untere röhrige Theil nicht die *Proboscis* ſeyn, nur ohne leſzigen Kopf an der Spitze? Es ſcheint gewagt zu ſeyn, wenn

wenn wir die Mundtheile, z. B. eines *Tabanus*, mit dem Maule eines kauenden Insects, eines Käfers, einer Biene vergleichen; indefs fragen wir an, ob nicht das, was *Fabricius Hauftellum* nennt, der Lefze, *Labrum;* die *Proboscis* der Lippe und dem Zünglein, *Labium cum Ligula*, und die feitwärts ftehende *Seta*, zunächft dem Palpen, der Kinnlade, *Maxilla*, analog ift?

Jetzt liegt uns noch ob, die Gattungen und Arten genauer durchzugehn, und unfre Bemerkungen über die einzelnen Gegenftände hinzuzufügen, fo wohl um der Wichtigkeit des Werks angemeffen zu verfahren, als auch in der gegründeten Hoffnung, für das Studium diefer zahlreichen und intereffanten Thier-Ordnung, das jetzt fo fehr erleichtert und dadurch vielen Naturfreunden näher gebracht ift, einen nicht unbedeutenden Beytrag von Berichtigungen zu liefern. Rec. hält es für fchicklich, einige *Meigen's Diptera* betreffende, Bemerkungen hier einzufchalten, da diefes Werk von einem andern Rec. nur im Allgemeinen beurtheilt ift.

Die Gattung *Ctenophora* ift aus *Tipula pectinicornis*, *bimaculata* u. a. nach *Meigen* gebildet. *Latreille* hat irrigerweife die Männchen als *Tipula* in der *Hift. natur. Infect.* und unter dem Namen *Ctenophora* im *Dict. d'Hift. nat.*, die Weibchen in einer befondern Gattung *Tanyptera* aufgeftellt. *Ctenophora variegata* n. 2. ift zweifelhaft; *Fabricius* hat vielleicht das Weibchen von *Ct. pectinicornis* befchrieben. *Linné's* Befchreibung feiner *Tip. variegata* weicht aber ab, wobey wir zugleich bemerken, dafs *Linné* fich irrt, wenn er von dem Männchen fagt, dafs fein After in einen haarfeinen langen Schweif auslaufe, da die Männchen in diefer und den verwandten Gattungen einen dicken, ftumpfen, mit einer Zange verfehenen After haben. *Schäffer* hat *Ic.* t. 15. f. 7. eine *Tipula* und keine *Ctenophora* abgebildet. — *Ptychoptera* ebenfalls nach *Meigen* aus *Tipula; Latreille's Tychoptera* enthält auch *Tipula oleracea* und *lunata. Pt. contaminata; Geoffroy's* Nr. 8. nicht 6. gehört dazu. — *Tipula* begreift vorzüglich *Tipula* und *Limonia* von *Meigen (Tychoptera* und *Limonia* von *Latreille)*, die *Fabricius* ganz im Geifte feines Syftems hätte unterfcheiden können, da die Palpen und der Mund abweichen. Sein angegebnes Merkmal *Os fuperne acumine elongato* pafst nur auf die *Tipulas Meigen.* Dann find *Meigen's* Gattungen *Nephrotoma*, *Erioptera* und *Platyura* darunter begriffen. Wir zeigen die uns bekannten *Limoniae* an: *Triangularis*, *picta*, *fexpunctata*, *flavipes*, *tripunctata*, *replicata.* Die erfte Art *Tipula rivofa* ift gar nicht zu entziffern, da fie von des Vfs. *Tipula triangularis* verfchieden feyn foll: denn offenbar find *Linné's* und *Degeer's Tip. rivofa*, fo wie *Meigen's Limonia* diefes Namens diefe fo ausgezeichnete und gar nicht zu verkennende *T triangularis. Linné's differentia fpecifica* war *Alis hyalinis: rivulis fufcis maculaque nivea;* das *fufcis* wurde von *Fabricius* in frühern Schriften ausgelaffen, und jetzt hat er: *Alis hyalinis: macula rivulisque niveis*, was gar nicht zu jener *Diagnofis* pafst, *Geoffroy's Tipula* Nr. 2. gehört offenbar zu der folgenden *T. finuata*, und fo bleiben nur die Citate aus den Schwed. Abhandl. und *Sulzer's* Infecten, deren Richtigkeit andre entfcheiden mögen. Zu *Tip. oleracea* gehört *Schäff. Icon.* tab. 15. fig. 6., und derfelben Tafel fig. 9. zu *T. hortorum*, wo das Citat tab. 15. fig. 3. 4 wegfällt, das richtiger zu *T. finuata* gezogen ift. — *Tip. crocata* 9. *Geoffroy's* Nr. 1. (nicht 7.) t. 19. fig. 1. ift eine *Ctenophora*, die wir *Varia* nennen; diefs Citat fällt daher hier aus. Die *T. triangularis* findet fich auch in Gebirgsgegenden Deutfchlands; vergl. oben. Von *T. lunata* nehmen wir alle Citate weg, und fetzen fie zu der folgenden *Turcica;* vielleicht hat *Fabricius* unter jenem Namen *Meigen's Tip. ochracea* befchrieben? — *T. annulata* 26; in der Befchreibung giebt *Linné* den Ring der Schenkel fchwarz an, nicht weifs. — *Tip. flavefcens* 37 können wir nicht für *Limonia flavefcens Meigen* erkennen, die von *Linné's* Befchreibung abweicht. — *Culex.* Nr. 5. *Trifurcatus* heifst bey *Linné Bifurcatus* und kann der *Bifurcatus* von *Meigen* nicht feyn, weil diefer gefleckte Flügel hat. *Culex cyaneus* 9. ift vielleicht der von *Marcgrav Hift. nat. Brafil.* S. 253. befchriebne *Culex.* Bey *Culex equinus* 15. merken wir an, dafs *Linné* fchwerlich ein Infect diefer Gattung befchrieben hat, da er fagt, es habe das Anfehn einer Fliege, der Leib fey fehr klein und eyförmig, die Antennen fadenförmig, die Art das Blut zu faugen aber wie bey *Culex.* Defshalb mufs auch *Meigen's C. equinus* wegfallen, der ein wahrer *Culex* ift und jener Befchreibung gar nicht entfpricht. — *Chironomus.* Diefe neue aus der ehemaligen zweyten Familie von *Tipula*, mit aufliegenden fich deckenden Flügeln mehrentheils gebildete, Gattung fafst eine Menge verfchiedenartiger Thiere in fich, die *Meigen* und nach ihm *Latreille* in fechs Gattungen abgefondert haben, welche wir nach den uns bekannten Arten angeben wollen. 1) *Ch. plumofus*, wobey das Citat aus *Reaumur* wegfällt, und wozu *Ch. annulatus Latreille Hift. nat. Inf.* XIV. 289. 1. gehört, ein *Chironomus Meig.* der die Gattungskennzeichen geliefert hat; *Ch. obfcurus* 11. ein *Chironomus M.;* der *Ch. hiftrio* 13. ift nicht das von *Meigen* befchriebne Infect, das aufser dem Mittelpunkte noch drey fchwarze Flecken auf den Flügeln hat. Der *Ch. niveipennis* 21. fcheint *Ch. chiopterus Meigen* Dipt. 1. 17. 18. und *Tipula ftercoraria Degeer* Inf. 6. 22. tab. 22. fig. 14—20., tab. 23. fig. 1. — *Ch. plumicornis*, die *Tipula* nicht *Chironomus plumic. Meig.* a. a. O. ift *Corethra M. Latr.* Bey *Ch. cinctus* 26. fällt *Meigens Tanypus cinctus* weg; fo wie *Chir. littoralis Meig.* bey der folgenden Art. *Ch. monilis* 29. ift ein *Tanypus Meig.*, und kein *Chironomus*, wofür ihn *Meigen* hält, das Weibchen ift *Tanypus maculatus Meigen* Dipt. 1. 25. a. *Tipula maculata Degeer* Inf. 6. 23. tab. 24. fig. 15—19. — *Ch. communis* 31. ift beträchtlich kleiner als der *Culex pipiens*, ein *Ceratopogon Meig.* Zu *Ch. viridulus* 33. gehört *Chironom. littoralis Meig. Dipt.* 1. 14. 9.: denn deffen *Ch. viridulus* ift eine andre, hier wegzuftreichende Art. Zu *Ch. cantans* 34., einem *Chironomus M.*, gehört

Tipu-

Tipula littoralis var. β. *Linné Faun. Suec.* 1759 β. — *Ch. femoratus* 35 ein *Ceratopogon M.* — 38 *Ch. pusillus*, ein *Chironomus M.*, die *Tipula pusilla Lin. S. N.* 2. 975. 37.; *Chir. hirticornis* 39 scheint, und *Dubius* 40 ist eine *Cecidomyia* nach *Meigen's* System; *Ch. longicornis* 4, eine *Macrocera M.*; *juniperinus* 48 eine *Cecidomyia Meig. b.* nicht 6.; *Oligotrophus Latreille;* und *Ch. fericeus* 47 ist *Atractocera argyropeza Meig. Dipt.* 1. 96. 4. hätte also von *Fabricius* zu *Scatopse* gezogen werden müssen. — *Psychoda* aus *Tipula phalaenoides* und *hirta*, *Meigen's* Gattung *Trichoptera*. — Unter *Hirtea* fasst *Fabricius Meigen's Hirtea* und *Dilophus*, und wie wir aus Einer Art schliefsen, auch dessen *Penthetria* zusammen; die ersten beiden würde Rec. ebenfalls nur als Familien Einer Gattung absondern; *Penthetria* aber davon trennen. Die erste Art *Hirtea brevicornis* mufs wohl ganz ausfallen; nach den aus *Meigen* beygebrachten Citaten (*Dilophus vulgaris* soll *febrilis* heifsen) hat *Fabricius* die *Hirtea febrilis* n. 13., nach den Citaten aus *Linné* aber das Männchen von *H. Marci* vor sich gehabt; in jedem Falle also kommt diese Art zweymal vor; aus dem Umstande, dafs *Fabricius* das *tibiis anticis spina terminatis* von *Linné*, das auf eine *Hirtea*, aber nicht auf einen *Dilophus* pafst, in *tib. ant. spinosis* verwandelt hat, könnte man schliefsen, dafs er den *Dilophus* gemeynt habe. — *Hirtea praecox* 3 ist *Tipula Johannis* Degeer. 6. 425. 32. tab. 27. fig. 12—20, und vielleicht das Weibchen zu *Tipula (Hirtea) Johannis Linné*, die nicht zu des Vfs. *Hirtea Johannis* 6 gehört. Unter *H. hortulana* 4 hat der Vf. nur das Weibchen charakterisirt; das Männchen sieht der männlichen *H. Marci* vollkommen ähnlich, nur ist der Hinterleib mit grauweifsen Härchen bekleidet, und die Flügel sind schneeweifs mit schwarzem Vorderrande, da die männliche *H. Marci* schwarzhaig und die Flügel graulich sind. Zu *H. Marci* 5 setze man als Männchen: *H. Marci. Panz. Faun. Inf. Germ.* 95. tab. 20. und *Tipula brevicornis Lin. S. N.* 2. 976. 42 *Fn. Suec.* 1766. Bey *H. Johannis* 6 fällt das Citat von *Linné*, und das von *Degeer* weg; letzteres gehört gewifs, erstes vielleicht zu *H. praecox*. Zu *H. Panonae*, die auch in Deutschland vorkommt, setze man *Tipula Marci fulvipes Degeer Inf.* VI. 160. 34. *Villers Ent.* 3. 396. 116 tab. 9 fig. 7. *H. colloris* 12 würde *Meigen* zu *Panthetria* ziehn, wohin vielleicht auch *funebris* 14 gehört, die man aber nicht mit *Panthetria funebris Meig.* verwechseln darf. *H. forcipata* ist keine *Hirtea*, sondern eine *Sciara*, und zwar das Männchen von *Sciara florilega Meig. Dipt.* 1. 98. 2. und vielleicht von *Sciara Morio Fabr.* — *Scatopse* ehemals *Hirtea*. Mit *Scatops Geoffroy*, *Meigen* und *Latreille* wird ganz unrichtig *Atractocera Meig. Simulium Latreille* verbunden, die sich durch spindelförmige Antennen, fünfgliedrige Palpen, und den Mangel der Nebenaugen unterscheidet. Die *Sc. reptans* ist *Atractocera Regelationis Meigen Dipt.* 1. 94. 1; doch mit Weglassung aller von *Meigen* angeführten Citate, und *Bibio sanguinarius Pallas* Reise *Append.* 1. 23. 78. *b.* Der *Culex reptans* von *Meigen Dipt.* 1. 3. 2. mufs nicht damit verwechselt werden. Sollte *Sc. maculata* wirklich *Meigens Atractocera maculata* seyn? Die Beschreibung weicht ab, *Chironomus fericeus Fabr.* 48. 47. gehört zu dieser Gattung, und ist *Atractocera argyropeza M. Sciara* aus *Hirtea* und *Rhagio* enthält wieder mehrere fremdartige Insecten verbunden. *Sciara* von *Meigen*, *Melobrus Latreille* sind *Thomae*, *Morio*; *striata maculata* und *lunata* sind *Mycetophilae Meig. Latr.*; *fuscata* und *cincta* sind *Anisopus Meig.* Die *Lunata* n. 6. ist nichts als Abänderung von *Maculata* 11, und zu dieser gehört eigentlich das Citat: *Mycetophila lunata Meig.* Zu *Sc. fuscata* gehört *Anisopus fuscus Meigen. Dipt.* 1. 103. 1. tab. 6. fig. 4.; *Linné's Musca fuscata* scheint zwar ein *Anisopus*, die Beschreibung aber verschweigt den grauen schwarzstriemigen Brustschild. *Anisopus* ist in dem Munde von *Sciara* verschieden. *Sciara flavipes* 9 kommt noch einmal als *Atherix* vor. *Sc. tipuliformis* 10 möchten wir beynahe für *Empis marginata* 138, 3 halten; *Sc. cincta* weicht von dem dabey citirten *Anisopus nebulosus* ab. — *Mydas*. Die Antennen sind nicht drey- sondern viergliedrig; das zweyte sehr kurze hat *Fabricius* übersehn. Rec. hat in seiner Sammlung aufser der *M. filata*, deren zweyter Leibring zuweilen ganz röthlich ist, noch vier andre Arten, wovon eine sich durch kurze dicke Antennen auszeichnet. — *Hermetia* ist sehr mit Recht nach *Latreille* von *Mydas* getrennt; die Antennen sind aber nicht drey- sondern fünfgliedrig; die Flügel haben nicht die vielen verschlungnen Queradern am Ende, wie bey *Mydas*. Bey *H. illucens* ist es falsch, dafs die Ränder der Leibringe *pellucidi* angegeben werden, da sie *lucidi* oder *albomicantes* sind; die *tarsi*, nicht die *plantae* sind weifs. *Linné's Musca leucopa*, was unstreitig *leucopus* hat heifsen sollen, ist nur deswegen zweifelhaft, weil er die grofsen durchscheinenden Flecke des zweyten Leibrings verschweigt. Da diese Art bisweilen einen rothen Hinterleib hat, so kann die folgende *H. rufiventris* wohl nur eine Spielart seyn; doch ist bey unsern Stücken der zweyte Leibring (*Fabricius* giebt unrichtig den ersten an) nicht blofs von unten, sondern auch von oben in zwey grofsen Seitenflecken durchscheinend. — *Xylophagus*, eine von *Meigen* aufgenommene neue Gattung. Zu *X. ater* gehört *Empis fubulata Panz. Fn. Inf. Germ.* 54. tab. 23. was *Meigen, Dipt.* 1. 235., entgangen ist, und zu *X. cinctus*, der uns nicht bekannt ist, vielleicht dessen *Rhagio syrphoides* 77. tab. 19. — *Leptis*, ehemals *Rhagio*, wegen Aehnlichkeit dieses Namens mit *Rhagium*, umgenannt. Nach *Meigen* gehören nicht blofs *Rhagio*, sondern auch die meisten, vielleicht alle *Fabricische Atherix* hierher. Bey *Lept. tringaria* fällt das Citat *Rhagio tringarius Panz. Fn.* 14. t. 20. weg, das zu einer Spielart von *L. scolopacea* gehört. — *Atherix*, mehrere Arten von *Rhagio Entom.* Die uns bekannten Arten *atrata*, *aurata*, *lineola*, *oculata* rechnen wir mit *Meigen* zu *Leptis*; *Meigen's Atherix* unterscheidet sich dadurch, dafs die Fühlergranne am obern Rande des dritten Gliedes angesetzt ist, die bey *Leptis* an dessen Ende steht. Die *A. aurata* scheint

das

das Weibchen von *atrata* zu seyn; wenigstens ist das Weibchen dieser Art nicht schwarz, sondern grau, goldgelb schimmernd. *A. lineola* 6 ist vielleicht *Rhagio albifrons Meig. Dipt.* 1. 300. 6. an dem die Vorder- und Hinterschenkel einen schwarzen Ring haben. — *Sicus. S. bicolor*, wozu *Stratiomys unguiculata Panz. Fn. Germ.* 12. tab. 22. gehört, ist so wie der folgende *S. errans*, ganz sicher nur das männliche Geschlecht des *S. ferrugineus*. — *Stratiomys* umfasst *Meigens* Gattungen *Stratiomys*, *Odontomyia*, *Clitellaria*, *Oxycera*, *Actina*, die besonders durch die Antennen, aber deutlich genug, unterschieden sind. Einzelne Uebergänge, wie z. B. *Strat. cyanea* und *albitarsis* machen, sind so in der Regel, dass sie gar nichts gegen die Trennung entscheiden. Wir brauchen die zu jeder Gattung gehörenden europäischen Arten hier nicht anzugeben. *Strat. Chamaeleon* ist *Schaeff. Icon.* tab. 59. fig. 3. nicht tab. 14. fig. 16. abgebildet, *Meigen's* Art ist uns verdächtig, da bey unserm Insecte Männchen und Weibchen einen gleichgezeichneten Hinterleib haben. *Str. splendens* ist keine *Stratiomys M.* wie *Meigen* glaubt, sondern eine *Odontomyia*. Mit *Str. furcata* können wir *Meigen's Strat. furcata* nicht verbinden. Zu *Str. Ephippium* gehört *Musca inda Schranck. En.* 891. *Strat. bilineata* ist eine *Clitellaria*. *Str. flavissima* ist zuerst von *Rossi Fn. Etrusc.* II. 280. 1444. tab. 10. fig. 5. beschrieben. — Bey *Str. hydroleon*, die *Panz. Fn. siebenter* Heft, nicht 71 abgebildet ist, werden *Str. vulpina Panz.* und *angulata* als wahrscheinlich dazu gehörend angeführt; erstere ist das Weibchen von *Hydroleon*. *Str. viridula* 25, wovon *Str. canina Panz.* eine Abänderung des Weibchens ist, ist *Odontomyia dentata Meig. Dipt.* 1. 130. 2. *Schaeff. Icon.* tab. 14. fig. 14. — *Str. hypoleon*, die *Musca rara Scopoli Carn.* 912. *Oxycera hyp. Meigen* a. a. O. fig. 3. nicht fig. 1—4. *Panzer's Str. hypoleon* gehört zu einer andern von *Schaeff. Icon.* tab. 14. fig. 15. abgebildeten Art, die wir *Oxycera maculata* nennen; *Schaeff.* fig. 14. fällt weg. *Str. muscaria* 31. ist eine *Oxycera M.* Unter *Str. clavipes* 35, werden zwey ähnliche, aber verschiedne Arten verwechselt; die *Actina clavipes Meigen* ist nämlich verschieden und von *Meigen* selbst unter dem Namen *Actina vallata Dipt.* 1. 119. *b.* zum zweytenmale nach *Gmelin's Linné*, eigentlich nach *Forster Cent. n. sp. Ins.*, der sie *Musca vallata* nennt, aufgeführt. Bey *Meigen's Actina clavipes* müssen daher alle Citate wegfallen, weil sie zu *Fabricius Clavipes* gehören. — *Nemotelus*. Der *N. marginatus*, wozu *Musca pantherina Lin. S. N.* 2. 980. 8. *Fn. Su.* 1783. gehört, ist sicher nur das Weibchen von *Uliginosus; N. villosus* scheint uns gar nicht zu dieser Gattung zu gehören, und wurde auch im *Supplem.* 556. 26. zu *Stratiomys* versetzt, welches der Vf. vergessen hat. — *Pangonia*, die Arten von *Tabanus* mit langem Schöpfrüssel, *Meigen's Tanyglossa*. Den *Tabanus mauritanus Linné* können wir nicht mit *Pang. marginata* vereinen. *P. variegata*. wo man *alis maculatis* für *immaculatis* setzen muss, ist *Tanygl. ferruginea Meigen Dipt.* 1. 175. 1. tab. 10. fig. 2. — *Heptatoma* nach *Meigen* aus *Tabanus pellucens Entom.* 4. gebildet. — *Haematopota* nach *Meigen*, *Tabanus pluvialis* u. e. ähnl. Das Männchen von *H. pluvialis* beschreibt *Fabricius* unter 8 *H. Equorum*, die *H. variegata* scheint uns ein *Chrysops*, die *lunata* ist sicher ein *Tabanus*. — *Chrysops* ebenfalls eine Gattung von *Meigen*, die aus *Tabanus caecutiens* und ähnlichen hervorgegangen ist. Zu *Chr. costatus* 8 gehört *Tabanus variegatus Degeer. Ins.* VI. 92. 7. tab. 30. fig. 7. 8. Der *Chr. viduatus*, den *Fabricius* so beschreibt, ist das Männchen von *caecutiens; Meigen's Viduatus* aber und *Schaeff. Icon.* tab. 8. fig. 1. ist davon verschieden. — *Cytherea*, bey *Latreille Mulio*. Die *C. obscura* kommt auch in Südeuropa vor, so wie *Volucella florea*. Neben *Cytherea* und *Pangonia* gehört eine dem Vf. unbekannt gebliebne Gattung von *Latreille*, *Nemestrinus*, die sich durch dreygliedrige, auf der Spitze des dritten Gliedes mit einer Endborste versehene, Antennen, einen langen Schöpfrüssel, der wenig kürzer ist, als der Leib, und die schön mit Queradern an der Spitze durchzognen Flügel auszeichnet. Wir haben das Insect aus Russland. Sollte es die *Cytherea fasciata Fabr.* seyn? — *Anthrax*. Bey *A. Morio* fallen die Citate von *Meigen* und *Panzer* weg; *Meigens A. sinuatus* ist das von *Linné* und *Fabricius* beschriebne Insect. Bey *A. maura* müssen die Citate aus *Meigen*, *Schaeffer* und *Linné*, dessen *Musca maura* verschieden ist, weggestrichen werden; dafür setze man *A. bifasciatus Meigen. Dipt.* 1. 209. *a. A. Maura Panz. Fn. Germ.* 32. tab. 19. und als kleine Spielart *A. Daemon Panz.* 45. tab. 17. *Meigen b.* her. *A. algira* ist *Coquet.* fig. 1. und *A. holosericea* fig. 2. abgebildet — 28 *A. Belzebul Panz. Fn.* 45. tab. 16. nicht 44 tab. 15., scheint mit *A. Sabaeus* 36 verbunden werden zu können; *A. Sabaeus Meigen* aber fällt, als davon verschieden, weg. — *Bombylius medius* 5. *Fabricius* und *Linné* geben die Aftergegend weiss an, *Mikan's* und *Meigen's B. discolor* aber hat einen schwarzen After; vielleicht haben jene den *B. concolor Mikan Mon.* 30. 2. tab. 2. fig. 2. *Meigen Dipt.* 1. 178. 2 gehabt. *B. cruciatus* ist von *Olivier Encycl. math.* IV. 327. 7 unter dem Namen *B. dorsalis* beschrieben. Von *B. punctatus* einem ausgezeichnet grossen und schönen Insecte, das auch in Ungarn und der Krimm vorkommt, hat der Vf. nur ein verwischtes Weibchen beschrieben. — *Plous*, der *Conophorus Meigen*, aus *Bombylius virescens* gebildet, wozu *B. maurus Mikan Monogr.* 56. tab. 4. fig. 13. gehört.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 11. Julius 1806.

NATURGESCHICHTE.

BRAUNSCHWEIG, b. Reichard: *Joh. Christ. Fabricii Systema Antliatorum* etc.

Ebendaſ.: Index alphabeticus in Joh. Christ. Fabricii Systema Antliatorum etc.

(*Fortſetzung der in Num.* 164. *abgebrochenen Recenſion.*)

Empis. Die breitflügligen Weibchen einiger Arten hatte *Meigen* in eine beſondre Gattung *Platypteraa* geordnet, worin ihm *Latreille* gefolgt iſt, nahm aber nachher dieſe Gattung als irrig zurück. *E. cylindrica* kommt in Süd-Europa ebenfalls vor. Von *E. marginata* iſt bis jetzt nur das Weibchen bekannt. In der Beſchreibung der *Entom. Syſt.* iſt durch ein Verſehn *alae — margine anteriore et poſtico late fuſcis* ſtatt *interiore et poſtico* geſetzt. *E. clavipes* iſt nachher unter dem richtigern Namen *Hybos funebris* noch einmal beſchrieben. Die *E. pennipes* von *Linné*, *Aſilus pennipes Scopoli* beſchreibt *Fabricius* unter dem Namen *E. ciliata*; wir halten daher ſeine *Empis* für die von *Meigen* beſchriebne tab. 11. fig. 27., die 5 Lin. lang iſt, da *Linné* und *Scopoli* ihr Inſect als klein angeben. *Panzer's E. pennipes* gehört gleichfalls zu *Ciliata*, wegen *Sulzer* ſind wir ungewiſs. *E. forcipata* iſt deſswegen ſchwer auszumitteln, weil das Merkmal, das ſie hauptſächlich charakteriſiren ſoll, allen männlichen *Empis* zukommt. Das Weibchen von *E. maura*, das wir mit ſeinem Männchen oft in Begattung ſahn, hat unverdickte Vordertarſen; auch ſind die kugligen Tarſen des Männchens kein ausſchlieſsliches Eigenthum der *Maura*, ſondern ſind ihr mit einigen andern Arten gemein. Sollte nicht *Geoffroy's Mouche* 75. p. 533., *Muſca globulipes Villers Ent.* 3. 541. 361. tab. 10. fig. 5. dieſe *Empis* ſeyn? — *E. pennata* möchten wir gern für einerley mit *pennipes Meig. Fabr.* halten, da die Abbildung die mittlern Beine nur als behaart, nicht als gefranzt angiebt. Wir bemerken dabey, daſs *Fabricius* ſich geirrt hat, wenn er die Individuen mit gefranzten Beinen bey *E. ciliata* für die Männchen hält, ſie ſind die Weibchen. *E. teſſellata* können wir nicht mit *Meigens E. teſſellata* verbinden, die wahrſcheinlich zu *E. Morio* 15. gehört. Eben ſo unrichtig iſt *Meigen's E. punctata* zu der des Vffs. gezogen, von der ſie der graue Kopf und die drey Rückenlinien des Bruſtſchilds unterſcheiden. — *Tachydromia* aus *Empis flavipes* und ähnliche und *Muſca curſitans* nach *Meigen* gebildet, heiſst bey *Latreille Sicus*. — *Hybos* eine neue Gattung von *Meigen*, wovon *Fabricius H. funebris* ſchon früher als *Empis clavipes* beſchrieben hatte, was ihm nachher entgangen iſt. — *Damalis*, eine neue Gattung, die vier ausländiſche Arten enthält. Rec. würde eine Gattung hier einſchalten, *Omnatia*, die er ebenfalls aus oſtindiſchen, afrikaniſchen und ſüdamerikaniſchen Arten gebildet hat; die dazu gehörenden Inſecten haben völlig das Anſehn von *Aſilus*, ihre dreygliedrigen zwiſchen den Augen eingelenkten Antennen haben aber eine, an der einen Seite gefiederte Granne. — *Dioctria*, nach *Meigen* aus *Aſilus oelandicus* und ähnliche errichtet. *D. minuta* 14. gehört aber zu *Daſypogon* und iſt *Daſyp. Iris Meigen Dipt.* 1. 253. 5, *Aſilus venuſtus Roſſi Fn. Etr.* II. 1568. tab. 9. fig. 7. — *Aſilus* hat der Vf. nach *Meigen* beſtimmt; allein ganz mit Unrecht mehrere Arten daraus verwieſen, die wir hier angeben wollen, ſo weit ſie uns bekannt ſind: *Daſypogon maculatus*, *forcipatus*, *ſtylatus*, *germanicus*, *flaveſcens*, *nigripes*, *bifidus*, und *Laphria faſciata*. — *Aſil. barbarus* kommt in Süd-Europa vor. — *Laphria: Aſilus flavus* und ähnliche nach *Meigen* in dieſe Gattung geordnet. *L. flava* und *Ephippium* ſind ſicher nur Spielarten von einander; *Panzer* hat beide unter letzterm Namen abgebildet; *L. maroccana* in Süd-Europa. *L. cincta* 31. iſt ein *Daſypogon*, *D. cinctus Meig. Dipt.* 1. 252. 4. — In der neuen, aus *Aſilus tentonus* und ähnlichen gebildeten, Gattung *Daſypogon* vereint der Vf. *Daſypogon Meigen* und deſſen *Leptogaſter*, *Latreille's Gonypes*; mehrere Arten gehören aber zu *Aſilus*. Der *D. maculatus*, deſſen Vaterland nicht Italien, ſondern Oſtindien iſt, wurde aus Verſehen von *Meigen Dipt.* 2. 245. 3. *Aſilus maculatus*, als europäiſches Inſect beſchrieben, weil ihm deſſen Vaterland unbekannt war. Bey *D. cingulatus* 36. merken wir an, daſs der Vf. in der *Entom. ſyſt.* die Schenkel, nicht die Schienbeine, als ſchwarz geringelt beſchreibt. *D. culiciformis* verdient geprüft zu werden, da bey ihm das Endglied der Antennen aus vielen kaum ſichtbaren Gliederchen zuſammengeſetzt ſcheint. — *Ceria*, wovon *C. abdominalis* als eine beſondre Gattung *Pſarus* mit Recht wieder geſondert iſt. Es werden von *Fabricius* und *Meigen* unter der *C. clavicornis* zwey beſondre, wohl zu unterſcheidende Arten verwechſelt, die ſie beide irrig für Männchen und Weibchen Einer Art, aber jeder mit entgegengeſetzter Meinung halten. Wir kennen von beiden beide Geſchlechter; die Männchen haben zuſammenſtoſsende Augen; der Fühlhornſtiel iſt beiden Geſchlechtern gleich. Die Eine Art *C. conopſoides* iſt *Muſca conopſoides Linné S.* Nr. 2. 982. 21. *Fn. Su.* 1790. *Syrphus conopſeus Panz.*, das von *Fabricius* beſchriebne angebliche Männchen ſeiner *C. clavicornis*, und

und das von *Meigen* beschriebne und abgebildete Weibchen derselben. Die andre Art, *C. subsessilis nobis*, ist das von *Fabricius* angegebne Weibchen, und das von *Meigen* beschriebne Männchen ihrer *C. clavicornis*. *C. Subsessilis* hat einen sehr kurzen Fühlhornstiel, und die gelben Seitenflecke des ersten Leibrings stehn am Rande und nicht an der Wurzel, wie bey *Conopsoides*. — *Myopa dorsalis* ist vielleicht *M. ferruginea Panz. Fn.* 22. tab. 24. *M. atra* macht mit *M. cinerea* bey *Latreille* eine eigne Gattung *Zodion*. Die *M. testacea* halten wir mit *Meigen* für Abänderung von *Buccata*; aber *Linné's Conops testacea* gehört nicht dazu, so wie auch nicht *Scopoli's Sicus testaceus*, da beide den Flügel im Gegensatze von *Buccata* als unbewölkt beschreiben und des braunen Mittelpunkts nicht erwähnen. *M. nitidula* ist vielleicht *M. variegata Meig. Dipt.* 1. 286. 5.; zu *M. irrorata* gehört ganz unstreitig *M. notata Meig. Dipt.* 1. 288. 9. und *M. tibialis* halten wir für dessen *M. cinerascens*. Hier verläßt uns *Meigen's* Werk, dessen *zweyter* Band noch nicht erschienen ist; wir haben bey den folgenden Gattungen in Ansehung des *Meigenschen* Systems keinen andern Führer, als die von *Meigen* im *zweyten* Bande von *Illiger's* Magazin gegebne Uebersicht der Merkmale seiner Gattungen.

Mulio heißt bey *Meigen Chrysotoxum* und *Microdon*, denen *Pfarus* und *Aphritis* von *Latreille* entsprechen; bey der letzten Abtheilung fehlt die Erhöhung für die Fühlhörnerwurzel. Zu *M. arcuatus* gehören *Eristatis fastivus* des Vfs. *Musca festiva Linné* und *Scopoli*, *Musca arcuata Degeer Inf.* 6. 55. 15.; dagegen fallen die hier citirten *Musca fastiolata Degeer* 14. und *Syrphus arcuatus Panz. Fn.* 2. tab. 10. fig. die eine besondre, von *Geoffroy Inf.* II. 507. 25. beschriebne Art, *Mulio fasciolatus* bilden. *M. mutabilis*, ein *Microdon Meig. Aphritis Latr.*, führt seinen Namen auch in andrer Hinsicht mit Recht: denn eine Spielart, deren *Scutellum* nicht röthlich, sondern dem Brustschilde gleichfarbig ist, ist des Vfs. *M. devius*, *Musca devia Lin.*; *M. apivorus* 9. scheint ebenfalls diese Art zu seyn, wenigstens passen *Fabricius* und *Degeer's* Beschreibung sehr gut; *Panzer's M. mutabilis Fn. Germ.* 82. tab. 21. aber gehört nicht hierher, nicht einmal in diese Gattung, sondern vielleicht zu *Eristalis auratus* 244. 53., es müßte denn das abgebildete Insect einen falsch angesetzten Kopf gehabt haben. Dagegen rechnen wir *Stratiomys conica Panz. Fn. Germ.* 12. tab. 21. hierher. *M. bicolor* ist auch in Südeuropa einheimisch. — *Milesia* aus *Syrphus* gezogen, umfaßt, und wie Rec. dafür hält, mit Grund, *Meigen's* Gattungen: *Spilomyia*, *Heliophilus*, *Eumerus* und *Doros*. Wir rechnen dazu des Vfs. *Eristalis berberinus*, *fulminans*, und *ruficornis*; *Syrphus mystaceus*, *Merodon femoratus*, *Rhingia linzata* und *rustica*, und *Panzer's Musca conica Fn. Germ.* 60. t. 20. Die *Mil. crabroniformis* kommt auch im südlichsten Europa vor; zu *M. diophthalma* gehört *Syrphus diophthalmus Roffi Fn. Etr.* II. 1472.; tab. 10. fig. 2.; zu *M. apiformis* paßt genau *Musca vespiformis Linné*, die der Vf. unrichtig mit seiner *Vespiformis* vereint, wo auch *Degeer* wegfallen muß. *Panzer's Syrphus apiformis Fn. Germ.* 45. t. 19. ist die *Fabricische Milesia*, dessen *S. vespiformis* aber *Fn.* 90. t. 19. welcht durch seine gelben Antennen und das ganz schwarze *Scutellum* von *Fabricius M. Vespiformis* ab. Zu *M. speciosa* setze man *Syrph. speciosus Panz. Fn. Germ.* 54. tab. 6.; *M. Saltuum* 9. scheint uns kaum von *Diophthalma* verschieden; von *M. fallax* 10. ist *Eristalis semirufus* des Vfs. 243. 51. eine Spielart; *M. scutellaris* 11. rechnen wir zu *Eristalis*; zu *M. Sylvarum* 13. fügen wir als Citate bey: *Syrphus impiger Rossi Fn. Etr.* 2. 1463. *Panz. Fn. Germ.* 45. tab. 21.; zu *M. segnis* 14. gehört *Syrph. segnis Panz. Fn.* 60. t. 3. *Panzer's Musca segnis Fn.* 22. t. 22. aber ist offenbar kein Insect dieser Gattung, sondern *Ocyptera brassicaria*; dagegen seine *Musca brassicaria Fn. Germ.* 20. t. 20. dieser *M. segnis* wenigstens sehr ähnlich, auf keine Weise aber *Ocyptera brassicaria* ist. — *M. Volvulus* 15. ist unstreitig *Musca femorata Lin. S. N.* 2. 988. 58. *Fn.* 1824., also gehört des Vfs. *Merodon femoratus* 194. 4. ebenfalls zu dieser *Mil. Volvulus*. *M. pigra* ist nicht der von *Panzer Fn. Germ.* 60. t. 5. dargestellte *Syrphus piger*. Zu *M. pipiens* setze man *Syrph. pipiens Panz. Fn.* 32. t. 20. Die zu *M. conopsea* gezogne *Musca conopsoides Linné* gehört zu *Ceria*. — *Merodon* eine *Meigensche* Gattung, aus *Syrphus equestris* und ähnlichen gebildet; *Latreille* verbindet damit mehrere *Milesias* des Vfs., aber nicht mit unserm Beyfalle. Die Gattung hängt näher mit *Eristalis* zusammen, von denen wir *E. setosus*, *flavicans* und *Murorum* hierher ziehn. *M. equestris* 2. *Panzer* hat ihn als *Syrph. equestris Fn.* 60. t. 1. abgebildet, aber tab. 2. ein Weibchen dazu gestellt, das offenbar ein Männchen, und zwar einer eignen Art, unsers *Mer. transversus* ist. *M. spinipes*; *Panzer Fn.* 60. tab. 6. 7. liefert eine Abbildung beider Geschlechter als *Syrph. spinipes*. Uns ist diese Art nicht bekannt; dieß ist auch bey *M. annulatus* 7. der Fall, doch reicht schon die Vergleichung der Beschreibung hin, um *Panzer's Syrph. annulatus Fn.* 60. t. 11. für verschieden zu erklären. Den *M. podagricus* 10., *Syrph. podagricus Panz. Fn.* 59. t. 16. rechnen wir zu *Scaeva*. — Die neue Gattung *Bacchu* aus *Syrphus cylindricus*, *elongatus* und ähnliche ist *Scaeva* nahe verwandt, und enthält an ihrer Spitze ein Insect, die *sphegea*, das *Fabricius* weit richtiger noch einmal unter *Scatophaga* als *Sc. rufipes* beschreibt. Vielleicht hat ihn *Panzer's Mulio sphegeus Fn.* 77. t. 21. zu diesem Irrthume verleitet; wir glauben aber nicht zu irren, wenn wir die dort gegebne Darstellung der Antennen für ganz falsch erklären, und dieß Insect zu *Musca rufipes Panzer Fn.* 60. t. 23. rechnen. — *Diopsis* eine *Linneische*, nun auch in des Vfs. System aufgenommene Gattung, wovon, wenn wir nicht irren, die *Transactions* der *Linnean Society* in London eine Monographie geliefert haben. Wir kennen eine zweyte Art aus Sierra Leona. — *Loxocera* nach *Meigen* aus *Mulio admonens* errichtet, den *Panzer Fn. Germ.* 73. t. 24. unter dem Namen *Musca aristata* abgebildet hat. Zu dieser Gattung kann man vielleicht

die

die neue Gattung *Lauxania* ziehn, da die Fühlhörner bey beiden dreygliedrig und ähnlich sind, und nicht, wie der Vf. angiebt, bey *Lauxania* zweygliedrig. — *Scatophaga*. In Ansehung der Benennung dieser Gattung und *Dictya* waltet ein Irrthum ob, wozu die Verkennung der *Musca Umbrarum Lin.* die Veranlassung gab. Denn nach Prüfung der angegebnen Merkmale zeigt es sich deutlich, dass des Vfs. *Dictya Meigen's Platystoma*, und dass seine *Scatophaga* des letztern *Dictya* ist; *Meigen's* eigentliche *Scatophaga* rechnet *Fabricius* zu seiner *Musca*, und indem er mit Unrecht die *Fimetaria*, eine *Scatophaga* nach *Meigen's* System davon trennte und hierher zog, wurde er verleitet, dem Namen *Scatophaga* der gegenwärtigen Gattung zu geben, die *Latreille Tetanocera* nach *Dumeril* nennt, wovon er aber einige Arten unter dem Gattungsnamen *Otites* und *Sepedon* absondert. Gegen *Sepedon* wenden wir nichts ein; *Otites* scheint uns aber zu nahe mit *Scatophaga F.* zusammen zu hangen, um sie bequem davon zu trennen. Wir zählen *Musca elata* und *Dictya gangraenosa* unsers Vfs. zu dieser Gattung. *Scat. marginata*, *Musca marginata Panz. Fn.* 32. t. 22. hat eine gefiederte Fühlhorngranne. *Sc. fimetaria* 5., worin wir nämlich *Musca flava Panz. Fn.* 20. t. 22. (mit Ausschluss der Citate) erkennen, ist bey *Meigen* eine *Scatophaga*; also nach *Fabricius* eine *Musca*. + *Sc. rufifrons* 7. mit gefiederter Granne, ist nicht *Panzer's Musca flavifrons*, eben so wenig wie *M. rufifrons Panz. Fn.* 44. t. 24. dazu gehört. Jene rechnen wir, so wie *M. cribrata Villers* zu *Sc. obliterata* 9. Bey *Sc. reticulata* 12. ist das Citat: *Musca reticulata Entom. systeм.* IV. 347. 145. * vergessen, wo es hiess: *costa albo nigroque punctata* nicht *reticulata*. Die *Sc rufipes* 18. ist ganz gewiss der *Syrphus sphegeus* der *Entom.* den der Vf. oben unrichtig zu *Baccha* setzte, und unter dem Namen *palustris* von *Latreille* in eine eigne Gattung *Sepedon* geschieden. *Musca rufipes Panz. Fn.* 60. t. 23. gehört dazu. Die *Sc. ruficeps* 24., *Latreille's Otites elegans*, *Musca formosa Panz. Fn. Germ.* 59. t. 21. hat *Fabricius* nachher 329. 13. noch einmal unter dem Namen *Dictya gangraenosa* beschrieben; *Sc. Urticae* 25. ist wahrscheinlich eine *Tephritis*. Zu *Sc. crassipeneis* 26. rechnen wir als Abänderung *Musca gangraenosa Panz. Fn.* 59. t. 22. die der Vf. unrichtig zu seiner *Dictya gangraenosa* zieht. — *Sc. fasciata* 29. ist eine *Dictya*. — *Psarus* nach *Latreille*, der aber mehrere *Mulliones Fabr.* dazu zählt, aus *Syrphus abdominalis*, der *Ceria abdominalis Supplem.* 559. 2. gebildet und der Gattung *Mallo* unstreitig sehr nahe verwandt. — *Oscinis*; ausser *Musca planifrons* und *umbraculata*, welche diese Gattung ursprünglich bilden, sind noch *Musca lineata*, *Ofsae* und *Frit* hierher gerechnet. Letztere machen bey *Meigen* die Gattung *Chlorops*. Zu *O lineata* rechnen wir *Musca* 87. von *Geoffr. Inf.* II. 537. und mit vieler Wahrscheinlichkeit: *Musca saltatrix Linni S. N* 2. 988. 60. *Fn. Su.* 2319. die in allem übereinstimmt, ausser darin, dass *Linné* die Hinterschenkel als verdickt beschreibt, was er in der ersten Ausgabe der *Faun. Suec.* 1113. nicht that. Ob dieses Insect springt, wissen wir nicht; wäre das der Fall, so könnte man *Linné's* Angabe wohl erklären. — *Thereva*, *Phasia Latr.* Zu dieser Gattung gehört des Vfs. *Dictya pennipes* 327. 5.; *Panzer's Musca nebulosa Fn. Germ.* 59. t. 20. *M. brachyptera* 60. t. 16., *dimidiata* t. 17., *continua* t. 19. rechnen wir auch dazu. Die *Th. subcoleoptrata Panz. Fn.* 74. t. 13. 14. gehört nicht zu des Vfs. Art dieses Namens, sondern zu *Th. hemiptera*, die auch im gebirgigen Deutschland vorkommt. *Linné's Conops subcoleoptratus* ist zu wenig beschrieben, um in diesem Citate sicher zu gehn. Von *Th. crassipennis* ist *Syrphus hemipterus Panz. Fn.* 59. t. 15. eine Abänderung. Bey *Th. analis* sind zwey irrige Citate aus *Panzer*: denn sowohl *Musca taeniata* desselben, als *Thereva analis* sind besondre Arten. — *Rhingia* ist noch so arm an Arten, wie vorher, und Rec. schränkt die ganze Gattung blos auf *Rh. rostrata*, die *Panz. Fn.* 87. t. 22. abgebildet hat, ein, da *Rh. lineata* und *muscaria* nicht blos wegen der kürzern, nicht wagerechten Schnauze, sondern auch wegen des dickköpfigen Rüssels nicht zu *Rhingia*, sehr gut aber zu *Milesia* passen. Beide Arten haben dicke Hinterschenkel, deren *Fabricius* nicht erwähnt. Alle diese Umstände zusammen mögen gemacht haben, dass wenige diese in Deutschland einheimischen Arten erkannten. Die *Rh. muscaria* hat *Panzer Fn. Germ.* 20. t. 24. unter dem Namen *Musca femorata* abgebildet. — *Syrphus* begreift nur die Arten mit stark gefiederter Fühlhorngranne, *Geoffroy's* und *Latreille's Volucella*, *Meigen's Pterocera*. Zu *S. inanis* gehört *S. bifasciatus Panz. Fn.* 2. t. 8. *Schaeff. Ic.* t. 90. f. 1. Dafür fallen alle angeführte Citate weg; *Musca inanis Linni*, *M. aptivora Degeer.* n. 3. und *Schaeff. Ic.* t. 36. f. 7. 8. sind unstreitig der folgende *S. micans*, der auch im nordlichen Europa einheimisch ist, und zu dem noch *Conops bifasciatus Scopoli Carn.* 954., *Musca zonaria Schrank. En. Austr.* 921. gehören. Das Citat aus *Geoffroy* ist schon richtiger bey *Nemotelus uliginosus* vorgekommen. *S. mystaceus* rechnen wir zu *Milesia*; *S. mystaceus Panz. Fn.* 8. t. 22. und *Schaeff. Icon.* t. 10. f. 9. können wir nicht damit verbinden, und vielleicht kann man *Linné's Musca nuptacea Fn. Suec.* 1793. *var. α.* zu *Eristalis apiarius F.* rechnen. *S. inflatus*, der *Conops dryophilus Scop. Carn.* 957. ist auch im nordlichen Deutschland einheimisch. Der *S. bombyliformis*, den *Panzer Fn.* 59. t. 12. und unter *S. aureus* 90. t. 20. wahrscheinlich ein sehr frisches Individuum desselben abgebildet hat, ist das Weibchen des *Eristalis intricarius* 232. 3. und fällt bey *Syrphus* weg. — *Oestrus* ist nach *Clark's* vortrefflicher Monographie berichtigt; doch hat der Vf. den *Oestrus Bovis Linné* unrichtig bey seinem *O. Bovis* stehn lassen, der wegen der gefleckten Flügel unstreitig zu *Equi* gehört. *O. Trompe* haben wir auch aus Sachsen. — *Eristalis*, eine neue aus *Syrphus* gebildete Gattung von *Latreille*, die bey *Meigen Elophilus* heisst, der aber, und wie uns scheint mit Recht, den *Metallicus*, *Lugubris* und ähnliche unter dem Namen *Chrysogaster* davon trennt. *Milesia scutellaris*

laris des Vfs. gehört in diese Gattung; die erste Art *Erist. apiarius*, *Syrph. apiarius Panz. Fn.* 91. t. 20. dagegen ist offenbar eine *Musca*. — *E. intricarius*, *Syrph. intricarius Panz. Fn.* 59. t. 11., wozu *Syrph. bombyliformis* das Weibchen ist. *E. flavicinctus* ist vielleicht Abänderung von *E. Rupium* 38., und der *Syrph. alpinus Panz. Fn.* 59. t. 14. Zu *E. pendulus* gehören *Syrph. pendulus Panz. Faun.* 22. tab. 21. *Schaeff. Ic.* t. 156. f. 1. t. 129. f. 3. 4. Zu *E. Nemorum* der *Syr. Nemorum Panz. Fn.* 14. t. 22.; aber mit *E. Cryptarum* 11. können wir *S. Cryptarum Panz. Fn.* 90. t. 18. nicht vereinen. Bey *E. Vinetorum* muss man *segmentis ante marginem nigris* für *ferrugineis* setzen. *E. Arbustorum* 17. ist das Weibchen von *E. Nemorum*. *E. Murorum* 20., mit dem *E. Segetum* 26. vielleicht Eine Art ausmacht, rechnen wir zu *Merodon*, so wie *E. Setasus* 25., der auch in Südeuropa vorkommt. *E. berberinus* 33. und *E. fulminans* 39. sind *Milesiae* und *Lucorum* 37. eine *Scaeva*; *E. flavicans* 40. ist ein *Merodon*; *E. festivus* 46. fällt ganz aus, weil er mit *Mulio arcuatus* zusammen gehört; doch müssen die Citate von *Geoffroy* und *Degeer* weggestrichen werden; erstres gehört einer *Scaeva* zu, die wir *philanthina* nennen, und womit *E. laetus* 47. grosse Aehnlichkeit zu haben scheint. *E. glaucius* 49. scheint uns von *Linné's Musca glaucia*, einer *Scaeva*, verschieden. *E. ruficornis* 50., *Syr. ruficornis Panz. Fn.* 77. t. 20. ist eine *Milesia*, und *E. semirufus* nichts als Spielart von *Milesia fallax*. Zu *E. auratus* 53. kann man vielleicht *Syr. canicularis Panz. Fn.* 82. t. 20. oder dessen *Mulio mutabilis* t. 21. rechnen? Den *E. noctilucus* 69. rechnen wir zu *Scaeva*; *Panzer's* citirter *Syr. noctilucus* gehört nicht dazu. — *Achias* eine neue, auf ein javanisches Insect gebaute, Gattung; die Augen stehn jedes auf einem Stiele. — *Scaeva* enthält die Arten von *Syrphus*, die dem *Ribesii*, *scriptus* u. a. verwandt sind. *Meigen* und *Latreille* hatten ihnen den Namen *Syrphus* gelassen. Der Vf. *Merodon podagricus*, *Eristalis noctiluca*, *Lucorum* und vielleicht seine ganze Gattung *Baccha* gehören hierher. *Sc. Thymastri* scheint der *Linnéischen Musca glaucia* sehr ähnlich: *Panzer's Syr. Thymastri Fn.* 60. t. 12. kann man nicht damit verbinden. *Fabricius Sc. Transfuga* ist der *Sc. Pyrastri* ausserordentlich ähnlich, vielleicht nur Spielart davon; da aber *Linné* den Hinterleib seines Insects als walzenförmig beschreibt (S. N. 987. 52. *Fn. Su.* 1818.), so müssen wir es für verschieden halten. Zu *S. Rosarum* gehört *Syr. noctilucus Panz. Fn.* 72. t. 24. — *Sc. melina*, *Geoffr.* n. 42. nicht 24.; dies Citat ist bey *Menthastri* irrig wiederholt; zu *Sc. scalaris* 14. setze man *Syr. scalaris Panz. Fn.* 45. t. 20.; zu *Sc. nectarea* 22., *Syr. nectareus Panz. Fn.* 82. t. 19., *Musca balteata Degeer Ins.* 6. 116. 7., *Musca alternata Schrank. En.* 908., *Rossi Fn. Etr.* II. 1483. — *Vappo* eine neue Gattung von *Latreille*, die *Meigen Pachygaster* nennt; der *Nemotalus ater Panzer. Meigen* glaubt, *Linné's Musca tarda S. N.* 2. 982. 15. *Fn. Su.* 1786. hierher gehört, aber schon der längliche Hinterleib derselben widerräth dies Citat. — *Sargus xanthopterus* 1., dessen Männchen der *S. auratus* 4. ist, bey dem man aber *S. auratus Meigen* weglöschen muss. *Musca formosa Scopoli Carn.* 910. *Schrank. En.* 899. gehören dazu. *S. cyaneus* 10. möchten wir für das Weibchen von *S. politus* halten. — *Calobata* ursprünglich *Meigens Calobata* aus *Musca patronella* und ähnlichen: der Vf. zieht aber noch *Micropeza* und *Borborus Meigen* dazu, die man recht wohl unterscheiden kann. Wir rechnen zu *Calobata* des Vfs. *Tephritis Punctum*, *cynipsea*, und *Panzer's Musca cothurnata Fn.* 54. t. 20. *Calob lasciva* 8. ist ein *Dacus*; *filiformis* und *corrigiolata* sind *Micropezae M.* und *subsultans* ein *Borborus Meig. Sphaerocera Latr.* Zu *C. ephippium* gehört *Musca ephippium Panz. Fn.* 97. t. 21. — *Nerius* eine gute, nur nicht gut benannte Gattung, die einige neue Insecten aus Südamerika enthält, womit *Musca longipes Entom.* aber schwerlich richtig verbunden ist. Den Namen *Nerius*, der dem *Nerium* der Botanik zu sehr verwandt ist, vertauschen wir mit *Solena*. Wir zählen nur drey, nicht vier Antennenglieder. — *Dolichopus*, nach *Latreille*, *Meigen's Satyra*; aus *Musca ungulata* und ähnlichen gebildet. Bey *D. ungulatus*, *Panzer's Musca ungulata Fn.* 20. t. 21. führt *Fabricius* in einer Anmerkung eine Abänderung mit zwey weissen Blättchen am After, und einer Haarscheibe an den Mittelfüssen an, die ganz bestimmt eine besondre Art bildet. *D. regius* halten wir für *Musca virens Scopoli Carn.* 921. *Rossi Fn. Etr.* II. 1518. aber wegen der ganz wasserhellen ungefleckten Flügel ist uns *Musca virens Panz. Fn.* 54. t. 16. zweifelhaft. *D. rostratus* 15. ist vielleicht eine *Tachydromia*, und *D. minutus* 19. eine *Psila Meig.*? Die beiden letzten Arten *D. elegans* und *fusciatus* bilden bey *Meigen* zwey besondre Gattungen. *Callomyia Meig. Dipt.* I. 311. I. t. 15. f. 12—17. und *Platypeza fusciata* I. 310. I. tab. 15. fig. 7—11. *Meigen* hat noch eine ausgezeichnete hier fehlende Gattung *Rhaphium*. — *Dacus*, eine besonders aus ausländischen *Muscis* gebildete Gattung, wozu wir *Calobata lasciva* und *Tephritis Syngenesiae* des Vfs. ziehn; dagegen rechnen wir *Dacus ruficaudus*, *Umbellatarum*, *Heraclei*, zu dem wir *Linné's Musca Hyoscyami* und *Degeer's M. Leontodontis* lieber, als zu des Vfs. *Umbellatarum* ziehn, ferner *D. Tussilaginis* 24., zu dem Rec. *Musca Arctii Degeer Ins.* VI. 42. 16. tab. 2. fig. 10. 11. und *Musca solstitialis Panz. Fn.* 22. t. 23. rechnet, die vom Vf. zu seinen *Tephritis solstitialis* gezogen sind, endlich *D. Scabiosae* und *Serratulae* zu *Tephritis*. — *Stomoxys*. Die Arten mit ungefiederter Fühlborstengranne nennt *Meigen Siphona*. *St. tessellatas* möchten wir für *Linné's* wahre *Conops calcitrans* halten; *St. irritans* 10. kann so wenig *Panzer's St. irritans*, wie *Conops irritans Linné* seyn; dieser gehört vielleicht zu *St. minuta* 17.

(*Der Beschluss folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 12. Julius 1806.

NATURGESCHICHTE.

BRAUNSCHWEIG, b. Reichard: *Joh. Christ. Fabricii Systema Antliatorum* etc.
Ebendaſ.: Index alphabeticus in Joh. Christ. Fabricii Systema Antliatorum etc.

(*Beſchluſs der in Num.* 165. *abgebrochenen Recenſion.*)

Muſca. So manche Gattung auch davon abgeſondert iſt, ſo begreift dieſe dennoch folgende Gattungen von *Meigen*: *Muſca*, *Miltogramma*, *Exoriſta*, *Metopia*, *Leucoſtoma*, *Anthomyia*, *Chamaemyia*, *Scatophaga*. Den drey letzten fehlt die Querader unfern der Spitze der Flügel. Dieſs Merkmal iſt das einzige, das *Meigen* zwiſchen *Muſca* und *Anthomyia* ſetzt. *Fabricius* hätte wohl gethan, nach dieſem Merkmale zwey oder, wenn er das übergehende Merkmal der einfachen und gefiederten Fühlhorngranne mit anwenden wollte, vier Familien zu bilden. Zu *Muſca Meig.* gehört der *Eriſtalis apiarius* des Vfs., dann von den uns bekannten folgende *Muſcae Fabr.*: *meridiana*, *Panz. Fn.* 10. t. 17. *carnaria*, *carnivora* 5., die wir mit *vomitoria* 34. für einerley halten, 4-*lineata* 10., *maculata* 14. wovon *vulpina* 43. das Männchen iſt, *Lanio* 15., *rudis* 16., *domeſtica* 18., *ſtriata* 20., *Americana* 21., *putrida* 24., *violacea* 25., *Caeſar* 26., wovon *cornicina* 29. Abänderung iſt, *megacephala* 27., *felina* 28., *cadaverina* 30., *Mortuorum* 32., wozu *Geoffr. Inſ.* II. 325. 32. *Degeer. Inſ.* 6. 60. 5. *Schaeff. Ic.* t. 54. f. 59. gehören, *vomitoria* 34. *Panz. Fn.* 10. t. 19., *Veſpillo* 39., *lunata* 44., *corvina* 49., wozu vielleicht *M. albifrons Linné*, die der Vf. unrichtig zu ſeiner *Albifrons* n. 93. zieht, und *M. nigripes Panz. Fn.* 60. t. 13. gehören. *Anthomyiae Meig.* ſind: *M. lardaria* 6., *pallida* 3., *canina* 60., *quadrum* 61; *meditabunda* 62., wovon jene vielleicht das Weibchen iſt, *lupulina* 72., *canicularis* 97., *pluvialis* 98., *ciliata* 109. *M. elata* 69. gehört zu *Scatophaga Fabr. M. Puparum* 80. iſt eine *Metopia Meig.*, alſo iſt das Citat: *Exoriſta flaveſcens Meig. Dipt.* unrichtig; dagegen iſt *M. Larvarum* 81. eine *Exoriſta* nach *Meigen's Syſtem*, folglich nicht deſſen *Eriothrix gentilis*. *Marmorata* 84. iſt eine *Metopia M.*, ſo wie *Tabaniformis* 92., die auch in Südeuropa lebt. *M. maura* 91. iſt eine *Melanophora*; ihr iſt *M. carbonaria Panz. Fn.* 54. t. 15. ſehr ähnlich. *Labiata* 100. iſt eine *Metopia*, wozu wir *M. leucocephala Roſſi Fn. Etr.* II. 1504. *Panz. Fn.* 54. t. 14. rechnen. Wie kann, möchten wir fragen, die obere Mundgegend, die von Silberhärchen glänzt, von einem Entomologen, deſſen Syſtem auf die Mundtheile gebaut iſt, *Labium* genannt werden? Bey *M. roralis* 102., die wahrſcheinlich eine *Melanophora Meig.* iſt, merken wir an, daſs *Linné* der ſchwarzen, an der Spitze weiſslichen, Flügel gar nicht erwähnt. *Latreille* citirt *Geoffroy's Mouche* 1., die zu *Melanophora*, des Vfs. *Tephritis Groſſificationis* gehört, hat alſo wahrſcheinlich dieſe vor ſich gehabt. Bey *M. ſerrata* 103. ſind die Citate von *Linné* und *Degeer* mit dem von *Panzer's M. arcuata* gar nicht zu vereinen. *M. furcata*, *merdaria*, *lutaria*, *ſcybalaria* und *ſtercoraria* 112 — 119. ſind *Scatophagae Meig.* aber nicht nach *Fabricius* Beſtimmung dieſer Gattung. *Merdaria* halten wir für das Weibchen von *Stercoraria*. — Die aus *Muſca fera* und ähnlich gebildete Gattung *Tachina* entſpricht *Meigen's Tachina* und *Eriothrix*, deren Vereinigung uns zweckmäſsig ſcheint, und ſeinem *Gymnoſoma* und *Latreille's Echinomyia* in des *Hiſt. nat. des Inſect.* Tom. *XIV.* — *T. fera* 1. *M. fera Panz. Fn.* 20. t. 18. ſcheint uns nur Spielart von *T. teſſellata* zu ſeyn. *T. groſſa* iſt als *M. graſſa* von *Panz. Fn. Germ.* 31. t. 21. *Schaeff. Ic.* t. 108. f. 6. abgebildet. *Geoffroy's Muſca* II. 495. 5. kann nicht dazu gehören. *T. rotundata*, *M. rotundata Panz. Fn.* 20. t. 19. und *T. globoſa*, die auch in Deutſchland vorkommt, ſind *Gymnoſomata* nach *Meigen*. — *Ocyptera*, aus *Muſca braſſicaria* und ähnlichen errichtet, bey *Meigen Cylindromyia*, iſt der vorhergehenden *Tachina* ſehr nahe verwandt. Zu *O. braſſicaria* gehört *Muſca* oder *Syrphus ſegnis Panz. Fn.* 22. t. 22. — *O. cylindrica* iſt *Muſca praeceps Roſſi Fn. Etr.* II. 1507., und *O. compreſſa* 5., die *M. praeceps Scopoli Carn.* 894. *M. lateralis Panz. Fn.* 7. t. 22. die man bey *O. lateralis* wegzuſtreichen hat. Sollte *O. pubera* 10. hierher gehören? *O. albilabris* 11. iſt beſtimmt nicht von dieſer Gattung, eher eine *Anthomyia Meig.* — *Tephritis* nach *Latreille*, *Trypeta* bey *Meigen* enthält die meiſten buntflüglichen *Muſcas*. Wir ziehn des Vfs. *Dacus marmoratus*, *Taſſilaginis*, *ruficaudus*, *Serratulae* und *Scabioſae*, *Dictya picta* und *diſcoïdea*, und *Scatophaga Urticae* zu dieſer Gattung. Zu *T. Arnicae* 1. ſetze man: *Muſca Geoffr. Inſ.* 2. 498. 12. *Muſca trimaculata Vill. Ent.* 3. 536. 337. *M. miliaria Schrank. En.* 968. *T. combinata*, zu der *Linné's Muſca combinata* nicht paſst, und *T. florum* 2 und 3., *T. 4-punctata* 7. ſind *Chamaemyia Meig. Linné's M. flava*, *Geoffroy's Muſca* 537 86. *Degeer* 34. 13. kennen wir recht gut und rechnen ſie zu *Anthomyia Meig.* Aber *Fabricius* Bezeichnung ſeiner *Tephritis flava* paſst nicht darauf. *T. radiata* 16. iſt vielleicht *Mouche à étoile Geoffr. Inſ.* 2. 494. 3. *Muſca ſtellata Sulzer. Inſ. Geſch.* t. 28. f. 12.? — *T. Ceraſi* 17. Die unſrige iſt von *Geoffr. Inſ.* II. 500. 16.

genau beſchrieben und dieſe halten wir für die *Linnéiſche* Art. Wenn *Fabricius* bey ſeiner *T. Mali* die Fühlhörner nicht als ſchwarz beſchriebe, ſo würden wir dieſe dafür halten. *Degeer's* Fliege n. 19. kann man nicht damit verbinden. *T. Cardui* 21., können wir nicht für *Linné's Muſca Cardui S. N.* 998. 126. *Fn.* 1876. halten. *Geoffroy's Muſca* 8. und *Degeer's* 18. ſtimmt mit *Fabricius* Beſchreibung überein. Bey *T. rivularis* 22. muſs es: *faſciis duabus nigris* ſtatt *rubris* heiſsen. *T. Syngeneſiae* 23. iſt ein *Dacus Fabr.* Bey *T. ſolſtitialis* 25. iſt *Linné's Muſca ſolſtitialis* und *Degeer. Muſca* n. 16. irrig citirt; beide gehören zu des Vfs. *Dacus Dauci* 277. 22., der aber eine wahre *Tephritis* iſt. *Geoffroy* hatte eine Spielart mit fehlender erſter Binde der Flügel vor ſich; eine ſolche hat *Panzer Fn.* 97. t. 22. als beſondre Art unter dem Namen *Muſca Jacobeae* geliefert. *T. aterrima* 35. iſt eine *Trineura*, und zwar einerley mit *Tr. rufipes* des Vfs. *T. manicata* 36. bildet bey *Meigen* die Gattung *Macrochira*, bey *Latreille Ochthera*, und unterſcheidet ſich hinlänglich. *T. vibrans* 39. rechnen wir zu *Dictya Fabr. Platyſtoma Meig.* und nicht mit *Latreille* zu *Calobata* oder *Micropeza.* Die Anſicht des Rüſſelkopfs entſcheidet ſchon darüber; aber *T. punctum* und *Cynipſea* 40. und 41. ſind *Calobatae. T. groſſificationis* 42. *Geoffroy Inſ.* II. 493. 1., macht bey *Meigen* die Gattung *Melanophora.* — Die neue, aus *Muſca* hervorgegangene, Gattung *Dictya* iſt, wie wir ſchon bey *Scatophaga* angegeben haben, nicht *Meigens Dictya*, ſondern deſſen *Platyſtoma. Dictya Umbrarum* des Vfs. auf die er die Gattung gründet, iſt nämlich nicht *Dictya Umbrarum Meig. Muſca Umbrarum Linné*, dieſe gehört zu *Scatophaga Fabr.*, ſondern eine der *D. Seminationis* äuſserſt ähnliche, nur gröſsere, und nicht ſo punktirte Art, die Rec. *D. Foecundationis* nennt. Die Beſchreibung der Antennen und des Rüſſels, und eine bey *D. Seminationis* angeführte Bemerkung ſind unſre Gründe für dieſe Behauptung. Wir rechnen zu dieſer Gattung, der *Latreille's Moſillus* zu entſprechen ſcheint, des Vfs, *Scatophaga faſciata* und ſeine *Tephritis vibrans*, dagegen *D. diſcoidea* und *picta* zu *Tephritis*, *D. gangraenoſa* zu *Scatophaga* und *pennipes* gar zu *Thereva* gehört, deren Beſchreibung genau auf eine *Thereva* paſst, nur daſs die gefranzten Hinterſchienbeine nicht angegeben werden, die aber der Trivialname verräth. *D. lugens* und *clavipes* haben eine gefiederte Fühlhorngranne. Bey *D. gangraenoſa*, die wir mit *Scatophaga ruficeps* für einerley halten, fällt *Panzer's Muſca gangraenoſa* weg; aber *M. formoſa* deſſelben iſt dieſe Art. Zu *D. Seminationis* füge man *Geoffr. Inſ.* II. 502. 20. *M. perſonata Vill. Ent.* 3. 537. 342 hinzu. *Meigen* hat noch folgende Gattungen aus der Familie der Fliegen, wovon wir bey *Fabricius* keine Spur entdecken können: *Lonchoptera*, *Microcera*, die vielleicht mit *Latreille's Pipunculus* einerley iſt, *Thyreophora*, eine auch von *Latreille* angenommene gute Gattung aus *Muſca cynophila Panz.*, *Pſila*, *Gonia*, *Clinocera. Toxophora*, *Phthiria*, *Cordyla*, *Trichocera* ſind Gattungen andrer Familien, die der Vf. ebenfalls nicht hat. — *Acrocera* von *Meigen*, *Cyrtus Latreille*, aus *Syrphus gibbus* gebildet; zu den beiden Arten gehört noch der *Henops orbiculus* des Vfs., und *Syrphus Globulus Panz. Fn. Germ.* 86. t. 20. in dieſe Gattung, von der Rec. auch eine Nordamerikaniſche Art beſitzt. *A. gibba* iſt auch in Südeuropa einheimiſch. — *Henops*, *Latreille's Ogcodes*, begreift nur die Eine Art, den vormaligen *Syrphus gibboſus*, da *Orbiculus* zu *Acrocera* gehört. — *Scenopinus*, *Meigen's Hypſelura*, aus *Muſca feneſtralis*, *ruopſa* und *ſenilis.* Zu *Sc. rugoſus* gehört *Muſca feneſtralis Lin. S. N.* 2. 981. 14 *var. β.* —, *Trineura*, nach *Meigen*, *Phora* bey *Latreille.* Des Vfs. Eine Art *Tr. rufipes* iſt nicht *Meigen's Rufipes*, ungeachtet er von dieſem das Inſect erhalten zu haben ſcheint, ſondern ſicher deſſen *Tr. atra Meig. Dipt.* I. 313. 1. tab. 15. fig. 22. *Phora aterrima Latreille Hiſt. d. Inſ.* XIV. 394. 1. und des Vfs. *Tephritis aterrima* 323. 35., *Muſca aterrima Entom. Syſt.* 4. 334. 93. *Coqueb. Illuſtr.* 3. t. 24. fig. 3. — *Hippoboſca*, wovon man mit *Latreille* die ungeflügelten Arten als *Melophagus* trennen kann, zu dem *Pediculus Cervi Fabr.* gehört. — *Pediculus humanus*; die Kopflaus ſcheint uns von *P. Veſtimentorum* verſchieden. *P. ricinoïdes* 4. iſt nach *Virey* der bekannte *Pulex penetrans*; *P. Cervi* 6. gehört zu *Hippoboſca* oder *Melophagus Latr.* — *Nycteribia*, der *Acarus Veſpertilionis Lin. Fabr.* — *Ixodes* aus *Acarus Ricinus*, und ähnlichen. Wir bemerken bey dieſer Gattung, daſs die mit Blut angefüllten Individuen ſchwer zu erkennen ſind, wenn man nur die leeren Individuen einer Art geſehn hatte. *I. ſanguiſugus* 8., halten wir für einerley mit *I. holſatus* 21., und für ein nüchternes Individuum von *Ricinus*. *I. reticulatus* aber erkennen wir ſchon wegen der Zeichnung und des kurzen Saugrüſſels für eine beſondre Art. *Latreille* hatte wahrſcheinlich von Blut aufgetriebne Stücke geſehn, als er ſie mit *Ricinus* oder *Vulgaris* für Eins hielt. — *Acarus* enthält die Arten *Siro*, *Scabiei* und ähnliche; *Bdella* den *Acarus longicornis*; *Gamaſus* den *A. craſſipes*, *paſſetinus* u. a. Zu *Gam. Tremellae* gehört vielleicht *Acarus Seminulum Panz. Fn. Germ.* 18. t. 24. Die Gattung *Atax* beſchlieſst das Werk; ſie enthält alle Arten von *Trombidium* der *Entom. ſyſt.* mit Ausnahme von *Tr. tinctorium*, *holoſericeum* und *aquaticum* und hätte billig *Hydrachna* nach *Müller* heiſsen ſollen, wenn der Vf. dieſen guten Namen nicht ſchon ſehr unpaſſend an eine Käfergattung vergeben hätte?

Das alphabetiſche Regiſter zu dieſem Werke iſt gut eingerichtet, und gewährt alle Bequemlichkeiten, die man von einem ſolchen Regiſter verlangen kann, indem es auch die Verſetzungen und Umnennungen der Arten der *Entom.* und des *Supplem.* liefert, und in einem Anhange die *Synonyme* von *Latreille* und *Meigen* enthält. Beym Gebrauche ſind uns folgende Irrthümer aufgeſtoſsen: S. 15. *Muſca reticuta* v. *Scatophaga*, wobey *marginata* weggeſtrichen werden muſs. S. 29 *Melanophora roralis* v *Muſca roralis*, nicht *Tachina roralis*; *Metopia teſſellata M.* v. *Muſca marmorata* leſe man für *Metopia teſſallata L.* v.

Ta-

Tachina marmorata; und S. 30. *Tachina bifasciata M.* v. *Musca radicum* für *Tachina radicum.*

NEUERE SPRACHKUNDE.

1) Berlin, b. Unger: *Polnisches Lesebuch* mit Regeln für Deutsche, oder kurze und zweckmäfsige Anleitung zum Verstehen und Sprechen der polnischen Sprache für den Schul- und Privatgebrauch der gebildeten Deutschen vom Civil- und Militair-Stande, entworfen von *Thomas Szumski*, Lehrer der poln. Spr. bey der königl. Academie militaire u. s. w. 1805. 192 S. 8. mit 2 Tabellen.

2) Glogau, in d. N. Güntherschen Buchh.: *Polnisches Lesebuch*, von *A. Polsfuß* ins Deutsche übersetzt und in Beziehung auf den gegenseitigen Sprachunterschied mit den nöthigsten Anmerkungen erläutert. 1805. 80 S. kl. 8. (6 gr.)

Hr. *Sz.* will eigentlich keine vollständige Grammatik liefern, sondern nur ein Lesebuch und Anleitung zum nothdürftigen Verstehen und Sprechen: denn in der Vorrede sagt er ausdrücklich, dafs er für diejenigen geschrieben, welche in Rücksicht auf ihre künftige Laufbahn wenigstens so viel Polnisch zu erlernen wünschen, als man einer Sprache bey der Besorgung der gewöhnlichen Geschäfte des bürgerlichen Lebens bedarf. Zweytens für die gebildeten Deutschen, welche — nur so viel polnisch zu verstehen und zu sprechen wünschen, als es ihr Beruf verlangt. Rec. kann die Absicht des Vfs. nicht tadeln, ob er gleich gestehen mufs, dafs er ein gründliches Studium dem oberflächlichen immer vorzieht, auch schon aus dem Grunde, weil es schwer auszumitteln ist, welchen Vorrath von Kenntnissen einer Sprache einst der künftige Beruf fordern werde. Da jedoch die liebe Jugend ohnehin gar viel zu lernen hat, und die Deutschen meistens gegen das Polnische dieselbe Abneigung und die Vorurtheile haben, welche der Franzose gegen das Deutsche hat: so verdient Hr. S. Lob dafür, dafs er das rechte Mafs des Wissenswürdigen zum nothdürftigen Verstehen und Sprechen für den gebildeten Deutschen besonders zu treffen bemüht war. Doch ist es ihm nicht immer ganz gelungen. Manche Regeln könnten wohl bey der nämlichen Kürze bestimmter seyn, z. B. S. 1. heifst es: *ą* bisweilen klingt es wie *en* oder *om* im Deutschen; hätte der Vf. gesagt: in der Mitte klingt es wie *on*, vor *b.* und *p.* wie *om*; so wäre dies wohl nicht schwerer zu behalten und die Regel wäre erschöpft. In den theils entlehnten, theils selbst verfertigten Dialogen, mit einer Interlinear-Uebersetzung, finden sich zuweilen unpolnische Ausdrücke wie S. 5 *polecam mię wpanu*, *polecam mię wpana przyiazni* etc., welches dreymal vorkommt. Zu den Declinationen und Conjugationen hat Hr. *S.* ein Paar gute Tabellen geliefert und auf diese verweiset er im Contexte, wo er mehrere übersetzte oder zu übersetzende polnische und deutsche *pensa* vorträgt. Zur Erweckung der Aufmerksamkeit begleitet er oft dieselben mit analytischen und grammatischen Fragen. Einige dieser *pensa* kann aber Rec. unmöglich loben, z. B. S. 49. *o porze powietrzai o czasie*, vom Wetter und von der Zeit. *O czasie*, oder *o pogodziei o czasie* wäre richtiger: denn *pora* heifst nicht so geradezu die Zeit, *powietrze*, heifst die Luft, aber nicht das Wetter; *per ell.* des Wortes *morowe* heifst es oft die Pest, *pora powietrza*, die Zeit der Pest, Gelegenheit, Veranlassung der Pest. Rec. weifs es wohl, dafs man sagt *cztéry pory roku*, *mam porę do czego*, aber dies hindert ihn nicht jene Behauptung zu äufsern. *Co dzię za pora powietrza*, statt *jaki czas dziś*, *jahi czas mamy*, *jaka pogoda?* was für Wetter ist heute? möchte wohl nicht leicht ein guter Pole sagen. *Piękna pora*, statt *piękna pogoda*, *pogoda*, *piękny czas* ist wohl ein Archaism. *Piękna pora* heifst eine schöne Gelegenheit. So ist auch S. 57. *widzę*, *że wpan jesteś zabawny* statt *zatrudniony*, etwas doppelsinnig. S. 54. *Moskal (Rusin)* ist wohl ein Druckfehler statt *Roßyanin*, *Roßyiczyk*. Dafs *Rusin* und *Moskal* nicht eines ist, weifs jeder Pole. *Rusini (Rutheni)*, heifsen alle Einwohner *ritus graeci* in dem ehemaligen Polen, *Moskale*, Moscowiter, *Rosßyanie*, *Roßyiczykowie*, alle Russen, alle Unterthanen des russischen Kaiserthums. Diese Beyspiele werden als Belege des oben gesagten hinreichend seyn. Rec. wünscht aber doch, dafs diese Flecken der schwachen Seite des Buchs, der bessern desselben keinen Eintrag thun mögen. Die Auswahl der Fabeln und andern Stücke aus dem Polnischen, so wie auch einiger Uebersetzungen aus dem Deutschen, scheint Rec. sehr zweckmäfsig, und das ganze Buch überhaupt unter den Händen eines guten Lehrers nicht unbrauchbar zu seyn. Warum der Vf. den polnischen *Instrumentalis* in den lateinischen *Ablativus* umgetauft hat, sieht Rec. nicht ein.

In Nr. 2. ist die Uebersetzung der prosaischen Stücke zwar oft etwas steif, aber zum Behuf des Zwecks, zum Zurückübersetzen und andern Uebungen wohl nicht untauglich. Desto schlechter ist die poetische Uebersetzung der poetischen Stücke. Sehr gut ist es, dafs noch eine prosaische Uebersetzung beygefügt ist; der deutsche Leser kann doch daraus sehen, dafs *Krasicki* nicht so wenig Dichtergenie hatte, als sein Uebersetzer. Hier ein Beyspiel: Der Storch und der Hirsch:

Zum Hirsche sprach ein Storch (*sein Nest war in der Stadt*):
Du kennst die Heilungskunst nicht, welche Kraft sie hat:
Der Hirsch erwiedert ihm; du sagst die Wahrheit, Storch
Wie du, versteh ich nicht die Kunst zu heilen, horch!
Doch auch die Kunst zu kranken ist nicht meine Sache.
Der Storch, der Kluge, starb sehr bald auf einem Dache
Ohnweit der Stadt, zehn Jahr lebt er; im Wald
Erblich der dumme Hirsch, zweyhundert Jahre alt.

Besser wäre es gewesen, wenn der Uebersetzer statt seiner Reimereyen lieber mehr Anmerkungen über die polnischen Ausdrücke oder andere Erleichterungsmittel zum Uebersetzen, Vocabeln, Redensarten u. s. w. beygefügt hätte.

KLEINE

KLEINE SCHRIFTEN.

STATISTIK. 1) *Zürich*, b. Orell, Füſsli und Comp.: *Regimentsbuch, oder klein- und groſse Räthe der Republik Zürich, die hochobrigkeitlichen Tribunalien, die Stadt- Land- und übrige Schreiber-Stellen, wie auch gemeine bürgerliche Dienſte der löbl. Stadt und Landſchaft Zürich, die Kirchen- und Schuldiener* u. ſ. f. endlich: *Durchlauchtiger Weltbegriff oder kurze Vorſtellung der vorderſten Häupter und Regenten des Erdkreiſes, ſonderlich in Europa. Auf das Jahr* 1798. 7 B. kl. 8.

2) *Ebendaſ.*, b. denſelben: *Erneuerter Regierungs-Etat des eidsgenöſſiſchen Standes Zürich, Etat des Stadtraths und der übrigen Adminiſtrationen der Stadt Zürich, ſammt dazu gehörigen Beamtungen, Stellen und Dienſten, die Kirchen- und Schul-Diener; und Verzeichniſs der gegenwärtig lebenden vorderſten Regenten in Europa* u. ſ. f. *Auf das Jahr* 1806. 9 B. kl. 8.

Der Kürze wegen laſſen wir die Titel der *Staatskalender* von 1799—1805., von denen wir jedoch auch einiges anzeigen wollen, weg, und führen nur den *letzten*, der unter der *alten* Regierung heraus kam, und den von dem *laufenden* Jahre an; und von welchem Erſtaunen fühlen wir uns bey Vergleichung beider ergriffen! Hier kann man ſich eine Vorſtellung von den groſsen Veränderungen machen, die eine gewaltſame Staatsveränderung mit ſich führt. Beynahe nichts iſt in den alten Fugen geblieben; man kennt ſich nicht mehr, wenn man Nr. 2. nach Nr. 1. in die Hand nimmt. In dem Staatskalender von 1798. kömmt auſser einigen wenigen Landſchreibern, die theils aus Winterthur, theils aus Seedörfern, gebürtig ſind, und auſser einigen Winterthurer- und einigen Thurgauer Geiſtlichen, wovon letztere aus Glarus und St. Gallen abſtammen, noch kein einziges Menſchenkind vor, in deſſen Adern nicht vaterſtädtiſches Geblüt wallte. Doch denke man ſich hierbey kein ſtädtiſches *Patriciat* von edlern Familien: denn ob gleich in der letzten Zeit vor der Revolution die Fabrikanten und ſogenannten Capitaliſten ſich ein gewiſſes Uebergewicht bey Beſetzung der Stellen in dem gröſsern und engern Rathe zu verſchaffen wuſsten; ſo hatten doch der Verfaſſung nach *alle* Bürger-Familien *gleiche* politiſche Rechte, und Rec. findet in dem Verzeichniſſe der Mitglieder des Senats von 1798. nicht nur bürgerliche und adelige Rentenirer, Kaufleute und Fabrikanten, Doctoren der Arzneykunde, ſondern auch Profeſſioniſten; ja unter den Mitgliedern des groſsen Rathes von dieſem Jahre findet ſich beynahe der ſechste Theil aus dem Stande dieſer letztern, und ſolcher, die an ſie angränzten. Aber was für Erſcheinungen zeigen ſich in dem *Regierungskalender des Cantons Zürich auf das Jahr* 1799! Da ſind zuvörderſt die *Repräſentanten der Einen und untheilbaren helvetiſchen Republik*, die fünf *Directoren* mit ihrer Canzley, die *Miniſter*, der *oberſte Gerichtshof*, aufgeführt. Dann folgen der *Regierungsſtatthalter*, ein, wenige Jahre vorher als Revolutionär aus dem Lande verwieſener, Patriot von *Stäfa*, das gröſstentheils aus Landleuten beſtehende *Cantonsgericht*, die eben ſo organiſirte *Verwaltungskammer*, die *Diſtrictsſtatthalter*, die *Diſtrictsgerichte*, die proviſoriſchen *Municipalitäten* von Zürich und Winterthur. Die Staatskalender von 1800. und 1801. konnten freylich mit dem häufigen Wechſel der Formen und des Perſonale an der Regierung nicht gleichen Schritt halten; es ſey alſo nur bemerkt, daſs ſchon am 3. Januar 1800. an die Stelle des *Vollziehungsdirectoriums* von Helvetien ein proviſoriſches *Vollziehungsausſchuſs* von lieben Mitgliedern kam, der am 10. Februar dem Taubſtummenlehrer, *Joh. Conr. Ulrich*, das Amt eines Regierungsſtatthalters des Cantons Zürich auftrug; daſs am 8. Auguſt 1800. der *helvetiſche Senat* und *groſse Rath* durch dieſe Behörde aufgelöſet und Tags darauf ein neuer *geſetzgebender Rath* und ein *Vollziehungsrath* gewählt wurde, an deren Stelle nach vielen politiſchen Gährungen am 21. November 1801. zwey *Landammänner*, von denen *Alois Reding* der erſte war, zwey *Landesſtatthalter*, ein *kleiner Rath* von ſieben Miniſtern und 20 *Senatoren* kamen, deren Namen der Regierungskalender von 1802. anführt. Da unter dieſen Auſpicien der wohl auch nur proviſoriſch ernannte, als *Brücke zum Ehemaligen* brauchbare Statthalter *Ulrich* dem geſtrengen Junker *Hans Reinhard* weichen muſste: ſo deutete dieſs eine weſentliche Veränderung der Umſtände an, bey welcher ſich das noch Stehenbleiben des Titels B. (Bürger) ſtatt des vornehmern Hr. einsweilen wohl tragen lieſs. Auch das bedeutend veränderte Perſonale des *Cantonsgerichtes* und der *Verwaltungskammer*, die für einmal auch noch ſtehen blieben, läſst auf ein anderes politiſches Syſtem ſchlieſsen. Allein auch dieſs Reich dauerte nicht lange. Schon am 20. April ward *Alois Reding* entlaſſen, und am 5. Julius ward *Joh. Rud. Dolder* einziger Landamman der helvetiſchen Republik, und *Geo. Vinçent Rüttimann*, und *Heinr. Füſsli* wurden ſeine Statthalter. Unter ihrer Regierung brach die Inſurrection aus, welcher der erſte Conſul der franzöſiſchen Republik ein Ende machte. Man ſieht daher ſchon in dem *erneuerten Regierungsetat des eidsgenöſſiſchen Cantons Zürich auf das Jahr* 1804., die neuen Formen der den *Föderalismus* herſtellenden Bonaparteſchen Conſtitution, die theils directe von den Zünften des ganzen Cantons, theils durch das Loos aus der Candidatenliſte gewählten *Mitglieder des groſsen Raths*, aus allerley Volk, das unter dem dortigen Himmel iſt, die *Mitglieder des kleinen Raths*, unter dieſen ⅓ aus der Bürgerſchaft der Stadt Zürich, und noch mehrere von der Antipatrioten-Partey, ein *Obergericht*, in welchem die Patrioten ebenfalls durch eine überwiegende Anzahl von Gegnern ihres Syſtems unſchädlich gemacht wurden, *Bezirks-Statthalter-*, *Ammänner*, und *Gerichte*, *Zunftgerichte*, *Friedensrichter*, *Gemeinderathspräſidenten*. Der *Löwe*, das erfreuliche Sinnbild, das an die guten alten Zeiten des *Stadtregiments* erinnerte, trat hier ſchon wieder als Druckerſtock auf dem Titelblatte an die Stelle des die verwünſchte Freyheit und Gleichheit ſymboliſirenden *Wilhelm Tell und ſeines Knaben*. In dem folgenden Jahrgange zählt der aus 25 Perſonen beſtehende Senat ſchon wieder acht Bürger von Zürich als Mitglieder, die ſich in dem laufenden Jahrgange glücklich erhalten haben. Dieſer letztere, beſſer als der von 1804. geordnete, Jahrgang ſtellt die neue Verfaſſung ſchon nach gerade als etwas *Stehendes* auf, weil ſie ſich, was in unſern Tagen ſchon etwas ſagen will, ſchon in das dritte Jahr erhielt, womit inzwiſchen die immer ſich erneuernden Gerüchte von einer abermaligen Umgeſtaltung der politiſchen Ordnung der Dinge in der Schweiz doch nicht recht übereinſtimmen wollen. Als eine gute Folge der Revolution läſst ſich die Abſonderung des *Schulweſens* von dem *Kirchenweſen* betrachten; das *Examinatorconvent* waltete vordem über *beide* Einrichtungen; jetzt iſt der *Kirchenrath* von dem *Erziehungsrathe* abgeſondert; dagegen iſt das *Bücher-Cenſur-Amt*, das die Revolution in den Ruheſtand geſetzt hatte, wieder hergeſtellt. Verhältniſsmäſsig am wenigſten hat die Verfaſſung der *Geiſtlichkeit* durch die Revolution gelitten; die jährlich (ſonſt halbjährlich) ſich verſammelnde Synode des Clerus hat ſogar beſondere Vortheile erhalten; ſie wählt nun ſelbſt *drey Mitglieder des engern*, und *vier Mitglieder des gröſsern Kirchenraths*, und hat dieſs Recht bereits (gröſstentheils zu Gunſten von Landpredigern) ausgeübt. Dadurch daſs das *Thurgau* ein eigner unabhängiger Canton geworden, und das *Rheinthal* an den auch neugeſchaffenen Canton *St. Gallen* gekommen iſt, hat der Kirchenrath freylich einen anſehnlichen Theil ſeines geiſtlichen Gebiets verloren, und dieſer Verluſt ſcheint unwiederbringlich zu ſeyn. — Das ſich in dem *durchlauchtigen Weltbegriff* ſeit 1798. groſse Veränderungen zugetragen haben, iſt weltkundig, und wir wollen nicht durch Aufzählung derſelben einen herben Schmerz in zarten Gemüthern erneuern.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 14. Julius 1806.

ERDBESCHREIBUNG.

Penig, b. Dienemann: *Gemälde von Konſtantinopel*, von *Friedrich Murhard*. Neue verbeſſerte Auflage. 1805. *Erſter* Band. 292 S. *Zweyter* Band. 328 S. 8. (4 Rthlr.)

Den anziehenden, aber oft gemiſsbrauchten, Namen *Gemälde* trägt hier eine Schrift, deren Vf. es verſteht, *ſeine* wenigen Anſichten (?) oder Kenntniſſe (?) — von Konſtantinopel in vielen ſchimmernden Worten und täuſchenden Farbenſpielen zu vervielfältigen. Von einem Manne, deſſen Gefühl nach ſeiner eigenen Schilderung S. 150. „durch tiefe geometriſche Unterſuchungen gleichſam abgeſtumpft, deſſen Geiſt in den höhern Gebilden der Analyſis zu ſchweben gewohnt iſt, und deſſen Denkkraft, *ſo zu ſagen*, eine mathematiſche Richtung angenommen hat," hätte man wohl hoffen oder befürchten ſollen, daſs ihn die tiefe Tendenz ſeines Geiſtes auch bisweilen, unbeſchadet der Anſchaulichkeit, ins Belehrende und Gründliche hineinleite; ſeine Mittheilungen ſind aber auch in dieſem Sinne maleriſch, daſs ſie bloſs auf dem Oberflächlichen hingleiten.

Das richtigſte Bild von dem Verhältniſs des Leſers zu dem Vf. möchte dieſes ſeyn. Durch den Totaleindruck ſo fremder Umgebungen angelockt, ſetzt man von Abſchnitt zu Abſchnitt Hn. *Murhards* zufällige Wanderungen in der groſsen Stambul ungefähr ſo, wie ein Blinder, fort, welchem ein anderer das, was er jetzt ſehe und empfinde, mit einer Lebhaftigkeit zuruft, die bey Stellen, wie S. 67 69. im *zweyten* Th., wo ſich der Vf. zu den Victualienhändlern herabläſst, an die wirklichen Marktſchreyer maleriſch erinnert. Erſt wird der Leſer, mit ihm, in der Frankenſtadt mit dem griechiſchen Namen, in *Pera*, nicht bey Vornehmen, ſondern bey dem Mittelſtande, unter welchem die Deutſchen ein patriotiſches Lob erhalten, bey den damals politiſch übermüthigen Gentlemen, den gefangenen Citoyens, den längſt acclimatiſirten Italiänern als Wirthen, den Griechen und Armeniern als Mäklern u. ſ. w. (meiſt aber bey Perſonen ohne Namen!) eingeführt; ſtill und ohne Gepränge, wie es einem reiſeluſtigen Gelehrten geziemen mag. Deſto lauter fühlt der Vf. die herrlichen Naturſcenen einer Morgenfahrt von Pera durch das unüberſehbare Menſchengewimmel der Bay in die eben ſo vollen Straſsen und Baſars (Budenplätze) der groſsen Stadt, wo man den ernſten, fleiſsigen, kräftigen Charakter des immer berriſchen Türken in hundert Zügen bemerkt. An die Reichthümer der Juweliere, Wechsler, Pelzhändler, Putzkrämer u. ſ. w. ſchlieſst ſich nach S. 143. am Ende ein Seitengäſschen des Baſars an, mit Gelehrten, die vom Copiren und Verkaufen der Werke des Geiſtes leben, und, wenn ſie ihre unſchätzbare Waare zu 30—100 Piaſter losſchlagen möchten, leider! noch theuer heiſsen müſſen. Möge das inhaltreichſte aus dieſem Seitenplatz bald durch *Seetzen* und andere forſchende Reiſende und durch die preiswürdige Freygebigkeit eines Muſageten, welcher dieſe exotiſchen Koſtbarkeiten zu den einheimiſchen und eigenthümlichen zu ſammeln und auch Perlen dieſer Art gegen Piaſter zu ſchätzen weiſs, nach Gotha verſetzt ſeyn und von da aus über ganz Deutſchland verbreitet werden, wo Perſepolis leichter an der Leine, als am Tigris, ſeine Ausleger findet, und die Bolbole (Nachtigall) des Hafiz zwar an der Saale nicht gehört, aber gefühlt werden kann! Schade nur, daſs man von dem Inhalt der gelehrten Schätze aus der „langen Reihe von Buchläden" in jenem Seitengäſschen durch den gelehrten Vf. auch nicht Einen Titel erfährt, während uns berichtet wird, daſs man die Tinte auch zu Konſtantinopel aus Galläpfeln u. ſ. w. mache. Auch bey des Vfs. Geſpräch über *verſchiedene* Gegenſtände der türkiſchen Gelehrſamkeit K. 26. ſitzt der Leſer wie ein Gaſt an einer leeren Tafel; Hr. *M.* hütet ſich, ſeinem Gemälde mehr als einen Farbenſchimmer zu geben. Im übrigen *erſten* Theil wird die Beſchreibung des Okmeidans (Kampfſpielplatzes) im 16. Kapitel, der Namenstagfeyer Kap. 20., die Anekdoten vom Fürſten Hanſcherli in der Wallachey Kap. 23., wie die vom Baſcha von Erzerum Kap. 28., der Beſuch in Dolma Bakdſcheh Kap. 27. am liebſten geleſen werden. Bey dem türkiſchen Kaffeehaus mit den „arabiſchen Plauderern" (Kap. 18.) gehen wir um des Omens willen vorbey, wenn ſie uns gleich S. 279. wieder eben ſo unbefriedigend in den Weg treten. Von dem Gemälde der ſtinkenden Menagerie und dem Hundemarſtall des Sultans eilt man zwar weg; der Vf. verfolgt den Leſer aber bald wieder mit vier vollen Seiten von den Straſsenhunden. Ein überall anwendbares Seitenſtück von einem (kleinen) Sturm, wo S. 203. „die erſchütterten Wellen .. in unaufhaltſamen Strömen das hin und her ſchwankende Schiff *benäſſen*, und *mit Kanonendonner* an Kiel und Seiten des Fahrzeuges ſchlagen, *gleichſam als wollten ſie* es zerſchmettern," ſchlieſst ſich mit der tiefgefühlten Reflexion S. 211.: „O, wie *ſüſs* und *labend* iſt der erſte Augenblick des ans Land Treten .. der *Geiſt athmet* freyer" u. ſ. w.

Den *zweyten* Band beginnt der *Hr. Verleger* mit einem durch Mercurius „behelmten" Prolog gegen das „lächerliche" Gerücht, dafs „Hr. Hofrath *Murhard* auf seiner Reise nach der Levante nur bis Bukarest oder Jassy gekommen sey, *Konstantinopel aber nie gesehen habe.*" Schlimm genug, wenn man zwey Bände eines Gemäldes von Konstantinopel in Umlauf gesetzt hat, und doch die böse Welt darin nicht eigenthümliche Schilderungen genug findet, welche den selbstsehenden Reisenden ohne weitere Zeugnisse beurkunden. Kann es dem Vf. zum Trost dienen, dafs es noch andere dergleichen Gemäldekünstler giebt, denen, je öfter sie auftreten, der kritische Leser immer weniger glaubt, dafs sie diese Länder, welche ihre Phraseologieen zum Eldorado für sie machen sollen, mehr mit eigenen als mit fremden Augen betrachtet haben? Für Hn. *M.* könnte man einen andern Weg zur Rechtfertigung einschlagen. Wollte man einmal die Phantasie in Kosten setzen, um sich zu einem Gemälde von Konstantinopel im Durchreisen einiger Reisebeschreibungen auf einem guten deutschen Sopha zu begeistern: so müfste eine mehr als orientalische Dürre über dem Scheitelpunkt eines so anschlägigen Kopfs eingetreten seyn, wenn das malerische Product nicht um tausend Züge voller und bestimmter würde, als das gegenwärtige. Die Echtheit von diesem zu retten, wäre übrigens um so nothwendiger, weil, laut des erwähnten Prologus, auch das neue, den Norden und Osten mit beiden Armen ergreifende, Journal: Konstantinopel und Petersburg, als Fortsetzung und weitere Ausführung, sich darauf gründen soll. Doch, auch ohne dies „sieht sich die Verlagshandlung *genöthigt*, in Kurzem gleichfalls zu einer neuen Auflage dieses Journals zu *schreiten*, im Fall die Nachfrage in dem Grade fortdauern sollte, wie sie bisher statt gefunden hat." Mag inzwischen diese Nöthigung irgend eingetreten seyn oder nicht; Rec. kann versichern, nichts entscheidendes wider die Richtigkeit des *Murhardischen* Gemäldes von Konstantinopel gefunden zu haben; leider! aber haben wir eben so wenig entscheidendes für dessen Originalität auffinden können! Wo wir am Schlufs eines Kapitels unser kritisches Gewissen befragen, bekennt es aufrichtig, dafs zu Bukarest, Göttingen, Cassel u. s. w. es eben so wohl möglich seyn müfste, als zu Konstantinopel selbst, all diese unbestimmten Farbenmischungen in Skizzen von dergleichen allgemeinen Scenen des dortigen alltäglichen Lebens zu vereinigen. Wo der Vf. am meisten über Dinge eigener Erfahrung ins Detail geht und mit Anschaulichkeit schildert, wie im 34. Kap. von den türkischen Bädern, übertreibt er so aufserordentlich, dafs man, da eben dieses Detail leicht auch ohne eigene Erfahrung aus mehrern andern Quellen zu schöpfen gewesen wäre, die Frage kaum ganz unterdrücken kann: ob vielleicht der allzuheifse Aufgufs der eigenen Sauce ein fremdes Ragout bedecken solle? Hr. *M.* wird für seine *zwey Piafter* (ungefähr 32 Groschen) durch alle Stufen der Badekünste hindurch so herrlich bedient und mit wohlriechenden starken Essenzen, Gerüchen und Substanzen aus Hindostan und Arabien so begeistert, dafs ihn (S. 43.) ein Götteräther umsäufelte, in der gereizten Phantasie Bilder einer magischen Existenz erweckt wurden, Träume aus elisäischen Gefilden, und nicht irdische Gedanken, seine Seele beschäftigten u. s. w.; kurz, der türkische Badewirth hätte gegen ihn unmöglich wohlfeiler und freygebiger seyn können, wenn er auch zum Voraus gewufst hätte, wie sehr Hr. *M.* jetzt, doch auf Kosten der Leser, 10 enge Seiten hindurch in Lobpreisungen und Nachgenüssen übermäfsig seyn werde. Die Antithese zwischen der ganzen Aufsenseite des Türken und des Europäers, welche Hr. *M.* in zwey Kapiteln ausführt, geht zwar auf eine nicht unpassende Weise ins Einzelne, und wird den, welcher sie nicht anderswoher kennt, unterhalten. Man kann sie aber leicht eben so umständlich wissen, ohne je zu Pera aus Hn. „Bourlan's" Fenster gesehen zu haben. Ist doch das 24. Kap. von den Türkinnen nicht minder malerisch, ungeachtet Hr. *M.* selbst alle diese Notizen über ihre Physiognomie und Pathognomie, nebst allem übrigen, was einem Pariser *Artiste tailleur* Ihre machen könnte, nur von guter Hand durch Renegaten (S. 146) erhalten zu haben angiebt. Ueber bestimmte Personen sagt der Vf. äufserst selten etwas. Fast nichts von den Gesandtschaften. Hr. *M.* „wollte durchaus noch *incognito* zu Konstantinopel leben und darum alle Verbindung mit dem diplomatischen Corps vermeiden" (Th. II. S. 309.). Des Hn. Verlegers Prolog beruft sich auf die Gesandtschaften, und doch war Hr. *M.* für sie bis dahin, wo sich sein Gemälde endigt, im Incognito geblieben!? Einiges von einem schwedischen vormaligen Gesandten Hn. von Heidenstamm s. Th. I. S. 65. 66. *Björnstahl* und *Nörberg* kennen ihn als Gesandtschaftssecretär. Das 55. Kap. malt die Gegend der süfsen Wasser als ein türkisches Fontainebleau mit einem schönen Sommerschlofs, europäischen Gartenanlagen „die Kunst in ihrer schönsten Reife" (S. 257.). Wie sehr contrastirt mit diesen Uebertreibungen *Le Chevalier* in der *Voyage de Propontide* Ch. XX. p. 320. Und warum nennt denn Hr. *M.* den dort einströmenden Flufs immer mit dem *griechischen* Namen, Lycus? Anekdoten von Pasman Oglu, wie Kap. 32. 33. sie liefern, kann man mitten in Deutschland haben. Gegen das Ende des *zweyten* Theils widmet der Vf. drey Kapitel der orientalischen Literatur (56—58), in denen die bewundernswürdige Kunst, viel und nichts zu sagen, vollends erschöpft ist. Hier malt unser Maler sicher ganz ins grofse leere Blaue hinein, und doch werden 30 Seiten voll. Die darauf enthaltenen Realien würden kaum drey füllen und auch dieser Inhalt wäre nicht Eigenthum. Hier kommen aber auch die auffallendsten Verstofse vor; z. B. dafs „die namenlose Menge von Geistlichen bis zum bettelarmen Derwisch sich bestrebe, vor dem Pöbel sich durch wissenschaftliche Kenntnisse auszuzeichnen" (S. 263.). Dafs „die türkische Hauptstadt eine unerschöpfliche Quelle seyn müsse, um über alles Belehrungen zu finden, was

jene

jene unermeſslichen Erdſtriche betrifft, die wir unter der allgemeinen Benennung des Oſtens begreifen." S. 272. meynt ſogar, man finde arabiſche Ueberſetzungen von .. *Sokrates* .. *Schriften*, und S. 291. theilt den Koran in *Bücher* ein. Bis auf die Fäden, welche zum Binden gebraucht werden, läſst ſich der rhetoriſche Maler bey den Manuſcripten ein (S. 276.), nur auf keinen Inhalt. Doch nein, der Mathematiker will Bruchſtücke arabiſcher Ueberſetzungen von Archimedes (S. 278.) *geſehen* (und bloſs geſehen?) haben. Wie viel mehr hätte Hr. *M.* ſchon aus *Ed. Bernard's vett. Mathematicorum Synopſis* wiſſen können; des *Toderini* Literatur der Türken nicht zu gedenken. Und rühmlicher wäre es unſtreitig für Hn. *M.* geweſen, wenn er, durch beſſere eigene Nachrichten, den Rec. abgehalten hätte, an *Toderini* zu denken. *Toderini* nach *Hausleutners* Bearbeitung (Königsb. 1790.) Th. 2. S. 131. giebt ein Bruchſtück aus *Muradſcha d'Ohſſon* von den öffentlichen Bibliotheken der Türken. Wer mit demſelben S. 267. des *Murhardiſchen* Gemäldes vergleichen will, wird ſich leicht überzeugen, wen Hr. *M.* hier zu copiren für gut gefunden habe, und dann durch alle drey Kapitel hindurch auch manches *d'Ohſſoniſche* Fragment, beſonders im Abborgen der türkiſch-arabiſchen Namen, entdecken. Unter 35 Bibliotheken nennt Hr. *M.* nur gerade die, welche *Muradgea* zuſammenſtellte.

d'Ohſſon.

Die beträchtlichſten dieſer *Kitab-Khané* bey den kaiſerlichen Moſcheen ſind die von *St. Sophia*, von *Sultan Bajazet*, von *Nur-Osmany*, von *Sultan Selim*, von *Sultan Solyman*, von *Sultan Muhammed*, von *Ejub* und von *Schah Zadé-Dſchamiſſy*. Es giebt deren, in den verſchiedenen Quartieren der Stadt, auch noch andere, die nicht mit Moſcheen verbunden ſind; dergleichen ſind die öffentliche Bibliothek Abdul Hamids I., des *Groſswezirs Kupruly*, *Achmed Paſcha*, des *Groſswezirs Raghib Paſcha*, des *Alif-Efendi* und des *Ismael-Efendi*.

Hr. M.

Die berühmteſten und vornehmſten Bibliotheken aber, zu denen der Franke ohne Schwierigkeit Zutritt haben kann, wenn er nur einigermaſsen Bekanntſchaften hat, ſind wohl die von der *Sophienkirche*, von der *Sultan Selim* Dſchamie, *Sultan Bajazed* Dſchamie, *Sultan Soliman* Dſchamie, *Nur-Osmani* Dſchamie, *Sultan Muhammed* Dſchamie, *Ejub* Dſchamie und *Schahzadeh* Dſchamie; endlich derjenigen, die die Namen ihrer Stifter und Erbauer führen und in beſondern Gebäuden zerſtreut in der Stadt ſich befinden, beſonders die des *Groſsvezirs Kuperli*, *Achmed-Paſcha's*, des *Groſsvezirs Raghib-Paſcha's*, des *Ismael Effendi's*, *Alif-Effendi's* und *Abdul Hamed's*, des letztverſtorbenen Groſs-Sultans. So berühmt auch dieſe *Kitab-Khanehs* — ſo nennt man dieſe gelehrten Inſtitute in türkiſcher Sprache — unter den gelehrten Muſelmännern u. ſ. w.

Man ſieht zugleich, wie Hr. *M.* zu dehnen verſteht. Doch iſt in dieſer Rückſicht dieſe Probe noch bey weitem eine der leidlichſten. Was *d'Ohſſon* im übrigen ſeines Bibliothekenkapitels (welches nicht zu den beſſern Theilen ſeines Werks gehört, weil er die Materie beſonders behandeln wollte) in drey Zeilen ſagt, dadurch weiſs ſich Hr *M.* zu einer halben Seite zu verhelfen. Indeſs will er doch (S. 289 — 293.) ſelbſt in Raghib Paſcha's Bibliothek geweſen ſeyn. Und wer kann es ihm abſtreiten? Er führt davon auf drey Seiten nicht einmal ſo viel eigenthümliches an, daſs man irgend eine Prüfung verſuchen könnte. Viel zwar wird über ein Manuſcript von Dſchihan Numa geſchwatzt, aber bloſs über das Aeuſſerliche. Nicht einmal die Sprache iſt angegeben. Vgl. darüber *Björnſtahls* Briefe 6ten Bds. 1ſtes Heft S. XXIII. Wie weit ein ſolcher Gemäldekünſtler von der Familie gewiſſer Reiſe-Fabricanten entfernt ſey, überlaſſen wir den Leſern zu beurtheilen. Hr. *M.* läſst in der Vorrede ein Wort davon fallen, daſs gegenwärtig in London an einer Ueberſetzung dieſes „Werks" gearbeitet werde. Sollte man da, wo kürzlich Konſtantinopel durch *Dallaway* dargeſtellt worden iſt, Hn. *Murhards* „viele Worte um Nichts" lesbar finden? Denn iſt gleich, alles zuſammengenommen, wohl glaublich, daſs Hr. *M.* nicht bloſs vorgebe, Konſtantinopel geſehen zu haben, und mag gleich das für jedermann auffallende und anſchauliche, was Er ſah, auf ihn ſehr angenehme Eindrücke gemacht haben: ſo iſt dem Rec. doch aus all ſeiner Malerey darüber nicht möglich, etwas heraus zu finden, wodurch ſie für Andere irgend neu, eigenthümlich, belehrend würde oder auch nur etwas mehr als den alltäglichſten Anblick jener Umgebungen uns wieder gäbe. — Zum Schluſſe müſſen wir noch bemerken, daſs wir die erſte, in der Oſtermeſſe 1804. erſchienene, Auflage nicht kennen gelernt und daher dieſe zweyte als ein neues Werk recenſirt haben.

MAINZ u. HAMBURG, b. Vollmer: *Scenen aus meinen Reiſen durch Deutſchland, die Schweiz, Italien, einen Theil von Frankreich und Polen.* Herausgegeben von *Karl Witte*, Prediger in Lochau bey Halle. *Erſter* Band. Mit 1 Kpfr. 1804. 292 S. *Zweyter* Theil (auch unter dem Titel: Romantiſche Scenen aus einer Reiſe durch die Schweiz und Italien). Mit 1 Kpfr. von Kohl. 1805. XII u. 292 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Selbſt ohne Rückſicht auf die beſcheidnen Aeuſserungen des Vfs. über den Werth ſeiner Schrift, wodurch die Strenge der Kritik entwaffnet wird, findet man, beſonders im *zweyten* Theil, manches Intereſſante und Leſenswerthe. Es ſind fragmentariſche Bemerkungen über verſchiedene Gegenden, beſonders der Schweiz, wo der Vf. ſich einige Jahre bey Hn. v. Salis im Brügeller Thal aufhielt und von wo aus er mehrere Excurſionen in die nähern und entferntern Thäler und Alpen und nach Oberitalien machte. — Der *erſte* Theil fängt mit Strasburg und den dort beobachteten Scenen im Jacobiner-Klub und bey einem Magnetiſeur an, welche, beſonders letztere, allzugedehnt vorgetragen werden. — Auch ſind der Arlesheimer Garten, der Rheinfall u. ſ. w. viel zu weitläufig beſchrieben. Wenn man ſich übrigens mit des Vfs. Art, zu beobachten und ſeine Beobachtungen baar hinzuſchreiben, in etwas familiariſirt hat: ſo enthalten die folgenden Nachrichten aus und über

Zürich

Zürich hie und da manches gut gemeynte, wenn nur der Vortrag oft nicht zu sehr ins Geschwätzige ausartete. In eben diese Kategorie gehört die *lange* und doch sehr fragmentarisch oberflächliche Schilderung *Lavaters*. — Reise nach Graubünden bis Chiavenna. — Etwas gehaltreicher als im *ersten* ist Hr. *W.* an mehrern Stellen des zweyten Theils. Hier finden wir ihn auf einem neuen, noch gar nicht oder wenig betretenen, Wege über den Simplon (dessen neue Strafse beschrieben wird) im Val d'Antigonio und dem Brügeller Thal. Aeufserst pittoresk sind die Lagen des erstern, besonders wegen der herrlichen Wasserfälle, wovon einer — auf 3½ Bogen (!!) beschrieben wird. Wie sehr überspringt Hr. *W.* hier und in mehrern Beschreibungen von grofsen Naturscenen die Gränze, die ein verständiger Darsteller solcher Ansichten sich vorzuschreiben hat! — Das Erdfeuer bey Pietra Mala im Florentinischen (man kennt viel vollständigere und gründlichere Nachrichten von dieser äufserst merkwürdigen Natur-Erscheinung). Gar sehr unerheblich ist die hier eingeschaltete Erzählung von dem deutschen Einsiedler u. s. w. Ganz artig dagegen ist die Beschreibung der Wanderung mit zwey liebenswürdigen italiänischen Amazonen zu den Gletschern des Brügeller Thals gerathen, wozu das nette Kupfer von Kohl gehört. Der Theil schliefst mit gesammelten Nachrichten über das Besteigen des Montblanc, woran der Vf. selbst durch einfallendes Unwetter gehindert ward.

STATISTIK.

PRAG, gedr. b. Scholl: *Pragmatische Geschichte der böhmischen Freysassen*, von *Franz Xaver Tvrdy*, wirkl. Rathe beym k. k. böhm. Landrechte. 1804. 246 S. 8.

Es macht der österreichischen Regierung nicht wenig Ehre, dafs sich unter ihrem Schutze mehrere freye Bauern befinden, die ihre Höfe und Grundstücke erbeigenthümlich, frey von aller grundherrlichen Abhängigkeit, und abhängig nur vom Landesfürsten als solchen, mit eben dem Recht, wie der Adel seine Allodien, jedoch ohne die persönlichen Vorzüge des Adels, besitzen. Sie gehören in Böhmen zu keinem Stande, d. h. sie werden beym Landtage nicht repräsentirt; stehen aber doch sicher durch den Schutz des Landesfürsten und der Gesetze. Sie haben manchmal auf ihren Gründen Zinsleute (Häusler, Chalupner, Inquilinen), die ihnen Unterthansdienste laut Contract leisten. Sie haben auf ihren Gründen das volle Eigenthumsrecht, halten da, wo die Gründe weitläufig sind, Wirthshäuser, Mühlen, Brauhäuser, üben das Recht der Jagd, des Fischfangs u. s. w. aus. — Dieses interessante Phänomen in einem Lande, das vor Zeiten der Leibeigenschaft wegen verschrieen war, verdiente historisch und juristisch beleuchtet zu werden. Dieſs hat Hr. Landrath *T.* gethan, ein kundiger Mann, der ehedem bey der böhmischen Kammerprocuratur selbst in den Geschäften der böhmischen Freysassen arbeitete, und die Kunst verstand, die trockenen Acten zu einem historischen und juridischen Ganzen zu verbinden. Sein Buch ist daher ein wichtiger Beytrag zur Statistik von Böhmen: es ist der Mühe werth, den Hauptinhalt desselben darzustellen. — *Entstehung der Freysassen.* Es waren Bauern, denen ihre eigenen adlichen oder geistlichen Gutsherrn, für Dienste oder gegen Loskaufung (wie jetzt in Rufsland), einen Theil ihrer Landgüter mit vollem, sonst nur von Adlichen ausgeübten, Eigenthumsrecht verliehen; wozu hernach die Bestätigung des Landesfürsten kam. Eine solche Bestätigung verschaffte ihnen sodann alle Vortheile des landtäflichen d. h. adlichen Besitzes der Güter, ohne die persönlichen Vorzüge des Adels. (Schade, dafs Hr. *Tvrdy* keine solche Verleihungs- und Bestätigungs-Urkunde hat drucken lassen; auch nicht angegeben, welches der älteste Fall dieser Art gewesen?) — Ihre jetzige *Steuer* ist nach dem vortrefflichen österreichischen Steuersystem, welches die Gründe der Obrigkeiten und der Unterthanen, folglich auch der Freysassen, gleich belegt, um nichts höher als die Steuer des Adels. Nur die Vorspannsschuldigkeit und Rekrutenstellung, von welcher der Adel für sich und seine Allodien befreyt ist, mufs von den Freysassen geleistet werden. (Gelegentlich kommt hier eine wichtige Geschichte des Steuerwesens in Böhmen vor, welche Aufschluss giebt, wie nach und nach die Steuerfreyheit des Adels und der Geistlichkeit von ihren Allodien aufgehört und der billigen gleichen Lasten-Vertheilung Platz gemacht habe.) — Vermöge ihrer jetzigen *Justiz- und Erbschafts-Regulirung* seit 1796. stehn die Freysassen unter dem k. Landrecht in Prag als erster Instanz in sächlichen und persönlichen Sachen (sofort unter dem Appellationsgericht und der obersten Justizstelle), und ihre Grundbücher werden bey der Landtafel, jedoch abgesondert, geführt. (Von 1630—1796. standen die Freysassen unter der Gerichtsbarkeit der böhmischen Kammerprocuratur, deren Schutz in den damaligen Zeiten für sie wohlthätig war.) — Vermöge ihrer jetzigen, seit 1653. entstandenen, *politischen Verfassung* stehen sie unter *Viertels-Aeltesten*, welche ein eigenes Amtssigill mit der Inschrift: *Sigillum praefecti Libertinorum Districtus N.*, führen; die Viertelsältesten aber in allen Gegenständen der Militär-Contributions- und politischen Verwaltung unter dem *Kreisamte*, sofort unter dem Gubernio. — *Effectiv-Bestand* der Freysassen im J. 1789. 160 Anfässigkeiten, deren Werth damals auf 356579 fl. angeschlagen worden. Eben so viele Anfässigkeiten hat nach und nach der Adel wieder an sich gezogen. Die Güter der Freysassen sind durch Theilungen unter die Söhne sehr zerstückelt, und die Personenzahl der Freysassen (deren Liste vom J. 1789. hinten beygedruckt ist) hat zugenommen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 15. Julius 1806.

GESCHICHTE.

S. GALLEN, b. Huber u. Comp.: *Egidius Tschudi's von Glarus Leben und Schriften*, nach dessen eignen Handschriften diplomatisch verfasst, und mit Urkunden belegt von *Ildephons Fuchs*, ehemal. Archivar des Klosters Rheinau, dermal. Pfarrer in der Grub. *Zwey* Thle. 1805. 435 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Müller und alle andern, welche über die Geschichte der Schweiz mit einiger Sorgfalt geschrieben, haben die Verdienste des ehrwürdigen Landammanns Tschudi, welche sich weit über den Kreis der Landesgeschichte hinaus verbreiten, in genugsames Licht gestellt, um darauf aufmerksam zu machen, wie dieser vielbeschäftigte Staatsmann in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts nicht nur ungewöhnliche Gelehrsamkeit, sondern auch eine so gesunde Kritik und einen so guten historischen Vortrag sich zu eigen gemacht habe. In der Schweiz kann man wohl behaupten, dass er der erste Mann seiner Zeit gewesen; auch auswärts war an Höfen und bey Gelehrten sein Name verehrt; was wir von ihm haben, ist in seiner Art klassisch, und seine Handschriften sind eine Zierde vieler berühmter Bibliotheken. Hr. *F.*, ein Schüler und Freund des grundgelehrten verstorbenen P. *Moritz Hochenbaum von der Meer* (durch die *hist. diplomat. Rheinaugiensis* und andere gelehrte Arbeiten bekannt), hat mehrere Jahre rühmlichen Fleiss verwendet, uns mit dem Leben dieses grossen Eidgenossen umständlicher bekannt zu machen. Die Erzählung ist durchaus auf Urkunden gegründet, seine Schreibart einfach, der Sache angemessen, der Geist recht gut. Im *ersten* Theile beschreibt er das Leben, im *zweyten* die Schriften. Unrichtigkeiten fanden wir wenige, nicht bedeutende. Th. I. S. 76. bezieht sich die angeführte Aufschrift auf Trajan, und nicht auf Nerva; der S. 86. Pius III. genannte Papst war entweder Paul oder Julius III., und der S. 91. vorkommende Paul nicht der III., sondern IV. Die Th. II. S. 64. befindliche Inschrift ist wohl neu.

Gelebt hat *Gilg* (so wurde Egidius damals ausgesprochen) *Tschudi* von 1505. bis 1572.; sein Geschlecht war das erste zu Glaris. Uns ist wahrscheinlich, dass der Stammvater auf einem der ersten westlichen Feldzüge der einwandernden Ungern als Kriegsgefangener in die Hände der Deutschen fiel; der damals regierende letzte Karlowinge befreyte ihn; man hat noch die Urkunde, 906. (Rudolf Tschudi ist 1242. nicht im heiligen Lande (S. 14.), sondern im Kriege wider die Horden Batu Chan's umgekommen.) Gilg's Vater Ludewig war ein sehr tapferer Kriegsmann, ein Vater von funfzehn Kindern; Ulrich Zwingli, und nach ihm Glareanus, waren seine Lehrer; die altklassische Literatur seine erste und lebenslängliche Freude; seine edle Offenheit gewann ihm zu Paris das Herz des berühmten *Stapulensis* (*Jaques le Fevre d'Etaples* — nicht *von Stabulo*, S. 26. —). Ausser einem kurzen Zeitraume mitten im Leben, wo er für Franz I. die Waffen trug, hat Gilg Tschudi sich ganz dem Staate und den Wissenschaften gewidmet. In der damaligen Trennung blieb er dem Glauben seiner Väter getreu, und wusste denselben sehr gelehrt und geschickt zu vertheidigen. (Dieses zu erklären, durfte er nicht ursprünglich der Kirche gewidmet seyn. Th. II. S. 10. Die Zeit brachte ihn darauf.) Dabey wich er nie aus den Schranken der Mässigung; überall erschien er als fester, biederer Mann, der den Krieg entweder verhinderte, oder möglichst beschränkte. Hiervon liefert seine Amtsverwaltung zu Sargans, und die Verbindung Beweise, die er mit den gelehrten Züricher Theologen unterhielt: wie er denn solchen, gleich vielen andern, die Früchte seiner historisch kritischen Untersuchungen auf das edelmüthigste zum Gebrauch mitgetheilt.

Der Vorwurf der Unduldsamkeit kömmt, nach den hier beygebrachten Urkunden, beiden Parteyen, und eher der *neuen* vorzüglich, zu. Diese scheint, besonders wenn die hugenotischen Waffen in Frankreich Glück machten, unerträglich geworden zu seyn, so dass auch Tschudi im grauen Alter, um nur Ruhe zu haben, das Vaterland lieber mied. Bey Anlass des Cappelerkrieges wird aus seiner handschriftlichen Beschreibung die Rede eines Landmanns von Tallwyl am Zürichersee beygebracht (II. S. 145 f.), welcher seine kriegsluftigen Herrn und Obern auf eine Art zurechtweiset, die den natürlichen Verstand schön charakterisirt: „Es hat der Hr. Oberschauptmann ein lange Red gehalten, und uns ermahnet, nit zum Frieden zu ylen. Es mögend unsrer Herren in der Stadt mehr syn, die das begerend. Aber sie sitzend in der Stadt und hand (haben) minder zu verlieren, als wir armen Lüt uf dem Land. Wir müssend unser Zins geben, wenn wir schön verderbt werden. — — Dass wir an Viele der Lüten mächtiger sind, hat uns nüt geholfen; was ists, dass man uns tröst' der Munition und Proviant: je mehr der Fynd Mängel hat, desto verwegener ist er, die Not zwingt ihn dozu. Man hat ihn zur Grimmigkeit verursachet, dass man Bünd und Landfrieden an ihm übergangen, und Recht und Proviant abgeschlagen hat: dorum krieget itzt

Gott selbst wider uns;" und was er denn weiter von Localverhältnissen anbringt, um den bürgerlichen Krieg möglichst bald zu schliessen. Ein Schreiben von Tschudi über *Stumpf's* Chronik bezeichnet zugleich seinen guten Geschmack im historischen Stil. Sie sey „ein herrlich Corpus; aber wozu so viel Ding, die nur Unart machen, das lang Pluderment, wie die Münch die Welt betrogen, von dem albernen Wesen der Bilder u. s. f.; was nutzt, dass der Landgraf von Hessen immer der *christlich Fürst*, ein anderer der *gottliebend Mensch* heissen muss. Das ist für Theologen, ghört nit in die Gschicht." Eben derselbe war sehr dafür, dass Genf in den Bund genommen werde; er dachte nicht an Calvin, sondern an die Lage. Als König Heinrich II. die Capitulationen nicht hielt, war er für die ernstlichsten Vorstellungen; wenn die nichts helfen, so soll man „luegen (überlegen), ob nit besser sey, des Künigs ganz müssig zu gehen." Ihn beugte nichts, als was das Vaterland schwächte. Als er „in sinen alten Tagen Lyb und Gut" vor der Parteywuth retten musste, wollte er gern alles erdulden, „wenn nur syn Vaterland zur Einigkeit im alten Glauben wieder kommen möcht."

In der Zahl der abgedruckten Briefe ist ein gegenseitiges Testament merkwürdig, das er 1545. mit dem päpstlichen Gardehauptmann, *Jost von Meggen* von Lucern, seinem vertrauten unveränderlichen Freunde schloss: dass, welcher den andern überlebe, dessen Münzen und Medaillen erben soll; dann soll derselbe dem Freund auch ein ehrlich Begräbniss (*Exequien*) und jährlich zum Andenken ein Jahrzyt begehen lassen. Tschudi überlebte, und hatte nun 436 zum Theil kostbare, seltene Münzen.

Von seinen Schriften werden drey theologische, 45 zur allgemeinen Geschichte, 10 Landkarten, die er gezeichnet, 15 genealogische und sehr mühsame heraldische Werke, über die Kirchengeschichte der Schweiz 24, über die politische (da ist sein treffliches Werk über *Gallia comata*, seine gelehrte Arbeit über Rhätien, seine Schweizerchronik) 72. Von allem diesen ist bey seinem Leben mit seinem Willen nichts, endlich im 18ten Jahrhundert sowohl die Chronik zum Theil, als die *Gallia comata* gedruckt worden. Die Fortsetzung der Chronik wollte der schweizerische Geograph *Johann Konrad Fäsi* 1772. herausgeben, und es ist hier S. 189 f. abgedruckt zu lesen, wie feurig damals *Müller* diese Unternehmung empfahl. Sie hatte aber keinen Fortgang, und letzterer um den grossen Eifer genug Verdruss. Gewiss gehören mehrere hier angezeigte Bücher zu denen, welche ohne Nachtheil für die Geschichte nicht unbekannt bleiben oder untergehen dürfen, und auch allgemeineres Interesse haben. Der Kanton Aargau hat sich durch den Ankauf der Zurlaubenschen Manuscripte geehrt; die Tschudi'schen liegen seit mehr als 30 Jahren zu Zürich. Wie viele Ehre und Verdienst, um nicht viele tausend Gulden Kosten, wenn endlich diese und ähnliche historische Denkmale durch eine gedruckte Sammlung vor dem Verderben gesichert, und zu Erneurung des Andenkens der gewesenen Zeit vor die Augen der Welt gebracht, wenn von den Einkünften irgend einer eingehenden Stiftung etwas jährliches hiezu bestimmt würde!

Wir übergehen *Tschudi's* bis wenige Monate vor seinem Tode fast ununterbrochen fortgesetzten politischen Geschäfte. Seine einzige Erholung, auch von den Steinschmerzen, die ihn im Alter peinigten, war in seinen gelehrten Arbeiten. Ueber denselben starb er am 28. Febr. 1572. (so viel wir wissen, auf seinem Schlosse Grepplang. Zu Glaris wird seine bescheidene Wohnung noch gezeigt.)

Möchte der Vf. dieses Buchs, Hr. *Ildephons Fuchs*, die Feder nicht niederlegen, sondern mehrere solche wenig bekannte Zierden der alten Jahrhunderte, oder authentische Werke derselben, von dem Rost vernachlässigender Generationen gereinigt, in ihrer einfachen Würde der Welt darstellen!

NÜRNBERG, in d. Riegel- und Wiesner. Buchh.: *Die Bayern in Franken und die Franken in Bayern*; ein Parallelogramm von D. *Franz Oberthür*. 1804. 13 Bog. 8. (16 gr.)

Eine Art von Gelegenheitsschrift, obgleich keineswegs in dem gewöhnlichen, etwas Alltägliches ankündigenden, Sinne dieses Worts. Sie verdankt nämlich ihre Entstehung der grossen, durch den Lüneviller Frieden bewirkten Metamorphose des deutschen Staatskörpers, welcher zufolge die geistlichen Stifter verweltlicht und zwey der vornehmsten im fränkischen Kreise, Wirzburg und Bamberg, dem Kurfürsten, jetzt Könige von Bayern, als Entschädigung zugetheilt wurden. Ihr Vf. sucht, unterstützt durch seine sonst bereits bekannten ausgebreiteten Kenntnisse der Geschichte Deutschlands und seiner einzelnen Staaten, und durch einen nicht gemeinen, wohl geübten Scharfsinn, alle von jeher Statt gefundenen Verhältnisse von Franken (hauptsächlich von Wirzburg) und Bayern auf, vornehmlich aber, was diese Länder wechselseitig für einander gethan, welche Staats- und Geschäftsmänner, welche Heerführer, Gelehrte und Künstler eines dem andern geliefert habe. Es mögen ihm daher wenig Begebenheiten von irgend einer Bedeutung entgangen seyn, bey denen Franken und Bayern entweder zusammen oder gegen einander wirkten. Eine und die andere Parallele scheint indessen doch etwas weit hergeholt zu seyn; wie dies gewöhnlich der Fall ist, wenn man auf Aehnlichkeiten oder Unähnlichkeiten gewisser Dinge geflissentlich Jagd macht. So heisst es z. B. S. 51.: „Die Kirche von Wirzburg bekam damals" (zu Anfang des eilften Jahrhunderts) „an liegenden Gütern einen Ersatz für das, was ihr für die neue Kirche von Bamberg entrissen ward. Im neunzehnten Jahrhundert wird das Eigenthum der Kirche von Wirzburg und Bamberg zur Entschädigung für den Verlust einiger Provinzen einem weltlichen Fürsten hingegeben." Was gleich hernach folgt, ist passender und für jeden echt deutschen Patrioten höchst schmerzlich.

lich. „Eine Synode von deutschen Bischöfen genehmigt auf die Bitte von Deutschlands König, die Trennung Bambergs vom Wirzburgischen Sprengel und die Errichtung eines neuen Bisthums, *Fremde Mächte* dictiren, mitten im Sitze des deutschen Staatskörpers, die Zernichtung geistlicher Fürstenthümer in Deutschland, zur Entschädigung deutscher und ausländischer Fürsten; dictiren die Vereinigung Bambergs und Wirzburgs mit Bayern zu einem Staatskörper." — S. 69. wird erzählt, Bauer von Eiseneck, Hauptmann der fränkischen Truppen, die er aus Bamberg und Wirzburg, 8000 Köpfe stark, dem Herzog Maximilian von Bayern zuführte, habe zur glücklichen Entscheidung der Schlacht auf dem weissen Berge bey Prag (1620.) *am meisten* beygetragen. Rec. kann den Beweis zu dieser Behauptung nirgends finden; wenn aber auch, so folgt doch das nicht daraus, was Hr. *O.* hinzusetzt: „Wirzburg hatte also nun wieder den Herzog von Bayern einen Schritt näher zu seiner nachmaligen Erhebung geführt."

Die passendste Parallele, die auch unsere Leser anziehen wird, findet sich S. 75.: „Das Haus Wittelsbach wird in Wirzburg, im *(in den)* Besitz von Bayern, durch Mitwirkung Wirzburgs, in den Besitz der obern Pfalz und der Kurwürde eingesetzt; wird durch Wirzburg im Besitze des Ranges unter den Kurfürsten erhalten; im Besitze der Kaiserkrone mit Rath und That unterstützt: und nun" (nämlich als Hr. *O.* schrieb) „räumt der Herzog von Franken seinen Thron dem Herzoge und Kurfürsten von Bayern: und Franken wird der Provinzen eine, welche nun das Eigenthum des Hauses Wittelsbach ausmachen. Die protestantische Union" (zu Anfang des 30jährigen Kriegs) „suchte Klöster und Stifter gross und klein zu Grunde zu richten, und Bayern ward ihr Schutz: andere Umstände, der ganz geänderte Geist der Zeiten und Menschen, stürzt Klöster und Stifter, um den Thron Bayerns zu erhöhen, und das Eigenthum des Hauses Wittelsbach zu vermehren!"

Die Episode von der französischen Revolution (S. 18—24.) dünkt uns für die Absicht und den Plan dieses Buchs zu lang. — Auch sind die wörtlich eingerückten Stellen aus dem Wirzburgischen Chronisten Fries S. 35 ff. (von der ehemaligen Grösse des Wirzburgischen Kirchsprengels und von der Stiftung des Bisthums Bamberg), S. 76 ff. und anderwärts, zu weitläufig. Mag die Erzählung dieses *biedern* Chronisten auch noch so *naiv* seyn (s. S. 49.); für die meisten Leser wäre doch besser gesorgt worden, wenn Hr. *O.* dieses, zum Theil nicht einmal zur Hauptsache gehörende, Detail zusammengedrängt und nach *seiner* Weise vorgetragen hätte.

Aus Allem scheint uns zu erhellen, was auch in der Vorrede halb und halb angedeutet wird, dass es dieser Quasi-Gelegenheitsschrift an der letzten Feile fehle; unter andern auch daraus, dass andere Oberthürische Schriften, die Rec. kennt, besser und sorgfältiger abgefasst sind. Wäre Alles, wie der S. 101. bis 110. eingeschaltete Umriss einer Biographie des Fürstbischofs Adam Friedrich aus dem gräflichen Hause von Seinsheim, den Hr. *O.* in der Zueignung seines Buchs an das jetzige Geschlecht der Grafen von Seinsheim seinen Wohlthäter nennt, gearbeitet; dann würde selbst die strengste Kritik nur wenig auszusetzen wissen. Denn die Linien dieses Umrisses verrathen eine feste Hand; man sieht, dass sie mit Liebe gezogen wurden, ohne sich dabey der Schmeicheley schuldig zu machen. Sie stimmen auch mit dem, was Rec. von jenem musterhaften Regenten bekannt ist, vollkommen überein. Sicher würde Hr. *O.* bey schärferer Durchsicht seines Manuscripts Fehler, wie folgende, getilgt haben: S. 53. durch einem Haufen, einem Freunde. Das gleich dabey stehende; „der ihn (den Thron) nun das Haupt einer grossen, dem Welfen-Geschlechte nicht günstigen Partie einnahm," ist unverständlich. Auch ist S. 21. *längstens* statt *längst*, *geloffen* st. *gelaufen*, *bestättigen* und *tretten* anstössig. S. 69.: *Der Sieg schien sich auf die Seite der Böhmen neigen zu wollen; die Schlacht endigte sich aber mit der gänzlichen Niederlage der für Friedrich streittenden Böhmen.* Kürzer und deutlicher: *Die Schlacht endigte sich aber mit ihrer gänzlichen Niederlage.* Die Wiederholung *der Böhmen* ist eben so unnöthig, als widerlich; und dass sie für Friedrich stritten, weiss man aus den vorhergehenden Worten überflüssig. Oft sind die Hülfswörter ausgelassen; z. B. S. 65.: So lange es schien, dass es blos um Jülich und Kleve zu thun (sey). Auch der häufige Mangel an genauer Interpunction hält im Lesen auf.

S. 73. u. 146. verspricht der Vf. die baldige Erscheinung eines ähnlichen Werks: *Die Franken im Auslande.* Noch ist es unsers Wissens nicht erschienen; vermuthlich will der Vf. sich mehr Musse dazu nehmen.

Zum Beschluss eine Frage: Warum nennt Hr. *O.* S. 163. den Grafen Philipp von Arco, der im J. 1703. wegen der Uebergabe der Festung Breysach an die Franzosen den Kopf verlor, nur mit dem Vornamen, und deutet den Zunamen nur durch Sternchen an? Rec. kann dies um so weniger errathen, da der volle Name des Unglücklichen in vielen Büchern gedruckt steht.

NÜRNBERG u. SULZBACH, in d. Seidel. Buchh.: *Uebersicht der bairischen Geschichte, als vorbereitender Leitfaden für die vaterländische Jugend*, von *G. P. von Gemünden*, Professor an der kurfürstlichen Militär-Akademie in München. 1804. 11 Bog. 8. (12 gr.)

Wir finden dieses Lehrbuch seinem Endzwecke sehr angemessen. Es ist dem ersten Cursus, oder jungen Leuten von 11—14 Jahren, zum Studium der bayrischen Geschichte in den sogenannten deutschen und lateinischen Schulen gewidmet. Diesem nach arbeitete der Vf., unter dem Beystande der vorzüglichen Geschichtschreiber Bayerns, auf eine, dem Jugendalter entsprechende Vollständigkeit, oder vielmehr Auswahl hin, die nur die interessantesten und

der

der bayrischen Geschichte eigenthümlichen Begebenheiten und die vorzüglichern Fortschritte in der Cultur darstellt, und wodurch der Grund zu einem umständlichern Studium der Geschichte, bey etwas reifern Jahren, oder im zweyten Cursus, gelegt werden soll. Das Ganze ist in acht passende Perioden abgetheilt, deren *erste* von dem Erscheinen der Bayern (nämlich in der Geschichte) bis zu ihrer Abhängigkeit von den Römern und dann von den Gothen (591. bis 8. vor Christus) reicht; die *zweyte* von da bis zu ihrer Unabhängigkeit unter den Agilolfingern (von 8. vor Chr. bis 553. nach Chr.); die *dritte* bis zu ihrer Abhängigkeit von den Franken (553—788.); die *vierte* bis zu ihrer völligen Unabhängigkeit unter den Wittelsbachern (bis 1180.); die *fünfte* bis zur Trennung der Rheinpfalz von Bayern oder bis zum Vertrag zu Pavia (bis 1329.); die *sechste* bis zur Einführung des Rechts der Erstgeburt (bis 1506.); die *siebente* bis zur Wiedervereinigung der Rheinpfalz mit Bayern (bis 1777.); die *achte* bis zum Entschädigungstractat (1803.). Hierauf folgt noch ein besonderer Abriss der Geschichte der Rheinpfalz unter den Wittelsbachern; und dann eine nähere Anzeige der neuern Wittelsbach-Pfälzischen Hauptlinien, die aus der ältern Zweybrückischen entstanden sind, mit einer kleinen genealogischen Tabelle. Noch besonders lobenswerth ist die (S. 121—162.) beygefügte *Uebersicht des Cultur-Zustandes der Bayern*. Nach einer kurzen Einleitung stellt der Vf. diesen Zustand nach dem von ihm angenommenen acht Geschichtsperioden dar, jedoch so, dass er die fünfte und sechste in eine zusammenzieht, und die achte — er sagt nicht warum? — wegläßt. In jeder wird das Wissenswürdigste von der Lebensart der Einwohner, von ihrem Charakter, von der Verfassung des Landes, von der Religion, von Sitten und Gebräuchen, vom Kriegswesen, vom Handel, von den Gewerben und den mechanischen Künsten (diese Rubrik würde schicklicher vor der nächst vorhergehenden stehen), von dem Zustande der schönen Künste und Wissenschaften und vom Münzwesen beygebracht. In der Vorrede beruft er sich auf seine Cultur-Tabelle, die aber Rec. noch zur Zeit so wenig, als die übrigen Schriften des Hn. *von G.* kennt. Der Gebrauch des Werkchens wird noch mehr durch ein Register erleichtert.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. 1) *Szegedin*, gedr. b. Grünn: *A Tiffót a' Dunaval öfsve Kaptsolo uj hajó Kásháto Satornas* etc. 1805. 166 S. 8.

Ebendas.: Ueber einen neuen schiffbaren Kanal in Ungerland, mittelst dessen die Donau mit der Theiss am vortheilhaftesten verbunden werden kann. Geschrieben in ungr. Sprache von *Stephan Wedreschi*, der k. Freystadt Segedin beeidigten Feldmesser. Uebersetzt von *Nic. Sztankovitsch*, Priester aus dem Piaristen-Orden, D. der Weltweisheit, und am Szegediner Lyceum ordentl. Lehrer der mathem. Wissenschaften. 1805. 108 S. 8.

Dieses in einer sonst literarisch wenig bekannten Gegend gedruckte Werk verdient in den Annalen der ungr. Literatur erwähnt zu werden, obwohl der darin ausgeführte Gedanke eines Kanals zwischen Szegedin und Pesth bey den jetzigen Umständen der östreichischen Monarchie vor der Hand wenig Aufmerksamkeit erregen, oder ernstliche Wirkungen haben dürfte. Der Vf., Hr. *Wedreschi*, hat sich schon durch eine Topographie von Szegedin bekannt gemacht, welche 1799. bey Grundlegung des neuen Stadthauses in Versen verfasst, und zu Pesth bey Landerer gedruckt wurde. (36 S. 8.) In beiden Werken zeigt er sich als einen eifrigen Szegediner Patrioten. In dem vorliegenden Buche bemüht er sich vorzüglich, zu zeigen, dass ein Kanal zwischen Szolnok und Pesth bey weitem nicht so nützlich wäre, als einer zwischen Szegedin und Pesth. Rec. läßt dieß an seinem Orte gestellt seyn; bemerkt aber nur, dass der Handel zwischen Debretzin und Pesth, der durch den Szolnoker Kanal erleichtert würde, von äußerster Wichtigkeit sey. Man kann etwas Neues und Nützliches vorschlagen, ohne zu läugnen, dass ein anderer Vorschlag eben so nützlich, und dessen Ausführung eben so nothwendig wäre. Szegedin erhält seine Wichtigkeit durch die Mündung der aus Siebenbürgen über Arad kommenden Maros; es treffen hier jährlich 300 Salzschiffe aus Siebenbürgen, 200 aus Arad an. Aus der Gegend von Szegedin gehen allein 60000 Centner Tabak für das Wiener Aerario hinauf. Der dritte Hauptartikel der Szegediner Ausfuhr ist die Schafwolle, etwa 17000 Centner; der vierte das Getreide des Banats und der Batscher Gegend, gegen 500000 Metzen. Hierzu kommen als Transito-Artikel 41000 Ctr. Baumwolle. Nicht weit von Szegedin, oberhalb dieser Stadt, fliessen die drey Ströme der Körös bey Csongrad in die Theiss. Den Ueberschlag der Unkosten eines solchen Szegediner Kanals hat der Vf. sehr idealisch entworfen; er hat keine Nivellirung angestellt, und nimmt die Zahl der Schleusen nur willkürlich auf zehn an. Rec. wünschte, dass bey solchen Vorschlägen doch vor allem andern der mathematische Theil der nöthigen Vorarbeit beygebracht würde. Nach unserm Vf. würde der Kanal fünfthalb Millionen kosten, und nach seinem idealen Calcul 824000 fl. eintragen. Er fügt eine Zeichnung bey, wie das Szegediner Schloss in Waarenmagazine verwandelt werden könnte, und macht S. 78 Vorschläge zur Errichtung von Getreidemagazinen. Szegedin wäre auch für den Schiffbau vortheilhaft gelegen; es werden auch jetzt Schiffe von 4 — 5000 Cent. hier gebaut. S. 89. wird ein nützlicher Wink gegeben, wie der Ueberschwemmung der Maros, die wegen des stumpfen Mündungswinkels öfters am Einflusse von der Theiss zurückgedrückt, und sich zu ergiessen genöthigt wird, vorgebeugt werden könnte. Der Vf. verkennt nicht, dass der Szegediner Kanal dem Batscher Francisci-Kanal Abbruch thun könnte, und macht Vorschläge, dieser Collision zu begegnen.

Rec. muss dem patriotischen Eifer des Hn. Sztankovitsch, den er durch Verdeutschung dieser Schrift an den Tag gelegt hat, alle Gerechtigkeit widerfahren lassen; jedoch könnte der deutsche Stil reiner seyn. Z. B. Man schreibt nicht Marmatien, sondern Marmarosch; nicht auf der Schar, sondern am Saarvizflusse; nicht Virtl, sondern Viertel; nicht vermeidet werden, sondern vermieden werden u. a. m.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 16. Julius 1806.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

SCUTARI: *Nochbeï Wehbi*, d. i. *Wehbi's Auswahl.* نخبهٔ وهبی im J. 1220 der Hedsch. 134 S. gr. 8.

Die türkische Lehrmethode, den Knaben das Auswendiglernen der nothwendigsten arabischen und persischen Wörter durch gereimte Glossarien erleichtern zu wollen, ist bekannt. *Schahidi's* persisch-türkisches Glossarium, und das unter dem Namen *Subheï Sibjan* bekannte arabisch-türkische, waren bisher die gangbarsten dieser Reimwörterbüchlein in den türkischen Schulen. *Wehbi Efendi*, der noch lebende verdienstvolle Greis und gröste Philologe seiner Zeit in Constantinopel, hat das erste der genannten zwey Elementarwerke ganz umgearbeitet, oder vielmehr ein viel besseres und vollständigeres in derselben Einkleidung unter dem Namen *Tohfeï Wehbi*, d. i. *Wehbi's Geschenk*, geliefert. Dasselbe sowohl als ein weitläuftiger Commentar darüber, und das *Subheï Sibjan*, sind in Scutari gedruckt erschienen, und in der A. L. Z. 1800. Nr. 58. bereits angezeigt worden. *Wehbi Efendi* wollte sich um das Arabische dasselbe Verdienst erwerben, wie um das Persische, und verfertigte das *Nochbeï Wehbi* arabisch-türkisch als Seitenstück zum *Tohfeï Wehbi*, das persisch-türkisch ist. Wirklich hat er durch das *Nochbe* das *Subheï Sibjan* eben so weit übertroffen, als durch das *Tohfe* das kleine Lexicon *Schahidi's*. Schon aus der blosen Vergleichung der Seitenzahlen der beiden ersten erhellt, um wie viel reicher und vollständiger *Wehbi's* Werk sey, indem es gerade hundert Seiten mehr hat, als das *Subheï Sibjan*. Der Vf. sagt in der gereimten Vorrede nach dem gewöhnlichen Lobpreis Gottes und des Propheten, dass, angespornt durch den ungemeinen Beyfall, den das *Tohfe* erhielt, er in seinen alten Tagen noch keine Müh und Arbeit habe schonen wollen, um demselben im *Nochbe* einen würdigen Zwillingsbruder an die Seite zu stellen. *Persisch* und *Arabisch* seyen die zwey vortrefflichsten der Sprachen, und jedes Werk, das die Erlernung derselben erleichtere, müsse dauernden Ruhm gewähren. Die genaue Kenntnis derselben sey Jedem, der auf wissenschaftliche Bildung nur einigen Anspruch mache, unerläslich, und viele ihrer Feinheiten gingen, ohne besondere Aufmerksamkeit darauf, verloren. Besonders habe der Gedanke, unter der Regierung eines so huldreichen Herrn, als Sultan *Selim* ist, zu leben, ihn mit neuem Eifer befeuert, wobey er sich in die gewöhnlichen Lobserhebungen des regierenden Sultans ausbreitet.

Hierauf erklärt er, dass er seine Aufmerksamkeit vorzüglich auf die Feinheiten der Sprache und die gewähltesten Worte gerichtet habe, mit Umgehung des Synonymentrosses von solchen Worten, wie *Dattel*, *Regen*, und allen den Weibern angehörigen Siebensachen. Es sey das Mark von hundert und zwanzig Wörterbüchern, aus denen er gearbeitet habe. Um eine Idee von dem Stile zu geben: so übersetzen wir hier diese Stelle so treu als möglich nach Gehalt und Form.

Wie dies mir in Gedanken kam
Ich also gleich die Feder nahm,
Wiewohl ein Greis, strengt ich mich an
Gleich einem Jüngling lobesan!
Fing an zu schreiben für und für
Dies Werklein voll von neuer Zier.
Ich hab darin zusammgerafft
Von Hunderten die Fünftelkraft
Des Korans und Propheten Wort
Schwer zu verstehen hier und dort;
Was im arabischen Gedicht
Den Sinn verwirret und verflicht;
Und manchen schönen Spruch, worin,
Versteckt liegt ein tiefer Sinn;
Der Wörter höchsten Ehrenpreis
Hab' ich gewählet vorzugsweis.
Denn was alltäglich und gemein
Möcht feinem Sinn ein Aerger seyn.
Deshalb umging ich ohne Hehl
Die vielen Namen vom *Kameel*,
Die *Weiberwelt*, den *Palmenwald*
Das *Wasser*, *das vom Himmel fallt*,
Und manches Wort, das in der Wüst'
Im Gang bey Beduinen ist.
Dafür hab ich am End vom Buch
Gesammelt manchen schönen Spruch.
Ihr lernet so, o Herr, wie schön!
Die Bildersprache leicht verstehn.
Mehr schätz ich dies als das *Tohfe*;
So etwas schrieb noch keiner je.
Und wer in Sprachen ist gelehrt,
Erkennt vollkommen dessen Werth. u. s. w.

Die Anordnung des Ganzen so wie das Reimen hat sich der Vf. äusserst bequem gemacht. Es ist eigentlich gar keine Ordnung darin, weder alphabetische noch materielle. Die Absätze folgen wohl auf einander in der Ordnung der Buchstaben des Alphabets, in so weit die Reime eines Absatzes mit demselben enden, nach der gewöhnlichen Anordnung der *Diwane* oder Gedichtsammlungen; aber dies gilt nur von den Endreimen, die übrigen im Text vorkommenden Worte sind, wie sie dem Vf. ins Gedächtnis kamen und ins Sylbenmas passten, aufs Gerathewohl durch einander geworfen. Ein Beyspiel wird dies klärer machen.

Aus dem Abſatze, deſſen Reime ſich in *b* endigen.

Ein *Rebhuhn* heiſst *Hidſchel* حجل und *Jakub* يعقوب

Der Bienenkönig wird genannt *Jaſub* يعسوب

Der Wind iſt *Rih* ريح ſein Wehen heiſst *Hubub* هبوب

Vom Norden heiſsts *Schumal* شمال vom Süd *Dſchunub* جنوب

Ein treu erfülltes Wort, das iſt *Ondſchaz* انجاز

Doch lügenhaft verheiſsne *waadaarkub* وعد عرقوب

Radſchil راجل zu Fuſse gehend, und *Redſchul* رجل ein Mann.

Zu Pferd, zu Eſel ſitzen iſt *Rukub* ركوب u. ſ. w.

Man ſieht hieraus, daſs die arabiſchen Worte weder nach Kategorieen des Sinns, noch nach der Buchſtabenordnung geordnet ſind. Hie und da iſt ein Bemühen, verwandte Begriffe auf einander folgen zu laſſen, erkenntlich; aber ohne die geringſte Conſequenz. Wenn bey groſsen Wörterbüchern die alphabetiſche Ordnung zum Gebrauche des Nachſchlagens die gröſsten Vortheile darbietet: ſo iſt hingegen zum philoſophiſchen Studium der Sprache die Claſſificirung nach den Kategorieen der Begriffe unſtreitig die vorzüglichſte. Es wäre daher zu wünſchen, daſs beſonders kleine Wörterbücher, die, wie dieſes, zum Auswendiglernen beſtimmt ſind, logiſch geordnet wären. Der Begriff einer ſolchen Ordnung hat dem Vf. bey manchen Abſätzen dunkel vorgeſchwebt. So enthält der *erſte* Abſchnitt bloſs die Namen Gottes und ſeine Eigenſchaften, die Attributen des Propheten, die erſten Religionspflichten u. ſ. w.; der *zweyte* die Beſchreibung der Schönheit in der menſchlichen Form; der *dritte* die Verhältniſſe der bürgerlichen Geſellſchaft, Herrſchaft und Unterthänigkeit, Befehlen und Gehorchen; der *vierte* handelt vom Himmel, der *fünfte* von der Erde, der *ſechſte* vom Genuſſe des Lebens, der *ſiebente* von Freundſchafts- und Höflichkeitsbezeugungen. Dieſe *ſieben* Abſchnitte machen den Buchſtaben *Elif* der Endreime aus. Im *achten*, *neunten*, *zehnten*, *eilften* und *zwölften* Abſchnitte, welche den Buchſtaben *B* der Endreime ausmachen, findet ſich nichts von einer ſolchen Ideenordnung; wobey aber dann wieder in den folgenden Buchſtaben einige Spuren vorkommen: z. B. im Buchſtaben *R*, wo einige der vorzüglichſten, im Arabiſchen ſo häufigen metaphoriſchen, Zunamen, die mit *Vater* anfangen, zuſammengeſtellt ſind.

Adam, der Reine vor Gott, heiſst: der *Vater der Menſchen*. ابو البشر

Satan, der *Vater der Dſchinnen*, der *Vater der Marra*. ابو مرّة * ابو الجنّ

Das *Waſſer*, *Vater des Lebens* und *Vater der Welten*. ابو غياث * ابو حياة

Das *Honig*, *Vater des Siegs*; der *Zucker*, *Vater der Heilung*. ابو شفا * ابو منصور

Das *Fleiſch*, *Vater des Ueberfluſſes*; der *Wein*, *Vater der leichten Verdauung*. ابو مهنا * ابو خصيب

Das *Brod*, *Vater der Gnaden*, oder *Vater der Menſchheit*. ابو بشر * ابن نعيم

Die *Leyer*, *Vater der Begier*; die *Cyther*, *Vater des Spiels*. ابو الملهى * ابو شرى

Ein guter Geſellſchafter, *Vater der Vollkommenheit*. ابو الكمال

Ein gedeckter Tiſch, der *Teppich der Barmherzigkeit*, oder *Vater der Bitten*. ابو الرجا * بساط الرحمة

Zuckerwerk, *Vater des Leichtabgleitenden*. ابو السايغ

Käſe, *Vater des Reiſenden*. ابو المسافر

Hunger, *Vater der Beſuche*. ابو العبر

Satz, *Vater der Geduld*; *Zugemüs*, *Vater des Grünen*. ابو ضمر * ابو الخضم

Der *Wolf*, *Vater der gekrauſten Locken*; der *Löwe*, *Vater der Beſtien*. ابو جعد * ابو اشبال

Das *Kameel*, *Vater der Wüſten*; der *Eſel*, *Vater des Ueberfluſſes*. ابو ايوب * ابو زياد

Wiewohl wir den Beflissnen der orientalischen Sprachen das *Nochbe* eben so wenig als das *Tohfe* zum Auswendiglernen anempfehlen wollen: so sind doch gewiss diese beiden Werke ungemein nützlich für den der türkischen Sprache Kundigen, der weder das Arabische noch das Persische aus dem Grunde zu studiren vorhat, sondern dieser beiden Sprachen nur in so weit bedarf, als dieselben zum Lesen und Schreiben der türkischen Büchersprache nöthig sind. Jungen Leuten, die sich zum Dienste bey der Pforte bilden, kann das *Nochbe* und *Tohfe* gute Dienste leisten, und selbst schon gebildete Dolmetscher werden die Durchlesung derselben als eine Wiederholung ihres arabischen und persischen Wortschatzes nicht fruchtlos finden. Die interessantesten Abschnitte sind die letzten, wo unter dem Titel von امثال Sprüchen und اصطلاحات Redensarten, eine Menge figürlicher Redensarten und bildlicher Ausdrücke aufgeführt werden, die in türkischen Werken häufig vorkommen, und von denen wir hier einige ausheben:

Der Streit Gottes ist *der Koran*. Das Joch des Islams, *die Religionsgesetze*. Das Zelt des Herrn, *der Himmel*. Die Pfähle des Landes, *die angesehensten Einwohner der Stadt*. Freygebig wie *Moin*, wie *Kaab*, wie *Fasl*, wie *Hatem*, d. i. *sehr freygebig*. Die Pfeiler der Erde, *die Berge*. Die Krone des Firmaments, *der höchste Himmel*. Das Paradies auf Erden, *Damaskus*. Die Mutter der Lichter des Himmels, *die Sonne*. Ismail's Wort, *ein wahres aufrichtiges Versprechen*. Ein kühles Lager, *ein ruhiges Leben*. Seife der Sünden, *eine wahre Reue*. Seife der Herzen, *das Geld*. Salomon's Thron, *eine weise und gerechte Regierung*. Siegelinschrift, *weiser Rath*. Wasser und Glanz des Angesichts, *Ehren und Glück*. Jäger der Herzen, *ein freundliches Gesicht*. Ein Moschusamulet, *ein treuer Freund*. Schön wie ein Pfau, *sehr schön*. Thurm im Schachspiel, *sehr stark und fest*. Der Sohn des heutigen Tags, *ein leichtsinniger Mensch*. Kameeleyer, *ein ungemein seltenes Ding*. Hahneneyer, *was nur einmal geschieht, oder existirt*. Die Töchter der Denkkraft, *die Ideen*. Die Töchter der Brust, *die Gefühle*. Beredter als *Dopsal*, als *Bachtiari*, d. i. *sehr wohlberedt*. Besser im Schreiben geübt als *Abdol-Hamid*. Die Töchter des Schicksals, *die Zufälle der Welt*. Der Apfel der Freude, *das Kinn der Geliebten*. Der Brunnen Josephs, *das Kinngrübchen*. Das Herzenskorn, *der Geliebten Schönheitsmaal*. Der Sohn zweyer Wochen, d. i. *der volle Mond und ein schöner Knabe* (von zwey Jahrwochen oder 14 Jahren). Der zweyte Liebende, *der Nebenbuhler*. Liebesklage, *Demuth*. Vater der Lichter, *das Glas*, Mütter der Freude oder Theriak der Sorgen, *der Wein*. Der Vorsaal des Lebens, *die Kehle*. Der erste Neider, *Satan*. Der Spion der Gebrechen, *falscher Verdacht*. Das Haupt der Unwissenheit, *zu große Verwunderung*. Das Haupt der Laster, *der Zorn*. Die Krone des Widhopfes, *etwas unerreichbar Hohes*. Der sich vor dem Spiegel hütet, *ein häßliches Gesicht*. Die Sammlerin der Leiden, *die Nacht*. Die Mutter der Städte, *das Feuer*. Die Küche Davids, *eine reinliche Küche*. Sich in die Finger beissen, *Etwas bereuen*. Feuervogel, *der Salamander*. Wolkenschatten und Sultansgunst, *was schnell vorüber geht*. Das Lächeln der Erde, *Frühling*. Lange Schleppe, *Reichthum*. Wintermondschein, *Etwas, was zur Unzeit geschieht*. Weiberregiment, *verwerfliche Maßregeln*. Geistesfieber, *ein langweiliger Mensch*. Judentrank, *heimliches Weintrinken*. Pfauenfuss, *der häßliche Theil einer Sache*. Staub des Alters, *graue Haare*. Flügel des Ansehens, *der Bart*. Zähneklappern, *Reue*. Der Moschus der Jugend, *was die Weiber lieben*. Der Kampher des Alters, *was die Weiber hassen*. Die Wechselgaule der Begebenheiten, *Tag und Nacht*. Die Laterne der Freuden, *der Wein*. Weingeschmack, *sehr süß und angenehm*. Der Alp (*Cochemar*) der Gesellschaft, *ein lästiger Mensch*. Der Rabe Noe's, *Ein Mensch, der eine Ewigkeit ausbleibt*. Elefenzähne, *Dinge, die einander gleich sind*. Die Schwester des Unrechts, *der Zweifel und Verdacht*. Der Sohn des Traums im Zustand des Wachens, *ein Bastard*. Zwiebelbekleidet, *der sehr viele Kleider an sich hat*. Der Kampher der Erfahrung, *graues Haar*. Perlen durchbohren, Pistazen zerbrechen, Castell erobern, *entjungfern*. Weiberschande, *dauernde Schande*. Die Zunge der Hand, *die Schrift*. Die Taube Noe's, *gute Nachricht*. Sohn des himmlischen Wassers, *ein freygebiger Mensch*. Pforte der Pforten, *die Reue*. Die Mutter der Menschen, *die Erde*. Die Fürsten der Rede, *die Dichter*. Die Sorglosigkeit des Nebenbuhlers, *der günstige Augenblick*. Brautnacht, *eine Nacht der Freude*. Hahneneifer, *starkes Ehrgefühl*. Josephsfreundinnen, *lüsterne Weiber*. Der Vorläufer des Liebesgenusses, *der Kuß*. Weiberjoch, *Sklaverey aus Dummheit*. Maus von Arem, *ein Mensch, der mit kleinen Mitteln große Dinge ausführt* (weil die Mäuse die Grundfesten des grossen Dammes von *Arem* untergraben haben sollen, wodurch die in der arabischen Geschichte erwähnte Ueberschwemmung erfolgte). Die Schminke der Jugend, *schwarzes Haar*. Krebsengang, *langsames Fortschreiten*. Der Vater des Chamäleons, *vielgewandt*. Das Unglück der Wesire, *schnelle Hinrichtung*. Der Stellvertreter des Todengels, *ein schlechter Arzt*. Das Gelbwerden der Finger, *der Tod*. Das Verwickeln der Zügel, *die Niederlage*. Das Unglück der Wissenschaft, *das Vergessen*. Die Mütter der Laster, *Stolz, Lust, Neid und Zorn*. Lästiger als ein Nebenbuhler, als ein Wintermonat, das ist *sehr lästig*. Ameisenkühnheit, *Unverschämtheit*. Stärker im Liebesgenuss als ein Blinder, d. i. *sehr stark*. Der Sohn des Thons, *Adam*. Die Leuchten der Erde, *die Weisen*. Der Tod der Schaam, *die Unwissenheit*. Die Wage Gottes, *Recht und Billigkeit*. Kuh des Paradieses, *ein gerader Mensch*. Ein syrischer Apfel, *Etwas sehr Köstliches*. Das Bollwerk der Heiligen, *Bagdad*. Das Elif (ا) des Genusses, *ein schlanker Wuchs*. Der zusammengesetzte Buchstab Lam-Elif لا, *Liebesgenuß*. Blitzglanz, *ein schnell vorübergehendes Licht*. Sommerpelz, *Freygebigkeit*. Augendiener, *ein Wohldiener*. Sohn des Unrechts, *ein Bastard*. Sohn der Nacht, *ein Reisender, der bey der Nacht reist*. Sohn des Stau-

Staubes, *ein Mensch von unbekanntem Herkommen.* Gefräfsig wie ein *Sofi*, d. i. *sehr gefräßig.* Ein Braver aus Bagdad, *eine feige Memme.* Teufelswein, *die Genüsse der Welt.* Felsenform, *ein Geizhals.* Die Gräber der Lebendigen, *die Laster.* Das dem Rechtgläubigen willkommene Geschenk, *der Tod.* Nacht der Verliebten, *lange Nacht.* Ameisendorf, *ein mit Familien überfülltes Haus. Schöner* als der Vollmond; *wohlberedter* als Lais; lügenhafter als *Fachta*; häslicher als *Dschahis*; bösartiger als eine Schlange; giftiger als ein Skorpion, geiziger als die Hunde des Stammes *Beni Saide.* Lästiger als der Schatten, der stets auf dem Fulse folgt. Scharfsichtiger als ein Wiedhopf, oder als ein Adler. Widernatürlichem Genusse ergebner als ein Bär u. s. w.

Manche dieser figürlichen Ausdrücke, die besonders auf die verschiedenen Arten des Genusses Bezug haben, z. B. *die Feder in das Dintenfaß tauchen; sich lieber mit dem Buchstaben Mim* (م) *als mit dem Buchstaben* (ع) *abgeben*, hätte der Vf. in einem, zum Unterricht der Jugend bestimmten, Werke wohl ersparen können. Aber man wird sich nicht wundern, diese Nudität aufgeführt zu finden, wenn man weifs, dafs auch die besterzogenen türkischen Kinder von ihren zartesten Jahren an in den Haremen die üppigsten Knabentänze mit ihren Vätern mit anzusehauen gewohnt sind, und dafs selbst der gröfste Theil der Beschneidungsfeyerlichkeiten aus solchen Orgien besteht.

Den Beschlufs des Werks macht ein Lobgedicht auf dasselbe vom Sohne des Vfs.

KLEINE SCHRIFTEN.

Biblische Literatur. *Amsterdam*, b. van Hulst: *Het stilstaan der Zonne ten tijde van Josua opgehelderd uit het beloop der Geschiedenisse door Joh. van Eijk*, voorheen Predikant te Muiden. 1805. 41 S. gr. 8. — Der Vf., der sich schon durch verschiedene Schriften bekannt gemacht hat, gab vor einigen Jahren eine Sammlung Aufsätze unter dem Titel: *Ledige uuren besteed tot nuttige overdenking*, heraus. Zu dieser liefert er nun noch die funfzehnte Betrachtung, die er als eine besondere Abhandlung hat abdrucken lassen. Sie verdient als ein Versuch, wie die schwierige Stelle Josua 10, 12—14. aufzuklären, allerdings bemerkt zu werden. Der Vf. schickt einige Anmerkungen voraus: 1) dafs man mit Grund zweifeln könne, ob die hier vorkommenden Worte gerade die eigenen Worte Josuas seyn, indem der Vf. des Buchs Josua die Erzählung aus einem andern Buche genommen habe. 2) Dafs man das, was Josua sagte, oder der Schriftsteller ihn sagen läfst, nicht ganz buchstäblich auffassen müsse, da sich die orientalische Dichtersprache hier nicht verkennen lasse. 3) Dafs in der Erzählung verschiedene Worte gebraucht werden, woraus man aber nichts mit Sicherheit schliefsen könne. Das Wort דום, welches man gewöhnlich durch *stillstehn* übersetzt, hat auch die Bedeutung *stillschweigen, sich stille halten*, I Sam. 14, 9.; עמד kann sowohl in der Bedeutung *stille stehn bleiben*, als auch in der Bedeutung *in demselben Zustande bleiben*, genommen werden; בוא kommt nicht blofs von dem *täglichen Untergang* der Sonne vor, sondern wird auch von der Sonne gebraucht, *wenn sie am Tage sich hinter düstere Wolken verbirgt*, Amos 8, 9. Jer. 15, 9. u. s. w. Hierauf sucht nun der Vf. aus dem Verlauf der Geschichte selbst den Sinn der Worte Josua's zu bestimmen. Nach der Erzählung war Josua vorher zu Gilgal gelagert. Hier bekam er die Nachricht, dafs alle Könige der Amoriter sich gegen ihn versammelt hätten. Er brach also des Nachts mit seinem Heer auf, und eilte den Gibeoniten zu Hülfe. Bey dem ersten Angriff wurden die Amoriter geschlagen. Sie flohen westwärts nach Bethhoron, Josua verfolgte sie und hatte am Vormittage die Sonne südostwärts hinter sich. Nun wurden die fliehenden Amoriter in der Gegend von Bethhoron von einem schweren und fürchterlichen Hagelwetter überfallen, welches ihre Niederlage vollkommen machte. Was war nun zu thun? Sollte Josua die Feinde weiter verfolgen, so traf ihn und sein Heer dasselbe Ungewitter, das die Feinde vernichtete. Sollte er ostwärts nach Gibeon zurückkehren, so war er nicht sicher, dafs ihn das Ungewitter auf diesem Wege nicht treffen könnte; und wie konnte er sich entschliefsen, die Schlacht, die für ihn so glücklich war, auf einmal zu endigen? Was that er also? Im gläubigen Vertrauen auf die Güte und Allmacht Gottes, dessen Leitung die ganze Natur unterworfen ist, wendet er sich an ihn, und ruft im Angesicht seines Heers die Worte aus: Sonne stehe still zu Gibeon und Mond im Thal Ajalon. Seine Absicht konnte nicht seyn, dafs die Sonne in ihrem Laufe sollte aufgehalten und der Tag sollte verlängert werden. Wozu nützte ihm dieses, wenn das Ungewitter fortdauerte und sich auch über sein Heer verbreitete? Ohnehin wurde er durch das Ungewitter gehindert, die Schlacht fortzusetzen und den Feind zu verfolgen. Er konnte keinen andern Wunsch haben, als dafs das Ungewitter, welches seine Feinde traf, von seinem Heere entfernt bleiben und so geleitet werden möchte, dafs er ohne Gefahr die Amoriter verfolgen könnte. Der Zusammenhang führt uns ganz offenbar auf diesen Sinn. Das Wort, welches Josua in seiner Bitte gebraucht, stimmt auch mit dieser Vorstellung überein. Der Ausdruck: *Sonne schweige oder halte dich stille*, ist freylich uneigentlich; aber wir dürfen nur den hier angeführten Schriftsteller fragen, um den Sinn der Bitte näher zu treffen. Das, was Josua durch דום ausdrückt, drückt dieser Schriftsteller durch עמד aus, und um die Sache noch näher zu bezeichnen, gebraucht er das Wort בוא. Achtet man auf den vorhin bemerkten Gebrauch dieser Worte: so ist es nicht schwer, den Sinn der Bitte Josua's richtig zu fassen. Der Vf. giebt eine weitläufige Umschreibung, wovon Rec. nur das Hauptsächlichste ausziehn will. „Du o Sonne, die du mir jetzt von der Seite von Gibeon so freundlich scheinst, da inzwischen eine schreckliche Finsternis das Heer meiner Feinde deckt, schweige, halte dich still; lasse, nach welcher Seite mein Heer bey der Verfolgung der Feinde sich wendet, und wo du dich bey deinem fernern Lauf am Himmel befindest, jene die Finsternifs überdecken; aber mir und meinem Heere dein Licht scheinen! Gehe nicht mir, wie ihnen, am Mittage unter, verbirg dich nicht vor uns hinter aufgethürmte finstere Wolken, sondern scheine mir und meinem Heer so lange es Tag ist! Und wenn der Abend kömmt und du dich hinter dem Gesichtskreis in Westen verbirgst, dann bleibe, o Mond, auf der Seite nach Ajalon in demselben Zustande! Beleuchte uns dann von demselben heitern Himmel, an welchem ich jetzt die Sonne sehe." — Der Vf. zeigt nun noch im Verfolg, dafs das übrige, was die Geschichte bemerkt hat, mit dieser Darstellung zusammenstimme. Alles dieses verdient in der Abhandlung selbst nachgelesen zu werden.

Her.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 17. Julius 1806.

GESCHICHTE.

HANNOVER, in d. Hellwing. Hofbuchh.: *Darſtellung der Lage, in der ſich die Hannöverſche Armee in den Monaten May, Juni und July* 1803. *befand.*

In franzöſiſcher Sprache unter dem Titel:

Expoſé de la Situation du Militaire Hannovrien dans les mois de Mai, Juin et Juillet 1803. 1806. 102 S. Text u. 96 S. Auszüge aus officiellen Papieren als Beylagen. Beide Ausg. in gr. 8.

Dieſes iſt die einzige wichtige Schrift über die Beſetzung Hannovers durch die Franzoſen. Sie iſt am Ende des Textes, deſſen deutſche Ausgabe ſich bald als eine Ueberſetzung der franzöſiſchen verräth, von dem Feldmarſchall Grafen von *Wallmoden Gimborn* unterſchrieben. — Der Feldmarſchall erzählt darin die Lage, in der ſich das Kurfürſtenthum Hannover bey dem Ausbruch des Krieges zwiſchen Frankreich und England befand, die Verhandlungen des Hannöverſchen Miniſteriums mit England, die Vorkehrungen gegen eine franzöſiſche Occupation, die nachherigen Unterhandlungen mit dem franzöſiſchen General u. ſ. w. auf eine gefällige und der Würde des Vfs. anſtändige Art, und belegt dieſe Erzählung mit dem Abdruck der officiellen, zwiſchen ihm, dem Kabinet und dem Miniſterium gewechſelten Noten, ſo daſs man an der Richtigkeit ſeiner Darſtellung in jeder Hinſicht nicht im geringſten zweifeln kann.

Aus dem Ganzen ergiebt ſich, daſs der Feldmarſchall theils durch die unzweckmäſsigen Anordnungen und unbeſtimmten Befehle aus London, und theils durch die Unſchlüſſigkeit des Hannöverſchen Miniſteriums, das ſelbſt aber auch in einigem Betracht zu beklagen war, in allen zweckmäſsigen Maſsregeln gelähmt wurde, und alles that, was nur die Umſtände ihm zu thun geſtatteten. Man kann zwar ſagen, daſs ihm der Weg, die beſtehenden Verhältniſſe gewaltſam aufzuheben, immer noch übrig geblieben wäre, um Mittel zu ergreifen, welche die Ehre des Armee-Corps erforderte; — allein, es iſt hiebey zu erwägen, daſs die Nothwendigkeit eines ſolchen gewagten Schritts erſt recht ſichtbar wurde, als die Ausführung nicht mehr möglich war, und daſs man auch nicht von ihm fordern konnte, daſs er ſich bey einem höchſt zweifelhaften Ausgang der Sache einer ſo groſsen Verantwortlichkeit ausſetzte. Der gröſste Fehler lag darin: daſs man in England glaubte, die nöthigſte militäriſche Maſsregel ſey die Zuſammenziehung der Truppen zu einem vorgeblichen Exercierlager. Daſs die Hauptſache auf die Completirung der Infanterie, auf die Anſchaffung der Krieges- und Lebensbedürfniſſe, auf die Artillerie, Brodwagen, Zelte und Proviantwagen-Pferde, auf die Anſchaffung der Montirungsſtücke für die groſse Anzahl der fehlenden Mannſchaft, auf die Dotirung der Feſtung Hameln u. ſ. w. ankam, das ſah man nicht ein. Die Zuſammenziehung der Kantonirungsquartiere muſs nothwendig in dem Verhältniſs der Annäherung des Feindes geſchehen. Ziehet man die Truppen in ein Lager zuſammen, wenn der Feind noch ſehr weit entfernt iſt: ſo erſchwert man ihre Subſiſtenz, zeigt dem Feind die Stärke und den Ort der Truppen, in dem ſie von nun an aufs genaueſte von den feindlichen Spionen beobachtet werden können. Auf die Vorkehrungen, welche Zeit erforderten, nämlich die Einkleidung und Uebung der fehlenden Mannſchaft, und die Mobilmachung des Korps überhaupt, darauf wollte man ſich nicht einlaſſen, obgleich der Feldmarſchall dieſs für das Nöthigſte hielt. — In England wuſste man nicht, daſs es hierauf allein ankam, und in Hannover fürchtete man, daſs dieſe Maſsregeln Ombrage (der Ausdruck des Miniſteriums) machen würde. So bot die Unwiſſenheit in den militäriſchen Verhältniſſen, und die Furchtſamkeit und Schwäche einander ſo innigſt die Hand, daſs keine zweckmäſsigen Vorbereitungen zum Kriege zur rechten Zeit getroffen wurden. Die officiellen Noten Nr. 1. bis 7. beweiſen dieſe Behauptung aufs vollkommenſte. Es iſt eine traurige Bemerkung, daſs die Regierungen der von Frankreich beſiegten Länder durchaus *Einen* Charakter zeigten. — Man erinnere ſich, was im vorigen Jahre an der Donau vorging; — man erinnere ſich an den geringen Widerſtand von Spanien, Sardinien, der Schweiz und Holland. — Unkunde des Krieges, ſowohl in den Planen der Feldzüge, als in dem höhern Princip der Ausführung deſſelben, Unentſchloſſenheit — Schwäche und Uneinigkeit im Innern. — Die franzöſiſche Revolution hat in der franzöſiſchen Monarchie, ſowohl im Civil als Militär, diejenigen Männer an die Spitze des Commandos und der Geſchäfte gebracht, welche ſich durch Tapferkeit, Thätigkeit, Energie und Talente auszeichneten; in den meiſten übrigen Staaten hat das Alter, die Kriecherey und Geburt hieran einen eben ſo groſsen Antheil, als jene Eigenſchaften. — In der franzöſiſchen Monarchie ſind alle Verhältniſſe *in gewiſſer Hinſicht* den militäriſchen untergeordnet; in den meiſten übrigen Staaten findet dieſe jetzt nothwendige Anordnung nicht Statt. — Frankreich braucht in den politiſchen Verhandlungen immer Militärperſonen von Einſichten und weit umfaſſendem Blicke; di-

die meiſten übrigen Kabinette haben dieſe Einrichtungen nicht. — Bringen ſie einen Militär in die diplomatiſche Carriere: ſo geſchieht dieſs, weil man ihn gern befördern will, oder weil er zu dem activen Militärdienſt nicht paſst. Man erinnere ſich nur an die Details der verſchiedenen Verhandlungen mit Frankreich, und man wird finden, daſs das franzöſiſche Kabinet die militäriſchen Vortheile, die ſich ihm darboten, jederzeit ergriff; da hingegen die übrigen ſie meiſtens unbemerkt ſich entgehen lieſsen. Georg III. hatte ſogar keinen Officier, keinen Hannöverſchen General in England, der die Hannöverſchen militäriſchen Angelegenheiten kannte, — wohl aber Hannöverſche Miniſter, Räthe und Sekretarien.

Man möchte ſich hier geneigt finden, den Mangel der Thatkraft mit der Uebermacht Frankreichs zu entſchuldigen; — die Geſchichte lehrt uns aber, daſs nicht ſo ſehr die phyſiſchen, als die moraliſchen Kräfte in einem Kriege entſcheiden. — Hannover hätte 1803. eine weit gröſsere Macht gegen Frankreich, als 1758. aufſtellen können. Im J. 1758. wurde es mit 100,000 Mann angegriffen, und 1803. mit 10000. — Unſere gelehrten Militäre erſchöpfen ihren Geiſt in Memoiren, in denen ſie auf eine befremdende Art beweiſen, daſs man nichts thun kann, nichts thun darf, wenn der Feind einen Mann mehr hat, als wir. — Sie haben wohl die Feldzüge eines Guſtav Adolphs, Türenne's, Karls XII., Ferdinands, Friedrichs II. und Washingtons geleſen; aber ſie ſind nicht von dem Geiſte dieſer Helden beſeelt worden. Ein Hoche an der Spitze einer deutſchen Armee würde, ſo wie ein Suwarow, Laudon und mehrere Männer, die Rec. hier nennen könnte, dieſe Memoirenſchreiber bald zu Schanden machen, und den übermüthigen Fremden zeigen, was die Deutſchen ſind, und von jeher waren.

Die Meinung des Hannöverſchen Miniſteriums, daſs die *Ombrage* der Mobilmachung der Truppen den Krieg nach ſich zöge, zeigt eine falſche Anſicht. *Defenſive* Anſtalten können nie einen Feind reizen, etwas zu unternehmen, wohl aber das Gegentheil. — Für diejenigen, welchen es ganz an Muth fehlt, iſt es freylich eine groſse Beruhigung, wenn ſie ſich der Mittel zum Widerſtande berauben, um nachher ſagen zu können, es lieſs ſich damals nichts thun.

Uebrigens zeigte ſich, als man endlich etwas thun wollte, die ſchlechte Einrichtung des Hannöverſchen Militärs, ſowohl in Hinſicht ſeiner innern Verfaſſung, als ſeiner Mobilmachung beym Ausbruch eines Krieges. Man hatte im Hannöverſchen von jeher keine Kantonverfaſſung; bey einem Kriege wurden die Leute gewaltſam ausgehoben. — Hierdurch entſtanden die Nachtheile der Kanton-Einrichtung, ohne ihre Vortheile. — Gleichwohl widerſetzten ſich die Landſchaften einem Vorſchlage zur Einführung derſelben. Zu einer geſchwinden Ausrüſtung oder Mobilmachung war gar nichts vorbereitet. Dagegen hatte man eine groſse Menge Vorſchläge von mannichfaltiger Zuſammenſetzung der Regimenter bearbeitet. Der Miniſter in London, der Feldmarſchall und noch viele andere hatten Plane entworfen. Es war aber keiner zweckmäſsig; und jetzt, in der Kriſis, fehlte es an diſciplinirten Soldaten. — Officiere und Invaliden waren dagegen im Ueberfluſs vorhanden.

Der königl. Befehl, die Truppen zu verſammeln, lief in Hannover den 19. April ein; den 6. May entſchloſs man ſich aber erſt, ihn auszuführen. Nun trat der Feldmarſchall mit der Kriegskanzley in Communication. Den 13. May beſchloſs das Miniſterium nach vielen zwiſchen ihm und dem Feldmarſchall gewechſelten Noten (obgleich ſie in Hannover jede Minute ſich mündlich beſprechen konnten), die Vermehrung der Armee zu 30000 Mann. Den 19. kam eine Note aus London, worin das Miniſterium und der Feldmarſchall angewieſen wurden, nichts zu thun, was nicht dem Lande zum allgemeinen Vortheil gereichen, und was es dem gröſsern Kriegesunglück ausſetzen könnte. So verſtrich die Zeit in Unſchlüſſigkeit, und den 2. Junius drang der Feind ſchon gegen Suhlingen vor, und wollte in der Zeit, welche die angefangene Unterhandlung erforderte, nicht unthätig bleiben. — Die Hannöverſchen Truppen waren nicht zuſammen, nicht mobil; die Kriegesvorräthe waren nicht weggeſchafft, und ſo nahmen 10000 Franzoſen mit 11 Kanonen, faſt ohne Munition und Cavallerie, das Hannöverſche Land mit der Feſtung Hameln in Beſitz; machten das brave Hannöverſche Armeecorps gefangen, und bekamen eine ungeheure Menge von Geſchütz, Munition u. ſ. w. (nach ihrem Anſchlage für 10 Millionen Thaler.)

Unter ſolchen Umſtänden iſt es nicht ſchwer, Eroberungen zu machen, und welche fremde Nationen ſollten, da gleiche Urſachen gleiche Wirkungen erzeugen, nicht zu ähnlichen Expeditionen gereizt werden?

Das Hannöverſche Kabinet in London konnte nur zwey Plane einſchlagen: 1) Wollte es, daſs das Hannöverſche Militär keinen Widerſtand leiſten ſollte: ſo konnte es die Kriegsbedürfniſſe, die königlichen Effecten und die Truppen aus Hannover nach England ziehen; es rettete dadurch 10 Mill. Thaler, und hatte ein braves Truppencorps nicht der Schande und dem Elend übergeben. Hierzu hatte man zwey Monate Zeit, wenn man früh genug ſich entſchloſs. 2) Wollte das Kabinet, daſs das Hannöverſche Corps Widerſtand leiſten ſollte: ſo war nichts natürlicher, als daſs der Feldmarſchall den Befehl bekam, die Truppen zu complettiren und mobil zu machen, und ſich dem Feind zu widerſetzen. — Dieſe beiden Wege lagen mit den dazu erforderlichen Maſsregeln jedem ſo vor Augen, daſs ein dritter, worin die Kriegsbedürfniſſe verloren, die Truppen gefangen und der Schande bloſs geſtellt, eine Verrätherey zu ſeyn ſcheint. — So nahe gränzen nicht ſelten die Reſultate der Bosheit an die der Unentſchloſſenheit und Unkunde in militäriſchen Angelegenheiten, daſs nur der von den Bewegungsgründen Unterrichtete die Quelle zu unterſcheiden im Stande iſt.

Der

Der Feldmarschall zeigt in dieser Darstellung überall einen ruhigen, weit um sich sehenden Geist, und eine richtige Beurtheilung der Menschen. Sein Zweck, zu beweisen, dass er von seiner Seite alles gethan habe, was Pflicht und Gewissen von ihm forderten, ist nach dem Urtheile des Rec. vollkommen erreicht. — Wir wünschen, dass der Schluss seines Werks: „Möchten doch diese unglücklichen Ereignisse denen, welche die grossen Angelegenheiten eines Staats dirigiren, zeigen, wie gefährlich es ist: in grossen Dingen halbe Massregeln zu nehmen" — recht lebhaft in dem Innersten der Kabinette der Nationen gefühlt werde, welche gezwungen werden, sich für ihre Ehre und Unabhängigkeit zu schlagen.

PARIS, b. Bertrand: *Mémoires historiques et Anecdotes de la Cour de France, pendant la faveur de la Marquise de Pompadour;* avec douze Estampes gravées par elle, sous les yeux du Roi, sur les principaux événemens de son règne. Ouvrage conservé dans les Porte-feuilles de Madame la Maréchale d' ***. Précédé d'un Traité sur les Transactions sociales après la subversion d'un grand Empire, opérée par l'immoralité et l'anarchie, par *J. L. Soulavie* l'ainé, auteur des Mémoires historiques du règne de Louis XVI. 1802. Zus. 30½ Bog. gr. 8. (2 Rthlr.)

Der Vf. dieser Memoiren ist auch in Deutschland, als allzeit fertiger Bücherfabricant und als historischer Wetterhahn, wohl bekannt. Man denke z. B. nur an seine *Mémoires du Comte de Maurepas*, an seine *Histoire de la décadence de la Monarchie française*, an die auf dem Titel des vor uns liegenden Buchs erwähnten *Mém. hist. du Règne de Louis XVI.*, an die von ihm herausgegebenen *Mém. d'Aiguillon, du Maréchal de Richelieu, de St. Simon, de Barthélemy;* nicht zu gedenken seiner vielen, während der Revolution zu Tage geförderten Schriften. Wir deutschen Historiker sind demnach nicht erst seit ehegestern beym Gebrauch derselben auf unserer Huth, und glauben ihm nicht ohne kritische Prüfung. Das Werk, von dem wir jetzt Rechenschaft zu geben haben, ist, wenn man dem Titel glauben darf, dem Haupttheile nach nicht von ihm selbst, sondern er scheint nur dessen Herausg. zu seyn. Da er aber den Namen des Vfs. oder der Vfn. verschweigt: so entzieht er demselben viel von seiner Glaubwürdigkeit, macht uns folglich misstrauisch: wenigstens in Ansehung der, dem Anscheine nach neuen, oder zum erstenmal gedruckten Nachrichten. Denn die meisten erinnert sich Rec. längst schon anderwärts gelesen zu haben, z. B. in *Vie privée de Louis XV.*, in der *Histoire de Pompadour*, u. dgl. Möglich wohl auch, dass das, was ihm neu scheint, ebenfalls schon gedruckt war: denn wer kann alles lesen, alles merken? So finden wir S. 60 ff. die Anekdote, wie man in der Wiege des Duc de Bourgogne, eines Sohnes des damaligen Dauphins, Vaters Ludwigs XVI., ein Paket, und in demselben einen Brief voll von Anzüglichkeiten gegen die Pompadour fand, der hernach auf Rechnung des Staatssecretärs *d'Argenson* kam, anders und weit umständlicher erzählt, als in *Vie privée de Louis XV.* Bd. 3. S. 4. nach der deutschen Uebersetzung. — Dass die Pompadour zum Sturz des Jesuitenordens mächtig mitwirkte, und aus welcher Ursache, ist längst bekannt: aber hier S. 99 ff. erfährt man mehrere Umstände von dieser merkwürdigen Begebenheit, z. B. auch den Namen des Jesuiten, der ihr die Absolution versagte, Père *de Sacy*, welche Rec. sich nicht erinnert, irgendwo gelesen zu haben. — Der Vf. scheint uns übrigens zu leidenschaftlich gegen die Pompadour zu verfahren. Er findet fast gar nichts Lobenswerthes an ihr. Sie war doch, wie selbst aus diesen Erzählungen hervorgeht, eine Dame von nicht gemeiner Geistescultur, die sich auch bemühte, ihren königlichen Liebhaber nützlich zu beschäftigen. Wie weit war sie hierin über ihre Nachfolgerin, jenes verworfene Geschöpf, erhaben! Ihre Verdienste um Vervollkommnung der Porzellanfabrik rühmt doch der Vf. selbst S. 271. Damit sind wir aber keineswegs gesonnen, ihre Ränke, noch weniger ihre Schändlichkeiten, zu vertheidigen. Zu letztern gehört ihre listige Bemühung, den verabscheuungswürdigen Hang des alten, sündhaften Königs, als er an ihr selbst kein Behagen mehr fand, zu jungen Mädchen, die noch nicht mannbar waren, zu erregen und zu unterhalten. Im *dritten*, *vierten* und *fünften* Kapitel findet man die dahin gehörigen Anekdoten, die jedoch für uns, einzelne Umstände ausgenommen, keine waren, ob wir uns gleich nicht genau entsinnen können, wo wir sie zuerst gelesen haben. Eine Ausnahme hiervon macht diejenige, die im *fünften* Kapitel von Madem. *Tiercelin*, nachheriger Madame *de Bonneval*, erzählt wird. Durch eine schwarze Verläumdung des Duc de Choiseul ward sie, nebst ihrem Vater, bis zum Fall dieses Premierministers, in die Bastille gesperrt. In der langen Anmerkung S. 252 ff. legt Hr. *Soulavie* der damaligen Regierung das unverschuldete traurige Schicksal der vielen, noch vorhandenen Kinder, die Ludwig XV. und der vorletzte Herzog von Orleans ausser der Ehe erzeugten, sehr nachdrücklich ans Herz.

Die dem Buche beygelegten und im *achten* Kapitel beschriebenen zwölf Kupferstiche sind Copieen von Gravuren in Kupfer und Edelstein, von der Marquise selbst gearbeitet; wie hier gegen andere, welche das Gegentheil behaupten wollten, versichert wird. Die meisten stellen Symbole auf gewisse Begebenheiten während der Regierung Ludwigs XV. vor, z. B. auf die Schlachten bey Fontenoy und bey Laffeld, auf die Präliminarien des Friedens zu Aachen, auf die Geburt des Duc de Bourgogne.

Von S. 375. an folgen einige mit den Memoiren verwandte Aufsätze, nämlich: das Testament der Marquise, das dazu gehörige Codicill, eine Abhandlung über ihre Gesinnungen in Ansehung der Lage Polens nach dem Tode Friedrich August II., über die Oekonomisten, oder vielmehr über einen derselben, den D. Quesnay, eine Notiz über die französische

Geist-

Geiſtlichkeit und über die Ertheilung der Pfründen, und über den Schutz, den die Pompadour *Voltairen* und andern Religionsſpöttern angedeihen liefs.

Der Vortrab dieſer Memoiren beſteht in einer Dedication *aux Souverains de l'Europe*, welche ſich mit dieſen Worten endigt: *O vous tous, pour qui l'étude de nos révolutions eſt devenue un devoir, c'eſt pour vous auſſi que je publie ces Mémoires! La faveur de Mme de Pompadour fut une des cauſes de nos malheurs.* Es folgen vorläufige Betrachtungen über die Sitten der Franzoſen unter dem Kardinal von Fleury und unter der Marquiſe de Pompadour. Sehr gut gelungen ſcheint uns die darin vorkommende Parallele des Charakters und der Staatsverwaltung dieſer beiden Perſonen. Auch das aufgeſtellte Portrait Ludwigs XV. iſt wohlgetroffen. Wie ihn die Mätreſſe verdarb und ganz das Gegentheil von dem, was er vor ihrem Regiment geweſen, aus ihm machte, iſt ſehr gut entwickelt. — Der auf dem Titel erwähnte und S. XXXIV — LXI. abgedruckte Tractat iſt ein Auswuchs, deſſen Zweckmäſsigkeit wir nicht einſehn können. — Zuletzt noch eine Bemerkung, betreffend die über den Tod des Dauphins und der Dauphine in den Memoiren befindlichen Nachrichten, zufolge welcher der Duc de Choiſeul ſie und andere bedeutende Perſonen vergiftet hätte. Hr. *S.* zeigt, daſs er keineswegs der Urheber dieſer Beſchuldigung ſey, ſondern ſie nur andern nachgeſchrieben habe.

SCHÖNE KÜNSTE.

Straubing, b. Reitmayr: *Vermiſchte Gedichte*, von *Joſeph Martin Will.* 1803. *Zwey* Bändchen. 232 u. 302 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Laut der Vorrede des Herausg. (*Bemo Michl*) iſt der Vf. dieſer poetiſchen Verſuche ein junger Bayer, der ſie als Erſtlingsfrüchte ſeiner Muſe auf den Altar des Vaterlandes niederlegen will. Hätte er doch noch einige Zeit damit gewartet. Die Jugendarbeiten ausgezeichneter Dichter haben allerdings für den gebildeten Forſcher auch ihren Werth; wem aber die Muſe vielleicht nur einen Funken ihres Feuers gab, der muſs nach unſerer Meinung nicht eilen, den erſten rohen Stoff, den dieſer anzündete, vor das Publicum zu bringen, oder ſich dann auch gefallen laſſen, daſs man die Augen gleichgültig davon abwendet, und ihn ruhig — verkohlen läſst. Einzelne Gedichte in dieſen zwey Bänden, vielleicht hie und da nur einzelne Strophen und Gedanken zeugen allerdings, daſs der Vf. nicht ganz unberufen ſich auf das Feld der Dichtkunſt wagte; aber der gröſste Theil iſt jugendlich leer, leidlich mittelmäſsig, oft nicht einmal dieſs. Der junge Vf. ſcheint noch nicht über das Weſen der Poeſie nachgedacht zu haben, er ſcheint noch zu glauben, gereimte Gedanken ſeyen Verſe, und eine Anzahl Verſe ein Gedicht. Dabey ſind die meiſten dieſer ſogenannten Gedichte nicht Erzeugniſſe einer kühnen, weitgreifenden, wenn auch regelloſen, Phantaſie, — was man dem jungen Dichter ſo gern verzeiht — ſondern viele ſind ſo nüchtern und inhaltslos, daſs man an dem Aufſtreben des Vfs. zum Höheren und Höchſten faſt verzweifeln möchte. Eine Probe wird hinreichen, dieſs Urtheil zu rechtfertigen:

Ich ſing' im Lindenhain der Liebe Lieder,
Die Kraft der Seelenharmonie,
Das Echo hallet meine Lieder wieder,
Die Nachtigall *verſilbert* ſie.

Dich, Freundſchaft, ſing ich, und an deinem Buſen
Fühl' ich, wie groſs mein Endzweck (?) iſt,
Hier ſaug' ich Honig (!) der *im Schoos* der Muſen
Dem ausdruckreichen *Kiel entflieſst!!*

Uebrigens reimt der Vf. Röthe mit Kette, hallt und malt, Güte und Hütte u. ſ. w.; und eine Romanze, in der es ſehr kläglich zugeht, ſchlieſst er alſo:

So gehts, wenn man der Minne
Geſeegnet Zauberband
Zerreiſst mit nied'rer Tücke
Und wilder Frevlerhand.

Am gelungenſten iſt unſtreitig die Schilderung der deutſchen Dichter in dem erſten Gedichte des *zweyten* Bandes; wiewohl auch hier die jugendliche Uebereilung und Unſicherheit hervorblickt!

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Zürich*, b. Ziegler u. Söhne: *Abhandlung über den Nutzen und die Gefahren des Badens der Jugend an freyen Orten*, nebſt Vorſchlägen, wie dieſe letztern zu mindern ſeyen, und einer Anleitung, wie man im Waſſer Verunglückte behandeln ſoll. Von Dr. *Diethelm Lavater* d. j. 1804. 42 S. 8. (4 gr.) — Dieſe nur für Laien ausgearbeitete Abhandlung iſt zwar zunächſt für die Landsleute des Vfs. beſtimmt; abgeſehen aber von manchem Bezuge auf Localitäten iſt ſie als eine polizeyliche Schrift allerdings in mehrere andere Hände, und auch in die vieler Aerzte, zu wünſchen. Es fehlt an ſo gar vielen Orten nicht an den vielen Unglücksfällen, über die Hr. *L.* in der waſſerreichen Gegend Zürichs klagt; aber es fehlt, wie dort, leider nur zu häufig an zweckmäſsigen, überhaupt an Anſtalten zur Rettung im Waſſer oder auf andere Weiſe in plötzliche Lebensgefahr Gerathener. Und da ſich hierüber allerdings den öffentlich aufgeſtellten Aerzten der Vorwurf der Fahrläſſigkeit und unverzeihlichen Gleichgültigkeit machen läſst — denn wo ſollten es die Aerzte, bey ernſtlichem Willen, nicht dahin bringen können, ſolche, im Ganzen mit eben nicht ſehr beträchtlichen Koſten zu errichtende, Anſtalten unter ihrer Leitung zu bewirken? — ſo iſt es wohl um ſo nothwendiger, daſs man ſich hier und da an die Laien ſelbſt wende, wenn zumal irgend ein trauriger Anlaſs einem gediegenen Worte ernſtlichere Aufnahme verſpricht. In etwas populärerem Stile dürften aber dergleichen Aufforderungen geſchrieben ſeyn, als es die vorliegende wahrſcheinlich aus dem Grunde iſt, weil ſie der Vf. zuerſt in der phyſikaliſchen Geſellſchaft zu Zürich vorlas.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 18. Julius 1806.

RÖMISCHE LITERATUR.

WEIMAR, b. d. Gebr. Gädicke: *M. Acci Plauti Miles gloriosus* cum notis superiorum interpretum selectis atque suis edidit *Jo. Traug. Lebr. Danz*, Philos. Doctor et scholae Jenensis Rector. — Praemissa est epistola ad *Eichstadium*, Prof. Jenensem. 1804. XX u. 364 S. (1 Rthlr. 8 gr.)

Dass Hr. *D.* durch diese neue Ausgabe eines Plautinischen Lustspiels auf diesen, von den Neueren nicht so fleissig als von den Aelteren bearbeiteten, Schriftsteller aufmerksam machte, verdient gewiss allen Dank. Auch seine Wahl ist glücklich gerathen. Durch treffende Haltung und Zeichnung der Charaktere, durch eine heitere Laune, und, was bey *Plautus* doch auch berücksichtigt werden darf, durch Reinheit von Zweydeutigkeiten, von welchen sich der, eben nicht für das feinste Publicum dichtende, Römer nicht immer frey erhielt, eignet sich dieses Stück dazu, junge Leser mit diesem genialischen Schriftsteller bekannt zu machen, wenn auch schon zuweilen der Mangel an raschem Gange der Handlung das Interesse des Lesers etwas schwächen sollte. Nach der eigenen Erklärung des Hn. *D.* in dem vorangeschickten Briefe an Hn. Hofr. *Eichstädt*, hat er diese Ausgabe bestimmt *in usum eorum, qui quam facillimo negotio perlegere Comoediam aliquam Umbri Sarsinatis cupiunt.* Diesem gemäss hat er hauptsächlich darauf hingearbeitet, durch Erklärung und Hinweisung auf die theatralische Action die sich etwa darbietenden Schwierigkeiten zu heben, ohne sich gelehrte Abschweifungen, die den Leser etwa aufhalten könnten, zu erlauben; und um nicht junge Gemüther durch Auctoritäten zu bestechen, hat er nicht einmal die Urheber der verschiedenen Erklärungen angegeben. Zu Grunde gelegt ist der *Gronovische* Text, jedoch mit einigen Veränderungen, theils nach eigenen Vermuthungen, theils und hauptsächlich nach den Verbesserungen des *Acidalius*, worüber der vorerwähnte Brief Rechenschaft giebt. Die erklärenden Anmerkungen stehen fortlaufend unter dem Text. Jeder Scene geht eine kurze Anzeige des Inhalts voran. So viel über die äussere Einrichtung des Buchs. Da Hr. *D.* durch die Gränze, welche er sich selbst gesteckt, dem Beurtheiler seinen Standpunkt angewiesen hat: so wollen wir, ohne auf die höheren Forderungen Rücksicht zu nehmen, welche etwa an einen neuen Herausgeber eines Plautinischen Lustspiels gemacht werden könnten, nur darauf uns beschränken, zu untersuchen, ob immer den Anforderungen an einen Erklärer für junge Leser durch Kürze und zweckmässige Auswahl des Nothwendigen, durch Bestimmtheit und Richtigkeit der Erklärungen, durch Rücksicht auf den Geist und die Sprache der Zeit Genüge geleistet sey, und hauptsächlich auch, ob die kritischen Veränderungen, welche Hr. *D.* vorzunehmen für gut gefunden hat, immer gegründet und nothwendig seyen. In der erstern Hinsicht ist gar nicht zu läugnen, dass Hr. *D.* alles gethan hat, seinen Schriftsteller dem Leser verständlich zu machen. Wer nicht nach seiner Anleitung dieses Lustspiel ohne Schwierigkeit lesen kann, dem möchte zu rathen seyn, erst noch zu den ersten Elementen der Sprache zurückzukehren. Eher könnte man sagen, Hr. *D.* habe in dieser Hinsicht zu viel gethan: denn er hat sich nicht begnügt, nur da, wo wirkliche Schwierigkeiten für den noch ungeübteren Leser eintreten, seine Erläuterungen zu geben, sondern oft auch das Gemeinste und Bekannteste mit einer Umschreibung begleitet. Dabey fällt er dann zuweilen ins Gesuchte, und fast ins Lächerliche. Wer wird es z. B. nicht gesucht finden, wenn er v. 5. das Wort *machaera* mit der Bemerkung begleitet findet: *machaeram ponit pro gladio, propter sonum plenioren, et ad rem melius exprimendam; quod utrumque personae meras glorias flanti, meras caedes spiranti convenit.* Und wer möchte nicht geneigt seyn, zu lächeln, wenn er zu v. 107., wo Palästrio erzählt, wie sein Gebieter die Mutter der Philocomasium gewonnen habe, zu dem Worte *ornamentis* liest: *ornamenta sunt ea, quae gestamus corpore induti, quibus mirum quantum inescantur Lenae s. magis meretrices Shawls, Medaillons, Armbänder* u. s. w. — und dann weiter *opiparisque obsoniis — Mit herrlichen, leckern Tractamenten, Gastereyen, guten Bißchen:* doch, dieser Vorwurf gilt mehr der ersten, als der andern Hälfte des Buchs. Auch das kann man noch mit Recht zu dem Ueberflüssigen rechnen, dass mehrere Ausdrücke doppelt erklärt sind, z. B. *obsonare — mussitare — operae est.* — Aufserdem wäre in der Citation von Stellen anderer Schriftsteller zur Bestätigung der Erklärungen mehr Sparsamkeit zu wünschen gewesen. Aber auf einer andern Seite hat Hr. *D.* wohl auch zu wenig gethan. Er hat da, wo es darauf ankommt, veraltete Ausdrücke der Plautinischen Sprache zu erklären, zu sehr sich damit begnügt, nur die gewöhnlichen Ausdrücke an ihre Stelle zu setzen, ohne sich die Mühe zu nehmen, sie aus der Analogie der älteren römischen Sprache zu erklären, wodurch er seine Leser auf das fernere Studium des *Plautus* sehr nützlich hätte vorbereiten können. Vielmehr scheint er eben durch Mangel an Rücksicht auf die ältere Sprache einige Male

zu unrichtigen Anſichten verleitet worden zu ſeyn. v. 240. z. B. würde er wohl nicht zu den Worten: *tam ſimilem, quam lacte lacti eſt*, die Erklärung geſetzt haben: *lacte caſu recto pro lac*, wenn er ſich hätte erinnern wollen, daſs *lacte* die ältere Form des ſpäter abgekürzten *lac* iſt, woher der Genitivus *lactis* ſtammt. Eben ſo würde er wohl v. 254. die Worte *quae mentibitur* nicht mit der unbeſtimmten und fehlerhaften Erklärung begleitet haben: *quae mentientur; impersonale paſſivum*, wenn er darauf aufmerkſam geweſen wäre, daſs in der älteren Sprache *mentire aliquem* als Activum gebraucht wurde, ſondern eher auf das deutſche entſprechende: *einen belügen*, aufmerkſam gemacht und erklärt haben: *was er belogen werden wird*. Für ein Verſehen, nicht für Mangel an Kenntniſs der Sprachanalogie, müſſen wir es halten, wenn v. 138. zu der Bemerkung *machina, ratio, inventum*, hinzugeſetzt iſt: *unde graecum μηχανᾶσθαι*. Uebrigens haben wir nur ſelten Veranlaſſung gefunden, von der Erklärung des Hn. *D.* abzuweichen. Wir heben nur einige Stellen aus. v. 183. *omnes crucibus contubernales dari* — wird erklärt *nos crucibus contubernales cruciari*; allein eben dadurch geht eine Schönheit des Ausdrucks verloren: denn ſo wie in der aus der *Aulularia* citirten Stelle *diſcipulam* zu *cruci* gezogen werden muſs, muſs auch hier *contubernales* zu *crucibus* gezogen werden, etwa: *wir werden alle am Kreuz zuſammenwohnen müſſen*. Eben ſo verfehlt v. 279. bey den Worten *maximum in malum cruciatum inſilire* die Erklärung: *maximopere angi et cruciari, crux enim et cruciatus pro omni angore et exitio*, den Sinn, da nach v. 183 u. 310. die Worte ganz eigentlich genommen werden müſſen. v. 330. weiſs man nicht recht, wie die Worte *neſcio quae te Scelerae ſcelera ſuſcitant* erklärt werden: denn es ſind die zwey verſchiedenen Erklärungen angegeben: *was du für gottloſe Streiche vorhaſt;* und: *was dich anfieht*. Nur die letztere Erklärung iſt richtig, wenn anders nicht das Wort *vorhaſt* in dem ungewöhnlichen Sinn: *vorſtellſt, einbildeſt*, genommen wird. Durch das Bisherige glauben wir den erklärenden Theil hinlänglich gewürdigt zu haben. Es iſt übrig, daſs wir noch auf die kritiſchen Bemühungen des Hn. *D.* Rückſicht nehmen. So wenig wir läugnen mögen, daſs in mehreren Stellen Hr. *D.* ſehr glücklich theils eigene Verbeſſerungen, theils fremde und vorzüglich von *Acidalius* aufgenommen hat: ſo läſst er doch in dieſer Hinſicht noch Manches zu wünſchen übrig. Die Beſcheidenheit und Anſpruchsloſigkeit, mit der er als Kritiker auftritt, läſst uns erwarten, daſs ihm einige Bemerkungen in dieſer Hinſicht nicht unwillkommen ſeyn werden. Hr. *D.* tritt der von *Leſſing* ſchon gemachten Bemerkung bey, daſs die urſprüngliche Aufſchrift wohl nicht *miles glorioſus* geweſen ſey, weicht aber darin von ihm ab, daſs er nicht wie dieſer annimmt, *miles* ſey wohl Zuſatz eines ſpäteren Grammatikers zu der urſprünglichen Aufſchrift *Glorioſus*, ſondern vermuthet, das Stück habe, wie mehrere griechiſche Schauſpiele, eine doppelte Aufſchrift gehabt: *Miles ſive glorioſus*. Dieſer Vermuthung hätte ſehr leicht noch das zur Beſtätigung beygefügt werden können, daſs *ſive*, wenn es abgekürzt geſchrieben war, mit einem bloſsen *S* ſehr leicht habe ausfallen können, weil das vorhergehende Wort mit einem *S* ſich endigte. v. 8. vermuthet Hr. *D.*, ſtatt *fratrem facere ex hoſtibus* möchte zu leſen ſeyn *fabulam facere ex hoſtibus*, und beruft ſich dann auf mehrere Stellen, wo *fabula* für *objectum fabulae* vorkommt. Die Vermuthung iſt ſehr glücklich, nur hat ſie das *Metrum* gegen ſich, und die Beyſpiele von ähnlichen Redensarten ſind aus zu entfernten Schriftſtellern; da doch auch die gewöhnliche Lesart einen erträglichen Sinn giebt, möchte ſie immerhin beyzubehalten ſeyn. v. 38—41. glaubt Hr. *D.* verſetzt, und erſt nach v. 71. einzuſchieben. Indeſs lieſse ſich noch fragen, ob ſie hier ſo ganz recht an ihrer Stelle ſtehen: denn ſie paſſen ſehr gut zu dem obigen: *quid illud quod dico*. Der Prahler ſtellt ſich, als hätte er vergeſſen, was er fragen wollte. Nun nach ein paar Zwiſchenreden fällt er in das angeſponnene Geſpräch ein, gleich als ob ihm das Vergeſſene jetzt eingefallen wäre. Davon aber bricht er, um den Paraſiten nicht von der Fortſetzung der angefangenen Schmeicheleyen abzuhalten, ſogleich wieder ab, und erſt nachdem er mit dieſen ſich geſättigt hat, kommt er auf die *tabulas* zurück. — v. 191. iſt für *falſificus* vorgeſchlagen *falſidicus*. Aber es iſt ſchwer einzuſehen, wozu dieſe Veränderung dienen ſoll: denn was ſoll es heiſsen, wenn dabey ſteht: *inter falſiloquum et falſijurium medius quaſi eſt falſidicus?* Auch möchte das Harte in dem wiederholten *ficus* für römiſche Ohren damaliger Zeit ſo gar auffallend nicht geweſen ſeyn. Vielmehr iſt eine ſolche Wiederholung dem ſonſtigen Ausdruck des *Plautus* nicht unangemeſſen. v. 274. iſt auf die Autorität *Bentley's ſibi malam rem quaerere* aufgenommen, ſtatt des gewöhnlichen *alium quaerere;* aber ohne Gründe für dieſe Aufnahme anzugeben. Minder proſaiſch klingt zwar die Lesart; aber hat ſie auch kritiſche Autorität für ſich auſser der Bentleyiſchen? Ueberhaupt wird dieſer Mangel öfters ſichtbar, daſs fremde und eigene Verbeſſerungen ohne Noth aufgenommen worden ſind, bloſs weil es Hn. *D.* ſo *plautinius* ſchien, wie er ſich auszudrücken pflegt. So iſt z. B. v. 868. die von *Acidalius* vorgeſchlagene Lesart *infulſitasque* ſtatt der gewöhnlichen *infulſa atque* aufgenommen, ungeachtet *Acidalius* von dieſer Veränderung ſelbſt ſagt: *etſi nihil quidem cogit. Quis tamen elegantius illud non agnoſcat?* Eben ſo iſt v. 881. die Verbeſſerung des *Acidalius: ergo iſtuc metuo, quod venit vobis faciendum utrumque*, für das gewöhnliche durchaus ohne dringenden Grund in den Text aufgenommen worden: denn die gewöhnliche Lesart giebt einen ſehr treffenden Sinn: *ſo fürchte ich euch da, wo ihr Böſes und Gutes zugleich thun ſollt*. Ueberflüſſig iſt auch, v. 886. *incedit* in *incedis* zu verändern. Vielmehr empfiehlt ſich die erſtere und gewöhnlichere Lesart dadurch ſehr, wenn man annimmt, die Worte *lepido hercle ornatu incedit* ſpreche Paläſtrio in Beziehung auf die *Acroteleutium* beyſeite. Die falſche Erklärung, daſs man dieſs noch zur Anrede des Paläſtrio rechnete, konnte erſt Veranlaſſung zur Aenderung des *incedit* in *incedis* geben.

v. 894.

v. 894. ist sehr richtig statt *at tua praecepta — ad* aufgenommen; aber um den Gedanken mehr herauszuheben, sollte nach *praecepta* ein gröfseres Distinctionszeichen stehen. v. 911. möchte man sich wundern, warum Hr. *D.* seinem sonst so treulich befolgten Führer *Acidalius* auf einmal untreu wird, und die von *Janus Guilielmus* vorgeschlagene Lesart *rogare? mirum, populi odium quin noverim* aufnahm, statt der gewöhnlichen: *rogare mirum est, populi odium quin* (nicht wie Hr. *D.* angiebt, *quidni*) *noverim;* da doch *Acidalius*, der seiner Summe von Conjecturen nach nicht für die gewöhnliche Lesart eingenommen zu seyn scheint, bey Gelegenheit dieser Veränderung sagt: *licet alias non male; non tamen et hoc loco bene. Praestio enim scripturam vulgatam sanam, quam non videri fecit ignotior particulae quin significatus quidni.* v. 929. ist entweder in der Aufschrift der Person im Text ein Fehler: *Palaestrio* für *Periplectomenes*, oder in der kritischen Vorrede, wo Hr. *D.* selbst sagt: *nos cum Codice Aldino quasi Periplectomenes loqui pergeret — ac confido.* Wir möchten das erstere annehmen. Palästrio ist schon abgetreten mit den Worten *ego illum probe jam oneratum accibo* v. 924.; aber dann müfste v. 930 u. 931. der *Acroteleotium* zugegeben werden. Uebrigens ist zu verwundern, warum v. 929. die von *Acidalius* vorgeschlagene Lesart: *lepidissumam et comissumam*, die sehr viel kritische Wahrscheinlichkeit für sich hat, nicht aufgenommen ist. Aus dem Bisherigen möchte erschtlich seyn, dafs Hn. *D.* neben dem glücklichen Scharfsinn, welchen er in mehreren sehr treffenden Vermuthungen erprobt, mehr kritische Gewissenhaftigkeit, die nicht ohne Noth ändert, zu wünschen gewesen wäre.

NEUERE SPRACHKUNDE.

Pesth, b. Eggenberger: *Neuverfafste Ungrische Sprachlehre*, worin die verschiedenen Mund- und Schreibarten der ungarischen Sprache kurz angezeigt, die Regeln aus dem morgenländischen Bau der Sprache selbst hergeleitet, mit den deutschen Redensarten zusammengehalten und durch Beyspiele erläutert werden. Mit einem Anhange, worin eine Sammlung der zum Sprechen nöthigsten Wörter u. Redensarten, dann einige Gespräche, Erzählungen, Briefe u. Gedichte enthalten sind. Bearbeitet von *Franz Verseghy*, Priester des Graner. Erzsprengels, Doctor der fr. Künfte und WW. u. l. w. 1805. 433 S. 8.

Der Vf., ein Pauliner, hat sich schon früher, besonders im J. 1793., als einen scharfsinnigen ungrischen Sprachforscher und Aesthetiker (durch die ungr. Schrift: *Was ist Poesie?* und durch das *Proludium in Institutiones linguae Hung.*) gezeigt. Gegenwärtige Grammatik enthält nun jene angekündigten *Institutiones*, nachdem der Vf., der durch ein widriges Schicksal der literarischen Laufbahn auf einige Zeit entrissen war, dieselbe nun wieder glücklich betreten hat. Das vorliegende Werk entspricht nicht ganz seinem Titel: denn über die verschiedenen Dialecte der ungrischen Sprache kommt darin nichts Bedeutendes vor; die aus dem Bau der orientalischen Sprachen aufgenommenen Gründe der Sprachregeln sind nicht beygebracht — und der Vf. erklärt dies selbst in der Vorrede dadurch, dafs er auf Verlangen des Verlegers sein Werk habe abkürzen, und mit Weglassung des gelehrten philologischen und etymologischen Zusatzes nur die Sprachregeln selbst habe aufstellen müssen. Er verspricht, gleichsam als Ergänzung seines Werks, ein ungrisches Handlexicon, und ein andres Werk unter dem Titel: *A'tiszta Magyarság* (die ungrische Sprache in ihrer Reinheit). Aber auch in dieser Gestalt scheint diese Grammatik mehr für gelehrte Sprachforscher, als für das Bedürfnifs gewöhnlicher Sprachschüler berechnet zu seyn. Schon die beträchtliche Seitenzahl weist darauf hin; noch mehr aber der Inhalt des Werks und die Methode des Vfs., der nicht das Gewöhnliche und möglichst Einfache, sondern das Neue, und öfters ohne Noth Vielfältige berücksichtigt. So z. B. nimmt der Vf. gleich anfangs ein dreyfaches *E* im Ungrischen, statt des bisherigen zweyfachen, an, nämlich *e*, *ë*, *é*, und beladet die ungr. Schreibart mit zwey neuen Punkten, die bisher nicht üblich waren, und auch in der That nicht nöthig sind. Die Declination hat bey ihm nicht weniger als 15 Endungen, durch die Verschmelzung der Lehre von der Declination und jener von den Postpositionen u. s. w. Ueber manche grammatikalische Gegenstände, z. B. über das paragogische *ik*, und über die in Siebenbürgen übliche Form der dritten Endung der bestimmten Zeitwörter, wogegen der Vf. die pöbelhaftere Form vertheidigt, läfst sich der Vf. in einen Streit mit Hn. *Révai* ein, wobey Rec. einige Ausdrücke viel milder gewünscht hätte. Der eigentliche Sprachforscher wird jedoch den Vf. gern als einzelnen Stimmführer über diese oder jene Neuerung hören, — bis einmal eine ungrische Sprach-Akademie entsteht, welche die verschiedenen Meinungen zu bestimmten Regeln haltbar vereinigt. Sehr brauchbar hingegen auch für Anfänger sind die angehängten Uebungen der Sprache. Der Vf. gehört zu jenen, welche *üdö* statt *idö* (Zeit), *öfmér* statt *efmér*, *mikint* statt *miként* schreiben. — Wie er dies in seiner *Tiszta Magyarság* als allgemein, oder wenigstens nach der Mehrheit gültig rechtfertigen werde, steht zu erwarten: so wie überhaupt Rec. beiden oben versprochenen Werken des Vfs. begierig entgegen sieht.

Zwickau u. Leipig, b. Schumann: *Aminta, favola boschereccia* di *Torquato Tasso*. Secondo l'edizione stereotipa del Sigr. Didot; e con (colla) traduzione tedesca a canto. 1803. XVII u. 187 S. 8. (16 gr.)

Ein, wie wir bey der Durchsicht gefunden haben, correcter Abdruck einer correcten Ausgabe, und deshalb den Liebhabern der italiänischen Literatur zu empfehlen. Diese Empfehlung schränken wir jedoch blofs auf den italiänischen Text ein: denn von der beygefügten Uebersetzung dieses vollendetsten aller

Mei-

Meisterwerke der italiänischen Dichtkunst wissen wir wenig Gutes zu rühmen. Sie ist ohne poetisches Verdienst, durchaus steif und holpericht, und zeigt auf jeder Seite, dass der Vf. derselben weder für den Wohlklang der deutschen noch der italiänischen Sprache ein Ohr hatte. Der Verleger hätte darum besser gethan, den italiänischen Text allein drucken zu lassen: denn es ist in der That eine Unbequemlichkeit, dass man mit dem Originale nothwendig auch die schlechte entstellende Copie desselben mit kaufen muss.

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Ulm*, b. Becker: *Vorschläge, dem Mangel an guten katholischen Priestern abzuhelfen.* Von P. *Benedict Romann.* 1803. 45 S. 8. (3 gr.) — Wenn es auch bey den Aussprüchen der Vernunft nicht auf die Menge der Stimmen ankommt: so ist doch die sich immer mehrende Zahl der sich dafür erklärenden erfreulich. In dieser Hinsicht verdienen auch diese Vorschläge einige Aufmerksamkeit, besonders da sich die Behauptung des immer mehr fühlbaren Mangels an guten kathol. Geistlichen wirklich nicht abläugnen lässt. Wo man ihn daher nicht blos durch die anderswo vertriebenen Bettelmönche zu ersetzen sucht, oder zu andern Mitteln greift, wodurch zwar Geistliche, aber eben nicht immer gute, gewonnen werden; da wird es schwer werden, ohne die vom Vf. vorgeschlagenen den gewünschten Zweck zu erreichen. Zwar hat der Vf. den vorzüglichsten Grund, welcher im Geiste der Zeit liegt, und nicht nur in der kathol. Kirche, sondern auch in der protestantischen, die Zahl der sich dem geistlichen Stande widmenden jungen Leute verminderte, nicht angeführt; dafür aber die in seiner Kirche zutreffenden, auf welche eigentlich sein Zweck ausging, in gedrängter Kürze desto genauer angegeben, und auch, wenn gleich für jetzt wohl vergeblich, die treffendsten Mittel dagegen angezeigt. Er findet diese vorzüglich auch in der Aufhebung des Cölibats, in der höhern Achtung, welche sich der geistliche Stand, wenn er nicht mehr blosses Ceremoniel zum Hauptgeschäfte zu machen habe, und seine Glieder also nicht mehr, wie bisher spottweise häufig geschah, nur *Dominus vobiscum's* heissen könnten, durch eigne Würde und grösseres Verdienst um die Menschen erwerben müsste, und in der Entfernung alles Drückenden und Entehrenden; wodurch die edelsten und geistvollsten Jünglinge davon abgeschreckt werden. Gewönne die Kirche diese: so könnte sie sich über den Mangel der andern wohl beruhigen: denn „wozu die hunderttausend Beneficiaten, Frühmesser, geistliche Chorschreyer, Brevier-Beter, Zehn- und Elfenmesser u. a. m.? Man führe die Priester auf ihren ursprünglichen Zweck zurück, wozu sie bestellt sind, und hebe den Dienst der übrigen auf, und es wird kein Mangel daran weiter zu fürchten seyn."

Ungefähr in gleichem Geiste sind folgende Schriften, welche wir zusammen nehmen, weil sie alle nicht nur denselben Zweck haben, sondern auch alle von Einem Verfasser, einem gelehrten, für Wahrheit und deren Verbreitung feurig glühenden katholischen Landgeistlichen herrühren, und auch alle, bey ebendemselben Verleger (Wohler in Ulm) herauskamen, dessen Handlung sich seit langer Zeit das Verdienst erwirbt, durch den Verlag vorzüglicher Werke katholischer Gelehrten zur Beförderung der Aufklärung beyzutragen, wie auch die hier anzuzeigenden kleinen Schriften beweisen:

1) *Ulm*, b. Wohler: *Vorstellung an alle vernünftige Katholiken über den Verfall in der katholischen Kirche, seine Ursachen und die Mittel, ihm vorzubeugen.* 1802. 48 S. 8. (3 gr.)

2) *Ebendas.*: *Patriotische Aufforderung an das kathol. Deutschland zur Aufmerksamkeit bey Schliessung eines neuen Concordats mit dem Papste.* 1803. 46 S. (3 gr.)

3) *Ebendas.*: *Unterricht für das kathol. Volk in Deutschland über die Aufhebung der Ehelosigkeit seiner Priester.* Der h. Paulus sagt: Es ist besser heyrathen, als Brunst leiden; die römischen Kirchengesetze sagen: Es ist besser Brunst leiden, als heyrathen. 1803. 51 S. 8. (3 gr.)

4) *Ebendas.*: *Woher kommt es, dass so viele kathol. Geistliche den weisesten kirchlichen Verordnungen der Obrigkeit entgegenstreben?* Von einem Freunde der Wahrheit beantwortet. 1805. 63 S. 8. (4 gr.)

5) *Ebendas.*: *Volksunterricht über das Wetterläuten und die einzigen Mittel, die Hochgewitter, so viel möglich, unschädlich zu machen.* Für katholische Christen. 1805. 30 S. 8. (2 gr.)

6) *Ebendas.*: *Die ersten Mittel, dem Christenthume bey den Katholiken aufzuhelfen: I. Aufhebung des Cölibats, und II. Umänderung der lateinischen Liturgie in die Muttersprache.* 1806. 80 S. 8. (5 gr.)

Die Tendenz dieser Schriften spricht sich schon in den Titeln im Einzelnen bestimmt genug aus, und wenn diese durch den Beyfall des Publicums gänzlich zu erreichen wäre: so würden sie ihres Zwecks gewiss nicht verfehlt haben, da schon ihre Anzahl die gute Aufnahme beweist, welche sie fanden, und wodurch, wie Rec. weiss, wirklich viel zur Verbreitung hellerer Ansichten gewirkt wurde. Tiefe Untersuchungen und gelehrte Beweise darf man zwar hier nicht erwarten; doch sind die Resultate derselben mit Ueberlegung benutzt, und mit Deutlichkeit dargestellt. Allein, wenn es auch dem Volksschriftsteller erlaubt ist, sich über manches stärker auszudrücken, so ist dabey doch auch um so mehr Klugheit nöthig, um die feine Gränzlinie des Schicklichen dabey nicht zu überschreiten, was der Vf. nicht immer getroffen hat, wie z. B. gleich eine Stelle aus Nr. 1. beweist, wo es heisst: „der rühmlichst bekannte Dalberg machte der schweizerischen Tagsatzung die schönsten Vorstellungen von dem Eifer, mit dem er beseelt sey, die Reinheit der Gottesverehrungen und der Sitten der Geistlichkeit herzustellen. Wir können es dem aufgeklärten edeln Manne wohl glauben, dass es ihm, seinem persönlichen Charakter nach, mit dieser Zusage ein vollkommener Ernst sey; aber sollte er die Unmöglichkeit nicht selbst einsehen, dieses bewerkstelligen zu können? Er kennt die traurige Geschichte der katholischen Kirche zu gut, kennt die unübersteiglichen Hindernisse, die von jeher alles Aufkeimen besserer Sitten erstickten. Fast möchte man daher versucht werden, mit *Rousseau* zu sagen: man sey auch noch so wahrheitsliebend, als Bischof muss man doch zuweilen lügen." Eben so sehr ist Vorsicht nöthig, bey dem Volkstone nicht ins Niedrige zu fallen, wovor der Vf. sich auch nicht immer zu hüten wusste, wie z. B. der Schluss in Nr. 2. beweist, wo er sagt: „Man lasse den Papst noch einige Wägen dogmatischer Bullen nach Deutschland führen, etliche mehr oder weniger, das thut nicht viel zur Sache. — Lassen wir den Italienern ihren unverständlichen Singsang und Klingklang." u. s. w. Und endlich ist Bestimmtheit des Ausdrucks, die zwar nicht philosophische Genauigkeit der Definitionen, aber doch die gehörige Behutsamkeit erfordert, um nicht missverstanden zu werden, vom Vf. auch nicht durchgängig beobachtet worden, wie z. B. in Nr. 5. „die mit dem Teufel im Bunde stehenden Leute" von gemeinen Lesern leicht für wirklich solche genommen werden kann, da sie doch nur als dafür gehalten angeführt werden, so wie „tausend grausame Schlachtopfer fielen" nicht dasselbe ist, als: tausend Schlachtopfer fielen grausam, wie es wohl heissen sollte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 19. Julius 1806.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

AMSTERDAM, b. Allart: *Natuurkundige Verhandelingen van de Bataafsche Maatschappy der Wetenschappen te Haarlem* (Naturkundige Abhandlungen der Batavischen Gesellschaft der Wissenschaften zu H.). *Tweede* Deels *Tweede* Stuk. 1804. Mit 1 Kpfr. 266 S. gr. 8. (2 Gl. 10 Stüb. holl.)

Das *erste* Stück dieses *zweyten* Bandes ist in der A. L. Z. 1804. Nr. 187. angezeigt. Der Inhalt dieses Stücks ist folgender. I. Abhandlung über die Frage: *Hat das Studium der Naturgeschichte für die Jugend einen solchen Nutzen, daß es einen Theil einer wohlgeordneten Erziehung auszumachen verdient? — Welchem Zweige oder Zweigen dieser Wissenschaft gebührt, im bejahenden Falle, der Vorzug? — Und welches ist die beste Methode, die Jugend überhaupt, und die niederländische insbesondere, in den verschiedenen Klassen des gesellschaftlichen Lebens, sowohl beym Privat-, als öffentlichen Unterrichte, zu dem Studium der Naturgeschichte zu ermuntern, und dasselbe am nutzbarsten für sie zu machen?* Beantwortet von *Jan Arnold Bennet*, A. L. M. Philos. et Med. Doct. zu Leyden. Von der Gesellschaft mit der goldenen Ehrenmedaille gekrönt den 21. May 1803. Nach den drey Gliedern der Preisfrage zerfällt die Beantwortung in drey Abschnitte. Mit einer, wie wir glauben, hie und da vermeidlichen Weitläufigkeit, und in einer, oft etwas schleppenden Schreibart, hat Hr. *Bennet*, nach vorausgeschickter Definition dessen, was man wohlgeordnete Erziehung, und was man Naturgeschichte nennt, bewiesen, dass der Unterricht in der Naturgeschichte (oder Naturbeschreibung, wie auch er sich lieber ausdrückt) ein wesentliches Erfordernis einer guten Erziehung sey; ferner, dass, wo möglich, alle Fächer der Naturgeschichte ein Gegenstand des Jugendunterrichts seyn müssen; und endlich auch gezeigt, welche Methode, die Jugend in der Naturgeschichte zu unterrichten, die beste, und wie dieser Unterricht für die verschiedenen Stände der bürgerlichen Gesellschaft am nutzbarsten einzurichten sey. Dass Hr. *B.*, als Eingeborner, in Ansehung dessen, wo es, bey Beantwortung der Frage, auf specielle Anwendungen auf sein Vaterland ankam, seinen Gegenstand vollständiger bearbeiten konnte, läßt sich leicht begreifen. Hr. *Snethlage* hingegen thut, in der sogleich anzuzeigenden Abhandlung S. 253. nur einmal einen so speciellen Vorschlag, der sich auf den Unterricht der Kinder begüterter Aeltern in der Gewächskunde auf ihren Landhäusern bezieht, wozu ihm vermuthlich sein ehemaliger Aufenthalt in der batavischen Republik, dessen er am Ende seiner Abhandlung selbst erwähnt, Gelegenheit gab. Sehr ausführlich ist der Vf. auch in der Recension der einen Art der Hülfsmittel des naturhistorischen Unterrichts, nämlich der Lehrbücher. Seine Nation habe noch keine so zweckmäßig eingerichtete naturhistorische Lehrbücher, als die deutschen, wobey er der, von dem Hn. L. R. *Bertuch* in der Schrift: *Ueber die Mittel, die Naturgeschichte gemeinnütziger zu machen, und in das praktische Leben einzuführen*, angekündigten Unternehmung den besten Fortgang wünscht. Was er von dem Vorzuge sagt, den Deutschland vor seinem Vaterlande darin voraus habe, dass die naturhistorische Unterweisung einen Theil des Schulunterrichts ausmache, hat er, wie wir fürchten, in einem zu günstigen Lichte dargestellt und zu sehr universalisirt. Das Daseyn eines solchen Hülfsmittels, wie das *Funke*'sche *Allgemeine Lehrbuch für Bürgerschulen*, welches er als Beweis anführt, ist, so lange es nicht allgemein genug benutzt wird (und daran fehlt es eben), zur Bestätigung seiner Behauptung bey weitem nicht hinlänglich. — II. *Beantwortung der nämlichen Frage.* Von *Bernhard Moriz Snethlage*, Dir. u. Prof. des Kön. Joachimsthalschen Gymnasiums zu Berlin. Belohnt mit der silbernen Preismedaille. Aus dem Deutschen ins Holländische übersetzt; wobey man, wie die Gesellschaft in ihrem Programme vom J. 1803. sich erklärte, Abkürzungen machte. Ob sich unter diesen Abkürzungen auch Angaben und Beurtheilungen naturhistorischer Lehrbücher, wie sie die erste Abhandlung liefert, und wodurch Hr. *B.* besonders seinen Landsleuten gewiss einen Dienst erwiesen hat, befanden, können wir nicht wissen; genug, in der epitomirten Abhandlung trifft man nichts dergleichen an. Am meisten unterscheidet sich aber die zweyte Abhandlung durch die Art, wie der dritte Theil der Frage, betreffend die naturhistorische Lehrmethode, behandelt ist. An dieser Behandlung erkennt man den praktischen Schulmann. Hr. *Sn.* weicht hauptsächlich darin von Hn. *B.* ab, dass er, bloss Gymnasien und Universitäten ausgenommen, beym naturhistorischen Unterrichte die streng systematische Lehrmethode, die Letzterer ohne Ausnahme angewendet wissen will, verwirft. Wir sagen: *streng systematische*, damit man nicht glaube, er sey gar zu wenig auf eine schickliche Anordnung der Lehrgegenstände bedacht gewesen. Im Gegentheil hat er (S. 211—216.) einen Plan entworfen, dem zwar die Eintheilung in drey Naturreiche zum Grunde liegt, und worin auch bey dem Thierreiche die gewöhnlichen sechs Klassen beybehalten sind:

das Syſtematiſche aber ſich weiter nicht, als auf einige Unterabtheilungen erſtreckt, z. B. bey den Säugthieren und Vögeln, auf *zahme*, *inländiſche*, *ausländiſche*; bey den Fiſchen auf *inländiſche*, *nützliche Seefiſche* (bey deren Auswahl auf Holland Rückſicht genommen wurde), *ſchädliche Fiſche*. So beym Pflanzenreiche und deſſen erſter Klaſſe, den Bäumen, auf *inländiſche*, *Obſtbäume*; *ausländiſche*, *nützliche Bäume*, *inländiſche Nutzhölzer*, *dergleichen ausländiſche*. Bey jeder Rubrik ſind die Thiere oder Bäume, die er darunter rechnet, angegeben, und zwar nur ſelten mit Beyfügung des Linnéiſchen Namens. Die Gründe für dieſe Behandlung, über die wir auf die Schrift ſelbſt verweiſen müſſen, hat der Vf. gegen die möglichen Einwendungen, unſers Bedünkens, gründlich auseinandergeſetzt. Zu dem, was Hn. *Sn.* eigen iſt, gehört insbeſondere auch, daſs er bey den verſchiedenen Unterrichtsanſtalten und Ständen, von denen er der Reihe nach zeigt, wie unentbehrlich ihnen die Kenntniſs der Naturgeſchichte ſey, den Anfang mit den Landſchulen macht, für welche auch, wie er ſagt, ſein Plan hauptſächlich berechnet iſt; und dieſer Plan ſoll, aller Erweiterungen und Abänderungen, die etwa andere Stände und Lebensarten nöthig machen, unbeſchadet, zu einer Art von Maſsſtabe dienen, wornach man zu beurtheilen habe, welche Gegenſtände des naturgeſchichtlichen Unterrichts als ſolche zu betrachten ſeyen, deren Kenntniſs kein Menſch, er gehöre zu einer Klaſſe der bürgerlichen Geſellſchaft, zu welcher er wolle, entbehren könne. Auf die phyſico-theologiſche Seite des naturgeſchichtlichen Unterrichts haben beide Schriftſteller gehörig Bedacht genommen. — III. *M(artinus) van Marum's Beſchreibung einer in Südafrika gefundenen ſonderbaren Eiſenmaſſe:* Dieſe Eiſenmaſſe iſt, wie Hr. *v. M.* ſagt, die nämliche, deren *Barrow* in ſeinem *Account of travels into the interior ſouthern Africa*, Lond. 1801 S. 226., gedenkt. Sie wurde der Geſellſch. der Wiſſ. zu Haarlem von dem damaligen bataviſchen Generalcommiſſar am Vorgebirge der guten Hoffnung, dem Hn. *J. A. de Miſt*, im Januar 1803. zum Geſchenk überſandt. Ihr eigentlicher Entdecker iſt *Karl Sterenberg*, ein Kapbewohner, der ſie im Lande der Kaffern auf einer Elephantenjagd, ungefähr 300 Meilen (vermuthlich Stunden) von der Kapſtadt, und ungefähr fünf Stunden Weges vom Meere, zwiſchen den zwey kleinen Flüſſen *Kareja* und *Gaſuja*, im J. 1793. fand. Sie lag in einer wüſten, unbewohnten Gegend, ganz iſolirt und auſser aller Verbindung mit einem andern Körper. Eiſenminen giebt es dortherum ganz und gar nicht. Ihr Gewicht iſt 172 Pfund. Hr. *v. M.* widerlegt *Barrow's* Meinung, als ob dieſe Eiſenmaſſe der dicke Theil eines Schiffsankers ſey, den die Kaffern von der Küſte landeinwärts gebracht hätten. Eben ſo wenig könne ſie natürliches, von der Kunſt nicht bearbeitetes Eiſen ſeyn. Es ſtreite gegen alle Analogie, daſs ein ſolches natürliches Eiſen zu einem Stabe ſich ſchmieden und härten laſſe; und dieſe Probe hielt doch ein Stück von dieſer Maſſe auf des Hn. *v. M's* Veranſtaltung aus. Er vergleicht dieſelbe mit dem, von *Pallas* in Sibirien gefundenen, 1600 Pfund ſchweren Stücke Eiſen, ferner mit dem, welches *Don Rubin de Colis* in der Provinz Chaco in Südamerika fand, an Gewicht 30,000 Pfund, und endlich mit den bey Agram in Slavonien gefundenen zwey Stücken. Er findet dieſe drey Sorten in ihren äuſserlichen Eigenſchaften und in Anſehung der Schmiedbarkeit mit der ſeinigen völlig übereinſtimmend, und iſt geneigt, ſie insgeſammt für *atmoſphäriſche Producte* zu halten. Auf beſondere Gründe für dieſe Hypotheſe hat er ſich nicht eingelaſſen. — IV. *Mit Steinen angefüllte Nieren bey einem Knaben von fünf Jahren, beobachtet von Jacobus Puijn*, Wundarzte und Stadtgeburtshelfer zu Haarlem. Erläutert durch eine ausgemalte Kupfertafel. Der Vf. hatte dieſes Kind, nach *le Cat's* Methode, am Stein operirt. Bis zum funfzehnten Tage nach der Operation ging es gut; dann aber nahm Alles eine ſo ſchlimme Wendung, daſs es den zwanzigſten Tag ſtarb. Bey der Leichenöffnung fand der Vf. die *Nieren* in folgendem Zuſtande. Beide Nieren von beträchtlichem Umfange und mit ſehr erweiterten Harnleitern waren mit zwölf Steinen von verſchiedener Gröſse und Geſtalt angefüllt. Einer davon war über einen Zoll lang, von kegelförmiger Geſtalt, und hatte ſich zum Theil ſchon in den rechten Harnleiter geſenkt, um in die Blaſe hinabzuſteigen. Einige derſelben waren gezackt, und gleichſam mit Häkchen verſehen, mittelſt welcher ſie in den Nierenbecken hängen blieben; andere rund, und fielen daher, ſobald die Nieren aufgeſchnitten wurden, aus denſelben heraus. Daſs Hr. *P.* alle Zufälle, woran der kleine Kranke nicht lange vor dem Tode litt, von einem, durch die Steine verurſachten entzündlichen Zuſtand der Nieren und der Harnleiter herleitet, iſt unſtreitig richtig.

Von den frühern, in unſern Blättern nicht angezeigten, Abhandlungen dieſer Geſellſchaft iſt folgende Ueberſetzung erſchienen:

Leipzig, b. Jacobäer: *Naturhiſtoriſche Abhandlungen der bataviſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Haarlem.* Aus dem Holländiſchen überſetzt von D. *von Halem*, Medic. Rath beym Königl. Coll. med. et ſanit. u. Landphyſ. des Fürſtenth. Oſtfriesland. Mit 18 ſauber illuminirten und ſchwarzen Kpfrn. *Erſter* Band. 1802. XXII u. 126 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Dieſer *erſte* Band, der wohl eher *Abhandlungen aus der Naturkunde*, als *Naturhiſtoriſche Abhandlungen* hätte ſollen betitelt werden, enthält, auſser einem Auszug aus dem hiſtoriſchen Bericht der Geſellſchaft von 1795—1798, folgende Abhandlungen: 1) Mikroſkopiſche Beobachtung über die Kryſtalliſation der Metalle, von *Abrah. Conr. Swaving*, vormal. Pred. zu Haarlem. (Es ſind ihrer 30 mit eben ſo vielen koſtbaren Abbildungen derſelben.) 2) Anleitung, undurchſichtige Körper unter dem zuſammengeſetzten Mikroſkop gehörig zu erleuchten, von *Ebendemſelben* (durch eine Röhre, welche an dem einen Ende eine con-

convexconvexe, am andern eine planconvexe Linse hat, wird das Licht einer Lampe auf den Gegenstand concentrirt geworfen). 3) Abhandlung über die Infusions-Thiere, von *Ebendemselben*. (Was der Vf. über ihre Fortpflanzung, Entstehung, Nahrung u. s. w. sagt, so wie der gänzliche Mangel der genauern Bestimmung der Arten, die er in Morastwasser, Mistlake, der Infusion eines menschlichen Sehnerven, Fliederblättern und mehrern Pflanzen antraf, beweist, so wie die ganze Behandlung der Gegenstände in allen drey Abhandlungen, dass derselbe mehr Freund als Kenner der Naturkunde sey.) 4) Geschichte einer merkwürdigen steinartigen Bekrustung im Munde. Durch [von] *Joh. Willemse*, Doct. Med. zu Haarlem. 5) Bemerkungen über den Ursprung der Vehne (Torfmoore) durch *M. van Marum*. (In einem Teich, den der Vf. 10 Fus tief graben liess, wuchsen sehr häufig *Conferva rivularis* und *Myriophyllum spicatum*, und hatten in fünf Jahren eine 4 Fus dicke Torflage in demselben gebildet. Nachdem der Teich gereinigt war, wuchs die Conferve nicht mehr, aber wohl das *Myriophyllum* häufig darin; er wurde wieder seichter, hatte aber nach zehn Jahren noch keinen Torf gebildet. Hr. *v. M.* schliesst daraus, dass vorzüglich die gedachte *Conferva* und das *Sphagnum palustre* die Entstehung der Torfmoore verursachen.) Die Uebersetzung liest sich gut, und die Kupfer sind die des Originals.

KONSTANTINOPEL, in d. Patriarchatsdruck.: Επιστολαριον, εκ διαφορων εφανισθεν. 1804. 343 S. 4.

Der gelehrte Arzt *Basilius*, Herausg. dieses Werks, wollte Jünglingen Muster eines guten Briefstils in die Hände liefern; die Arbeit ist aber so ausgefallen, dass die Nebensachen viel mehr, als die Hauptabsicht interessiren. Wenn Einfalt, Kürze, Zweckmäsigkeit Briefe empfehlen: so kann die steife Rhetorik und wortreiche Leerheit der meisten hier vorkommenden Muster, unmöglich eine gute Anleitung seyn. Allein die langweiligen Chrien endigen S. 71. Von da bis S. 273. folgen merkwürdige Briefe des bey der Pforte als geheimer Staatsrath (εξ αποῤῥητων) angestellt gewesenen *Alexanders Maurocordatus*, dessen Einfluss auf Krieg und Frieden, besonders von 1653. bis 1699. sonst bekannt ist. Zwar sind auch seine Briefe nicht frey von jenen ampullösen Rednereyen; sie haben manchmal, aber nicht immer, das Herzliche, was dem Briefe den Vorzug vor geschmücktern Aufsätzen giebt; überdem ist kein Einziger datirt, und es gehört eine nicht oberflächliche Kenntnis der Zeiten dazu, um sie in ihre Jahre hinzuweisen; mühsam ist dabey die Lecture durch den elenden Druck mit ganz abgestumpften Typen auf beynahe durchsichtigem Papier. Dennoch wird niemand ohne mancherley Belehrung die Sammlung aus der Hand legen. Man sieht einmal den Charakter eines der edelsten neugriechischen Grosen, als Bürger (das Geschlecht war von Chios), Gatte, Vater, Freund, Geschäftsmann, wahrer Verehrung würdig, nicht unglücklich in Vergleichung Anderer, aber durch die despotische, misstrauische Regierung, wie durch die unpatriotische Handlungsweise vieler Griechen selbst, unaufhörlich gebeugt. In den Alten war er sehr gelehrt; rührend empfiehlt er dem alexandrinischen Patriarchen Gerasimus, und unaufhörlich seinen eigenen Söhnen diesen einzigen Weg, wieder etwas zu werden, dass man die Vorzeit sich aneigne. Er dringt sehr auf die Cultur der alten attischen Grazie, deren Ueberbleibsel Margurus und Korydaleus gesammelt, sehr auch auf die Uebung im alten Stil, und seinem eignen ist von Seiten der Reinheit wirklich nicht viel vorzuwerfen. Sein Führer in der Kritik scheint vornehmlich *Photius*, nach dessen S. 314. abgedruckten Schreiben an Erzbischof Amphilochius von Cyzicus er seinen Söhnen die dem Phalaris zugeschriebenen (αναφερομενους) Briefe (auf welche auch Sir William Temple so viel hielt) als die schönsten Muster empfiehlt. Er kennt übrigens alle Zeiten seiner Nationalliteratur, und führt Kirchenväter und spätere Grammatiker oft an. Zum Vergnügen im Lager mus Meletius, Bischof zu Arta, ihm die Erotiker senden. Die Hauptaufmerksamkeit verdienen jedoch seine historischen Aufsätze, nämlich mehrere Briefe über Kriegsvorfälle, und besonders die S. 315 bis 340. abgedruckte Rede, πρεσβευτικος προς Γερμανους περι ειρηνης, vom J. 1691., auf die er sich mit Recht etwas einbildete (*Brief an Constantinus Dukas*). Thucydideisch ist sie nicht; wer würde sie gefasst haben? Jedoch nicht ohne Beredsamkeit in Darstellungen. Padischa Achmed II. sandte ihn bey dem Antritt seiner Regierung. Da war die Hauptsache, den Oestreichern den Wahn zu benehmen, dass dieses aus Erschöpfung oder Furcht geschehe. Zu dem Ende geht er die Reihe ihrer Siege durch, um zu zeigen, dass zufällige Fehler der Uebereilung osmanischer Feldherrn, und nicht Uebergewicht, sie ihnen in die Hände geliefert, und nach dem erlittenen Verlust immer noch die grösten Ressourcen der Pforte bleiben. Sie sollen sich durch die öftern Unruhen der Provinzen, ja der Hauptstadt, nicht lassen täuschen; es habe mit dem türkischen Reich eine eigne Beschaffenheit: Wenn der Padischa zu gut oder hinlässig sey: so möge wohl etwas ausbrechen, und einige Tage fürchterlich wüthen; aber bald erhebe sich der Herr selbst oder sonst ein Mann von Kraft, welcher die Aufrührer im kurzen vertilge, da das Ansehn der Religion beym ersten Aufruf eine Menge begeistere. Die Geschäfte werden da nicht von Leuten geführt, welche durch veralterte Familiennamen (εξοφωμεναι εικοναι) emporkommen. Talente und Fleis (φιλοπονια και της φυσεως επετηδειοτης) gebe dem Geringsten zur höchsten Würde Anspruch; man betriege sich bisweilen, da sey aber bald geholfen, man mache mit ungeschickten Ministern keine vielen Complimente. Also, wenn das unermesliche Reich in der gröfsten Gefahr scheine, sey immer möglich und wahrscheinlich, dass unter so vielen talentvollen Völkern der Grosherr den rechten Mann finde, welcher der Noth gewachsen sey. Wir haben dieses anführen wollen, weil auch noch oft mit

Ueber-

Uebereilung verachtet wird, was in dieſem Reiche nicht nach dem Maſse *unſerer* Aufklärung und Einrichtungen iſt. Wenn ſich alles ſo verhielte, wie man ſchon ſeit *Ricaut* es vorſtellt, es hätte vor hundert Jahren in ſich zuſammen fallen müſſen. Von S. 273 bis 304. ſind Briefe von Johann Nicolaus, des Sohns von Alexander Maurocordatus, Woiwoden bald der Moldau bald der Wallachey; nicht nach des Vaters gröſserm Sinn (ο αειδιμος παππος wird deſſen Söhnen immer als der gröſste Sporn der Auszeichnung vorgehalten), doch nicht ohne Intereſſe. Es kommen überhaupt einige treffliche Männer zu näherer Notiz; beſonders Jacob Manas, der gelehrte Argiver, jener Geraſimus, und (mit welchem Alexander am genaueſten verbunden ſeyn mochte) der Jeruſalemſche Patriarch Doſitheus. Endlich iſt, vermuthlich vom Herausg., eine Erklärung der Monate (S. 304—313.), nicht ohne viele Anführung der Grammatiker, doch eben ſo wenig ohne merkliche Proben von Unwiſſenheit. Die *Indictionen* leitet er von Auguſtus her; es ſey verdorben aus *in Actium;* bey den Aegyptiern, Italienern und *Böhmen* (Μποχεμιοις) werde der Tag von dem Niedergang; bey den Babyloniern, Perſern, Griechen und *Nürnbergern* von dem Aufgang der Sonne gezählt. Den Beſchluſs machen ein paar Gebete nicht ohne etwas βαττολογια. Es wäre merkwürdig, durch die Patriarchaldruckerey von dem Wiſſen und Wirken ſolcher Männer, wie der alte Maurocordat und ſeine Freunde, mehr Proben und Berichte zu erhalten, und die Berührungspunkte der Nation mit der Literatur anderer europäiſchen Nationen vervielfältigt zu ſehen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Kopenhagen*, gedr. b. Schultz: *Strandordnung für die Herzogthümer Schleswig und Holſtein, die Herrſchaft Pinneberg, Grafſchaft Ranzau und Stadt Altona.* Kopenhagen, den 30ſten December 1803. 27 S. 4. — Die königlich *däniſche* Regierung hat ſich in neuern Zeiten durch mehrere heilſame Geſetze rühmlich ausgezeichnet; ja ſie iſt mit den wohlthätigſten und menſchenfreundlichſten Anſtalten den übrigen Staaten vorangegangen; und wir glauben hiebey an die Abſchaffung des Sklavenhandels, die Aufhebung der Leibeigenſchaft und ſo viele andere humane Anordnungen nicht erſt erinnern zu dürfen. Es war zu vermuthen, daſs eine ſolche Regierung die drückenden Folgen des *Strandrechts*, ſo wie es bisher in den Herzogthümern *Schleswig* und *Holſtein*, der Herrſchaft *Pinneberg*, Grafſchaft *Ranzau* und Stadt *Altona* gegolten hatte, nicht länger dulden, ſondern wenigſtens auf eine beſſere Einrichtung der Sachen Bedacht nehmen würde. Vorher ward dieſes Recht in der Maſse ausgeübt, „daſs in Fällen, wo geſtrandete oder ſonſt verunglückte Waaren und Güter entweder von königlichen Unterthanen geborgen oder auch an königlichem Strande zu Waſſer dergeſtalt verloren waren, daſs ſolche als *res derelictae* zu betrachten, dem Könige ein Drittel der geborgenen Sachen berechnet, dem Berger ebenfalls ein Drittel zugewendet, das letzte Drittel aber zum Beſten der Eigenthümer ein Jahr lang aufbewahrt, ſodann aber der königlichen Kaſſe ebenfalls berechnet werden ſollte." — Die vorliegende Verordnung hat dieſes dahin abgeändert, daſs zuvörderſt der bisher in die königliche Kaſſe gefloſsne Antheil von Strandfällen gänzlich erlaſſen iſt, ſo weit nicht geſtrandetes Gut auch als vollkommen herrenlos angeſehen werden kann, welches nur dann erſt eintreten ſoll, wenn ſich kein Eigenthümer zu den Sachen und Gütern gehörig legitimirt, und auch die öffentliche Bekanntmachung in der Friſt eines Jahres und ſechs Wochen eine Meldung der Eigenthumsrechte nicht bewirkt hat. Zugleich werden hier zweckmäſsige Einrichtungen zur ſchleunigen Bergung und ſichern Aufbewahrung der geſtrandeten Güter, ingleichen zu der den Umſtänden nach möglichſt vortheilhaften Veräuſserung der Sachen, die keine längere Aufbewahrung geſtatten, zur ſorgfältigen Erforſchung der Eigenthümer, auch zur kürzeſten Rechtspflege in Fällen, welche nicht anders als auf dem Wege Rechtens zu erledigen ſind, angeordnet. Zu den vorzüglichen Einrichtungen gehört beſonders die Vertheilung des Strandes in gewiſſe Diſtricte, deren jedem ein beſonderer Strandvogt vorgeſetzt iſt, unter deſſen Leitung die Bergung und Hülfsleiſtung geſchehen, der aber demnächſt die Vorfälle ſogleich den ihm vorgeſetzten Juſtizbeamten melden muſs, die dann wiederum höheren Orts davon zu berichten angewieſen ſind. Auch fehlt es nicht an gehöriger Beſtimmung der Pflichten, welche die Strandbewohner bey vorkommenden oder zu befürchtenden Strandungsfällen, zum Theil bey angedrohter Strafe, zu beobachten angewieſen ſind. Es verſteht ſich von ſelbſt, daſs derjenige, deſſen Güter gerettet worden, ſich hiebey manchen beträchtlichen Koſten werde unterziehen müſſen. Rec. muſs es indeſs dahin geſtellt ſeyn laſſen, in wie fern die Gebühren, welche dieſe Verordnung ſowohl den königlichen Beamten, als auch den Unterthanen, die die Bergung beſorgt haben, zugeſteht, nicht vielleicht etwas zu hoch ſeyn dürften. Den Juſtizbeamten, welche bey Strandſachen Geſchäfte haben, werden von dem Ertrag der geſtrandeten Güter zwey pro Cent bewilligt, die nur nicht über hundert Rthlr. betragen dürfen. Eben ſo viel bekommt auch der Oberbeamte, welchem die Aufſicht über das Strandweſen anvertraut iſt, ingleichen auch die Kameralbeamten, die jedoch auf die erwähnte Summe von hundert Rthlr. nicht eingeſchränkt ſind. — Das Bergelohn der Küſten- und Strandbewohner ſoll in Fällen, wo bey den geborgenen Gütern keine lebendigen Menſchen ſind, von Allem, was in offener See gefunden oder aufgefiſcht wird, *die Hälfte* von dem Geborgnen betragen, welche dem Berger oder Finder zufällt, ſo wie die andere Hälfte für den Eigenthümer in Verwahrung genommen wird; von Allem hingegen, was am Strande in der Nähe des Landes, in den Seebuchten und Strömen gefunden wird, erhält der Berger ein Drittel; und die übrigen zwey Drittel werden für den Eigenthümer aufbewahrt. Sind aber bey einem geſtrandeten oder geſcheiterten Schiffe noch lebendige Menſchen vorhanden: ſo iſt das Bergelohn, bey ermangelnder gütlichen Vereinbarung, nach der Billigkeit obrigkeitlich zu beſtimmen, und dabey beſonders auf die bey der Bergung angewandte Mühe und ausgeſtandene Gefahr, ſo wie auf den Werth des Schiffs und der Ladung Rückſicht zu nehmen,

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 21. Julius 1806.

BIBLISCHE LITERATUR.

KOPENHAGEN, b. Arntzen u. Hartier: *Auctarium codicis apocryphi N. T. Fabriciani*, continens plura inedita, alia ad fidem codd. mss. emendatius expressa. Congessit, disposuit, edidit *Andreas Birch*, s. s. Theol. D. et Prof., Episc. insularum Lalandiae et Falstriae. Fasciculus *primus*. 1804. LXX u. 307 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Es ist bekannt, dafs die Apokryphen des N. T. ebenso gut zur Erklärung des N. T. dienen können, als die des A. T., wenn gleich in minderem Grade. Der gelehrte *Fabricius* sammelte sie deswegen ebenfalls in seinen *Codex Pseudopigr. N. T.*, und lieferte den Text, so gut er es vermochte. Freylich fehlten ihm die Haupthülfsmittel zu einem kritischen Texte, die Handschriften, welchen Mangel er durch seine trefflichen Emendationen *ex ingenio* nicht ersetzen konnte. Es blieb daher der Text des *Fabricius* noch sehr mangelhaft und fehlerhaft: denn die *varietas textus* ist gerade bey diesen Apokryphen die gröfste, weil sie durch die Kirchenlehrer unendlich verändert wurden, und ganz verschiedene Recensionen davon vorhanden sind. Der berühmte Hr. *B.*, welcher auf seinen Reisen auch Handschriften dieser Apokryphen verglichen hatte, fafste daher den rühmlichen Entschlufs, eine neue kritische Ausgabe zu veranstalten. Kaum wurde dieser bekannt, so eilten mehrere wackere Gelehrten, ihn in seinem verdienstlichen Unternehmen zu unterstützen. Hr. *Engelbreth* theilte ihm, aufser einer Vergleichung des lateinischen *Codex* von dem Evangelium des *Nicodemus*, eine *sylloge observationum* über das *Protevangelium Jacobi* aus zwey Handschriften des Vatikans mit, sammt einer ganzen Abschrift der Περιοδοι Ιωαννου, die vom *Prochorus* herrühren; Hr. *Thorlacius* dagegen eine Abschrift des griechischen *Codex* von dem Evangelium des *Nicodemus*, so wie noch andere kleinere Apokryphen. Nachdem jenes Evangelium schon abgedruckt war, versprach ihm noch Hr. *Thorkelin* eine wörtliche lateinische Version der angelsächsischen Uebersetzung desselben, und Hr. *Silvestre de Sacy* Beyträge aus der Pariser Bibliothek. Auf diese Weise war also Hr. *B.* so vollständig kritisch ausgerüstet zu dieser neuen Ausgabe, als noch kein Gelehrter vor ihm. Allein während dieser gelehrten Arbeit wurde Hr. *B.* zum Bischof von Laland und Falster ernannt, und dadurch das ganze Unternehmen (wenigstens eine Zeitlang) gestört, welches von der gelehrten Welt nicht genug bedauert werden kann. Hr. *B.* behielt nur noch so viel Zeit übrig, die schon abgedruckten Stücke mit einer Vorrede zu versehen, und sie so dem Publikum zu überliefern. Die Herausgabe des übrigen, was noch für diesen Band bestimmt war, mufste er auf günstigere Zeiten der Musse verschieben. Rec. wünscht, dafs diese nicht zu fern seyn mögen, und will nun den Inhalt dieses Fascikels so angeben, dafs er die Notizen der Prolegomenen bey jedem einzelnen Stücke zu einer leichtern Uebersicht beybringt. Das vorzüglichste Stück ist: I. *Evangelium Nicodemi*, oder *Acta Pilati. Textus latinus ex recensione Fabricii; textus graecus ex Codd. Paris.* 770 *et Palatino-Vatic.* 269, *quibus adduntur variae lectiones Codd. Corsini et Einsidlensis.* Hieraus ergiebt sich schon die Zahl der gebrauchten *Codd.*, deren Beschaffenheit und Werth in den Prolegomenen näher charakterisirt ist. Der griechische Text erscheint hier zum ersten male gedruckt. Der lateinische Text des *Fabricius* ist der schlechteste von allen: aber eben deswegen hätte er auch nicht beybehalten, sondern ein besserer gewählt werden sollen. Woher *Fabricius* ihn hat, weifs Hr. *B.* nicht, allein es ist gewifs nicht der Text des *Grynaeus*, welches *Hefs* in seiner Bibl. der heil. Geschichte glaubte, wie hier augenscheinlich dargethan wird. Da der *hebräische* Urtext verloren ist, und wir blofs noch Uebersetzungen davon haben, so läfst sich dieser nicht näher bestimmen; aber man darf nach der Analogie wohl annehmen, dafs er der kürzeste gewesen ist: denn aus den Versionen sieht man, dafs der Text mit der Zeit immer mehr Zusätze bekommen hat (wie es zum Theil auch unsern Evangelien gegangen seyn mag) und immer länger geworden ist. Daher classificirt Hr. *B.* den Text der Versionen so: 1) eine kürzere εκδοσις, 2) eine längere und 3) eine längste. Zu der ersten gehören die griechischen *Codd.* zu Paris und München, so wie die französische Version; zur zweyten der griechische *Cod.* im Vatikan, der lateinische in der Bibliothek des Prinzen Corsini, und der lateinische von *Einsiedel*; zur dritten der Text des *Grynaeus* in den *Monument. PP. orthod.* Aber wohin rechnet Hr. *B.* den Text des *Fabricius?* Dies hat Rec. nicht bemerkt. Die angelsächsische Uebersetzung konnte Hr. *B.* noch nicht mit classificiren, weil er sie bey der Ausgabe dieses Fascikels noch nicht erhalten hatte. Uebrigens ist die griechische Version des Pariser *Cod.* aus dem Zeitalter des *Theodosius*. Dagegen vermifst Rec. eine Bemerkung über das Alter des *hebräischen* Originals: denn ein solches darf man doch wohl nach der Notiz des Pariser *Cod.* annehmen, welche aussagt, dafs ein gewisser *Ananias* diese griechische Version unter der Regierung des

Theodosius aus dem *Hebräischen* gemacht habe. War also das Original hebräisch, so mufs es unstreitig sehr alt seyn, wenn auch erst *Gregor* von Tours etwas aus diesen *Actis Pilati* namentlich anführt. Aufserdem zeigt nun noch Hr. *B.* in den Prolegomenen gegen Hn. *Brun*, dafs der Vf. dieses Evangeliums unsre vier Evangelien allerdings gekannt und zum Theil wörtlich benutzt hat. Auch giebt er eine Probe, wie dieses Evangelium zur Erklärung und Kritik des N. T. benutzt werden könne. Von der letzten Art will Rec. doch einiges anführen, welches allerdings merkwürdig ist. Die Stelle Joh. 5, 3. 4. fehlt im *Cod. Paris.-Corb. et Einsidl.* und eben so in denselben die Wunder bey dem Tode Jesu Matth. 26, 52. 53. Dies scheint abermals auf ein hohes Alter des hebräischen Originals hinzudeuten. II. *Diversae ad Tiberium Caesarem de Christo relationes Pilato tributae.* Es sind 1) die αναφορα Πιλατου, 2) die *Rescripta Tiberii ad Pilatum* und 3) die παραδοσις Πιλατου. Die erste steht schon *ex Cod. Colbert.* beym *Fabricius* T. *III.* p. 972 sqq. Hr. *B.* fand ein ähnliches Exemplar auf der kaiserlichen Bibliothek zu Wien Nr. 246. *Nesselii*, welchem das Rescript des Tiberius an den Pilatus angehängt ist. Wenn gleich der Inhalt dieser αναφορα mit der des *Fabricius* einerley ist, so bleibt doch die Sprache und Erzählungsart verschieden. (Nach der Meinung des Rec. ist die Wiener Relation jünger.) Daher hat sie Hr. *B.* zugleich mit der Recension des *Fabricius* hier abdrucken lassen. Die Verschiedenheit zwischen beiden erklärt der Herausgeber so, dafs eine ältere im Orient verfertigte Relation beiden das Daseyn gegeben habe. Er verspricht, zu einer andern Zeit weitläuftiger davon zu handeln. Schade! dafs es nicht schon jetzt hat geschehen können. Die παραδοσις Πιλατου ist nach dem Pariser *Cod.* 770. abgedruckt. Sie enthält grade das Gegentheil von der Erzählung der letzten Handlungen des Pilatus im Wiener *Cod.* 246. III. *Narratio de Christi apprehensione et morte Josepho ab Arimathia adscripta.* Ebenfalls aus dem Pariser *Cod.* 770. Einiges, was der Pseudojoseph von seinem, wegen des Begrabens des Leichnams Jesu von den Juden über ihn verhängten, Gefängnisse und seiner Befreyung daraus erzählt, kommt ganz mit dem überein, was im *Evang. Nicod.* vom Nicodemus erzählt wird. Auch wird der Sieg Christi über den ἀδης darin berührt, wie im *Evangel. Nicodemi.* (Man sieht hieraus, wie eine Apokryphe schon bey der andern benutzt ist, wenn man die Uebereinstimmung nicht lieber aus dem Aufschreiben der Tradition, die dasselbe vom Nicodemus und Joseph erzählte, erklären will.) IV. *Protevangelium Jacobo fratri Christi adscriptum graece, cum varietate lectionis Codd. Vatt.* 455 u. 654. *et versionis latinae Postelli.* Dies ist das älteste Stück in dieser Sammlung, so viel wir zuverlässig wissen. Von dem griechischen Text desselben sind nur zwey Ausgaben vorhanden, bey *Grynaeus* in *Monum. PP. orthod.* T. *I.* p. 71 seqq., und bey *Fabricius*, die sehr von einander abweichen. Aber auch die lateinische Version des *Postellus* ist aus einem von jenen beiden verschiedenen griechischen *Cod.* gemacht. Aufserdem hat Hr. *Engelbreth* die vorbenannten Vatikanischen *Codd.* verglichen, welche beide den Text des *Grynaeus* und des *Fabricius* übertreffen, wenn gleich der erste davon Nr. 455. noch Vorzüge vor dem andern hat. Der Herausgeber hat nun den Text des *Fabricius* zum Grunde gelegt (wenn gleich dieses nicht gesagt ist) und die vorbenannten Varianten darunter gesetzt. Auf die Vergleichung des *Grynäischen* Textes scheint er erst später verfallen zu seyn; daher diese Varianten, etwas unbequem, in den Prolegomenen stehen. V. *Apocalypsis Joanni Apostolo adscripta ex Cod. Palat. Vatic.* 364., *adjecta lectionis varietate Codicis Vindob. Lamb.* 5. *Nessel.* 119. Da der *Cod. Vat.* eine fehlerhafte Abschrift enthielt: so verglich der Herausg. auch noch den Wiener *Cod.*, dessen *Fabricius* gedenkt T. 2. p. 953. Allein wenn dieser Gelehrte glaubte, dafs *Theodosius* von Alexandrien dieser Apokalypse erwähne: so hält es Hr. *B.* noch zweifelhaft, ob *Theodosius* diese oder eine andre apokryphische Apokalypse gemeint habe. Da der Vf. dieser Apokalypse die Heiligenbilder und heiligen Gefäfse in den Himmel erhoben werden läfst: so schliefst der Herausg. daraus auf ein späteres Zeitalter der Abfassung, wenn anders dieses nicht interpolirt sey. Dagegen kommen seiner Meinung nach die Vorstellungen des Vfs. von dem Ueberflusse im tausendjährigen Reiche mit dem *Lactanz* und andern Chiliasten überein (welches also auf das vierte Jahrhundert hindeuten würde). Rec. glaubt dagegen, dafs der Grundstoff weit früheren Alters seyn dürfte, wenn er die Form der Unterredung mit Christo und einzelne Ausdrücke in Hinsicht des Ueberflusses im tausendjährigen Reich mit den Fragmenten des *Papias* beym *Irenäus* vergleicht. So heifst es z. B. hier S. 246. 247. Ακουσον δικαιε Ιωαννε, μελλη αυτω καιρω εκεινω γενεσθαι πλεσμονη σιτου και οινου, ωια ου γεγονεν ουδε γενησεται πωποτε, εως ου ελθουσιν οι καιροι εκεινοι. Τοτε ὁ σταχυς του σιτου εκχεη [εκχυνει] επι φοινικος, και ὁ εις σταχυς του κληματος εκχεει ημιν σταμνον οινου κ. τ. λ. Freylich ist beym *Papias* alles weiter ausgemahlt: allein Form und Hauptstoff hat er doch ebenfalls. so. VI. *Capita nonnulla libri, qui in Cod. Vat.* 455. *inscribitur* Περιοδοι του αγιου Ιωαννου — — παρα Προχωρου μαθητου αυτου — — *cum textu latino ex Bibl. Max. PP.* T. 2. p. 46 sq. *et versione fragmentorum coptorum latina a Mingarellio publicata.* Die Erzählung das *Prochorus* von seinem Lehrer Johannes hatte in der alten Kirche so viel Ansehen, dafs daraus in den öffentlichen Versammlungen vorgelesen wurde. Sie stand bis jetzt in dem vorher angeführten Band der *Bibl. Max. PP. Lugdun.*, aber am Ende mangelhaft. Ferner griechische Fragmente davon bey *Grynaeus* T. *I.* p. 85 sq. Endlich einige koptische Kapitel bey *Mingarelli fascic.* II. p. 302 sq. Dagegen findet sich die ganze Erzählung unter dem angeführten Titel in dem *Cod. Vat.*, wovon Hr. *Engelbreth* eine Abschrift genommen hatte, die er dem Herausg. mittheilte. Weil nun der Titel Περιοδοι Ιωαννου grade derjenige war, unter welchem die Alten diese Erzählung anführen: so glaubte Hr. *B.* hier wenigstens eine ältere

und

und beſſern ἐκδοσεις, als die vorhandenen, zu finden. Allein der *Cod. Vat.* kommt ganz mit den Fragmenten bey *Grynaeus* und der lateiniſchen Verſion in der *Bibl. Max. PP.* überein, und hat bloſs einen correcteren Text. Der Herausg. liefert daher hier bloſs einige vorzügliche Kapitel mit den verſchiedenen Lesarten aus den vorbenannten Hülfsmitteln. Uebrigens kommt die Nachricht von dem Begräbniſſe des Johannes in den letzten Kapiteln ganz mit dem überein, was *Auguſtin*, *Ephraim* von Theopolis und *Mellitus* davon erzählen. — So viel wird zur Charakteriſirung des Inhalts dieſes Fascikels hinreichen. Auf die Lesarten ſelbſt kann ſich Rec. nicht einlaſſen, ohne zu weitläuftig zu werden, da er noch einige Bemerkungen in Hinſicht der höhern Kritik zu machen hat. Die Prolegomenen erſchöpfen nicht alles, was Rec. darin erwartete. Auſserdem daſs im erſten §. der Urſprung und Gebrauch der Apokryphen des N. T. bey weitem nicht hinlänglich entwickelt iſt, vermiſst Rec. eine vollſtändige kritiſche Unterſuchung über das Alter der hier mitgetheilten Apokryphen, ſo wie über den wahrſcheinlichen Grundſtoff und die Ueberarbeitungen derſelben. Es muſs ſich über dieſs alles noch weit mehr ſagen laſſen, als der berühmte Herausg. gethan hat, wenn man auf der einen Seite die verſchiedenen Recenſionen oder ἐκδοσεις mit einander vergleicht, und auf der andern Seite genau auf die Ideen des Inhalts achtet. In der Regel kann man immer annehmen, daſs die kürzere Recenſion die ältere iſt, und wenn man ältere und neuere kirchliche Ideen beyſammen findet: ſo muſs ſich daraus ſowohl der ältere Text mit ſeinen Ueberarbeitungen, als auch häufig das Alter von dem einen oder dem andern angeben laſſen. Damit hat ſich Hr. *B.* theils zu wenig, theils gar nicht beſchäftigt. Freylich gehört dazu eine ſehr genaue Kenntniſs der Kirchengeſchichte, die man nicht von jedem Gelehrten verlangen kann. Allein eben deſswegen wäre es ſehr zu wünſchen, daſs ein anderer, mit jener Kenntniſs hinlänglich ausgerüſteter, Kritiker die vorbenannten Unterſuchungen noch anſtellen, und ſeine Reſultate dem Publikum bekannt machen möchte. Rec. zweifelt nicht, daſs der verdiente Herausg. mit ihm den Hn. Prof. *Schmidt* in Gieſsen für beſonders dazu berufen halten wird, und Rec. fodert dieſen Gelehrten hiemit auf, ſeine Muſse einer ſolchen Unterſuchung zu widmen.

WITTENBERG, in d. Zimmermann. Buchh.: *Die älteſten Geſchichtsbücher der Hebräer*, erklärt nach *Joh. Dav. Michaelis*, nebſt einigen neuern Zuſätzen:

Auch unter dem Titel:

Die fünf Bücher Moſes, erklärt nach *Joh. Dav. Michaelis*, u. ſ. w. *Erſter* Theil. Das erſte Buch Moſis. 1805. VIII u. 228 S. 8. (18 gr.)

Eine bloſse Compilation, die ſich aber auch als nichts weiter ankündigt, und für ihr Publikum, d. i. Nicht-Theologen, immer ihren Nutzen haben kann. Selbſt für gelehrteres Studium haben wir Scholienſammlungen, welche den Mangel einer vollſtändigern Bibliothek mit Nutzen erſetzen, ob ſie wohl nothwendig den Nachtheil haben, daſs die Ungleichheit der Erklärungsweiſe in den, aus ſehr verſchiedenen Commentaren entlehnten Stücken den Studirenden den wichtigſten Theil ihres Studiums, das Studium der Methode des Erklärens, äuſserſt erſchwert. Bey dem Geſichtspunkt dieſer Sammlung hingegen fällt dieſe Rückſicht weg, und es muſs dem denkenden und gebildeten Bibelleſer, der nicht Theolog iſt, wünſchenswerth ſeyn, von der Arbeit der neueſten Schriftforſcher das Wichtigſte auch in ſeinen Geſichtskreis gezogen zu ſehen. Hr. *Rehkopf*, der ſich unter der Vorrede als Vf. unterſchreibt, ein durch nützliche Thätigkeit rühmlich bekannter Landprediger, wurde bey ſeiner Beſchäftigung mit der hebräiſchen Literatur oft zu *J. D. Michaelis* Ueberſetzung des A. T. mit Anmerkungen geführt; ſtieſs aber theils bey dem Undeutſchen der Ueberſetzung, theils bey der Weitſchweifigkeit der übrigens ſo reichhaltigen Anmerkungen an. Einen Auszug aus dieſen Anmerkungen alſo, den Leſern in unſern Tagen annehmlicher gemacht, wollte der Vf. liefern, und fand nöthig, hier und da einige Berichtigungen und einige weitere Erläuterungen hinzu zu fügen. Der Vf. hat zu dieſen, nicht überall gleichförmig ausgefallnen, Zuſätzen faſt alle die vorzüglichſten neueſten Hülfsmittel genutzt, beſonders *Jeruſalems* Bemerkungen, oft eben ſo wie die *Michaeliſchen* mit den eigenen Worten jener Gelehrten, andere von *Gabler*, *Herder*, *Henſler*, *Hezel*, *Ilgen*, *Berger* u. a. einſchaltungsweiſe gegeben. Der Urheber der Erklärung iſt jedesmal genannt. Von eigentlich poetiſchen Stücken iſt auch die Ueberſetzung gröſstentheils nach *Herder* und *Ilgen* gegeben, und die Anmerkungen ſtehen dann unter derſelben. Durch Inhaltsanzeigen, welche bey einer Sammlung von Anmerkungen gewöhnlich fehlen, und für die Klaſſe der Leſer, welche der Vf. im Auge hat, unentbehrlich ſind; durch Winke zur Einleitung und zur Auseinanderſetzung der veranlaſſenden Urſachen der Begebenheiten und der Geſchichtsfolge hat der Vf. einiges für ſeine Leſer gethan. Aber im Grunde hat er ſich ſeine Arbeit doch viel zu leicht gemacht. Ganze Seiten hindurch lieſt man nichts als die *Michaeliſchen* Anmerkungen, und, wenn dieſe Sammlung fortgeſetzt wird, bey den folgenden Büchern, wo ſich der Vf. nicht durch eine groſse Anzahl ſcharfſinniger Erklärer neben *Michaelis* unterſtützt ſieht, wird dieſs noch mehr der Fall ſeyn. *Michaelis* Anmerkungen aber ſind ja auch einzeln noch leicht genug zu haben, als daſs man ſich deshalb an dieſe Sammlung halten müſste, und man hört auch den weitſchweifigen *Michaelis* gern zur Belehrung. Freylich in den erſten Kapiteln dieſes erſten Buchs fand der Vf. einen wahren Reichthum anderweitiger Bemerkungen, und er hat ſie hier mit groſser Aufmerkſamkeit zum Theil ſelbſt aus Zeitſchriften zuſammengetragen. Aber faſt alles, was er ſelbſt giebt, iſt ſehr dürftig. Man vergl. S. 144. K. 19, 38. *Beno Ammi* d. i. Sohn meines Volks,

nach

nach dem Arabiſchen, meiner Familie. S. 145. K. 20, 4. „gerecht" *unſchuldiges Volk*, v. 5. „einfältig" *unwiſſend* oder fern von Gewaltthätigkeit — „unſchuldigen" *reinen Händen*. Die äuſsere Reinigkeit gilt dem Ungebildeten für die innere ſelbſt. S. 201. K. 42, 27. „Herberge" wo ſie übernachteten, wahrſcheinlich ein Platz unter Bäumen.

ZITTAU u. LEIPZIG, b. Schöps: *Sonn- und Feſttagsevangelien nach der Hebräiſchen Ueberſetzung des Johann Claius.* Ein bequemes Elementarbuch zum Beſten der Anfänger mit einem Wortregiſter verſehen, von M. *Johann Gottfried Kneſchke*, Conrect. des Zittauiſchen Gymnaſiums. 1803. VIII u. 149 S. 8. (14 gr.)

Der Vf. glaubt, daſs dieſes hebräiſche Evangeliſtarium eine gute Vorbereitung des Anfängers auf das gründlichere Studium der hebräiſchen Sprache abgeben und als eine zweckmäſsige Chreſtomathie für den erſten Curſus der Lernenden gebraucht werden könne. Er hat daher von der gegenwärtigen Ueberſetzung einen neuen correcten Abdruck beſorgt, unter den Text die Ableitung der ſchwerſten Formen geſetzt und ein vollſtändiges hebräiſch-deutſches Vocabularium hinzugefügt. Wir finden dieſe Arbeit ſehr zweckmäſsig und glauben, daſs Hr. *K.* auf den Dank der Freunde des hebräiſchen Sprachſtudiums rechnen könne. Der Text iſt mit groſsen, deutlichen Lettern, im Ganzen ziemlich correct, gedruckt. Auch das Wörterbuch finden wir nicht unzweckmäſsig eingerichtet. Doch ſcheint manche unbedeutende grammatiſche Bemerkung nicht hieher zu gehören, wie z. S. 120. über die Partikel כִּי. Die Erklärung S. 128.: „נוּחַ ruhen, ſich niederlaſſen. *Daher* die Redensart: der Geiſt Gottes lieſs ſich auf ihm (ihn) nieder, d. h. er wurde von göttlichen Geſinnungen beſeelt, mit göttlichen Gaben ausgerüſtet" — ermangelt der Deutlichkeit und Beſtimmtheit. Ueber den wackern Philologen *Joh. Claius* hätte man billig eine kurze biographiſch-literariſche Notiz erwarten ſollen. (Er war zuerſt Rector zu Goldberg, dann zu Nordhauſen, ſeit 1574. Prediger zu Bendeleben in Thüringen. Von ihm rührt unter andern auch eine *Grammatik der deutſchen Sprache* her.) Eben ſo wünſchenswerth war ein räſonnirendes Urtheil über den Werth der Ueberſetzung ſelbſt. Sie kann im allgemeinen gelungen genannt werden, und der Vf. zeigt bey mehrern Gelegenheiten, daſs ihm die Feinheiten der hebräiſchen Sprache nicht unbekannt waren. Doch läſst ſie manches zu wünſchen übrig. Hier eine kleine Probe aus dem Evangelio am erſten Advent-Sonntage Matth. 21, 1—9. v. 1. giebt *Claius* den Namen Βηθφαγη durch בית-פאגי. Richtiger muſs es wohl פגי oder פגים (vergl. *Cantic. cant.* II. 13.) geſchrieben werden. Nach *Hieronymus*, *Origenes* u. a. müſste es בית פכא (*domus maxillarum*) heiſsen. v. 2. Πορεύθητε εἰς τὴν κώμην τὴν ἀπέναντι ὑμῶν. *Claius*: לכו אל-חצירה אשר אשר חיא לפניכם. Rec. möchte lieber überſetzen: לכו אל-הכפר מנגדכם. v. 4. Τοῦτο δὲ ὅλον γέγονεν, ἵνα πληρωθῇ τὸ ῥηθὲν διὰ τοῦ προφήτου. *Claius*: וכל-זואת נעשתה להמלא הנאמר על ידי הנביא. Nach Rec. Gefühl muſs es heiſsen: וזאת הכל נהיתה לכלות נאם הנביא לאמר. So ſollte auch wohl v. 2. ὄνον δεδεμένην nicht ſowohl durch אתון אסורה als vielmehr durch: חמורה אסורה gegeben ſeyn (oder wohl gar das *Masculinum*, nach andern *Commune* חמור אסור), damit es der Stelle Zachar 9, 9. beſſer entſpreche.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Arnſtadt*, b. Langbein u. Klüger: *Carol. Joſeph. Ringelmann de oſſium morbis eorumque, in ſpecie dentium, caria.* 1805. 43 S. 4. (6 gr.) — Der Vf. dieſer kleinen Schrift, ein praktiſcher Zahnarzt, zeichnet ſich durch wiſſenſchaftliche Bildung vor vielen ſeiner Kollegen vortheilhaft aus. Er bemüht ſich die Lehre der Knochenkrankheiten, und vorzüglich des Beinfraſses, mit den neuern Anſichten mehr in Uebereinſtimmung zu bringen, als bis jetzt geſchehen iſt. Ob er aber mehr Licht in das Dunkel gebracht habe, welches über jene Krankheiten verbreitet iſt, und ob überhaupt die neuern Anſichten uns einen tiefern Blick in das Weſen der Krankheit, ob ſie nicht vielmehr bekannte Sachen unter einem Schwall neuer, zum Theil nichts bedeutender Wörter darſtellen, möchte jedem nach Wahrheit und deutlicher Einſicht ringendem Arzte wohl nicht zweifelhaft ſeyn. Ob ſchon Rec. dem Vf. und andern Phyſiologen gerne beyſtimmt, wenn ſie behaupten, daſs in den Knochengebilden die relativ gröſsere Contraction, und deſswegen der dynamiſche Prozeſs nicht mehr wahrnehmbar ſey: ſo würde er doch nie daraus folgern, daſs die Entzündung, welche durch Abnormität des organiſch-dynamiſchen Prozeſſes begründet wird, in dem Knochenſyſtem nicht Statt finden könne. Dem Knochengeſchwüre (Beinfraſse) muſs ſo, wie dem Geſchwüre in den weichen Theilen, eine Entzündung vorhergehen, die ſich freylich wegen der verſteckten Lage der Knochen, wegen ihrer geringen Erregbarkeit und wegen des Mangels der Nerven dem Gefühle des Kranken und der Wahrnehmung des Beobachters nur ſelten offenbaren, und in einer von der Entzündung weicher Gebilde, die dem irritabeln und ſenſibeln Syſteme angehören, ganz verſchiedenen Form darſtellen wird. Mit Recht beſtreitet der Vf. *Auguſtins* Meinung, daſs der Winddorn vom Beinfraſse weſentlich verſchieden ſey; wenn er aber behauptet, daſs jener von krankhaften Veränderungen der Markhaut, dieſer aber von Abtrennung entſtände: oder einer andern Verletzung des äuſsern Beinhäutchens, ſo kann ihm Rec. nicht beypflichten; weil er aus Gründen, die er hier nicht anführen kann, den Beinfraſs oder das Knochengeſchwür aus Entzündung, die Nekroſe oder den Sphacelus der Knochen aber aus einer krankhaften Affection des Beinhäutchens herzuleiten bewogen wird. Was ſonſt noch über den Beinfraſs der Zähne und ſeine Behandlung angeführt wird, beſtätigt das Urtheil, welches Rec. im Eingange dieſer Anzeige über den Vf. ausgeſprochen hat.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 22. Julius 1806.

RECHTSGELAHRTHEIT.

KOPENHAGEN, b. Arntzen u. Hartier: *Verſuch einer Darſtellung des Däniſchen Neutralitätsſiſtemes* (ſyſtemes) *während des letzteren Seekrieges.* Mit authentiſchen Belegen und Actenſtücken von D. *C. F. v. Schmidt-Phiſeldeck*, Committirten im Königl. Gen. Land. Oekon. u. Commerz-Collegio zu Kopenhagen. *Erſtes* Heft. 1802. 164 S. *Zweytes* Heft. 110 S. *Drittes* Heft. 1803. 126 S. *Viertes* u. letztes Heft. 1804. 312 S. 8. (2 Rthlr. 20 gr.)

Die Geſchichte des Däniſchen Neutralitäts-Syſtemes während des vorigen Seekrieges, welche der Vf. in dem vorſtehenden intereſſanten Werke beſchrieben hat, zerfällt in *vier* Perioden: 1) die Declarationen des Däniſchen Hofes an den Engliſchen und Ruſſiſchen Geſandten vom 17ten Jul. u. 23. Aug. 1793., wodurch die ſtandhafte Geſinnung Dänemarks, die Neutralität zu behaupten, erklärt wurde; 2) die zwiſchen Dänemark und Schweden am 27ſten März 1794. unterzeichnete Convention zur gemeinſchaftlichen Beſchützung des Däniſchen und Schwediſchen Handels in Gemäſsheit des Völkerrechts und der ſpeciellen Tractaten; 3) die Däniſche Verordnung vom 25ſten Jul. 1798. wegen Ertheilung bewaffneter Convoyen zur Beſchützung der Däniſchen Handlung; wodurch die wichtige Frage: ob eine ſolchergeſtalt convoyirte Handelsflotte ſich deſſen ungeachtet der Viſitation von Seiten der kriegführenden Theile unterwerfen müſſe, oder davon frey ſey? als Gegenſtand eines, am Ende durch die Waffen entſchiedenen, Streites zuerſt aufgeſtellt ward; 4) die Beytritts-Acte des Däniſchen Hofes zu der Petersburger Convention $\frac{11}{23}$ Oct. 1801., wodurch England den Grundſatz, daſs die neutrale Flagge das feindliche Eigenthum nicht decke, behauptete; das Befugniſs, eine convoyirte Handelsflotte durch ſeine Kriegsſchiffe (nicht aber durch Privat-Kaper) durchſuchen zu laſſen, durchſetzte, und in der Beſtimmung des Begriffs, was ein blokirter Hafen ſey, denjenigen Grundſätzen, welche der berühmten bewaffneten Neutralität von 1780. zur Baſis dienten, nachgab.

Rec. enthält ſich, einen Auszug aus dem Werke ſelbſt zu geben, ſo intereſſant daſſelbe auch iſt. Der hiſtoriſche Theil davon iſt in dem Andenken der aufmerkſamen Zeitgenoſſen noch nicht vergeſſen: und wegen der darin befindlichen Ausbeute für die Kenntniſs des praktiſchen Seerechts der Engländer und Franzoſen bezieht ſich Rec. auf ſeine Beurtheilung des Jacobſenſchen Handbuchs (A. L. Z. 1804. Nr. 253. Erg. Bl. 1806. Nr. 82.). Dagegen knüpft er hier den Faden einiger eigenen Betrachtungen an, die das Studium dieſes Werks in ihm veranlaſst hat.

Was haben, fragen wir, *die Neutralen, was hat die Sache des Rechts durch die Petersburger Convention gewonnen?*

Das Recht, die Handelsſchiffe der Neutralen zu durchſuchen, wurde bisher in allen Verhandlungen, welche über dieſen Gegenſtand gehalten worden ſind, den kriegführenden Mächten zugeſtanden. Es läſst ſich auch nicht aufheben, ſo lange man den Begriff verbotenen Handels von irgend einer Art zugiebt. Zwar verſehen ſich die Neutralen mit mancherley Certificaten über die Schuldloſigkeit ihrer Ladungen; aber wer kennt nicht die Erfindſamkeit des Handelsgeiſtes, wer wird ſich auf dieſe Papiere allein verlaſſen? Alſo Durchſuchung iſt unvermeidlich. Wie aber? giebt nicht die begleitende Convoy eine ſolche Sicherheit wegen der Schuldloſigkeit der Ladung, daſs derjenige, welcher, der Convoy ungeachtet, die neutralen Handelsſchiffe unterſuchen wollte, ſo gut als die Flagge dieſes Souverains ſelbſt inſultirt? zumal wenn die begleitenden Officiere perſönlich dafür verantwortlich gemacht werden, daſs auf den Schiffen nichts Verdächtiges geduldet werde? Allein, fragen wir dagegen, wer ſoll die letztern zur Verantwortung ziehn? Werden ſie ſich ſelbſt, wird einer der Schiffer ſie anklagen? Keineswegs. Wird es die kriegführende Macht thun? Keineswegs: denn da ſie nicht durchſuchen darf, ſo kann ſie nicht beurtheilen, nicht erfahren, ob der Fall der Verantwortlichkeit eintrete oder nicht? Jener Befehl alſo, daſs die begleitenden Officiere verantwortlich ſeyn ſollen, ſo ſehr er auch den guten Willen des neutralen Souverains an den Tag legt, gewährt doch der kriegführenden Macht keine hinlängliche Sicherheit. Giebt man einmal zu, daſs die unter obrigkeitlicher Autorität ertheilten Päſſe und Certificate keine genügende Gewähr zu leiſten vermögen, und daſs, ungeachtet dieſer Urkunden, die kriegführende Macht das Recht der Durchſuchung habe: ſo muſs man daſſelbe auch in Anſehung der convoyirten Schiffe zugeſtehen: denn die Convoy iſt nur eine Fortſetzung des Certificats.

Alles erwogen, bleibt nur ein doppeltes Mittel übrig. Entweder es ſind bey der Befrachtung des Schiffes die Bevollmächtigten beider kriegführenden Theile zugegen, und ſtellen über die Neutralität der Ladung ein doppeltes Zeugniſs aus, und die Durchſuchung auf offenem Meere fällt ganz weg; oder die Durchſuchung der neutralen Schiffe auf offenem Meere findet

findet ſtatt, die Schiffe mögen convoyirt ſeyn oder nicht.

Auf der andern Seite darf aber nicht vergeſſen werden, daſs die *Ungerechtigkeiten* und *Unregelmäſsigkeiten der Privat-Kaper* zu einer ſolchen unerträglichen Höhe geſtiegen ſind, daſs dieſen ausdrücklich durch einen Vertrag ſich zu unterwerfen, das unwürdigſte wäre, was eine Nation thun könnte. Ruſslands erhabener Monarch hat daher in der Petersburger Convention bewirkt, daſs das Recht der Durchſuchung gegen Schiffe, die unter der Convoy eines neutralen Souverains ſegeln, von Privat-Kapern nicht ausgeübt werden darf. Er hat ſich dadurch um die neutrale Schifffahrt ein weſentliches Verdienſt erworben, und Groſsbritannien hat, wie jeder Unparteyiſche geſtehen wird, in dem 4ten Art. der Convention zugeſtanden, was mit Recht und Billigkeit gefordert werden konnte. Wäre den Privat-Kapern das Recht der Unterſuchung aller und jeder neutralen Schiffe, ſie möchten nun unter Convoy ſegeln oder nicht, unterſagt worden: ſo würde der neutrale Handel dadurch allerdings ſehr gewinnen; weil aber die Kriegsſchiffe eines Volks nicht hinlänglich ſeyn möchten, um den neutralen Handel gehörig in Obacht zu haben, und der ſpeculirende Eigennutz der neutralen Kaufleute bald die gröſsten Miſsbräuche und Transactionen mit dem Feinde erzeugen würde: ſo läſst ſich eine ſolche Stipulation weder hoffen noch fordern, wenn nicht auf eine andere Art die Gewähr gegen betrüglichen Handel geleiſtet wird.

Wie aber? hat nicht Groſsbritannien in der Petersburger Convention wider alles Völkerrecht den *Grundſatz* durchgeſetzt, *daſs die Flagge die Ladung nicht decke?* da nämlich im 3ten Art. N. 2. feſtgeſetzt worden, daſs das fremde Eigenthum auf neutralen Schiffen nicht frey ſeyn ſolle. Rec. erkennt allerdings die für den neutralen Handel erwachſenden Vortheile, wenn die Flagge das Schiff deckt; es iſt dieſs einer der intereſſanteſten Gegenſtände für die Handelstractaten, welchen der Negociateur eines neutralen Volks von der andern Nation zu erhalten ſtreben muſs; allein er weiſs auch, daſs dieſer Grundſatz nicht immer unter den Völkern anerkannt, ja daſs er nie allgemeines Völkerrecht geweſen iſt. Der Grundſatz: frey Schiff, frey Gut, iſt — um unſere Meinung freymüthig zu ſagen — eine Anmaſsung, *in ſo fern* der Neutrale feindliches Eigenthum für feindliche Rechnung unter den Schutz ſeiner Flagge nehmen und der Verfolgung des andern Theils dadurch entziehen will. Der Neutrale handelt dadurch als der Bevollmächtigte, als des Commanditen Comptoir des Feindes, er kann ſich nicht beſchweren, wenn er nun von dem Gegentheile als ſolcher behandelt wird, und mag ſeine Entſchädigung von demjenigen fordern, der ihn bevollmächtigt hat, deſſen Inſtitor er iſt. Rec. hält demnach dafür, daſs der Ruſſiſche Monarch, indem er den obgedachten §. zugeſtanden, denjenigen Grundſätzen des Rechts und der Billigkeit entſprochen hat, die alle ſeine Handlungen auszeichnen.

Es bleibt aber noch eine Hauptſache zu wünſchen übrig, nämlich die: daſs die beiden Hauptſeemächte, beſonders Groſsbritannien, veranlaſst würden, einen möglichſt vollſtändigen, auf die nicht zweifelhaften Grundſätze des allgemeinen und des conventionellen Völkerrechts gebauten, Priſen-Codex ein für allemal, und bey jedem Kriege von neuem die ſpeciellen, den Kapern ertheilten, Inſtructionen bekannt zu machen, damit die Neutralen wiſſen könnten, wie ſie von den Tribunalen der kriegführenden Mächte behandelt werden würden, und nicht ſelbſt in dem Falle, da der Neutrale ſein Eigenthum durch Urthel und Recht zurück erhält, ihm dennoch die Proceſskoſten zur Laſt fallen möchten, wie jetzt ſo häufig aus dem Grunde geſchieht, weil die Unbeſtimmtheit der Inſtructionen den Kaper von dem Vorwurf der *mala fides* befreyt.

Jeder zwiſchen zwey mächtigen Seevölkern entſtehende Krieg lehrt die traurige Erfahrung, daſs dadurch ein Verhältniſs herbeygeführt wird, welches für die Neutralen ſelbſt nicht viel beſſer als Krieg iſt. Wir haben die Beyſpiele geſehen, daſs alle mit Lebensmitteln beladene neutrale Schiffe von den kriegführenden Theilen in Beſchlag genommen wurden, bloſs um ihr ſchreckliches Aushungerungsſyſtem gegen einander in Ausübung zu bringen. Wir haben geſehen, daſs fremde Handelsagenten zu competenten Gerichtshöfen in unſern Staaten erhoben wurden; wir haben die ſchreyendſten Verletzungen unſerer Territorial-Gerechtſame in den unſere Küſten beſpülenden Gewäſſern und auf unſern eigenen Küſten erfahren; wir haben unſern neutralen Mitbürgern die Gerechtigkeit verweigert geſehen, wenn ſie auf ihrem Rechte bey den fremden Tribunalen beſtehen wollten. Was halfen gewöhnlich unſere Reclame, ſelbſt unſere Demonſtrationen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben? Ein einzelnes von denjenigen neutralen Völkern, die gewöhnlich dabey intereſſirt ſind, iſt zu ohnmächtig. Die einzige Rettung iſt eine bewaffnete Neutralität. Alle neutrale Völker, und namentlich die nordiſchen Mächte, die gewöhnlich bey dem ungeheuern Kampfe zwiſchen Groſsbritannien und Frankreich — der im Grunde nichts weniger gilt, als die Frage, welches von beiden Völkern die Herrſchaft über das Meer haben ſoll? *) — ruhige Zuſchauer bleiben, müſſen mit einander ein genaues Bündniſs ſchlieſsen, diejenige kriegführende Macht, ſie ſey, welche es wolle, die den neutralen Handel zur Ungebühr ſchmälern und angreifen wollte, ſofort feindſelig zu behandeln, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben und die Würde und die Unabhängigkeit der neutralen Völker zur Zeit eines Krieges, der ihrem Intereſſe ſo fremd iſt, mit Gewalt zu behaupten.

Die

*) Frankreich iſt von dieſem Streben nach der Oberherrſchaft der Meere nicht frey: *Il ſemble que la nature ait voulu offrir l'empire de la mer à la France par l'avantageuſe ſituation de ſes deux côtes, également pourvues d'excellens ports aux deux mers, Océane et Mediterranée*, heiſst es im *Teſtament politique du Card. de Richelieu* p. 182.

Die Geschichte des Dänischen Neutralitätssystems giebt endlich noch die interessante Lehre: dass eine treue Anhänglichkeit an die Grundsätze des Rechts, eine standhafte Behauptung der Würde eines unabhängigen Volks, verbunden mit der Entfernung von aller Habsucht und Egoismus, ihres Zweckes nicht verfehlt, des Zweckes nämlich, die Sache des Rechts geachtet und anerkannt zu sehen, selbst bey dem Gegentheile nicht gering geschätzt zu werden, und für den Fall der Noth kräftige Freunde und Unterstützung zu finden; anstatt dass eine schnöde Gefälligkeit und ein beständiges Hingeben in die Wünsche des Andern selbst bey diesem Verachtung und Anmassung erzeugt, und dass, weit entfernt, den zu sehr geschmeichelten Freund zu einem uneigennützigen Wohlwollen und einer gleichen Gefälligkeit zu bewegen, man nur neue und stärkere Prätensionen zum Lohne sieht, die zuletzt in eine wirkliche Abhängigkeit und Vasallenschaft endigen.

HALLE, b. Renger: *Handbuch des deutschen Staatsrechts.* Zum Gebrauche academischer Vorlesungen. Von *Theodor Schmalz*, D., Königl. Preuss. geh. Justizrath, Director der Friedrichs-Universität, Ord. der Juristen-Facultät, u. Prof. des Staats- und Völkerrechts zu Halle. 1805. 331 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Die durch einen langjährigen Krieg und die dadurch entstandene Ungewissheit des Schicksals der deutschen Verfassung zurückgehaltene Thätigkeit der staatsrechtlichen Schriftsteller erhielt auf einmal nach der Sanction des Reichsdeputationshauptschlusses, wie ein entbundener elastischer Körper, wiederum volle Schnellkraft, und erzeugte in einem kurzen Zeitraume drey neue Lehrbücher von verschiedenem Verdienste. Nur ist es Schade, dass ein neuer Friedensschluss und die weitern Folgen desselben die Frucht aller dieser Bemühungen grossentheils wieder zerstören. Da gleichwohl nicht leicht jemand es wagen wird, im Vertrauen auf die Dauer der jetzigen Gestalt der deutschen Verfassung wieder ein neues Lehrbuch des Staatsrechts zu bearbeiten: so werden die vorhandenen Lehrbücher bey allen den Veränderungen, die geschehen und im Werden sind, noch immer bey Vorlesungen ihre Dienste thun müssen, und schon in der Hinsicht ist die Kenntniss des vorliegenden gewiss nicht überflüssig.

Wenn Hr. *Leist* (Lehrb. des deutschen Staatsr. Gött. 1803. n. A. 1805.) sich durch einen gewissen Moderantismus und durch Anhänglichkeit an gemeine Meinungen und die Praxis, so wie durch Vollständigkeit literarischer Nachweisungen; *Gönner* (Teutsches Staatsrecht, Landsh. 1804.) durch neue, zuweilen kühne Ansichten und durch Reichhaltigkeit der Grundsätze auszeichnet: so gebührt dem Vf. dieses Compendiums gewiss das ausschliessende Zeugniss, in einer für den Lehrvortrag ganz geeigneten Kürze, in der zwanglosesten Ordnung und in einer natürlichen Verbindung der einzelnen Ideen, die auch hier den originellen Blick nicht verläugnen, der die Schriften des Hn. *S.* vortheilhaft charakterisirt, die wichtigsten Sätze des deutschen Staatsrechts zusammengestellt zu haben. Zuerst werden die allgemeinen Grundformen, worauf die deutsche Constitution beruht, entwickelt, und zu dem Ende das Personale der Regenten, in den Territorien und dem Reiche, mit Hinsicht auf die Einwirkung von Ständen betrachtet; dann folgen die besondern Grundsätze über einzelne Regierungsrechte, wo zuerst die Staatsgewalt nach ihren Zweigen der aufsehenden, gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt, sodann die innern Hoheiten, welche in Justiz- und Kameralhoheit, letztere wieder in Polizey- und Finanzhoheit abgetheilt sind; endlich die äussern Hoheiten — diese, wie die innern, in der doppelten Rücksicht der Territorien und des Reichs behandelt werden.

Wir glauben der Achtung für den würdigen Vf. nicht allein nicht zu nahe zu treten, sondern es ihr vielmehr schuldig zu seyn, wenn wir die Aufmerksamkeit, womit wir das Buch durchgelesen haben, durch einige Bemerkungen beurkunden. — Der Kaiser kann nach §. 94. nicht für sich allein, durch einseitige Bestätigung der Familienverträge, schon lebende Nachkommen des ersten Erwerbers ihres Erbrechts berauben; ein Reichsschluss aber soll solche Rechte zurücknehmen können. Allein nicht einmal die gesetzgebende Gewalt hat, ohne eintretende Staatsnoth, die Befugniss, schon erworbene Rechte zu zernichten. — Da nach dem Vf. selbst (§. 176.) Recht und Politik den Kaiser nöthigen, die Einwilligung des Reichs für alles zu suchen, was wichtig, und ihm nicht durch Gesetz oder Herkommen allein vorbehalten ist: so möchte wohl der kurz vorhergehende Ausdruck „unabhängige Gewalt" des Kaisers der passende nicht seyn. — Bey der Darstellung der Reichskreisverfassung (S. 215—20.) ist auf die Veränderungen, die durch die Säcularisation der Hochstifte vorgegangen, nicht hinlänglich Rücksicht genommen. — S. 227. heisst es: „die Rechte der höchsten Gewalt, wesentliche oder zufällige, zu besitzen, sind Privatpersonen an sich unfähig." *Privat*personen, als solche, sind dieses Besitzes gerade nicht unfähig, aber *Unterthanen* sind der wesentlichen Hoheitsrechte, jedoch nicht der zufälligen, unfähig. — Der gegründete Unterschied zwischen der Verjährung wesentlicher und zufälliger Hoheitsrechte sollte doch §. 228. nicht übergangen seyn. — So sehr Rec. der Analyse der Polizey, in die eigentliche, in die staatswirthschaftliche, und in die Volksbildung durch Religion und Unterricht Beyfall giebt, so wenig kann er sich doch mit dem hier angenommenen Begriffe von *Kameralhoheit*, welche bestimmt, was dem Staate aus allgemeinen Bürgerpflichten gebührt" vereinigen. — Hr. *S.* scheint (§. 368.) anzunehmen, dass nur da, wo der Fall des Normaljahres nicht eintrete, die Tolerirung der Kirche anderer Religion von dem Landesherrn abhänge. Auch da, wo nach dem Normaljahr nur eine Religion herrschte, ist der Regent berechtigt, die Ausübung einer andern zu gestatten; nur

darf.

darf das Kirchenvermögen dem Religionstheile, für den das Normaljahr ſpricht, nicht entzogen werden. — Nicht einmal im Sinne des Finanzweſens möchte Rec. *Regalien* (§. 381.) die zufälligen Hohheitsrechte nennen, welche die *Abſicht* haben, dem Staate Einkünfte zu verſchaffen. Die lucrativen Vortheile, welche aus Regalien entſpringen, ſie mögen von einer Gattung ſeyn, von welcher ſie wollen, müſſen doch immer nur als zufällige Wirkungen angeſehen werden.

ALTENBURG, b. Schnuphaſe: *Ludwig Andreas Gotter's*, Sächſ. Gothaiſchen geheimen Secretairs, *Reichs-Matrikular-Anſchläge der geſammten Chur- und Fürſtlichen Sächſiſchen Lande, Albertiniſcher und Erneſtiniſcher Linien, mit Urkunden erwieſen.* Herausgegeben und berichtiget durch *Benjamin Gottfried Weinart*, Churfürſtl. Sächſ. Finanz-Procurator und verſchiedner gelehrten und ökonomiſchen Geſellſchaften Mitgliede. 1805. 248 S. 8. (20 gr.)

Der Herausg. bemerkt in der Vorerinnerung, daſs die beſten Schriftſteller, in welchen man Nachrichten über das Matricularweſen des ſächſiſchen Hauſes findet, als *Canzler* in ſeinem *Tableau hiſtorique* p. 7., *von Römer* in ſeinem Staatsrecht des Kurfürſtenthums Sachſen Th. I. S. 488. und *Hund* in der von ihm 1764. herausgegebenen Matrikel in Anſehung der Reichs-Matricular-Anſchläge deſſelben nicht übereinſtimmen. [Auf die von Hn. *H. S. G. Gumpelzhaimer* (Ulm 1796.) herausgegebene Reichsmatrikel aller Kreiſe, nebſt den Uſualmatrikeln des kaiſerlichen und Reichs-Kammergerichts nimmt er keine Rückſicht, und wahrſcheinlich iſt ihm dieſes aus den beſten Quellen geſchöpfte Buch, das aber freylich in Anſehung der ſächſiſchen Matrikel nur die Hauptreſultate liefert (S. 171 ff.), ganz unbekannt geblieben.] Den Grund dieſer verſchiedenen Angaben ſucht er darin, daſs in keinem deutſchen Hauſe ſo viel Erb- und Ländertheilungen ſtatt gefunden haben, als in dem ſächſiſchen und beſonders dem herzoglichen; die getheilten Quoten aber meiſtentheils durch beſondre Receſſe und Verträge beſtimmt wurden, die nicht ins Publicum kamen. Er hielt es daher mit Recht für ein verdienſtliches Unternehmen, die Arbeit des verſtorbenen *Gotter*, der an der Quelle ſaſs, und daher jeden Anſatz mit Urkunden belegte, ans Licht zu ziehen, und hierdurch den Geſchäftsmännern bey vorkommenden Fällen die Bemühung, in den Archiven ſelbſt die Beweiſe aufzuſuchen, zu erſparen oder wenigſtens zu erleichtern. Uebrigens werden nicht nur aus den bisher noch unbekannten Urkunden, ſondern auch aus den ſchon gedruckten, Extracte geliefert, welches wir zwar der Vollſtändigkeit wegen nicht mifsbilligen, wobey wir aber gewünſcht hätten, daſs der Herausg. es bey einer jeden Urkunde genau bemerkt hätte, ob ſie zu der erſten oder andern Gattung gehöre.

KLEINE SCHRIFTEN.

TECHNOLOGIE. *Leipzig*, b. Cruſius: *Der innere Bergbau nach der Natur modellirt und beſchrieben* von *Carl Immanuel Löſcher*, vormaligem gräfl. Thuniſchen Bergmeiſter in Böhmen etc. mit 6 Kpfrn. 1805. XII und 96 S. 4. (1 Rthlr. 4 gr.) Hr. *L.* hat ſeit mehrern Jahren Modelle von den Grubenbauen und andern bergmänniſchen Verrichtungen aus Pappe verfertigt, und denſelben eine Beſchreibung im Manuſcript beygefügt. Das vorliegende Werkchen iſt ein Abdruck dieſer Beſchreibung mit einigen Zuſätzen. Rec., dem Hn *L's* Modelle niemals zu Geſicht gekommen, darf nicht über ſie urtheilen, will aber die Brauchbarkeit derſelben, auf das Zeugniſs ſachkundiger und glaubhafter Perſonen, nicht bezweifeln. Hr. *L.* mag alſo wohl Talent zum Modelliren beſitzen; das Bücherſchreiben aber ſcheint ganz auſserhalb ſeiner Sphäre zu liegen. Das Unpaſſende des Titels ſticht zu ſehr in die Augen, als daſs man es analyſiren dürfte, und die Vorrede iſt voll ſonderbarer Ausdrücke, wie denn unter andern Hr. *L.* die Bergmaſchine mit *Aufſchlagewaſſer als dem Geiſte ihrer Belebung ſpeiſt.* In der Beſchreibung ſelbſt ſind die Materien mager und oberflächlich, auch in keiner zweckmäſsigen Ordnung abgehandelt. Neues findet man darin nicht; auch ſind nicht alle Behauptungen des Vfs. richtig. §. 19. ſagt derſelbe, daſs die Förſtenbaue (nicht Firſtenbaue) vorzüglich dann belegt würden, wenn in den Stroſsenbauen die Waſſer aufgegangen. Dieſs iſt ein Irrthum. Denn in den, unterm Stolln befindlichen, Förſtenbauen können ja die Waſſer ſo gut aufgehen als in den Stroſsenbauen. Man hat in untern Teufen ſo gut Förſtenbaue als in obern, und in obern oft genug Stroſsenbaue. In den Förſtenbauen der untern Teufen müſſen doch, wie die tägliche Erfahrung und die geſunde Vernunft lehrt, die Waſſer früher aufgehen, als in den Stroſsenbauen der obern Teufen. Förſtenbaue ſind ferner keineswegs gleichbedeutend mit Reſervebauen. Die letztern, deren Beſtimmung ſich aus dem Namen ergiebt, können eben ſo gut Stroſsenbaue und Oerter ſeyn als Förſtenbaue. — Uebrigens iſt gar nicht einzuſehen, für wen das Buch geſchrieben iſt. Wer die Modelle nicht beſitzt, kann es nicht verſtehen; wer aber die hier beſchriebenen Modelle, welche 123 Rthlr. 8 gr. koſten, ankauft, geht gewiſs damit um, ſich genauere Kenntniſſe vom Bergbau zu erwerben, und wird nicht nur Gruben befahren, ſondern auch die Werke eines *Delius*, *Oppel*, *Lempe* zur Hand haben, und ſich lieber bey dieſen, als bey dem Vf. Raths erholen. Statt die Modelle mit einer Beſchreibung zu begleiten, hätte Hr. *L.* nur die paſſenden Stellen aus den obengenannten Schriften nachweiſen dürfen. — Das Intereſſanteſte im ganzen Buche iſt die tabellariſche Ueberſicht der Ausbeuten und Zubuſen auf dem Berggebäude Himmelsfürſt bey Freyberg, ſeit dem Anfange bis zum Ende des abgewichenen Jahrhunderts, die der Vf. eine Ueberſicht der *Himmelsfürſtner Umſtände* nennt. Die Ausbeute des erwähnten Gebäudes, welches man wohl einen Grubenfürſten nennen könnte, belief ſich in dem ernannten Zeitraume auf 1,005,525 Rthlr. 8 gr.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 23. Julius 1806.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

WIEN, b. Schaumburg: *Syſtematiſches Handbuch zur Erkenntniß und Heilung der Blutflüſſe* für Aerzte und Wundärzte. Von *C. F. Meyer*, Dr. d. Arzney- und Wundarzneykunde. *Erſter* Band. 1804. XXII u. 316 S. — *Zweyter* Bd. 1805. XVI u. 485 S. 8. (4 Fl. 30 Kr.)

Bey dieſem Handbuche liegt der vom Vf. in ſeiner *Sammlung mediciniſch-praktiſcher Beobachtungen aus der Klinik zu Wien* (ſ. die A. L. Z. 1804. Nr. 243.) gelieferte Verſuch über die Blutflüſſe im Allgemeinen zum Grunde; er iſt hier aber mit Benutzung der von Hn. *Reil* und *Vogel* über dieſen Gegenſtand geſchriebenen Abhandlungen erweitert. Wie viel der Vf. dabey ſeinem Lehrer *Pet. Frank*, von dem er einige Thatſachen anführt, zu verdanken habe, erwähnt er mit keiner Sylbe. — Das Ganze zerfällt in zwey Abtheilungen, in die Lehre von den Blutflüſſen überhaupt und in die von ihm ſogenannten *individuellen* Hämorrhagieen, und iſt nach *Brown's* Theorie mit groſſer Weitläufigkeit bearbeitet, welche jedoch der Umſtand einigermaſſen entſchuldigen mag, daſs der Vf. ſein Werk, laut der Vorrede, zunächſt für angehende Aerzte und Wundärzte beſtimmte, die darin viel Gutes und Brauchbares zuſammengetragen finden. Die Rubriken, nach welchen er die geſammelten Materialien ordnet, und die er im ganzen Werke befolgt, ſind folgende: Der Begriff der Hämorrhagie, die Natur und Extenſion, die Vorbothen, die Diagnoſe, die Urſache, die Klaſſification, die Prognoſe und die Behandlung derſelben (die er bald Heilmethode, bald Therapeutik nennt); dieſe wird wieder in eine Hauptcur (nämlich die Hebung des Hauptſymptoms der Krankheit) und Nachcur eingetheilt. — Die Mittel, die man bey den beſondern Formen der Blutflüſſe angerathen und angewandt hat, ſind umſtändlich angeführt, und ihre Wirkungsart nach *Brown's* Anſicht angegeben. — Die beſondern oder individuellen Blutflüſſe, von welchen der Vf. handelt, ſind: das Naſenbluten, Bluten aus dem Munde, das Bluten der Luftgefäſse (*Tracheorrhagia, Pneumorrhagia Plouquet*), das Blutbrechen, die ſchwarze Krankheit, — die Hämorrhoiden, das Blutharnen, das Bluten des männlichen Gliedes, die Gebärmutterblutflüſſe, der Blutſchweiſs, die Blutergieſsungen aus den Brüſten, — ungewöhnliche Blutungen am Kopfe, Rumpfe und den Extremitäten. Die aus verſchiedenen ältern mediciniſchen Schriftſtellern angeführten Thatſachen hätten nach der Meinung einer kritiſchen Sichtung unterworfen werden ſollen — denn *einige* gränzen an das Wunderbare und Unglaubliche. — Bey *einigen* Formen der Blutflüſſe bringt der Vf. in die Definition — die Hyperſthenie — Aſthenie — und die krankhafte Erregung hinein, da er doch nur die Erſcheinung ſelbſt genau hätte bezeichnen und beſchreiben ſollen. — Die Darſtellung iſt im Ganzen genommen deutlich; nur hie und da ſtöſst man auf undeutſche und unrichtige Ausdrücke, als: *Jahrsſaiſon*, *Brandmangel*, ſtatt Mangel an Brennmaterialien, *Nobilität* eines Organs, *Uebelſynform* und dergl. — Beiden Bänden ſind einige Arzneyformeln angehängt, auf die ſich der Vf. im Werke ſelbſt bezieht.

Bald nach Hn. *M.* traten zwey andere Aerzte mit Schriften über denſelben Gegenſtand auf: Hr. *Spangenberg* und Hr. *Wollkopf*. Wir verbinden die Anzeige derſelben ſogleich mit dieſer.

BRAUNSCHWEIG, b. Vieweg: *Ueber die Blutflüſſe in mediciniſcher Hinſicht* von Dr. *Georg Auguſt Spangenberg*, ord. Aſſeſſor des fürſtl. Oberſanitäts-Collegii zu Braunſchweig. 1805. XII u. 468 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Peter Franks ſcharfſinnige Idee: *Activarum ut nominant pars magna Haemorrhagiarum Secretionis morboſae eſt opus, quod a ſtimulo in partes ſecernentes nunc iſtos, nunc illos, magis agente, evidenter perficitur ac methodum ſibi ab ea, quam morbis phlogiſticis adhibemus, modo gradu diverſam ſub mali ſaltem initio expoſcit* etc. gab dem in der literariſchen Welt ſchon bekannten Vf. den erſten Impuls, die Pathogenie dieſer häufig vorkommenden Krankheitsformen näher zu verfolgen. In wiefern ihm ſolches gelang, mag folgende kurze Ueberſicht darſtellen. — Nachdem er die Begriffe der Alten von Hämorrhagien vor und nach der Entdeckung des Kreislaufes leiſe berührt hat, geht er auf die eines *Browns*, *Reils*, *Kilians*, *Meyers* u. a. über, und ſucht ſolche zu berichtigen, weil ſie ihm die Sache nicht beſtimmt genug ausſprechen. Seine Definition von Hämorrhagie iſt: „Blutungen ſind Symptome derjenigen Krankheiten der Gefäſse, wobey aus ihnen ein Ausfluſs des in ihnen enthaltenen Bluts bedingt wird.“ Sie ſeyen entweder *allgemein* oder *örtlich*; erſtere ſeyen in einer Abnormität der Erregung der Gefäſse von ihrem geſundheitsgemäſsen Zuſtande begründet; letztere aber beruhen auf einer Verletzung ihrer Integrität. *Arterielle allgemeine* Blutungen entſtehen durch *Blutſecretion*, durch *Anaſtomoſe* oder durch *Paralyſe*; ſo wie die *arteriellen örtlichen* Blutungen gleich-

gleichfalls auf dreyfache Weise entstehen: nämlich durch *Diaeresis*, *Rhexis* und *Diabrose*. Viele allgemeine Hämorrhagien seyen Secretionen, die auf Entzündung beruhen; jede Entzündung habe ihren Sitz entweder im Parenchyma oder in den Gefäßen eines Organes, oder in beiden zugleich. — Außer der oben schon bemerkten Eintheilung derselben, in allgemeine und örtliche, sey es allerdings von praktischen Interesse, sie nach den Blut vergießenden Organen, als Nasenbluten, Bluthusten u. s. w. abzuhandeln. Jeder Blutverlust schwäche *unmittelbar* durch Verminderung der Erregung und Erhöhung der Erregbarkeit im gesammten Organismus, und vornehmlich im Gefäßesystem, sowohl durch Minderung der Quantität der Blutmasse, als auch der Veränderung ihrer Qualität; *mittelbar* durch Entziehung und Minderung des Nutriments und des Ersatzes aller organischen Gebilde. — Die Existenz hypersthenischer Blutflüsse wird mit Gründen erwiesen: sie entstehen mittelst der Blutsecretion, und sind das Product der bis zu einem gewissen Grade vermehrten intensiven Thätigkeit der Gefäße eines Organs. — Nachdem der Vf. die Diagnose, Aetiologie und Prognose der Blutflüsse ziemlich umständlich abgehandelt hat, geht er auf die Therapie im Allgemeinen, und zwar während des Blutflusses, über; er nimmt blos hypersthenische und direct asthenische Hämorrhagien an, empfiehlt in ersterer die asthenisirende Methode mit und ohne Aderlassen, je nachdem wahre oder nur scheinbare Plethora zum Grunde liegt, kühlende, purgirende und vorzüglich auch örtlich angewandte Mittel. Bey den naßkalten Umschlägen empfiehlt er die Vorsichtsregel, die Heilung mit diesen Mitteln nicht anzufangen, weil sie die Erregung des hervorstechend leidenden Theils unverhältnißmäßig gegen die Erregung des übrigen Organismus schwächen, dadurch eine neue Krankheitsform begründen, ja selbst die Blutung vermehren können. Denn die Kälte wirkt einmal, indem sie durch Entziehung des Wärmestoffs den Erregungszustand herabstimmt, und zweytens, indem sie die Thätigkeit des Theils, auf den sie immediat angewandt wird, verändert, schwächt oder hemmt; sie kann daher zuweilen, wo das Nervensystem nicht gleich stark geschwächt ist, die asthenische Hämorrhagie heben, vermehrt aber allemal die Krankheit, und verwandelt nur die Form derselben. — Bey den direct asthenischen Hämorrhagien gehen die Heilanzeigen dahin: die Krankheit zu heben; das Symptom (den Blutfluss) zu beseitigen, und einen Rückfall zu verhüten. — Die bewährtesten Mittel sind: *Elix. acid. Hall.*, *Digital. purpur.*, die Brechwurzel in kleinen Gaben vorzüglich als Aufguss, *Extr. Hyoscyam.*, *Belladon.*, *Nuc. vomic.*, aromatische Kräuteraufgüsse, *Moschus*, *Castor*, *Opium* u. a. — Die Therapie der örtlichen Blutungen berührt er ganz leise, weil er über diesen, meistens in die medicinische Chirurgie einschlagenden Gegenstand besonders zu schreiben sich vornahm. — Ist endlich der Blutfluss gehoben: so hat der Arzt die eigentliche Krankheit, von der die Hämorrhagie nur ein Symptom war, zu heben. — Die Behandlung nach Blutflüssen ist eben so verschieden, als die Arten derselben verschieden sind; anders nämlich, wo Hypersthenie, anders, wo Asthenie zum Grunde liegt. Im ersten Fall folgt auf schwächende, Reiz mindernde Mittel die Gesundheit wieder; im zweyten Fall aber müssen flüchtige Reize so lange angewandt werden, bis der Kranke die permanenten verträgt, als wodurch die geschwächte erschlaffte Faser ihren gehörigen Grad von Stärke, Ton und Energie wieder erhält, besonders wenn mit nutrirenden Mitteln der Abgang der Kräfte wieder ersetzt wird. Die Vorschrift, wie stufenweise die permanenten Reizmittel anzuwenden seyen, verdient alle Befolgung auch bey der annähernden Genesung jeder asthenischen Krankheit. — Im *zweyten* Abschn. geht der Vf. einzeln die Blutungen aus der *Nase* (*Epistaxis*), aus der *Mundhöhle*, aus den *Lungen* u. s. w. in fünf Kapiteln durch; er legt überall die Eintheilung zum Grunde, dass z. B. das Nasenbluten ein Symptom eines *allgemeinen* Leidens des arteriellen Systems sey, welches auf Hypersthenie oder Asthenie beruhe, febrilisch oder fieberlos sey, oder aus einer *örtlichen* Affection der Nasengefäße entspringe; jenes sey allezeit arteriell, dieses entstehe entweder aus den Arterien oder Venen. Weiter wird die Diagnose, Aetiologie, Prognose, Therapie und Verhütung der Epistaxis verfolgt. Auf eben diese Weise handelt er die Blutungen aus der *Mundhöhle*, aus den *Respirationsorganen* (mit vorzüglichem Fleiße und vieler Präcision fand Rec. hier die *Hämoptyse* ausgearbeitet), aus dem *Darmkanal*, wobey das *Blutbrechen*, der *Blutfluhl* als *acute*, und die *schwarze Krankheit des Hippokrates* als *chronische* angegeben wird. Unter letzterer verstehe man das chronische Leiden der Gefäße des Darmkanals, das gleichzeitig mit einer großen Entkräftung, Kälte der Peripherie, Ohnmachten, fieberlosen Zustande u. s. w., den Auswurf eines, durch seinen längern Aufenthalt im Darmkanale, oder durch langes Stocken in den Gefäßen mehr oder minder entmischten Blutes zur Folge hat. — Im fünften Kapitel endlich macht der *Gebärmutterfluß*, *Metrarrhagia*, den Schluss als Krankheit der Gefäße der innern Höhle dieses Organs, durch welche ein Ausfluss des in ihnen enthaltenen Blutes bedingt wird. Auch dieser Abschnitt ist mit vieler Belesenheit, Sachkenntniß und gewiss zum praktischen Nutzen bearbeitet; das *Tamponiren* verwirft er in Mutterblutflüssen, nicht weil es Entzündungen der Gebärmutter verursachen soll, sondern weil es füglich durch zweckmäßige Einreibungen, Einspritzungen, durch das Reiben des Muttermundes, ja zuweilen selbst des Kitzlers u. s. w. überflüssig und entbehrlich gemacht werden könne; wohl aber werde der Tampon in solchen Blutungen der Schwangerschaft angewendet, wo er die Austreibung der Frucht befördern soll. — Mit Ueberzeugung kann Rec. diese Schrift nicht blos dem angehenden, sondern auch dem ältern Arzte empfehlen.

Leipzig, in d. Fleischer. Buchh.: *Untersuchungen über die Erscheinung, Bildung und Heilung des Blutausflusses.*

fluſſes. Nach den Grundſätzen der Erregungstheorie unternommen von Dr. *Joh. Balthaſar Wollkopf.* — *Erſter* Theil, die Phänomenohiſtorie des Blutausfluſſes enthaltend. 1805. XXXVI u. 275 S. *Zweyter* Theil, die Noſohiſtorie des Blutausfluſſes enthaltend. 1805. L u. 405 S. 8. (Beide Theile 3 Rthlr. 2 gr.)

Nachdem der Vf., der in der zu Sorau in der Niederlauſitz unterſchriebenen Vorrede nur ſehr beſcheidene Anſprüche macht, in der *Einleitung* über die nothwendigen Bedingniſſe einer wahren *Unterſuchung* als ſolcher einige Bemerkungen gegeben, nach welchen ſie eine wiſſenſchaftliche Kritik oder Polemik genannt werden kann: ſo beſtimmt er die *mediciniſche Unterſuchung* „als eine ſolche conſequente Anwendung der allgemeinen theoretiſchen und praktiſchen Grundſätze der Heilkunde auf einen, in die Sphäre derſelben fallenden, Gegenſtand, wodurch derſelbe nicht nur von allen irrigen und hypothetiſchen Anſichten gereiniget, alle zweckloſen Streitigkeiten, die in Abſicht der Erklärungsart deſſelben entſtehen, beendiget werden, als vielmehr durch und mit jenen Fundamentalſätzen der Wiſſenſchaft ſelbſt in eine ſolche Verbindung und Uebereinſtimmung geſetzt wird, daſs eine vollſtändige Einſicht, ein wahres Wiſſen der mannichfaltigen Beſtimmungen dieſes Objects zu Stande kömmt, das nicht nur zur Realiſirung des unmittelbar durch die Unterſuchung beabſichtigten Zweckes führt, ſondern auch zur Vervollkommnung der geſammten Heilkunde überhaupt, mehr oder weniger beyträgt." — In dieſer Tendenz handelt er nun eine wichtige einzelne Form des Uebelſeyns im Organismus, den *Blutfluſs*, ab, die in Bezug auf die *theoretiſche* ſowohl als *techniſche Heilkunde* von entſchiedenem Werth iſt: beide führen zu dem gemeinſchaftlichen Zweck alles ärztlichen Strebens, zur Beſeitigung der Formen des Uebelſeyns durch die Heilung der Krankheitszuſtände. — Die Theorie des Blutausfluſſes ſelbſt beſteht „in einer ſo conſequenten Anwendung aller leitenden Erkenntniſſe und Principien der geſammten Fundamentaltheorie der Heilwiſſenſchaft auf den Blutausfluſs, daſs eine wahre Conſtruction dieſer beſtimmten Form des Uebelſeyns in allen ihren einzelnen Momenten und Vorgängen, von ihrem erſten Eintritte, ſucceſſiven Entwickelung und Ausbildung bis zu ihrem gänzlichen Verſchwinden und Uebergange zur Normalität — zu Stande kommt." Bevor er aber ſeinen Gegenſtand nach dieſer Norm zu unterſuchen anfängt, wirft er noch einen Blick auf die *neueſten Theorien* des *Ekleticismus* (Vogel) und *Chemismus* (Reil) in Betreff der Unterſuchung über den Blutausfluſs, und findet ſie beide, vorzüglich den Erſten, inconſequent und unbefriedigend.

Der *erſte* Theil dieſer ganz in der Erregungs-Ekſtaſe geſchriebenen intereſſanten Schrift beſchäftigt ſich mit den Unterſuchungen über die Erſcheinung des Blutausfluſſes als beſtimmte Form des Uebelſeyns oder die *Phänomenohiſtorie* deſſelben, und zwar im *erſten* Buch mit der Unterſuchung über den Blutausfluſs als ſolchen, d. i. als Gattung nach ſeinen äuſsern Merkmalen, oder die *Phänomenaldiagnoſtik* deſſelben im weiteſten Sinn. Das *erſte* Buch zerfällt wieder in *zwey* Abſchnitte: im *erſten* bemüht ſich der Vf., „den nothwendigen Zuſammenfluſs und Verlauf derjenigen Erſcheinungen von Abweichungen der Lebensverrichtungen einzelner Gebilde von ihrer Normalität in abſtracto aufzuſuchen, durch welche der Blutausfluſs als eine beſtimmte Hauptform des Uebelſeyns zuſammengeſetzt und als ſolche darin erkannt wird: oder diejenigen in die Sinne fallenden charakteriſtiſchen Merkmale in der höchſten Allgemeinheit anzugeben, wodurch der Blutausfluſs nicht nur von jeder demſelben ſowohl ähnelnden als nichtähnelnden Form, als eine Gattung des Uebelſeyns, unterſchieden, ſondern auch die Geſchichte des Verlaufs deſſelben hinlänglich beſtimmt wird." [Mit weit wenigerem Aufwand von Worten ſagten unſre Vorfahren: *Si ſanguis inſigni aliqua copia praeter naturae inſtitutum e vaſis prorumpat, quaecunque ſit corporis pars, ex qua effluit, generico id Haemorrhagiae nomine deſignatur. Pro varia vero ſede, unde manat, peculiarem denominationem diſtinctionis cauſa accipit.*] — In zwey beſondern Kapiteln des *erſten* Abſchnitts ſtellt der Vf. in dem *einen* Unterſuchungen über die weſentlichen Merkmale des Blutausfluſſes an [nach welchen aber Rec. ein mäſsiges Naſenbluten *(ſtillicidium)* nicht zu den Blutflüſſen zählen möchte, weil dadurch keine Abänderung der Erregung hervorgebracht wird], und in dem *zweyten* ſucht er eine Geſchichte der Erſcheinungen des Blutausfluſſes vom allgemeinen oder gemiſchten Krankheitszuſtande aufzuſtellen, die er in das Stadium der Unpäſslichkeit, der Vorboten, des ausgebildeten Blutausfluſſes, der Entſcheidung, und endlich der Reconvaleſcenz eintheilt. Endlich beſchäftigt ſich der *zweyte* Abſchnitt des *erſten* Buches mit der Beleuchtung und Berichtigung der zeitherigen Terminologie, Definitionen und Eintheilungen des Blutausfluſſes als Gattung dieſer Form in drey Kapiteln, in welchen der Vf. die ſchwankenden Begriffe und Darſtellungen mancher neuern Schriftſteller über dieſen Gegenſtand tadelt und zu berichtigen ſucht. — Das *zweyte* Buch enthält die Unterſuchungen über den Blutausfluſs als Art nach ſeinen äuſsern Merkmalen, oder die *Phänomenaldiagnoſtik* deſſelben im engſten Sinne, und zwar wird im *erſten* Abſchnitt die Darſtellung der Kriterien und Grundſätze der Phänomenaldiagnoſtik der Art des Blutausfluſſes im Allgemeinen, und im *zweyten* die Anwendung der allgemeinen Kriterien zur Beſtimmung der einzelnen Arten des Blutausfluſſes insbeſondere geſchildert. Hier wird zuerſt von der Modalität, der Quantität und Qualität des Blutes beym Blutausfluſſe, dann von den daſſelbe begleitenden Erſcheinungen des Uebelſeyns geſprochen: auch ſey immer eine vorläufige Berückſichtigung der vorausgegangenen Schädlichkeiten, welche auf ein einzelnes organiſches Gebilde ganz vorzüglich und bemerkbar Einfluſs erhielten, nicht zu überſehen. — Im *zweyten* Abſchnitt dieſes Buchs wird nun die *Phänomenaldiagnoſtik* des Naſen-, des Lungen-, des Magens-,

des

des Mutter-, des Maſtdarms-Blutausfluſſes, und endlich des Blutfl. der Urinwege einzeln abgehandelt. — Nachdem nun der Vf. im *erſten* Buch die charakteriſtiſchen Zeichen, und im *zweyten* die ſpecifiſchen Phänomene des Blutausfluſſes zu beſtimmen bemüht war: ſo geht er im *dritten* Buch zur Beſtimmung des Urſächlichen deſſelben über, und unterſucht die Phänomenaldiagnoſtik der Krankheit des Blutausfluſſes, wobey vorzüglich der *allgemeine* und *örtliche* oder gemiſchte Krankheits-Zuſtand (das *Genus*), dann die Hyperſthenie und Aſthenie deſſelben (die *Species*) mit der angeſtrengteſten Aufmerkſamkeit erwogen zu werden verdient. Am Schluſſe wird endlich wiederholt der Blutausfluſs als eine abſolut ſpecifiſche Erſcheinung des abnormen Organismus erklärt und als ein abſolut ſpecifiſches Phänomen der directen Aſthenie angegeben.

Der *zweyte* Theil enthält die *Noſohiſtorie* des Blutausfluſſes gleichfalls in *drey* Büchern: das *erſte* unterſucht die Aetiologie dieſer Uebelſeynsform, ſammt der nähern Beſtimmung und weitern Erörterung des innern und äuſsern Momentes des Urſächlichen dieſer Form. Zuerſt wird die allgemeine und beſondre Anlage zu Blutausflüſſen phyſiologiſch und anatomiſch durchgegangen; dann werden die äuſsern Momente der Urſache des Blutausfluſſes, oder die ſchädlichen Potenzen zur Bildung dieſer Uebelſeynsform unterſucht. Dieſer Abſchnitt iſt vorzüglich gut gelungen. — Im *zweyten* Buch folgen nun die Unterſuchungen über das Verhältniſs der beiden Momente des Urſächlichen zur Bildung des Blutausfluſſes, oder die Hämorrhagenie. Der Grundſatz für die Exiſtenz derſelben iſt: Abänderung des Normalverhältniſſes der Energie der Lebensthätigkeit des Blutgefäſsſyſtems entweder von aufsen nach innen: mechaniſch oder chemiſch; oder von innen nach aufsen: dynamiſch. Folge davon ſey ſowohl rein-örtliche als allgemein-örtliche Krankheit oder directe Aſthenie der Erregung, oder extenſive und intenſive Beſchränkung der Lebensthätigkeit der organiſchen Gebilde. Die Eintheilung in hyperſtheniſchen und aſtheniſchen, in direct- und in indirect-aſtheniſchen Blutfluſs ſey baarer Irrthum, da dieſe Eintheilung nur von dem Moment der Entſtehung, in Bezug auf ſein Urſächliches, nicht aber von dem ſchon exiſtirenden Blutausfluſſe gelten könne. — Im *zweyten* Abſchnitte dieſes Buchs werden bey jeder einzelnen Art der Blutausflüſſe nur diejenigen Momente angegeben, wodurch ſie als ſolche in der Erfahrung gegeben ſind. Die noſologiſchen Bemerkungen über jeden einzelnen Blutausfluſs verdienen alle Werthachtung der Aerzte. — Im *dritten* Buch endlich, das ganz polemiſchen Inhalts iſt, werden Unterſuchungen über die *Wiederkehr* und über die vermeintliche *Nothwendigkeit* und *Nützlichkeit* vorzüglich einiger Arten des Blutausfluſſes angeſtellt, und die irrigen Begriffe und Vorſtellungsarten, die über dieſen Gegenſtand herrſchen, berichtiget. Die Erklärungsart und das Urſächliche der Wiederkehr oder der Recidivität und Periodicität der Blutausflüſſe fällt mit der Conſtruction des Blutausfluſſes überhaupt zuſammen, indem ſie nichts anders als recurſirende, erneuerte Anfälle ſind: ſie werden durch ein inproportionales Incitament, das dem jetzt exiſtirenden Grad nicht angemeſſen iſt, auf dem Wege der directen oder indirecten Schwächung herbeygeführt: daher ſey beides, die ſogenannte antiphlogiſtiſche und die incitirende (überreizende) Methode zur Heilung der Hämorrhagien nicht ſelten als das Urſächliche, als das äuſsere Moment derſelben anzuſehen, wodurch die Recidive dieſer Uebelſeynsformen entſtehen. — Nun folgt die Widerlegung der *Cullenſchen* Hypotheſe der Recidive und der Periodicität der Blutausflüſſe: dafür aber wird folgender Grundſatz von ihm aufgeſtellt: „die ſogenannten periodiſchen Blutausflüſſe werden nur in einem von Natur ſchon zur Kränklichkeit überhaupt diſponirten und durch einen vorausgegangenen Blutausfluſs zu dieſer beſtimmten Uebelſeynsform ausſchlieſslich geneigten organiſchen Gebilde, durch abſolut äuſsere Einflüſſe, die zu beſtimmten Zeiten, durch beſtimmte Lebensart, Geſchäfte, Gewohnheiten des Individuums, durch periodiſche Veränderungen der Atmoſphäre, der Jahreszeiten u. ſ. w. eintreten, herbeygeführt.“ Das wahre Moment der Periodicität der Blutausflüſſe liege daher in den innerlichen und äuſserlichen ſchädlichen Einflüſſen. — Mit eben der philoſophiſchen Gründlichkeit wird die Nützlichkeit, Nothwendigkeit und die (vermeintliche) nachtheilige Folge der Unterdrückung einiger Arten der Blutausflüſſe geprüft und widerlegt. — Aus dieſem gedrängten Ueberblick werden unſre Leſer leicht abnehmen, daſs dieſe Schrift ganz im Geiſt der Erregungstheorie nach *Röſchlaub* und ſelbſt zum Theil auch mit deſſen Weitläuftigkeit geſchrieben ſey, obgleich der Vf. hie und da ſeinem Meiſter widerſpricht und ihn eines andern zu belehren ſich beſtrebt. Jedoch iſt die Kunſt berechtiget, von dieſem denkenden Schriftſteller, der ſeine Theorie ſo rein abgefaſst hat, nach Verlauf eines Decennii, wenn unbefangene wiederholte Erfahrung am Krankenbette ſich dazu geſellt haben wird, etwas Vollendetes über dieſen oder einen andern Gegenſtand der Heilkunde zu erwarten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 24. Julius 1806.

PHILOSOPHIE.

BERLIN, b. Sander: *Philosofische Ansichten*, von *Karl Gustav von Brinckmann*. *Erster* Theil. 1806. 369 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Mit poetischer Anschauung und Darstellungsgabe macht der unserm deutschen Publikum schon bekannte geschmackvolle Dichter einen Flug ins philosophische Gebiet. Weil Poesie und Philosophie ein Paar Zwillingsschwestern sind, und obendrein Gränznachbaren: so darf sich der über die Gränze ziehende Fremdling immer die Gunst der einen versprechen, wenn er wahrhaft die Gunst der andern besitzt, und seine Ansichten des neuen Landes werden nicht verkehrt und unrichtig seyn; da er die richtigen, ihrem wesentlichen Inhalte nach, schon von Hause mitbringt. Falsch wäre es, von einem solchen Reisenden ein Compendium der Geographie des Landes erwarten zu wollen, von einem Dichter ein schulgerechtes System der Wissenschaft. Sollte er dieses liefern, so müsste er sich allen Genuss verkümmern, seine lebendigste Auffassung zerstören und aus Sehnsucht zur dichterischen Heimath augenblicklich das neue Gebiet verlassen. Unser Vf. hat darum seine eigenthümlichen Ansichten unter allgemeine Ueberschriften geordnet, und der Eingebung des Genius anheimgestellt, *was* er sagen wollte und *wie* er es sagte. Wir haben in diesen Aphorismen einen vielseitig gebildeten Geist, ein lebhaftes Gefühl des Schönen und Wahren gefunden, und sind durch das viele Vortreffliche des Buches überrascht und erfreut worden. Deutlich verkündet sich in dem Ganzen das Studium der Lehren eines *Plato* und *Jacobi*. Dem letztern, als seinem Freunde, hat der Vf. sein Werk in einer schönen poetischen Zueignung gewidmet. Er sehnet sich aus der Ferne zu ihm und trauert über die Verbannung am Gestade des Meers. Es erscheint ihm die tröstende Muse, keine Unbekannte:

> . . . . . gestärkt schon
> Blickt' ich, und fröhlicher Ahndung, empor; Heil! rufend erkannt' ich
> Jene des himmlischen Chors, die dem Wahrheit durstenden Pilger
> Einst in den Lorbeerhainen Entins, dem Erquickten, der Andacht
> Und der Begeisterung Kelch darbot, die Vertraute *Jacobis*!

Möge die holde Muse ihn ferner trösten, möge sie ihm das elegische Lebensgefühl, welches sich an mehreren Stellen dieses Buches ausspricht, in eine, immer reinere und stärkende Harmonie auflösen!

Eine Recensentenbemerkung wollen wir indessen nicht verschweigen. Warum hat der Vf. den griechischen Dualismus des *PH.* in der Rechtschreibung mit dem übermodernen, unromantischen, identischen Absolutismus des *F.* vertauscht? Die meisten deutschen Schriftsteller sind doch dem orthographischen Dualismus der Philosophie gewogen!

Zur Charakterisirung der Weise des Vfs. und zur freundlichen Einladung des Lesers heben wir einige Stellen aus. „An jedem systematisch aufgeführten Lehrgebäude der Philosophie bemerken wir bald eine Menge *blinder Fenster*, die blos der Symmetrie wegen angebracht sind. Aus der Entfernung thun diese hinlängliche Wirkung, und es giebt Kurzsichtige genug, welche hiernach die Beleuchtung des Gebäudes im voraus berechnen. Wer sich dort einmiethen will, untersuche jedoch erst von innen, ob die Lichtmasse auch grade seinen Bedürfnissen und Wünschen gemäss vertheilt sey. Wie oft finden wir alsdann die Fenster zwar hoch und zahlreich genug, aber alle — nach der Nordseite, und die freundlichsten Aussichten gegen Morgen ohne Schonung vermauert." Entfallen ist inzwischen dem Vf., dass die Bewohner eines solchen Hauses auch eigne Augen besitzen, wodurch sie im Norden grade den Osten zu sehen meynen, und dass es manche giebt, die im sonderbarsten Wahne vor den blinden Fenstern gaffend von den herrlichsten Aussichten erzählen. „Die meisten wählen ihre Grundsätze grade so vorsichtig, wie ihre Freunde, nur solche, die ihren Leidenschaften schmeicheln, oder zu ihren Verhältnissen passen. Der Philosoph *zeugt* die seinigen, wie seine Kinder. — *Erfinden* kann die Philosophie eben so wenig neue Wahrheiten, wie die Astronomie neue Sterne. Aber um manche der bisher verborgenen zu *entdecken*, dazu erfand von jeher die Speculation scharfsinnige Systeme, kunstmässiger zusammengefügte Telescope. — Von dem Staat und der Kirche verlangt die Philosophie nichts, als warum Diogenes den Alexander ersuchte; ihm ein wenig aus der Sonne zu gehen. — Die höhere Poesie ist mit der echten Speculation so wenig in Widerspruch, dass diese vielmehr durch die erstern allein jenes frische, jugendlich blühende Kolorit erhält, welches die regelmässige Bildung einer *Platonischen* oder *Jacobischen* Muse auf eine so anziehende Weise noch erhöht. Aber mit diesem lebendigen Ausdruck einer kraftvollen Gesundheit darf jene poetische Schminke nicht verwechselt werden, wodurch manche sogenannte Popularphilosophie die verzerrten Gesichtszüge und

die kränkliche Fieberblässe ihrer frostigen Vernunft vor unmündigen Liebhabern zu verbergen sucht. — Die Natur der Sprache, durch welche doch alles menschliche Denken allein möglich wird, beweist hinlänglich, wie wenig unsre Vernunft sich ohne Poesie zu behelfen vermag. Nur unter der körperlichen Gestalt eines Bildes oder einer Metapher offenbart sich ja die Seele des Gedankens auch in der dürftigsten Prosa. Alle wissenschaftliche Speculation ist mehr oder weniger eine metaphysische Anatomie, welche jenen gröbern Organismus zu vernichten strebt, um irgend wo den Sitz des verborgnen Lebensprincips zu entdecken. Aber die abstracteste Idee bleibt immer noch figürlich, und wir mögen wohl in einem recht philosophischen Sinne den Scherz des Komikers umkehren, und uns aufrichtig darüber wundern, — nicht, dass wir so lange *Prosa* gesprochen, sondern dass wir unaufhörlich *dichten*, ohne es zu wissen. — Die Religion ist die Philosophie des Herzens. Eine heilige Ueberlieferung des genialischen Gefühls an die speculirende Vernunft: eine höhere Physiognomik, die den mechanischen Verstand das Uebersinnliche ahnden lehrt aus den Formen der Sinnlichkeit. Sie ist weder Wissenschaft noch Kunst, aber mehr als beides: der erhabne Instinkt der unverbildeten Menschheit. — Wie der Philosoph an das *Leben* glaubt, nicht weil er einen Begriff von ihm hätte, sondern weil er in der ganzen Schöpfung *Lebendiges* wahrnimmt: so glaubt er auch an *Gott*, nicht weil er ein anschauliches Bild von ihm hervorzuzaubern vermochte durch die Kunstgriffe seiner Wissenschaft, sondern weil er Ahndungen des *Göttlichen* erkennt in jedem denkenden und empfindenden Wesen. — Eine isolirte Ungereimtheit würde so leicht nicht Eingang finden, auch bey dem uncultivirtesten Volke. Aber ein *System* von Ungereimtheiten imponirt immer in Masse, und ganze Geschlechter üben wohl alsdann mit eitlem Wohlgefallen ihren Scharfsinn an einem gigantischen Räthsel, dessen tiefern Sinn sie um so erhabner wähnen, je schwieriger es ihnen wird, ihn zu ahnden, oder ihm einen befriedigenden unter zu schieben. — Die Religion allein ist die Poesie der Seele, und als solche der Hesperus der wahren Philosophie — ihr Morgen- und Abendstern zugleich."

Vortrefflich sind die Aeusserungen des Vfs. über das Christenthum und seinen Einfluss auf die Menschheit. Das Christenthum ist nach ihm jetzt in einer *glänzenden* Schmach, wie es einst in einer *blutigen* war. Aber sein stiller und ehrwürdiger Geist wird sich unbefleckt wieder aufrichten, dieser verkannte Geist der Weisheit und des Verstandes, des Raths und der Stärke, der Erkenntnis und der Furcht des Herrn. Rec. stimmt ein in diese Hoffnung, und sieht dem *zweyten* Theile der philosophischen Ansichten mit Vergnügen entgegen.

ALTENBURG, b. Peterſen: *Beleuchtung und Beantwortung der Frage: Was ist Wahrheit?* Ein Beytrag zur populären Weisheitslehre. Von *Christ. Friedr. Böhme*, Stiftspfarrer zu Altenburg. 1803. 219 S. 8. (7 gr.)

Diese Schrift eines Mannes, der mit derselben zum ersten mal als Schriftsteller auftritt, hat den *Zweck*, die auf dem Titel angegebene Frage in einem der Philosophie angemessnen Sinne aufzulösen. Dieses will der Vf. durch eine weitere populäre Entwickelung von *Kants* Grundsätzen darüber und durch beyläufige Widerlegung von *Fichtens* Idealismus und *Schulzens* Skepticismus leisten. In dieser Absicht bemühet er sich 1) seine Leser mit der Wichtigkeit jener Frage bekannt zu machen, 2) diese in ihrer ganzen Bestimmtheit vorzulegen; und 3) sie sodann der gegebenen Bestimmung ihres Inhalts gemäss zu beantworten. Unstreitig hätte das *zweyte* Stück vorangeschickt werden sollen: denn erst muss man doch dasjenige gehörig kennen, von dessen Wichtigkeit man sich überzeugen will. Der Vf. sucht nun zuvörderst zu zeigen, dass alles *Wissen*, *Thun* und *Hoffen*, als in welchen drey Stücken sich alles Interesse unsrer Vernunft vereinigt, Wahrheit voraussetze. Das Resultat des *zweyten* Abschnitts ist, dass die in Rede stehende Frage in dem Sinne soll beantwortet werden: Welches sind die *Kennzeichen* der Wahrheit unsrer Vorstellungen überhaupt? Im *dritten* Abschnitt wird nun zuerst untersucht: Was ist Wahrheit im *Begriffe*? Dieser und der folgenden Untersuchung liegt, ohne dass es gesagt wird, *Kants* Logik Einleitung VII. zum Grunde. Es werden die Begriffe in der bekannten Nominalerklärung der Wahrheit erörtert. Und hier stossen wir nun, nach mehrern unrichtigen Vorstellungen, auf das Eigenthümliche dieser Schrift, welches aufzustellen wohl die Hauptabsicht bey derselben seyn mag. Aber eben dieses Eigenthümliche ist durchaus falsch. S. 68. findet man schon in einer und derselben Periode einen Widerspruch. Es werden nämlich drey Gemüthsvermögen angegeben, die sich nicht weiter auf *Eins* zurück führen lassen, und doch heisst es, alle drey nenne man mit dem *gemeinschaftlichen* Namen eines *Vermögens der Vorstellung*. Wer hat je *Gefühle* und *Begehrungen Vorstellungen* genannt? *Kant* hat zwar allerdings eine Kritik der *drey* Erkenntnisvermögen geschrieben; allein diese sind nicht das *Erkenntniss-*, *Gefühls-* und *Begehrungsvermögen*, sondern *Verstand*, *Urtheilskraft* und *Vernunft*, in so fern aus ihnen für jene drey Gemüthsvermögen *constitutive* Principien entspringen. Bey S. 102. drückt sich der Vf. wenigstens nicht gut aus, wenn er sagt: er wolle sich bestreben klar zu machen, dass nicht *alle unsre Vorstellungen*, Gedanken und Urtheile, auch die richtigsten und genauest wahren, *bloße* Vorstellungen seyen! Denn ausser der Vorstellung kann es, zur Erkenntnis, doch weiter nichts geben, als das *Vorgestellte* oder den *Gegenstand*; allein die Vorstellung ist nicht der Gegenstand: denn dieser wird als *ausser* dem Gemüth gedacht, die Vorstellung aber ist *im* Gemüth. Und also möchten doch wohl alle unsre Vorstellungen nichts weiter als *bloße* Vorstellungen seyn. Nun sind wir zwar vermöge der Beschaffenheit unsers Erkenntnis-

nifsvermögens genöthigt unsre Vorstellungen auf einen Gegenstand zu beziehen, und in der Uebereinstimmung unsrer Vorstellungen mit diesem Gegenstande besteht eben die Wahrheit; aber von diesem Gegenstande wissen wir doch nur etwas durch unsre Vorstellungen von ihm; zu ihm selbst, als etwas ausser unserm Gemüthe, können wir nicht vordringen, sondern wir bleiben mit unsrer Erkenntnifs immer innerhalb unsrer Vorstellungen. Und also müssen auch deswegen unsre Vorstellungen *bloße* Vorstellungen bleiben. Allein unser Vf. stellt sich vor, es gebe eine Erkenntnifs, die er die *ideale* nennt, und welche Gottes Erkenntnifs sey, in welcher zwar auch der Gegenstand von der Vorstellung unterschieden, aber etwas *an* und *für sich Existirendes* und nicht *Erscheinung* sey. Hierin liegt sein ganzer Irrthum, und er ist noch weit davon entfernt, den eigentlichen *kritischen Idealismus* gefafst zu haben. Dieser Idealismus ist gerade das Gegentheil von demjenigen Idealismus, welcher behauptet: alle Erkenntnifs durch Sinne und Erfahrung sey nichts als lauter Schein; denn *Kants* Theorie ist: *nur in der Erfahrung ist Wahrheit.* Aber Hr. *B.* hat auch nicht einmal einen Begriff von der Methode einer Kritik des Erkenntnifsvermögens: denn er bestreitet S. 104. den dogmatischen Idealismus aus dem Satz des Widerspruchs. Nach ihm ist nun der *Gegenstand das schlechthin und ewig für uns Unbekannte, von dessen nothwendiger Voraussetzung wir nur wissen, ohne daß uns, was er an und für sich selbst,* ausser der Vorstellung, *sey, jemals auch nur im Mindesten offenbar werden könnte.* Dieser Gegenstand müsse für uns das *Gegebene* heifsen!! Dem *Begriffe* nach sey folglich *Wahrheit* die Uebereinstimmung der Erkenntnifs mit jenem unbekannten Gegenstande!! Die *für uns wirkliche* Wahrheit, heifst es endlich, könne jederzeit nur innerhalb unsern Vorstellungen angetroffen werden. Wahrheit in der *Wirklichkeit* ist demnach, nach unserm Vf., Uebereinstimmung unsrer subjectiven (d. i. menschlichen) Erkenntnisse mit den objectiven (d. h. für alle menschlich erkennende gültigen) Gesetzen des menschlichen Erkennens überhaupt. Hieraus folgert nun Hr. *B.* das ganze Resultat seiner Untersuchung; welches ihn doch wohl auf die Falschheit seiner Theorie hätte aufmerksam machen sollen: dafs *Wahrheit vor Menschen* (oder in der *Wirklichkeit!*), *in ihrer ganzen Vollkommenheit gedacht, doch immer noch vor Gott* (oder *an und für sich*, nach der *idealen Wahrheit*) *die gröbste Unwahrheit ausmachen könne!!!* Der Vf. fällt demnach, wie wir sehen, um dem Idealismus auszuweichen, in den allergröbsten, indem er behauptet, dafs die vollkommenste menschliche *Erfahrungserkenntnifs* (Erkenntnifs in der Wirklichkeit) nichts als Trug und Schein seyn könne. Er zieht daher auch die Folgerung aus seiner Behauptung: „Alles in der Natur bleibe für uns immerwährend ein Geheimnifs." Das heifst ja aber, es giebt für die Menschen weder Erkenntnifs noch Wahrheit. Nach den echten Grundsätzen der kritischen Philosophie erkennen wir dagegen alles in der Natur immer besser und erweitern täglich unsre Erfahrungserkenntnifs. Ja nach des Vfs. Begriffen ist die Wahrheit ein Unding: denn des Menschen Erkenntnifs kann nicht mit dem unbekannten Gegenstande übereinstimmen, wie Hr. *Böhme* selbst zugiebt, und Gott erkennt nicht *mittelbar*, durch Vorstellungen, wie der Vf. auch gesteht; sondern den Gegenstand an und für sich *unmittelbar*. Bey Gott ist also eben so wenig eine Erkenntnifs denkbar, die mit dem Gegenstande übereinstimme, und also noch von demselben unterschieden werden müfste, als bey uns Menschen ein Gegenstand, der mit der sinnlichen Anschauung desselben verglichen werden könnte. Doch genug zur Charakterisirung dieser Schrift.

PÄDAGOGIK.

Leipzig, b. Schiegg: *Original-Ideen über die Kunst der Erziehung und besonders der Bildung zur Sittlichkeit.* In Aphorismen entworfen zum Behuf für Vorlesungen. 1804. XXIV u. 232 S. 8. (1 Rthlr.)

Was der Vf. von dem bisherigen Gange des Erziehungsgeschäfts S. XVI. sagt: „Im Ganzen tappte man blind umher, ohne so eigentlich recht zu wissen, was man wollte, oder was man sollte. Und wenn nun aus diesem Tappen wenig oder nichts heraus kam, darf man es denn sonderbar finden?" gilt buchstäblich von seinem Buche, in dem eine solche Verwirrung der Begriffe herrscht, dafs es unmöglich ist, bestimmt anzugeben, was der Vf. eigentlich damit gewollt habe. Nach der langen Vorrede, worin er hauptsächlich den Satz zu erweisen sucht, dafs wir bisher noch gar keine Erziehung gehabt hätten, und worin es heifst: „Man ist noch *nie* bemüht gewesen, *Menschen zu bilden*, sondern *bloß Bürger oder vielmehr Unterthanen abzurichten.* Und das nannte man — erziehen. Daher kommts, dafs man Gehorsam als die Basis aller Kinderpflichten, Folgsamkeit als die Erste aller Kindertugenden annahm, dafs man einen selbstthätigen Kinderverstand naseweis, und die Energie des Willens bey einem Kinde Trotz, Eigensinn nannte, dafs man Strafen bey der Erziehung für unentbehrlich, — dafs man *Viehzucht* und Kinderzucht *der Form nach für einerley hielt*" (!), nach einer solchen Anklage der bisherigen Erziehung giebt der Vf. zuerst (S. 1 — 30.) ein *Bruchstück aus der Geschichte der Humanität*, wie er es nennt, das mit einer grellen Schilderung des Naturstandes anfängt, aus diesem die bürgerliche Verfassung hervorgehen läfst und daran eine Darstellung unsrer gegenwärtigen Lage anknüpft, wo (S. 10.) die *Vernunftmenschen es den bisher Unterworfnen gesagt haben, daß sie nicht nöthig hätten, sich als Mittel und Werkzeuge zur Befriedigung des sinnlichen Interesses der Machthaber brauchen zu lassen.* Daraus ist nun (S. 13.) *eine fürchterliche Krisis entstanden*, in welcher *Einige beiden Parteyen zum gütlichen Vergleich, andre zur Fortsetzung des Kampfs, noch andre den Machthabern zur Beförderung der Volksaufklärung rathen.* Diese Rathgebungen taugen aber nach dem Vf. alle drey nichts, und er will daher in seinen *Ideen zu einer wahren Erziehung und echt sittlichen Menschenbildung*, als dem *zweyten*

Theil

Theil seiner Schrift, *Winke und Warnungen geben, jene (und andre) Hindernisse zu beseitigen und aus dem Wege zu räumen.* Der Hauptgedanke des Vfs. geht, so weit er sich aus dem verworrenen Räsonnement desselben errathen läßt, dahin, zu zeigen, daß unsre bisherige Erziehung zu einseitig sich fast bloß mit Bildung des Erkenntnißvermögens beschäftigt, und darüber die Bildung des Gefühls- und Begehrungsvermögens vernachlässigt habe. Diesen Gedanken, der unter den nöthigen Einschränkungen allerdings etwas wahres enthält, den aber ausser dem Vf. wohl niemand original finden wird, hat er unter einer Menge halbwahrer oder ganz falscher Sätze so versteckt und zugleich so übertrieben, daß er in dem Sinne, worin er ihn nimmt, durchaus unrichtig wird. Wie läßt sich dieß aber auch anders erwarten von einem Manne, der S. 59. zu behaupten wagt, daß *bis auf den heutigen Tag noch keine Menschenbildung, folglich auch noch keine Menschenform, folglich auch noch keine Menschheit (Humanität) zu Stande gekommen sey (!)*; der von der bisherigen Theorie und Praxis in unsrer Erziehung solche Begriffe hat, wie S. 127. *Unsre ganze Menschenbildung hat in weiter nichts bestanden, als in Abrichtung zu conventionellen Formen. Nur erst seit kurzem fiel es einigen Theoretikern ein, daß der Mensch doch wohl besser seyn könnte, als er ist*, daß seine Natur nach den Anlagen, die sie erhalten hat, eines höheren Grades der Veredlung fähig wäre, als den die Erfahrung bisher gezeigt hat. *Diese Wahrheit* (ungeachtet sie erst vor kurzem einigen Theoretikern einfiel) *ist so evident, daß sie den Augenblick von allen Denkenden eingesehen und die Wirklichkeit der Idee von allen Fühlenden gewünscht ward. Hierdurch wurde die Idee einer absichtlichen Erziehung geboren, welche nichts geringeres beabsichtigte, als mitten in der Gesellschaft der ungebildeten Alten einige Junge besser zu bilden.* Man verlangte also, diese *Jungen* sollten, *wider alle Gesetze der Natur*, eine andre *Stimmung* annehmen, als die *Stimmung* der Gesellschaft, in der sie lebten. War diese Absicht sonderbar, so waren die Mittel, wodurch man sie zu erreichen suchte, noch sonderbarer. Nämlich man suchte nicht die Gefühle zu veredeln, nicht *durch Totaleindrücke den jungen Menschen reiner zu stimmen*, sondern man wollte *bloß durch das Erkenntnißvermögen* diese Besserung bewirken u. s. w. Kein Wunder also, wenn die Theoretiker bisher *in praxi* nichts ausrichteten, und die Menschheit bis auf den heutigen Tag ohne Bildung, ohne Menschenform, ohne Humanität blieb. Um nun die Menschheit aus diesem traurigen Zustand herauszuführen, muß unsere Erziehung in der Theorie sowohl als in der Praxis durchaus reformirt werden. Das Princip, welches der Vf. der neuen Theorie, wodurch jenes Heil bewirkt werden soll, zum Grunde legt, stellt er (S. 132.) in dem Satz auf: *daß der Mensch zu etwas bestimmt sey!* Wir glauben ihm gern, daß er in diesem Satz „*den Punkt gefunden habe, worauf er so fest stehe, daß kein vernünftiger Mensch ihn davon vertreiben könne;*" allein wir begreifen auch nach allem, was er im folgenden darüber gesagt hat, schlechterdings nicht, wie er von diesem Punkt ausgehend zu der versprochenen neuen Theorie der Erziehung gelangen will. Nachdem er seine Leser durch eine Reihe unverbundener Sätze ermüdet hat, überrascht er sie auf einmal mit folgenden Resultaten S. 155. *So viel ist gewiß, soll irgend ein Bildungsgeschäft von Erfolg seyn, so muß der Erzieher* 1) *nicht Herrscher, nicht Gehorcher, nicht glaubige Christen, nicht unglaubige Naturalisten zu produciren, sondern lediglich Menschen zu bilden sich vornehmen, und zwar nicht Menschen, wie wir, sondern nach der Idee von Vollkommenheit, die wir aus den Anlagen der Natur und den Gesetzen der Vernunft componirt haben,* 2) *Stoff geben, dessen alle Mitglieder empfänglich sind, nicht Jedem seine bestimmte Portion abmessen und sie ihn gerade in der Form, die uns gefällt, verschlingen lassen, sondern so roh als möglich* u. s. w. 3) *ihm diesen Stoff mehr durch Handlungen oder Thatsachen als durch Worte geben, d. h. es so einrichten, daß der Zögling diesen Stoff mehr selbst nimmt, sucht, findet, sammelt, als daß wir ihm denselben vorkauen und einschmieren. (!!)* Dieß sind also die neuen Erziehungsgrundsätze, von deren Befolgung nach unsrem Vf. das Heil der Welt ausgehen soll. Zwar bescheidet er sich, daß sein *Büchlein nicht vermögend sey, eine Reformation der menschlichen Gesinnungen zu bewerkstelligen;* allein es soll doch wenigstens den Grund dazu legen, und gesetzt, daß es auch diesen Zweck verfehle, so weiß der Vf. sich darüber schon im voraus zu trösten. *Gesetzt*, heißt es S. 57., ich wäre der *Einzige*, der die Möglichkeit, Mensch zu werden einsähe, und sich von der Nothwendigkeit es zu werden, überzeugte, soll ich darum säumen, weil ich der Einzige bin? Elender Zweifel! Wird mich, wenn ich säume und also mit der Menge zurückbleibe, der Mangel an Theilnehmern vor dem Richterstuhl der ewigen Vernunft entschuldigen? Wer die Welt durchwandern will, muß doch einmal in irgend einem Zeitpunkt von irgend einem Raumpunkt ausgehen. Also, wenn das Ganze verderbt ist, so ist die Verbesserung des Ganzen nicht von einer schnellen Umwandlung zu hoffen; sondern von irgend einem Individuum muß die Verbesserung ausgehen, so gut als die Verschlimmerung von einem Individuum ausgegangen ist, wenn wirs gleich nicht mit Namen anzugeben wissen. *Selig bin ich, wenn die Vorsehung eben mich bestimmt hat, dieses Individuum zu seyn.* Wir wollen den Vf. gern in diesem Seligkeitsgefühl nicht stören, wenn er uns nur künftig mit Original-Ideen, wie die vorliegenden, verschont.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 25. Julius 1806.

CHEMIE.

JENA, in d. Gröker. Buchh.: *Karl Hatchett's Versuche und Beobachtungen über die verschiedenen Karatirungen, die specifische Schwere und über das comparative Abnutzen des Goldes*; aus dem Englischen übersetzt von *J. F. C. Wuttig*. 1804. 166 S. gr. 8. (18 gr.)

Die *verschiedenen Karatirungen des Goldes* sind der erste Gegenstand der Untersuchungen des Vfs. Er versetzte das *Gold* zuerst mit *Arsenikmetall*, und fand, dass wenn er $\frac{1}{72}$ desselben mit geschmolzenem Golde in offnen Gefäsen vermischte, fast alles sich verflüchtigte. Wurde hingegen in einem Tiegel von 4" Gold geschmolzen, und dieser in einen Tiegel von 12" gesetzt, der Arsenikmetall enthielt, dieser letzte mit einem gleichen umgekehrten bedeckt und nun 2 Stunden in einem Windofenfeuer gehalten: so wurde hierdurch ein Theil des Goldes flüchtig gemacht; ein anderer war äuserst brüchig, von grauer Farbe und grobkörnigem Gewebe. Aehnlich fast fielen die Versuche aus, wenn man den Dampf des Arseniks auf eine Goldplatte im obern Tiegel wirken liefs. Durch diesen Dampf lässt sich also der Arsenik leicht mit dem Golde verbinden, und gleicht alsdann den Verbindungen des Schwefels oder Phosphors mit Metall! *Gold* und *Spiesglanz* (-Metall). $\frac{1}{72}$ desselben hatten sich mit dem Golde verbunden, und es sehr brüchig und aschgrau gemacht: im Bruche aber glich es dem Porcellan. $\frac{1}{72}\frac{1}{0}$ Spiesglanz verminderte schon die Ductilität des karatirten Goldes. *Gold und Zink.* Zink ist der Ductilität des Goldes äuserst nachtheilig; trennt sich in kleinen Mengen von ihm ganz, in grösen nur zum Theil; als Mischung verbindet er sich inniger; auch wenn er als Dampf auf das Gold wirkt. *Gold und Kobalt.* Wurde mehr als $\frac{1}{10}$ K. zugethan: so war die Farbe nicht nur blässer, sondern das Korn der Mischung ertigt und brüchig. *Gold und Nickel.* Unter allen sogenannten Halbmetallen verändert der Nickel die Farbe und Dehnbarkeit des Goldes am wenigsten. *Gold und Magnesium.* Wurde über dem schwarzen Oxyd Baumöl abgebrannt, und alsdann in die Mitte desselben Gold gelegt; dieses mit Kohle bedeckt, und in dem gefutterten Tiegel 3 Stunden im Feuer erhalten: so fand man zwar theils pulverförmiges, theils erhärtetes grasgrünes Magnesium; doch aber hatte das Gold $\frac{1}{5}$ bis $\frac{1}{7}$ desselben angenommen, war von blasgelblich grauer Farbe und einem beträchtlichen Glanze des polirten Stahls; liefs sich, ob es gleich äuserst hart war, einigermafsen breit schlagen, ehe es brach. In strenger Hitze der Luft ausgesetzt, verliert es jenen Glanz, und bedeckt sich mit einem braunen Oxyde. Das Magnesium schützt das Gold vor dem Angriff der Säuren: ja das Oxyd des Gemisches wird von der Schwefel- und Salpetersäure nicht, ohne Zusatz von etwas Zucker, aufgelöst, mit Zurücklassung des reinen Goldes auf der Oberfläche. Nur das Bley allein scheidet auf der Kapelle, welche dadurch äuserst zerfressen wird, das Magnesium ganz. *Gold und Wismuth.* Er verbindet sich unter allen Umständen damit, und $\frac{1}{72}\frac{1}{0}$ macht es schon sehr brüchig. *Gold und Bley.* Es gleicht dem Wismuthe sehr in seinen nachtheiligen Wirkungen auf jenes: nur seine Dämpfe wirken schwächer. Beide Metalle bringen eine ansehnliche Verringerung der specifischen Schwere des Goldes hervor. *Gold und Zinn.* Es benimmt dem Golde die Dehnbarkeit nicht; und in dem Zinne, welches anderschreibende Chemiker angewandt haben, mus Wismuth, Bley, Spiesglanz oder Zink gewesen seyn, da $\frac{1}{72}\frac{1}{0}$ jener das Gold brüchig macht, welches dagegen von $\frac{1}{60}$ Zinn nicht brüchig unter stählernen Walzen sich zeigt. *Gold und Eisen.* Es schadet gleichfalls, der gängigen gegenseitigen Behauptung ungeachtet, der Dehnbarkeit des Goldes nicht, das zwar dadurch härter, aber nicht brüchig wird. Und obschon die Veränderung der Farbe durch die Mischung es für Münzen untauglich macht; so kann diese doch vielleicht zu Schmuck und zu andern Arbeiten mit Vortheil angewandt werden. *Gold und Schmirgel.* Man behauptet von ihm, dass er das Gold spröde machen könne; aber die angestellten Versuche zeigen, dass er sich gar nicht (wie natürlich) mit dem Golde verbinden lasse. *Gold und Platina.* (Diese Verbindungen sind bekannt.) *Gold und Kupfer.* Das nicht ganz reine (da es öfters Spiesglanz und Bley hält) macht das Gold brüchig: besonders, wenn dasselbe in Sand-, nicht in eiserne Formen gegossen wird, dagegen das ganz reine Kupfer der Ductilität nicht schadet. *Gold und Silber.* — Versuche über den comparativen Verlust der Metalle durch Verflüchtigung oder Oxydation, beym Hinzusetzen zu geschmolzenem Golde: nur Silber, Kupfer und Zinn litten keinen Verlust: er erfolgte dagegen bey Bley, Eisen, Wismuth, Spiesglanz, Zink, Arsenik. — — Die sämmtlichen Versuche erhärten (wie auch langer Gebrauch schon sanctionirt), dass nur Silber und Kupfer zum Karatiren der Goldmünzen anzuwenden sind, da alle die andern entweder die Farbe des Goldes beträchtlich verändern, oder die Ductilität desselben verringern.

Der *zweyte* Abſchnitt betrifft die *ſpecifiſche Schwere des mit verſchiedenen Metallen karatirten Goldes.* Die hierzu dienende Wage zeigte, wenn ſie mit 2000 Gr. beſchwert war, die Differenz von $\frac{1}{256}$ Gr. an. Die Verſuche ergeben ſich aus einer groſsen Tabelle. Bemerkenswerth ſind die Wirkungen, welche Bley und Wismuth auf das Gold äuſsern; nicht nur wegen der Veränderungen der ſpecifiſchen Schwere deſſelben, ſondern auch wegen des merkwürdigen identiſchen Verhaltens derſelben, wenn ſie als Zuſätze angewendet werden, obgleich ihre ſpecifiſche Schwere einzeln ſo verſchieden iſt, wie die Tabelle erweiſt. Eine andere zeigt die Veränderungen der Expanſion oder Contraction, nach der Vermiſchung. Diejenigen Metalle, welche das Gold ſpröde machen, haben die gröſste Tendenz, Contractionen zu bewirken. Im Ganzen zeigen die Reſultate dieſer Tabelle, dafs die Meinungen vieler Schriftſteller über die Denſität der Metallverſetzungen unrichtig ſind. So findet ſich, ſtatt der von *Briſſon* angegebenen Contraction der Vermiſchung von Gold und Kupfer, eine Extenſion. Eine Verſchiedenheit der Eigenſchwere einer gleichen karatirten Maſſe bewirkt der Druck der oben aufliegenden Metallmaſſe, die ungleiche Diffuſion des Zuſatzes, die Sand-, oder die eiſerne Form u. ſ. w.: die obern Theile der Stange waren immer beſſer, als die untern. Die Verſchiedenheit der Eigenſchwere der Metalle kann auch von Luftblaſen, der Differenz der Denſität in den Theilen derſelben, Maſſe, der Hitze, welche durch Reibung oder auf andere Weiſe hervorgebracht wird, abhängen. Verſchiedene Angaben der Eigenſchwere des karatirten Goldes, von verſchiedenen Schriftſtellern, in einer Tabelle: eine andere giebt die ſpecifiſche Schwere einiger engliſchen Goldmünzen von verſchiedenen Königen und verſchiedenen Jahren an.

Dritter Abſchnitt: *über das comparative Abnutzen des Goldes, wenn es mit verſchiedenen Metallen karatirt iſt.* Hier reiben ſich entweder Goldſtücke gegen Goldſtücke von einerley oder verſchiedener Qualität, oder gegen Silber und Kupfermünzen, oder gegen Feilſpäne der Metalle, oder ſandige Pulver. Zu der erſten Reihe von Verſuchen iſt eine Maſchine erfunden und im Buche abgezeichnet und beſchrieben, wodurch die Münzen, in gewiſſe Rahme eingelaſſen, gegen einander mit verſchiedener Kraft und Schnelligkeit gedrückt und gerieben und die Anzahl der Bewegungen der Welle durch ein Zifferblatt angegeben werden. Damit die Ungleichheit des Gepräges beym Golde keine unregelmäſsige Wirkung hervorbringe, ſo wurden die Goldmünzen mit einem Stempel geprägt, welcher aus runden Hervorragungen beſtand, die auf der Oberfläche regelmäſsig geordnet waren. Nach dieſen Verſuchen leiden gewöhnlich karatirte Goldſtücke weniger, als die mit gleichen Theilen Kupfer verbunden ſind; und die letzten weniger, als bloſse Kupferſtücke. Das feine Gold leidet mehr, als das mit der rothen, weiſsen oder gemiſchten Karatirung: aber das feine trägt ſich weniger ab, als das, welches mit Zinn und Kupfer, oder mit Eiſen und Kupfer verſetzt iſt. Die geprägten Münzen verhielten ſich eben ſo, wie die platten: nur dafs das 18karatige Gold mehr verlor, als das feine; und das mit Zinn und Kupfer verſetzte mehr, als das mit Kupfer und Eiſen. Die erhabenen und hervorragenden Theile werden am merklichſten abgenutzt. Wurden Gold-Münzen von verſchiedener Karatirung, oder Silber- oder Kupfer-Münzen, wechſelſeitig auf einander gerieben: ſo zeigte ſich hinreichend, dafs die biegſamen Metalle immer durch die härtern abgenutzt wurden. Auf dieſen war ein Ueberzug von weicherem Metalle ausgebreitet; aber in etlichen Fällen hatten ſich die Theile des geſchmeidigen Metalls auf der Oberfläche zu Hervorragungen oder Knoten gebildet. Feines Gold gegen gleiches leidet unter dem Drucke eines beträchtlichen Gewichts einen ſehr bedeutenden Verluſt; beſonders aber die erhabenen Theile deſſelben, welche der Weichheit wegen in die Maſſe gepreſst und gerieben werden. Feines Gold gegen karatirtes leidet immer den gröſsten Verluſt. Das 22karatige (mit Silber oder Kupfer oder beiden beſchickt) und ſeine erhabenen Flächen verlieren nur unbedeutend; unter ihnen die weiſse Karatirung am mehreſten. Vielmehr leidet das mit Eiſen oder Zinn verſetzte. Das 18karatige Gold verliert mehr, als das 22karatige; wird aber feines Gold gegen jenes gerieben; ſo büſst es am meiſten ein. Gold mit gleichen Theilen Kupfer verſetzt, verliert weit beträchtlicher, als irgend eine der bisher erwähnten Arten: wird jenes aber mit dem feinen oder karatirten Golde gerieben, ſo büſst dieſes doch am mehreſten ein. Legirtes Silber wird beynahe gleich ſtark, wie das feine Gold, abgenutzt: aber mehr als das karatirte Gold und weniger als ſehr kupferhaltiges Gold. Das nach dem Münzfuſse geprägte, trägt ſich weniger ab, als legirtes Silber, und dieſs weniger als Kupfer. Wird Kupfer gegen Kupfer gerieben, ſo leidet es weit mehr, als die vorigen Metalle. Wird ſehr ductiles karatirtes Gold gegen gleiches gerieben: ſo verliert es weniger, als unter gleichen Umſtänden hartes oder brüchiges. Wird weiches und hartes Gold zuſammengerieben, ſo leidet das ductilſte am mehreſten, ſo wie auch die mehr erhabenen Oberflächen. Auſser dieſem ſtark reibenden Drucke mit der oben erwähnten Maſchine, wurde eine andere Reihe von Verſuchen mit (200) Goldſtücken von fünf verſchiedenen Karatirungen (wovon die Hälfte glatt, die andere auf obige Weiſe geprägt war) angeſtellt. Dieſe wurden in eine cubiſche Büchſe geſchüttet, welche durch eine Welle, die durch die Mitte der zwey entgegengeſetzten Seiten ging, bewegt wurde. Alle Stücke ſchienen nach 71700 Umdrehungen mehr an den Kanten, als den Flächen gelitten zu haben; die geprägten Stücke waren im Verhältniſſe der Dehnbarkeit (folglich ihres Verluſtes) vernichtet oder geebnet. Die Ecken waren rund und polirt, die Flächen mehr oder weniger conca, der urſprüngliche Durchmeſſer vermindert. Es hatte auch hier das geſchmeidigſte Gold, da es gegen härteres gerieben wurde, den gröſsten Verluſt erlitten: aber zwiſchen

den

den glatten und geprägten Stücken war keine wesentliche Differenz bemerkt worden. Eine dritte Reihe von Versuchen wurde mittelst einer horizontalen Tafel angestellt, welche sich auf einer verticalen Welle drehte, und welche ein befestigter Rahm umgab, in welche Münzen eingefügt waren. Jener wurde vermittelst oder ohne Gewicht gegen die Tafel, auf welche gewisse Pulver oder Feilspäne der Metalle gestreut waren, gestemmt; und dadurch wurden die Goldstücke ungemein gescheuert. Bey dem ersten Versuche mit feingepulvertem Mörtel litt das feine Gold mehr, als das weiskaratirte, und dieſs mehr, als das übrige härtere: auch war die Differenz zwischen geprägten und ungeprägten recht sehr merklich. Kupfer wird hier am wenigsten abgeschabt. Gleichen Erfolg zeigte feiner weiſser Streusand, der mit Fischleim gleichsam aufgekittet war: und so auch Feilspäne von rothkaratirtem Golde. Als man Eisenfeilspäne mit aufgelöstem Fischleim befestigt hatte, und nun den Versuch anstellte, so war der Unterschied des Abnutzens des feinen und des karatirten Goldes kaum bemerkbar, weil die schnelle und heftige Wirkung der Eisenfeilspäne, welche der einer Raspel glich, zu gewaltig war, als daſs sie durch Verschiedenheit der Dehnbarkeit modificirt werden konnte; nur das 18karatige Gold (mit Kupfer) litt am wenigsten. Als allgemeine Grundsätze kann man annehmen: 1) daſs bey *mäſsiger Pressung* und Reibung zwischen gleichartigen Goldstücken der Verlust mit dem Grade der Ductilität in umgekehrtem Verhältnisse stehe: wenn aber 2) Stücke von ungleicher Qualität sich reiben, das Dehnbarste am meisten leide; 3) daſs erdige Pulver und Feilspäne der Metalle gleiche Effecte im Verhältnisse der Dehnbarkeit hervorbringen. Inzwischen, wenn auch gleich weiches Gold mehr abgerieben wird, als das gewöhnlich karatirte: so würde doch der Vortheil von noch härterm Golde zu Münzen durch die Nachtheile bey dem Prägen weit überwogen werden. Gründliche Abwägung der Gründe für die verschiedenen Arten der Karatirung, und Neigung zu der gemischten. Das verwischte Gepräge beruht nicht immer auf dem Abnutzen, sondern auch wohl darauf, daſs die hervorragenden Theile hereingedruckt sind. Die hauptsächlichste Ursache des Abtragens beruht auf fremden und sandigen, die Münzen abreibenden Theilen. Auf die Eigenschwere der Metallmischungen haben zahlreiche Ursachen Einfluſs: allein die Metalle, welche Contraction oder Expansion bewirken, bringen nicht *stets* unter allen Umständen gleiche Effecte hervor; sondern es hängt von bestimmten Verhältnissen ab. Gold von mittelmäſsiger Geschmeidigkeit passt am besten zu Gelde, und nutzt sich am wenigsten, und nur in langer Zeit ab.

Man kann dem Vf. die groſse Menge seiner angestellten Versuche, wozu groſse Massen von Gold gehörten, nicht genug verdanken. Daſs sie keinen gröſsern Nutzen für das gemeine Wesen veranlassen, ist nicht seine Schuld; sondern es liegt in der Natur der Dinge selbst. Eine Reihe genau angestellter Versuche, wenn die Anwendung derselben auch zu keinen bedeutenden Vortheilen leitet, ist immer Gewinn für die Chemie, weil man nun weiſs, was man davon zu erwarten hat: und wir haben doch durch die unermüdeten scharfsinnigen Nachforschungen des Vfs. manches Neue gelernt, andre Sätze bestätigt, andre berichtigt erhalten. Was die Uebersetzung betrifft: so ist sie verständlich, und scheint treu; nur ist sie nicht hinlänglich überarbeitet und etwas flüchtig. So findet sich Ausgieſsen des Goldes statt Ausschütten, Ungebundenheit S. 71. statt Unbestimmtheit, und mehrere kleine Fehler, die sich unter den *Berichtigungen* nicht angegeben finden. Auch ist der Stil des Uebersetzers nicht correct und angenehm. Er läſst die Hülfs-Verba sehr oft aus, wo sie beygefügt werden sollten, schreibt stets sein ft. seyn, übergänge ft. überginge, gleichte ft. glich, Erforschungen aller bekannter metallischer Substanzen ft. bekannten metallischen, u. a. m.; kleine Flecken, die bey einer neuen Ausgabe sich leicht verwischen lassen.

PHYSIK.

1) Breslau, b. Meyer: *Grundriſs der Experimentalphysik*, von *J. K. P. Grimm*, Prof. der Phys. zu Breslau. 1800. 316 S. 8. (1 Rthlr.)

2) Liegnitz u. Leipzig, b. Siegert: *Das Wissenswürdigste aus der Physik*, von *J. K. P. Grimm*, Prof. der Math. u. Phys. an d. königl. Ritterakademie zu Liegnitz. 1803. 274 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

In dem ersten Werke wollte der Vf. das Wissenswürdigste aus der Experimentalphysik liefern, so daſs es nicht allein zur Vorbereitung, sondern auch zur Wiederholung dienen könnte. Er befolgt dabey im Ganzen den Plan, nach welchem das von ihm herausgegebene Handbuch der Physik für Schulen ausgearbeitet wurde, und wegen des immer mehr zunehmenden Umfangs der Physik achtete er es für nöthig, den Abschnitt vom Weltgebäude in diesen Grundriſs nicht mit aufzunehmen. So wie sein Handbuch der Physik für zwey Classen von Lesern bestimmt ist, so glaubt er, daſs auch die gegenwärtige Schrift sowohl bey dem Vortrage auf Schulen, als bey Vorlesungen für Geschäftsmänner mit Nutzen gebraucht werden könne. Nach einer Einleitung, welche eine kurze Geschichte der Physik und ein Verzeichniſs der vorzüglichsten physikalischen Schriften enthält, folgen die allgemeinen Eigenschaften der Körper: Ausdehnung, Undurchdringlichkeit, Theilbarkeit, Porosität, Bewegung, Cohäsion, Schwere. Hierauf Statik, Mechanik, Hydrostatik, Hydraulik; Luftarten nebst der Lehre von der atmosphärischen Luft; Wärmestoff und Feuer; einfache Stoffe der Körper, Gährung; Schall und Licht; Elektricität (bey Gelegenheit der *thierischen*, auch Etwas vom *Galvanismus*) und Magnetismus; die Erde und ihre Atmosphäre. So deutlich übrigens auch der Vf. seinen Vortrag abgefaſst hat: so wird es doch bey manchen Sätzen schwer, sie ohne Figuren zu verstehen, die

der

der Vf. wegliefs, um das Buch nicht zu theuer zu machen; ein Grund, der nur in so fern gelten kann, als der Verleger, bey dieser geringen Bogenzahl, dem nicht schönen Papier und dem eben so wenig schönen Druck, den Preis auf 1 Rthlr. gesetzt hat, wofür sehr wohl noch einige Kupfer geliefert werden konnten. Dieser Mangel an Kupfern ist auch Ursache, dafs keine Beweise von den Hauptsätzen, wie sonst in solchen Lehrbüchern gewöhnlich ist, gegeben werden konnten. — Nach diesen allgemeinen Bemerkungen noch einige einzelne. Was man sonst vom *Lichtstrahl* vorträgt, wenn er in schiefer Richtung aus einem Mittel in ein anderes von jenem verschiedenes eindringt, dehnt der Vf. *auf alle Körper* überhaupt aus, ohne irgend einen Versuch dafür anzuführen; so heifst es z. B. §. 45.: „Dasjenige, wodurch sich ein fester Körper bewegt, z. B. Luft oder Wasser, wird das *Mittel* genannt. Bewegt sich ein Körper in senkrechter Linie gegen die Oberfläche des neuen Mittels: so wird er seine Richtung nicht verändern; geschieht aber die Bewegung in einer schiefen Richtung gegen die Oberfläche des Mittels: so wird er, wenn er in das neue Mittel kommt, seine Richtung sogleich verändern" u. s. w. Hat wohl der Vf. auch von andern Körpern wirklich eben das beobachtet, was man vom Lichte weifs? — Als das erste Pendelgesetz führt der Vf. auf: S. 67. „Ein Pendel, oder der an einem Faden hängende Körper besitzt auf einem jeden Punkte des Bogens, auf welchem er sich bewegt, denjenigen Grad der Geschwindigkeit, welchen er gleichfalls haben würde, wenn er senkrecht von derselben Höhe (von welcher?) herabgefallen wäre." Der Vf. setzt hinzu: dieses Gesetz könne gänzlich verstanden werden, wenn man dasjenige ins Gedächtnifs zurückrufe, was von dem Fallen der Körper gesagt worden — allein Rec. zweifelt daran. Ueberhaupt wird das Buch, aller Mühe ungeachtet, die sich der Vf. dabey gegeben hat, doch nur mit Beyhülfe eines guten und kenntnifsreichen Lehrers den rechten Nutzen gewähren können, selbst wegen der vielen, oft sonderbaren, Druckfehler, davon nur wenige, und gerade nicht die bedeutendsten, am Ende angezeigt sind.

Das Verdienst, welches sich der Vf. bey Ausarbeitung der zweyten Schrift vornehmlich erwerben wollte, war eine besondere Sorgfalt, womit er das Nützliche von dem weniger Nützlichen zu unterscheiden suchte, und eine gewisse Kürze und Deutlichkeit im Vortrage. Diesen an sich gemachten Forderungen entspricht er nun wirklich; indessen dürfte etwas mehr Ausführlichkeit an manchen Orten den Lesern, für welche die Schrift zunächst bestimmt ist, erwünschter seyn, als die zu grofse Kürze: denn wer nicht wenigstens einmal bey einem Experimentator die Manipulationen und Erscheinungen der beschriebenen Gegenstände wirklich gesehen hat, wird sich von vielen keinen richtigen Begriff machen können. Die abgehandelten Gegenstände selbst sind folgende: Begriff und Umfang der Physik; vom Nutzen dieser Wissenschaft, Bedeutung der Wörter *Naturbegebenheit* und *Grundkraft*. Unterschied zwischen Beobachtungen und Versuchen. Von der *Luft*. Beschreibung der Luftpumpe; der Wasserhammer, die Saugpumpen, der Heber, die Windbüchse, der Heronsball und Heronsbrunnen; die Gasarten; Bestandtheile der atmosphärischen Luft; das Eudiometer; der Luftballon; Mittel, die Luft von schädlichen Dünsten zu reinigen. Das *Wasser*. Ueber chemische Verwandtschaft, Auflösung und Niederschlag; Knallgold, Knallsilber. Der *Wärmestoff* und das *Feuer*. Dämpfe, Destilliren und Sublimiren; Verbrennung, Phosphor, Knallpulver; *Rumford's* Sparheerd. Von den *Barometern* und *Thermometern*; ihre Verfertigungsart; Mittel, hohe Grade künstlicher Kälte hervorzubringen. Elektricität; Elektrifirmaschinen, Elektrophor; Elektricität in medicinischer Hinsicht. Galvanische Elektricität. *Volta's* Säule. Magnetische Materie. Lufterscheinungen; Winde, Aeolsharfe, Windmesser. Wässerige, feurige, glänzende Lufterscheinungen. Zuletzt von den Thermolampen und Filtrirmaschinen, wobey zugleich die Versuche über das Verhalten der Kohle gegen andere Körper mitgetheilt werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *Pesth*, b. Eggenberger: *Pristaldus, ex antiquitatibus Juris Hung. interpretatione critica restitutus, à Jo. Ferd. de Miller.* 1805. 104 S. 8. — Eine gute Abhandlung, nur vielleicht zu weitschweifig für den Zweck. Das Wesentliche derselben geht auf Folgendes hinaus: Das in den ungrischen Diplomen des Mittelalters vorkommende Wort *Pristaldus* kommt wahrscheinlich vom Slavischen: *Pristoit*, dabey stehen oder beystehen, her. (Der Vf. vergleicht das griechische παρεστως.) Es bedeutet in den alten Urkunden des 12ten und 13ten Jahrh. einen Advocaten, Vertreter, Anwald oder Beystand, einen öffentlichen oder Privat-Fiscal. Dergleichen rechtskundige Fiscale und Advocaten waren bey dem damals mündlichen Verfahren vor Gericht, und bey der Entscheidung nach Gewohnheiten, nicht nach geschriebenem Recht, unentbehrlich, und wurden auch öfters zu gerichtlichen Executionen und zu aufsergerichtlichen Geschäften gebraucht. Im Gräfl. Festeticfischen Georgicon sind noch neulich einige Stipendien für solche Jünglinge gestiftet worden, die sich nach vollendetem Rechtsstudio an der Seite der gräflichen Fiscale in der Rechtspraxis unter dem Namen: *Pristaldi*, üben wollen. Die S. 95. gelieferte Urkunde vom J. 1268. klärt einiges in dem damals üblichen gerichtlichen Verfahren auf. S. 0. erfahren wir, dafs von den vortrefflichen *Amoenitatibus Hist. et Juris Hung.* des sel. *Kollar* noch zehn ungedruckte, aber zum Druck vorbereitete Bände irgendwo vorhanden seyn müssen. So liegen manche hinterlassene Werke trefflicher verstorbener ungrischer Geschichtsforscher noch in Dunkelheit vergraben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 26. Julius 1806.

NATURGESCHICHTE.

ALTENBURG, b. Rink: *Beschreibung der Gattung und Arten der Heiden*, nebst einer *Anweisung zur zweckmäßigen Cultur derselben.* Ein Handbuch für Botaniker, Gärtner und Gartenfreunde, von *Carl Friedr. Waitz*, der naturf. Gesellsch. u. d. mineral. Societät zu Jena wirkl. Mitgliede. (1805.) X u. 355 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Bey der immer mehr zunehmenden und an einigen Orten zur Mode gewordenen Liebhaberey für die so genannten Prachtblumen, und der unangenehmen Erfahrung, dass man so selten von den Handelsgärtnern die verlangten Pflanzen richtig erhält, fasste der Vf. den Entschluss, für Gärtner und Gartenfreunde ein Handbuch zu bearbeiten, in welchem er die vorzüglich geschätzten Gattungen *Erica*, *Pelargonium* und *Rosa* nebst ihren Arten und Abarten beschreiben, und zugleich eine vollständige Anweisung zu deren zweckmäßigen Cultur liefern wollte. Hier macht er mit der Gattung *Erica* den Anfang. Zu der glücklichen Erreichung dieses Endzwecks wurde nothwendig erfordert, dass er bey seinen Lesern keine botanischen Kenntnisse voraussetzte, und die Kunstwörter, welche zur näheren Bestimmung unumgänglich nothwendig waren, auf eine anschauliche Weise erläuterte. Beide Erfordernisse sind hier erfüllt, und wir können Gärtnern und Gartenfreunden dieses Werk als ein sehr brauchbares Handbuch empfehlen. Aber auch für den forschenden Botaniker hat dieses Buch Interesse; weil er darin manche Arten berichtigt, und die Anzahl derselben in der neuesten Ausgabe der *Spec. Plant. Linné* von *Willdenow* um 42 neue Arten vermehrt findet.

Das Werk ist in zwey Abtheilungen getheilt. Die *erste* enthält *die Beschreibung der Gattung und Arten der Heiden.* Zuerst geht der Vf. die Gattungscharaktere verschiedener botan. Schriftsteller durch, und liefert alsdann eine Beschreibung der Gattung, die mit sehr zweckmäßigen Bemerkungen begleitet ist. Rec. will hier einige ausheben. S. 8.: *Tournefort* vereinigte in seiner Gattung *Erica* die Linnéischen Gattungen *Erica* und *Andromeda*, gewiss mit mehr Recht, als sie *Linné* blos nach der Zahl der Staubfäden, seinen eigenen richtigern Grundsätzen zuwider, trennte und in zwey Klassen vertheilte. (Es ist daher sehr zu billigen, dass der Vf. die Andromedenarten mit acht Staubfäden zur Gattung *Erica* gebracht hat.) *Gärtner* hat zwischen den Gattungen *Erica* und *Andromeda* einen wesentlichen Unterschied darin gefunden, dass die Scheidewände der Samenkapsel bey *Andromeda* den Schalenstücken *(valvulae dissepimento contrariae)*, bey *Erica* hingegen dem Rande der Schalen *(dissepimenta e valvularum margine)*, wo die Kapsel aufspringt, entgegenstehen sollen. So richtig aber auch dieser Unterschied seyn mag: so ist doch, nach Hn. *W's* Meinung, dadurch nicht allen Schwierigkeiten und Verwirrungen abgeholfen; da theils noch nicht alle Arten dieser Gattungen nach diesem Unterschied geprüft und geordnet worden sind, theils derselbe auch zu subtil ist, indem der Pflanzenforscher bey dem Finden einer blühenden Pflanze mit allen Kennzeichen der Gattung *Erica*, doch noch immer in Ungewissheit bleibt, ob sie nicht ihrer Samenkapsel wegen zur Gattung *Andromeda* gehöre.

Die Ueberzeugung, dass nur tabellarische Uebersichten das Aufsuchen und Bestimmen einzelner Arten bey einer so weitläuftigen Gattung erleichtern können, veranlasste den Vf., synoptische Tabellen der Arten mühsam auszuarbeiten, und sie für den Gärtner, dem die lateinische Sprache oft fremd ist, auch ins Deutsche übersetzt, beyzufügen. Sie gründen sich auf die Beschaffenheit der Staubbeutel, ob sie begrannt, kammförmig oder unbegrannt sind. Die Gestalt, Beschaffenheit und Vertheilung der Blätter, der Blüthenstand und das Verhältniss der Theile der Blume gegen einander, sind bey den Unterabtheilungen zum Grunde gelegt. Da Hr. *W.* die mehresten Diagnosen (nicht Definitionen) der Arten oft zu unbestimmt, und gewöhnlich unzureichend fand, mit Gewissheit nach ihnen eine Art zu bestimmen: so hat er sie oft zweckmäßig abgeändert. Hierauf folgen die vorzüglichsten Synonyme und die Abarten, alsdann der deutsche Name mit der deutschen Diagnose, die Anzeige des Wohnorts, der Blühezeit, und eine kurze zweckmäßige deutsche Beschreibung der ganzen Pflanze. Unter den mehresten Arten sind am Schlusse berichtigende Bemerkungen beygefügt, von denen Rec. nur einige als Beyspiel mittheilen will. Bey der *E. Stelleriana Spec. Plant.* ed. *Willdenow* bemerkt Hr. *W.* S. 172. folgendes: „Da bey der Gattung *Erica* die Staubfäden dem Receptaculum eingefügt sind, und man daher die ganze Krone abziehen kann, ohne die Staubfäden loszureissen: so gehört diese Pflanze, wenn *Steller*, der einzige, der sie wildwachsend fand, sie richtig beobachtet und beschrieben hat, woran nicht zu zweifeln ist, auf keinen Fall zur Gattung *Erica*, sondern macht, wegen der bey ihr an die Krone angehefteten Staubfäden, eine eigene Gattung aus, deren essentieller Charakter folgender ist: *Calyx pentaphyllus*, *Cor. quinquepartita (vix basi cohae-*

cohaerens), *Stamina petalo adnata*, *Antherae bifidae*, *Germ. superum*, *Capf. quinquevalvis.* Diese neue Gattung würde im Sexualsysteme, ob sie gleich zuweilen mit acht Staubfäden variirt, ihren Platz in der ersten Ordnung der zehnten Klasse vor *Andromeda* erhalten. Der Vf. schlägt vor, sie nach unserm fleissigen Beobachter der Heiden, *Wendland*, *Wendlandia* zu nennen. (Aber *Willdenow* hat schon in der sechsten Klasse eine Gattung nach diesem Pflanzenforscher benannt.) S. 177. *E. leucanthera Andrews* scheint von der gleichnamigen Thunbergischen Pflanze eine ganz verschiedene Art zu seyn, und mit ihr, ausser den dreyfachen Blättern, nichts gemein zu haben. Bey dieser Gelegenheit bedauert Hr. *W.*, dass *Andrews* durch so zweckwidrige Benennungen seiner Heiden die ohnehin grosse Verwirrung in dieser Gattung noch vermehrt. S. 221. werden hiervon noch mehrere Beyspiele angegeben. Unter *E. coerulea Willd.* sagt der Vf. S. 191.: Nach der Zahl der Staubfäden gehört diese Pflanze eigentlich zur Gattung *Andromeda*, wohin sie auch *Linné* und *Pallas* gebracht haben. Die Abart aber mit acht Staubfäden wird mit Recht bey der Gattung *Erica* gesucht werden müssen. Der Bau der Samenkapsel kann also hier allein entscheiden, und *Willdenow* hat diese wahrscheinlich genau beobachtet. Bey der *E. Banksii* S. 195. wird bemerkt, dass *Dieterich* ganz irrig dieser Pflanze sparrig-abstehende Blätter zugeschrieben habe, da sie doch durch aufrechte Blätter *(folia erecta)* sich von *E. Petiverii* und *Sebana* unterscheidet. S. 256.: *Houttuyn* sagt in seinem Pflanzensystem Th. III. S. 455., dass die Beeren der *E. purpurascens* zu Lissabon im September und October auf dem Markte verkauft werden. Man giebt sie auch zur Löschung des Durstes in hitzigen Fiebern. Dieser Stelle nach scheint die Frucht dieser Art, wenn nicht vielleicht eine Verwechselung mit einer andern Pflanze, z. B. *Empetrum nigrum*, dabey Statt findet, ganz von dem der *Erica* eigenen Fruchtbaue abzuweichen, und beerenartig zu seyn. Sie würde in diesem Falle mit Recht eine besondere Gattung bilden, zu der vielleicht auch *Erica baccans* und *Bergiana* zu rechnen seyn dürften." Der Raum dieser Blätter verstattet nicht, mehrere dergleichen Bemerkungen hier mitzutheilen. Wir wollen daher jetzt die hier neu hinzugekommenen Arten, die jedesmal mit ** bezeichnet sind, namhaft machen. S. 38. *E. Uhria Andr.* S. 42. *E. retroflexa. Wendl. Houttuyn's E. pulchella* weicht durch kurzgestielte, eyrunde Blumen, und hochpurpurroth gefärbte Kelche von dieser Art ab. S. 52. *E. aggregata Andr.* S. 55. *E. tenuissima Wendl.* S. 62. *E. congesta Andr.* S. 72. *E. ambigua Andr.* S. 92. *E. drosseroides Andr.* S. 99. *E. lusitanica Rudolphi (E. scoparia Thunb. non Linné).* S. 107. *E. glauca Andr.* S. 117. *E. barbata Andr.* S. 155. *E. indica Waitz (Andromeda octandra Swartz).* S. 156. *E. lycopodioides Waitz (Andromeda lycopodioides Pallas* und *Willd. Spec. Plant. Linn.).* S. 157. *E. asiatica Waitz (Andromeda ericoides Pallas* u. *Willd. Spec. Plant. Linn.).* S. 162. *E. jasminiflora Andr.* Der Vf. bemerkt hier, dass der Beyname *jasminiflora* für die *E. Aitoni* passender gewesen wäre, deren Blumen sich durch ihre grosse Aehnlichkeit mit denen des Jasmins von allen andern Heidearten unterscheiden. S. 163. *E. floribunda Wendl.* Sie unterscheidet sich von *E. tetragona Thunb.* durch abstehende ausgebreitete Blätter, gehäufte Blüthen an der Spitze der Zweige, rothgefärbte Blumenkronen, und durch vorragende borstige Staubbeutel. S. 165. *E. nivea Andr.* S. 166. *E. calyculata Wendl.* S. 167. *E. divaricata Wendl. (E. flexuosa Andr.).* S. 181. *E. villosa Wendl. (E. Bruniades Andr. E. capitata Bergen).* Diese Art scheint zwischen *E. capitata* und *Bruniades*, mit welchen sie viele Aehnlichkeit hat, mitten inne zu stehen. Von *E. capitata* unterscheidet sie sich vorzüglich durch die hervorragenden Staubbeutel, ganz weissen Kronen, und schmalere Blätter; von *E. Bruniades*, mit der sie in mehrern Stücken übereinkommt, durch die rauchen Kronen, welche bey jener ganz nackt sind. S. 187. *E. setacea Andr.* S. 192. *E. scabra Schmidt.* kommt fast in allen Theilen mit *E. hispida Thunb.* überein, und nur künftige genaue Vergleichungen beider Pflanzen müssen bestimmen, ob sie wirklich zwey von einander verschiedene Arten sind. S. 198. *E. flava Waitz. (E. Petiveriana Andr.)* S. 203. *E. costata Andr.* S. 205. *E. mutans Wendl.* Sie unterscheidet sich von *E. Bergiana*, mit der sie eine grosse Aehnlichkeit hat, durch unbegrannte Staubbeutel, vorragende Griffel und Staubfäden, und fest an der Krone anliegende Kelche. S. 206. *E. campanulata Andr. (E. campanulata Schmidt.* in *Usteri Annal. d. Bot.* St. VI. p. 123. unterscheidet sich von der Wendlandischen Pflanze durch einen rauhen Stamm, gewöhnlich zu drey beysammen stehenden Blumen, spitzige, aufrechte Kronabschnitte, und durch den über die Krone hervorragenden Griffel. Höchst wahrscheinlich ist sie eine von jener ganz verschiedene Art.) S. 215. *E. splendens Wendl. (E. alata Andr.)* S. 216. *E. ignescens Wendl.* S. 217. *E. flammea Andr.* S. 220. *E. spectabilis Waitz. (E. formosa Andr.)* S. 223. *E. melastoma Andr.* S. 225. *E. laniflora Wendl. (E. mollissima Loddig.)* S. 226. *E. sordida Andr.* S. 230. *E. tubuliflora Wendl. (E. spuria Andr.)* S. 232. *E. viscida Wendl. (E. glutinosa Andr.)* S. 235. *E. serratifolia Andr. (E. plumosa Wendl.)* S. 237. *E. radiata Andr.* S. 238. *E. speciosa Schneev.* Diese Art scheint der *E. inflata Thunb.* sehr nahe zu kommen; sie unterscheidet sich aber durch unbegrannte Staubbeutel und gehaufte Blumen. S. 239. *E. tenella Andr.* S. 240. *E. obbata Andr.* S. 246. *E. Walkeria Andr.*

Die *zweyte* Abtheilung enthält eine *Anweisung zur Cultur der zur Gattung Erica gehörigen Pflanzen.* Hr. *W.* giebt hier sehr genaue Vorschriften zu der so sehr schwierigen Cultur der Heiden. Zuerst handelt er von dem Orte, woher man die Heiden erhalten kann, von der Behandlung der von fremden Orten erhaltenen Heidepflanzen, und von dem Standorte derselben nach der verschiedenen Jahreszeit. Die Heidearten lieben die freye Luft, jedoch vertragen sie keine sonnenreiche Lage, und vorzüglich die Mittagssonne nicht. Die weichlichern, im Glashause oder Zimmer durch-

durchwinterten Heiden bringt man erst gegen die Mitte des Maymonats an die freye Luft, und giebt ihnen auf Stellagen einen solchen Standort, der gegen Osten gerichtet ist, wo nur höchstens bis 11 Uhr die Morgensonne sie treffen kann, und sie vor heftigen Winden und Schlagregen gesichert sind. Verstattet die Beschaffenheit des Gartens nicht, ihnen eine solche Stellung zu geben, dafs sie vor der Mittagssonne gesichert sind: so umwickele man die Töpfe ganz mit Moos, oder grabe sie ganz in die Erde. Im erstern Falle mufs man das Moos bey trocknem Wetter täglich durch Besprengen feucht erhalten; im letztern aber die in die Erde gesenkten Aesche oder Töpfe wenigstens alle vier Wochen aus der Erde nehmen, und die etwa aus den Abzugslöchern des Topfes hervorgewachsenen Wurzeln mit einem scharfen Messer abschneiden. Gegen Ende des Septembers bringt man sie in ein luftiges und sonnenreiches Zimmer, dessen Fenster, so lange noch kein Frost eintritt, fleifsig geöffnet werden müssen. Für diejenigen Liebhaber dieser schönen Gewächse, die nicht in dem Besitze eines solchen Behältnisses sind, das den Heiden einen zweckmäfsigen und vor dem Froste hinlänglich schützenden Aufenthalt im Winter giebt, wird hier nach dem Vorschlage des Hn. *Wendland* ein Glaskasten beschrieben, und zugleich die Wartung der Pflanzen in demselben gezeigt. Hierauf handelt Hr. *W.* von der zweckmäfsigen Mischung der Erde für die Heiden, von der Beschaffenheit der Aesche, vom Begiefsen, vom Versetzen in andere Töpfe, und von dem Erziehen und Einsammeln des Samens. Zu der Vermehrung der Heiden durch den Samen, durch Wurzelsprossen, Stecklinge, Einlegen oder Absenken der Zweige, werden hier sehr gute Vorschriften gegeben, und zugleich die damit verbundenen Schwierigkeiten gezeigt. Alsdann lehrt uns der Vf. die Behandlung der kranken Pflanzen, und zum Schlusse werden Regeln gegeben, die bey den Heiden, welche man an unser Klima gewöhnen will, damit sie unsere Winter im Freyen ertragen können, und bey dem Einpacken und Versenden der Heidepflanzen zu beobachten sind. S. 305 u. 306. wird ein Verzeichnifs der bey *Wendland* in Herrnhausen und bey *Richard* in Weimar verkäuflichen Heiden, nebst den verschiedenen Preisen, mitgetheilt. Von S. 307—320. giebt der Vf. eine Uebersicht aller Heidearten nach der Farbe ihrer Blüthen. Dadurch hat er denjenigen Blumenliebhabern, welchen die nähere Untersuchung der Befruchtungstheile beschwerlich ist, das Auffinden der beschriebenen Arten erleichtert. Von S. 321 — 332. folgt ein alphabetisches Verzeichnifs der Heidearten nach den verschiedenen Schriftstellern; alsdann werden von S. 333—349. Nachträge, Bemerkungen und Berichtigungen zu diesem Werke geliefert, und den Beschlufs des ganzen Werks macht ein alphabetisches Verzeichnifs der wichtigsten in demselben vorkommenden Kunstausdrücke, durch zwey Kupfertafeln erläutert. (Bey des Rec. Exemplar fehlten dieselben.)

Rec. glaubt mit Recht den Wunsch äufsern zu dürfen, dafs Hr. *W.*, seinem Vorsatze gemäfs, uns mit einem ähnlichen Werke über die Gattungen *Pelargonium* und *Rosa* beschenken möge.

GESCHICHTE.

Darmstadt u. Giessen, b. Heyer: *Versuch einer faßlichern Gesammt-Uebersicht der Welt- und Völkergeschichte in ihrem periodisch-synchronistischen Hauptzusammenhange auf einer neuen historischen Welt-Tafel in sechs Blatt* (Blättern). Von *Friedrich Ludwig Wagner*, Landgräfl. Hessischem Garnisonsprediger, Hofbibliothekar u. Lehrer der Geschichte, Geographie u. Statistik an dem L. H. Militär-Institute zu Darmstadt. *Erste* Hälfte. 1805. 3 Bog. in gr. Fol. mit einem Umschlagsbogen. (20 gr.)

Diese Tabellen, die von guter Geschichtskenntnifs und eigenem Nachdenken des Vfs. zeugen, sind, der Vorrede zufolge, bestimmt, „dem schon unterrichteten Jünglinge und Geschichtsfreunde *jede einzelne wichtige Begebenheit*, die ihm durch Unterricht oder Lectüre bekannt ist, *in ihrem Zusammenhange mit dem Ganzen* zu zeigen, und die richtigen *Stellpunkte zu markiren.*" (Den Sinn der letzten Worte fassen wir nicht ganz.) Ohne diese Angabe würden wir nach dem Titel und nach einer anderen Bestimmung der Vorrede, dafs „diese drey Tabellen mit drey anderen, die folgen sollen, zu einer grofsen Tabelle zusammengesetzt, eine Generalkarte der Historie gewähren und auf gröfsere synchronistische Werke ähnlicher Art vorbereiten sollen," nur eine allgemeine Uebersicht der Hauptepochen der allgemeinen Weltgeschichte, wie der untergeordneten Perioden einzelner Völkergeschichten erwartet haben. Und wir hätten gewünscht, der Vf. hätte diesen Gesichtspunkt festgehalten. Denn auf Tabellen *jede wichtige Begebenheit* und *in ihrem Zusammenhange* zu zeigen, ist an sich schon ein eitles Bestreben, und widerspricht durchaus dem Begriff einer historischen Generalkarte. Daher auch des Vfs. „vorbereitende" Tabellen in mancher Periode, z. B. der ältesten römischen Geschichte, weit mehr Begebenheiten aufzählen, als die vollständigeren, auf die er für späteren Gebrauch verweist; und überhaupt zu viel enthalten, worunter Manches, was gar nicht auf eine Tabelle gehört, z. B. „Babylon am Euphrat, jetzt Helle in Irak Arabi." „Ninive am Tigris in Kurdistan, ohnweit des jetzigen Mosul." — Hätte dagegen der Vf. mit Weglassung des vielen Speciellen eine Darstellung der allgemeinen und untergeordneten Perioden mit kurzer Andeutung des Zusammenhanges gegeben: so würde seine Arbeit besonders für Schulen sehr brauchbar geworden seyn, zumal wenn auch der Verleger einen billigen Preis gesetzt hätte. Denn die Perioden sind passend gewählt, gut charakterisirt (nichtdeutsche Wörter kommen häufiger vor als nothwendig ist), und auch durch die Einrichtung des Drucks gehörig unterschieden. — Bey der strengen Sorgfalt des Vfs. für richtige Jahrbestimmung bemerken wir, aufser den nicht angeführten Druckfehlern, Tab. 2. Lysimachus ft. 382. (statt 282.), und

Tab.

Tab. 3. Valentinian und Valens regieren 264 — 278. (ſtatt 364 — 378.), daſs Perikles nicht 428., ſondern im dritten Jahre des peloponneſiſchen Krieges, alſo 429. ſtarb; und daſs Sokrates den Giftbecher trank zwar Olymp. 95, 1, aber im Frühlinge (Platons Phädon), alſo in der zweyten Hälfte des olympiſchen Jahres, mithin, da Olymp. 95, 1 = $\frac{399}{398}$, im J. 399. vor Chr. Und nach welcher Annahme der Vf. dem alten aſſyriſchen Reiche ſo beſtimmt eine 520jährige Dauer berechnet, finden wir nicht. — In den Begebenheiten ſind uns einige Angaben aufgefallen, die entweder unerwieſene Hypothefen oder Irrthümer des Vfs. zu ſeyn ſcheinen, z. B. Klein-Aſien ſey das Hauptſtammland der nördlichen Europäer; um 700. vor Chr. ſeyen Lydier und griechiſche Kolonieen mit einander in einem zerſtörenden Kampf geweſen; Sparta habe ſeinen kriegeriſchen Charakter *erhalten durch* die Kriege mit Meſſenien.

Noch müſſen wir die Einleitung auszeichnen, die in einigen Gedanken über die Methode des Geſchichtsunterrichtes einen nachdenkenden und gründlichen Lehrer zeigt, ſo daſs wir nicht zweifeln, daſs der Vf., als Geſchichtslehrer an einem Militär-Inſtitut, auch in dieſem Wirkungskreiſe mit Nutzen eine Wiſſenſchaft vortragen werde, die dem militäriſchen Zöglinge auſser dem geiſterweiternden Ueberblick der Weltbegebenheiten, den ſie gewährt, alle die aufreizenden Muſter kriegeriſcher und politiſcher Gröſse vorführt, die in nahen und entfernten Jahrhunderten mächtig einwirkten in die Geſtaltung der Welt, in die Veränderungen der Staaten, und in der Zeitgenoſſen Denken und Handeln.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. Ohne Druckort: *Die erſten Irrungen zwiſchen den kurfürſtl. Höfen München und Regensburg im J.* 1803. 1804. 136 S. 8. (10 gr.) — In dem Reichsdeputationshauptſchluſſe §. 25. wurde der Stuhl zu Mainz auf die *Domkirche* zu *Regensburg* übertragen, und die Würden eines Kurfürſten, Reichserzkanzlers, Metropolitanerzbiſchofs und Primas von Deutſchland auf ewige Zeiten damit vereinigt. Hier geſchah des Bisthums Regensburg keine Erwähnung. Der Papſt benannte den Kurerzkanzler als proviſoriſchen Adminiſtrator dieſes Bisthums in einer eigenen Bulle, welche durch das Regensburger Conſiſtorium früher der Diöceſangeiſtlichkeit, als dem Hofe zu München inſinuirt ward. Alsdann erfolgte auf eine landesherrliche Beſtätigung dieſer Bulle, in ſo weit ſich die Regensburger Diöces auf das Bayerſche Territorium erſtreckt, erfolgte, erklärte das Conſiſtorium zu Regensburg öffentlich, daſs man die landesfürſtliche Confirmation hierzu nicht nöthig habe, und daher die Ertheilung derſelben für ein bloſses Compliment aufnehmen müſſe. Auch maſste ſich in der Folge eben dieſes Conſiſtorium die Organiſation der Pfarreyen an. Von den hierdurch entſtandenen Irrungen zwiſchen dem Hofe zu München und dem Kurerzkanzler nimmt der Vf., der dem Anſcheine nach ein Pfarrer der Regensburger Diöceſe iſt, die Veranlaſſung, ſeine Mitbrüder über die Gränzen der geiſtlichen und weltlichen Gewalt; über den Grund des *placeti regii*; über das urſprünglich ſchon den Regenten von Bayern zugeſtandene, und nach der Säculariſation der Hochſtifte wieder erwachte Recht zur Ernennung der Landes Erz- und Biſchöfe, zur Vereinigung der Trennung der Bisthümer; über die Hinfälligkeit des befreyten Gerichtsſtandes der Geiſtlichkeit u. ſ. w. zu belehren. — Die rechtliche Ausführung der hier behandelten Gegenſtände iſt offenbar ſehr dürftig, und insbeſondere in Hinſicht der Auslegung der angezogenen Stelle des Reichsdeput. Hauptſchluſſes gewährt das kurfürſtl. pfalzbayerſche Publicandum vom 22. Oct. 1803. (Münchner Reg. Blatt 1803. St. 43. S. 849 f.) weit mehr Befriedigung. Schon daraus, daſs der Vf. ſtatt des R. D. Hauptſchluſſes immer den Lüneviller Frieden ſetzt, ſieht man, daſs er hier nicht zu Hauſe iſt. Deſſen ungeachtet kann man demſelben nicht alles Verdienſt abſprechen, da er mit biederm Eifer, mit naiver Laune, und in einer, wenn gleich nichts weniger als reinen, doch heralichen Sprache eine Sache vertheidigt, für die ſich jeder redliche und aufgeklärte Katholik, dem die Zeichen des noch immer regen ältern hierarchiſchen Geiſtes nicht entgehen, intereſſiren muſs. Wenn nun auch unter dem gegenwärtigen Einfluſſe eines *Dalberg*, als Metropoliten von Deutſchland und Adminiſtrators des Bisthums Regensburg, gewiſs (S. 104.) zu viel geſagt iſt: „Es iſt dermal nur darum zu thun, um feſten Fuſs zu gewinnen; ſeiner Zeit würde ſo wenig, als von *Migazzi* geſchehen;" ſo ſcheint doch der Vf., nach S. 81 — 92. zu urtheilen, mit der Natur und den heimlichen Machinationen der biſchöflichen Conſiſtorien zu vertraut zu ſeyn, um ihm nicht auf ſein Wort zu glauben, daſs Bayern keine hülfreiche Hand zur Vertilgung der Miſsbräuche in geiſtlichen Dingen von Regensburg aus zu erwarten habe. Uebrigens wird wahrſcheinlich die dem Könige von Bayern im Preſsburger Frieden beygelegte Souveränetät dieſen Irrungen, wenn ſie noch bisher fortgedauert haben ſollten, ein Ende machen.

Staatswissenschaften. 1) *Wien*, gedr. b. Wallishauſſer u. in Comm. b. Kupffer: *Anarchie, ein Unſinn der Menſchheit.* Entworfen von *Kajetan Geiſt*, Präfect an dem gräfl. Löwenburg. Convicte in Wien. 1803. 2 Bog. 8. (2 gr.)

2) Ohne Druckort: *Philomedor*, oder *das Bürgerglück unter der Obergewalt*, nach Vernunft und Erfahrung allen Völkern der Erde zur Beherzigung dargeſtellt von *Kajetan Geiſt* etc. 1803. 44 S. 8. (3 gr.)

Hr. G. hat ſich, wie man ſieht, kein kleines Publicum gewählt. Er muſs alſo wohl eine groſse Meinung von dem Inhalte und Werth dieſer zwey Schriftchen haben. Es thut aber dem Rec. leid, ſagen zu müſſen, daſs er darüber ganz anders denkt. Die eine iſt ſo geiſtlos und trivial und ſo elend ſubliſirt, als die andere. Der gute Wille, der ſie erzeugt hat, iſt das Einzige, was Lob verdient.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 28. Julius 1806.

ERDBESCHREIBUNG.

KOPENHAGEN, b. Brummer: *L. M. Wedels Indenlandske Reise igiennem de betydeligste og skiönneste Egne af de danske Provindser.* Med Hensyn tildeels paa oeconom. og statistiske Gienstande i Aarene 1799. 1800. 1801. (*L. M. Wedels* inländische Reise durch die wichtigsten und schönsten Gegenden der dänischen Provinzen. Zum Theil mit Rücksicht auf ökon. und statist. Gegenstände, in den Jahren 1799. u. s. w.) *Förste* Hefte, 1803. X und 157 S. *Andet* Hefte. II und 172 S. gr. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Der Vf., Prediger zu Everdrup auf Seeland, theilt uns hier eine ausführliche Beschreibung verschiedener Reisen mit, welche er in den J. 1799 — 1801. durch *Seeland*, *Fyhn*, *Jütland*, *Schleswig*, *Holstein*, bis nach *Altona* und *Hamburg*, und wieder zurück, machte. Rec. kennt keine Reisebeschreibung von diesen Ländern und Städten, welche so in das Einzelne gieng, als diese; und in so fern scheint ihm der Vf. den Dank seiner Leser zu verdienen. Auch was die Genauigkeit und Richtigkeit seiner Bemerkungen betrifft, wird, im Ganzen genommen, nicht leicht jemand, der die beschriebenen Gegenden gesehn hat, mit Hn. *W.* unzufrieden seyn; und wenn gleich die auf dem Titel versprochnen Beobachtungen über *statistische* Gegenstände nur sparsam sind: so findet man sich doch ziemlich schadlos gehalten durch manche interessante Bemerkung, welche man hier über *Oekonomie* und *Landbau* findet. — Von *Prästös* reist der Vf. aus, besucht die meisten Flecken und Landstädte Seelands, und beschreibt (S. 17.) den Landsitz eines dänischen Edelmannes (*v. Kastenschiold*) zu *Borrebye*. Hier hat der Eigenthümer ein siebenseitiges Monument errichtet; an jeder Seite findet sich eine Nische für jeden der sieben morgenländischen Weisen, welche zusammen „ein Sinnbild der natürlichen Religion" enthalten sollen. Oben auf demselben liegt ein aufgeschlagenes Buch von italiänischem Marmor, worauf mit goldnen Buchstaben die Worte aus Röm. 11, 33. 34. zu lesen sind — als ein Sinnbild des Sieges „der geoffenbarten Religion über die natürliche." — Das Schullehrer-Seminarium zu *Brahetrolleburg*, dessen Stifter, der Graf *L. Reventlau*, ihm den Namen *Bernstorfsminde* (zum Andenken an den unsterblichen Minister *Bernsdorf*) gegeben hat, wird S. 57 f. umständlich beschrieben. — Schon zu *Aarhesund*, am kleinen Belte, hält es schwer, die dänischen Banknoten anzubringen, und es geschieht nicht ohne Verlust (S. 70.). — Die Beschreibung von *Flensburg* ist sehr ausführlich und erweckt einen vortheilhaften Begriff von der dortigen Cultur und den Polizeyanstalten (S. 87—97.). Desto weniger erfährt man von der nicht uninteressanten Stadt *Glückstadt*, welche unrichtig *Glückstadt* genannt wird (S. 124.). — Einen auffallenden Beweis von Sorglosigkeit im Schreiben oder Drucken findet man S. 133. „Die Stadt (Altona) hat über 60 Gassen, gegen 4000 Häuser und nur — 25,000 Einwohner! Nämlich (man zähle zusammen) 20,000 Lutheraner, 11,000 Reformirte (wenigstens 10,400 zu viel!), 400 Mennoniten, 6000 Katholiken (nicht über 1000), 3000 Juden." Das zusammen giebt also 25,000 Einwohner! Mit *Hamburg* ist der Vf. nicht sehr zufrieden; er scheint aber auch nicht viel mehr davon gesehn zu haben, als die Kirchen, die fast alle umständlich beschrieben werden. „Inzwischen giebt es doch *einige* Annehmlichkeiten, *einige* Sehenswürdigkeiten in Hamburg u. s. w." (S. 142.). Die Laune des Vfs. verschlimmert sich merklich, je weiter er sich von der dänischen Gränze entfernt. — Im *zweyten* Hefte wird die Rückreise nach Seeland beschrieben; Rec. hat es aber bey der angestrengtesten Aufmerksamkeit nicht heraus bringen können, ob hier die Fortsetzung der vorigen, oder eine neue Reise zu verstehen sey? denn es finden sich in beynahe allen chronologischen Angaben Widersprüche in Menge, und es ist bald die Rede von einer Rückreise über *Ulzburg*, *Bramstedt*, bald von einer andern über *Wandsbeck*, *Lübeck* u. s. w. Bey Wandsbeck wird das *Lotto* ein „*malum necessarium*" genannt, woran Dänemark noch im neunzehnten Jahrhunderte krank liegt. — Die Gegend von *Plön* beschreibt der Vf. richtig und schön; mit ihr halten die vortrefflichen Gegenden von *Esrom*, *Holsteinborg*, *Svendborg*, *Weile*, *Colding* — die Vergleichung nicht aus. In *Tondern* und der umliegenden Gegend sind gegen 10,000 Frauenzimmer mit Spitzenarbeit beschäftiget, wodurch grosse Summen ins Land kommen; ein Theil davon geht indessen wieder verloren, weil man den Zwirn aus Brabant, Holland und Westphalen einführen muss. Der Vf. macht (S. 95 f.) die gute Bemerkung, dass die bleiche Gesichtsfarbe der Mädchen in diesen Gegenden, ihre Schwächlichkeit, ihre Geneigtheit zu Kaffe und Taback, ihre häufige Untüchtigkeit zum Ehestand, schlimme Folgen von der beständigen Spitzenarbeit wären, und dass man wünschen müsste, hier, wie in andern Gegenden von Holstein, möchte die der Gesundheit so zuträgliche Feld- und Gartenarbeit mit den stillsitzenden Beschäftigungen gehörig abwechseln.

Dieſs ſcheint aber ein übertriebener Erwerbseifer nicht zuzulaſſen. — Leſenswerth ſind die Bemerkungen des Vfs über die Urſachen des Unwillens, der zwiſchen „*den Dänen und Holſteinern*" (ſind denn die Holſteiner keine Dänen! und ſollte ſich nicht ein Schriftſteller, der zur Beylegung jenes Unwillens mitwirken will, beſtimmter ausdrücken, als es S. 111 f. geſchieht?) noch immer herrſcht. „Die Holſteiner (S. 112.) beſchuldigen uns (Seeländer), daſs unſere Bauernhöfe ſchlecht gebauet, unſere Volkskleidertracht ärmlich und geſchmacklos, unſere Bauern langſam in ihren Verrichtungen, in den Winterabenden faul (und dem Branntweintrinken im Winter wie im Sommer ausſchweifend ergeben) ſeyen." Der Vf. erkennt das für Wahrheit an, will aber dennoch lieber unter ſeinen trägen Seeländern, als unter den „auffahrenden" Holſteinern (wie er ſie anderswo nennt) leben: denn „wir beſchuldigen die Holſteiner, daſs ſie ihr Land nicht gut bauen, Klee, Stallfütterung, Erbſen und Weizen nicht zu ſchätzen wiſſen, und ihre Nahrung hin und wieder ſehr dürftig iſt" u. ſ. w. Zwey Haupturſachen der Abneigung zwiſchen dem Dänen in Holſtein und dem Dänen in Fyen, Seeland u. ſ. w. hat der Vf. nicht berührt: die Eine, daſs man in mancher holſteiniſchen Schule in den Kindern ſchon Vorurtheile gegen alles, was nicht Holſtein heiſst, erweckt; die Andere, daſs nicht wenige däniſche Schriftſteller, namentlich auch unſer Vf., durch verächtliche Seitenblicke auf Deutſchland, deutſche Sitten, deutſche Sprache u. ſ. w. vieles dazu beytragen, einen blinden und falſchen Patriotismus zu begünſtigen. — Sollte der Vf. ſeinem S. 171. und in den beiden Vorreden, oder, wie er ſie lieber genannt wiſſen will, „*Promemoria's*," gegebenen Verſprechen getreu bleiben und uns mit mehreren Reiſebeſchreibungen beſchenken: ſo wünſcht Rec., daſs er ſich etwas kürzer faſſen, weniger bey Kleinigkeiten verweilen, einer gröſsern Ordnungsliebe ſich befleiſsigen, und nicht zu vieles von ſeiner eignen Perſon einflieſsen laſſen möge. Auch kleidet es einem Prediger übel, „aus Furcht verſpottet zu werden," ſeinen Stand zu verleugnen und ſich bald für einen Naturforſcher, bald für einen Botaniker auszugeben; wenigſtens hat er ſich es in dieſem Falle ſelbſt zuzuſchreiben, wenn ihm, wie es Hn. *W.* auf dieſen Reiſen wiederholt begegnet iſt, naturhiſtoriſche Fragen vorgelegt werden, auf welche man die Antwort — ſchuldig bleiben muſs. Vor allen Dingen aber ſollte ſich der Vf., wenn er ſeinen Reiſebeſchreibungen ſo viele Stellen aus deutſchen Schriften einverleiben will, erſt mehr Kenntniſs der deutſchen Sprache verſchaffen, um wenigſtens im *Abſchreiben* nicht ſolche grobe Fehler zu machen, als die ſind, welche man hier faſt auf jeder Seite findet. Iſt es nicht Verſündigung gegen fünf berühmte Kieler Profeſſoren (*Hegewiſch*, *Heinze*, *Niemann*, *Reinholt* (&c.), *Fabricius*), mit deren Namensunterſchrift ein Fakultätsmonitum ſo abdrucken zu laſſen, wie hier S. 33., welches *buchſtäblich* folgendermaſsen anfängt: „*Der* philoſophiſche Facultet hat mit groſſer Misgefallen bemerkt, *das* die Studirenden, groſſer Theils gar nicht die Kenntniſſe beſitzen" u. ſ. w.

1) Ofen, gedr. b. Landerer: *Adreſsbuch der Stadt Peſth*, auf d. J. 1803. 198 S. 8.

2) Pesth, b. Patzko: *Wegweiſer durch Peſth*, oder (alphabetiſche) Nachweiſung aller Gaſſen, Märkte, Plätze, Kirchen, öffentl. Gebäude und andrer Denkwürdigkeiten in Peſth, wie ſolche nach dem beſonders dazu eingerichteten Grundriſſe dieſer Stadt bequem aufzufinden ſind. Ein Anhang zu dem Adreſsbuche von Peſth. 1804. 30 S. 8. Mit dem Grundriſſe von Peſth.

Ein guter Anfang zu einer künftigen vollkommnen Beſchreibung der Stadt Peſth, gemacht von Hn. *Paul Ráth*, Doctor der Medicin. Der Vf. verſpricht ſelbſt jährlich unermüdete Verbeſſerung ſeiner Arbeit, und er verdient allerdings, nach vorliegendem erſten Verſuche zu urtheilen, alle Ermunterung und Unterſtützung.

In Nr. 1. geht eine kurze bündige Geſchichte der Stadt voraus, welche freylich noch manche Verbeſſerung und manchen Zuſatz bedarf, aber im Ganzen die anſchauliche Idee gewährt, daſs dieſelbe ſich erſt ſeit 1686. aus ihren Ruinen habe erheben können. Da die Stadt durch Verwüſtungen und Feuersbrünſte ihre alte Urkunden verloren hat: ſo ſind weder die Epochen der Ummauerung, noch der Erhebung zu einer K. Freyſtadt angegeben. Seit 1787. kam ſie vorzüglich ſchnell in Aufnahme; ſie die 1787. nur 22,417 Seelen und 1981 Häuſer zählte, hatte im J. 1802. gegen 30,000 Seelen und 2909 Häuſer aufzuweiſen; die Leopoldſtadt und Franciſciſtadt ſind erſt ſeit 1790. angelegt. — Hierauf zählt der Vf. alle öffentlichen Kirchen-, königliche, Komitats- und ſtädtiſche Gebäude, alle Plätze und Gaſſen her — beſchreibt dann kurz die *öffentlichen Anſtalten*, wobey der ſtatiſtiſche Kenner leicht wahrnimmt, wie weit es mit der Polizey in der vornehmſten Stadt Ungerns gediehen ſey. So z. E. beſteht hier noch kein allgemeines Krankenſpital, ob gleich das groſse Gebäude, das Joſeph II. hiezu widmen wollte, fertig ſteht. In ganz Ungern giebt es kein Irrenhaus, die Beleuchtung der Stadt hat erſt ſeit 1790. angefangen. Es iſt aber für ganz Ungern wichtig, daſs Peſth noch weitere Fortſchritte in der ſtädtiſchen Polizey mache: denn es iſt das Vorbild für andere, vorzüglich für die ſüdlichen ungriſchen Städte. Ein öffentlicher ſtädtiſcher Lehrer der Zeichnungskunſt muſs die Lehrjungen aller Profeſſionen im Zeichnen unterrichten, ohne ein Zeugniſs über hinlängliche Fortſchritte im Zeichnen wird keiner freygeſprochen. — Der Vf. geht nun zum Perſonalſtand über. In ſo fern dieſer die Reichs-Gerichtshöfe, das Comitat, die Univerſität, die königlichen Aemter betrifft, iſt er zwar ſchon im ungriſchen Schematismus enthalten; hingegen ganz neu iſt das Verzeichniſs des Magiſtrats, der Stadtbeamten, der Religionsdiener aller Confeſſionen, der Landes-Advocaten, Aerzte, Kaufleute, Fabrikanten, Profeſſio-

feſſioniſten. Hier läſst ſich dann mit Hülfe des ſtatiſtiſchen Ueberblicks manches wahrnehmen. Schon im allgemeinen fällt auf, daſs auf Peſths Bewohner hauptſächlich drey Stände des menſchlichen Lebens wirken: der zahlreiche Kaufmannsſtand, der Dikaſterialſtand der Reichstribunale mit dem anſehnlichen Gefolge der Advocaten und Juraten, und endlich der Gelehrtenſtand, deſſen Hauptſtütze die königl. Univerſität iſt. Das Gemälde der durch gegenſeitige Einwirkung dieſer Stände hervorgebrachten Summe von Cultur und Sittlichkeit müſste, wenn es von einer unparteyiſchen Feder gezeichnet wäre, intereſſant ſeyn. Zur Zeit ſcheint der Einfluſs des gelehrten Standes noch wenig bedeutend zu ſeyn. Ueberdieſs iſt Peſth und Ofen zuweilen der Sitz des Reichstags, ein Umſtand, der auf Meinungen, Sitten und Cultur einer Stadt mächtig wirkt. Hervorſtechend iſt die groſse Menge der Advocaten; dagegen erſcheinen nur drey Groſshändler mit Landesprodukten, nur vier Buchhändler, drey Buchdrucker, drey Kupferſtecher, zwey Kunſthändler, drey Bildhauer. Ueber das Verhältniſs der verſchiedenen Gewerbe zu einander lieſs ſich noch manches ſtatiſtiſche Reſultat beybringen, das Rec. hier der Kürze wegen übergeht: der Redacteur des Adreſsbuchs hätte ſolche Forſchungen ſehr erleichtert, wenn er Randzahlen oder wenigſtens Summen aller Namen bey jedem Verzeichniſſe angeſetzt hätte, welches Rec. in einer neuen Ausgabe zu thun riethe. Eine eigene Rubrik hätten verdient die Niederlagen und Verkaufsgewölber inländiſcher Fabriken: als z. E. der Gäcſer Tuch- der Hollitſcher Geſchirrfabrik u. d. gl. Die Peſther vier Jahrmärkte wären einer beſonderen Schilderung werth geweſen. Viel lieſs ſich aufzählen, was man bey dieſem Adreſsbuche noch vermiſst; was aber der Redacteur hoffentlich ſeinem Verſprechen gemäſs, bey künftigen Ausgaben ergänzen wird.

Schon in Nr. 2. trifft man einige ſolche Ergänzungen an. Der Grundriſs, auf den ſich der Wegweiſer bezieht, iſt vom Hn. Comitats-Ingenieur *Anton v. Balla* im Groſsen aufgenommen, vom Hn. gräfl. Batthyán. Ingenieur *Rudolph Witſch* aber auf einen kleinern Maſsſtab reducirt, und in Quadrate von 10,000 Quadratklaftern dergeſtalt abgetheilt worden, daſs man mit Hülfe von Ziffern und Buchſtaben jede verlangte Gaſſe u. ſ. w. nach dem alphabetiſchen Regiſter auffinden kann. Die verſchiedenen Theile der Stadt ſind durch Farben unterſchieden. Der Red. und Hr. Ing. Witſch verdienen für dieſe Arbeit allen Dank; und man kann ſich einsweilen mit dieſem Grundriſſe behelfen, ſo lange nicht des Hn. v. Lipſky ausführlicherer und detaillirterer Grundriſs von Peſth und Ofen erſcheint. (In dem Exemplare des Rec. ſind mehrere Buchſtaben und Bezeichnungen, die im Stiche vergeſſen worden, mit Dinte eingetragen.) Im Eingange wird über die Lage von Peſth im allgemeinen das Nöthige beygebracht (ſie hat abgeſehen von Ofen, viel Aehnlichkeit mit Berlins ebener ſandiger Umgebung); an öffentlichen Beluſtigungsörten mangelt es noch ſehr, den etwas entfernten Orczyſchen Garten, das Stadtwäldchen und den Steinbruch ausgenommen; mit Recht erinnert der Vf., daſs eine planmäſsige Beharrlichkeit auch Sandgegenden Schatten, Erfriſchung, und grünen Raſen abzwingen könne. Einsweilen bleiben das Donauufer, die Brücke, die Gegend Ofens, die Donau-Inſeln die Haupt-Beluſtigungsörter für die Peſther Naturfreunde (das Hakeriſchen, freylich kleinen, Gartens iſt nirgends gedacht). In dem alphabetiſchen Regiſter hat der Red. die vorzüglichern Privatgebäude mit angeführt, und beſondere Rückſicht auf literariſche Merkwürdigkeiten genommen. Die Peſther Gelehrten haben nicht weniger als vier Bibliotheken zur Hand; die Univerſitäts-, die gräflich Széchényiſche Reichs-, die Cornideſſiſch-Telekiſche, endlich die Nicolaus Jankovicſiſche Bibliothek (bey den beiden letztern fehlt noch Erleichterung des allgemeinern Gebrauchs derſelben). In andern Rückſichten iſt auch in dieſem Wegweiſer wenig befriedigendes auſser der Local-Nachweiſung enthalten; nur eine vollſtändigere Topographie von Peſth, nach dem Muſter von *Nicolais* Beſchreibung von Berlin und Potsdam, könnte dem Bedürfniſſe der Fremden und der Inländer hinlänglich abhelfen.

ALTONA, b. Hammerich: *Streifzüge durch das Rügenland.* In Briefen von *Indigena.* 1805. VI und 310 S. gr. 8. (2 Rthlr. 6 gr.)

Unter den mannichfaltigen Beſchreibungen der Inſel Rügen hält Rec. die vorliegende für die beſte und gründlichſte: er zweifelt jedoch, ob das Ländchen intereſſant genug ſey, um ſo vielen, kurz auf einander folgenden, Beſchreibern Stoff genug zu geben; daher denn auch die Leſer, die die frühern Schriften über Rügen kennen, hier nicht viel Neues finden werden. Unſer Vf. erkennt ſelbſt die Vorzüge der *Zöllnerſchen* Reiſebeſchreibung: nur hat ihr Urheber nicht alle Theile der Inſel beſucht, auch hat ihn die Kürze ſeines Aufenthalts zu manchen gröſsern oder kleinern Unrichtigkeiten veranlaſst, auf deren Berichtigung der ſich ſo nennende *Indigena* beſondre Rückſicht nimmt. Nach einem Grundriſs zur allgemeinen Ueberſicht von Rügen, der im Ganzen richtig und vollſtändig iſt, beginnt die Reiſe ſelbſt S. 48. Zuerſt wird der Flecken Gingſt ausführlich beſchrieben: von hier begab ſich der Vf. nach Bergen, und machte von dieſem Ort aus Excurſionen nach verſchiedenen Gegenden. Er beſuchte auch das kleine Eiland Oe, das durch eine ſchmale, aber tiefe Meerenge von Rügen getrennt iſt, und bloſs von einem Pachter und ſeiner Familie bewohnt wird. Darauf gieng er nach der Inſel Hiddenſee, bey deren Beſchreibung Rec. die Bemerkung vermiſst, daſs auf derſelben gute Fayanceerde gefunden wird, die ehmals zu einer nicht unbedeutenden Fabrik in Stralſund die Materialien lieferte. Das Kirchdorf Wiek war der erſte Ort, den der Vf. auf Wittow beſuchte. In dem Hauſe des dortigen Präpoſitus fand er mehrere ſchöne Gemälde von Matthieu und Hackert, der bekanntlich einen Theil ſeiner

ner Jugend auf Rügen verlebt hat. Es folgen Nachrichten von Arcona und Altenkirchen, und zum Schluss allgemeine Bemerkungen über Wittow. Rückreise nach Bergen. Beschreibung der Umgebungen dieses Städtchens. (Beyläufig bemerkt Rec., dass es gar nicht erwiesen ist, dass die Rügischen Fürsten ein Schloss auf dem Rugard gehabt haben, und noch weniger, dass es Jaromar I. erbaut hat.) Ein sehr reizender, höchst romantischer Fleck ist die kleine Insel Pulitz unfern von Bergen im Jasmundschen Bodden: und Rec. unterschreibt alles, was der Vf. zum Preise derselben sagt. Jasmund, der besuchteste und unstreitig der interessanteste Theil von Rügen, wird mit besondrer Ausführlichkeit behandelt. Dass Carl XII. von dem sogenannten Königsstuhl auf Stubbenkammer eine Seeschlacht angesehn habe, ist ungegründet: die beiden Seetreffen zwischen den Dänen und Schweden fielen an der Pommerschen Küste im sogenannten Neuen Tief vor, und der König befand sich entweder auf dem Ruden oder auch auf dem Zicker auf Mönchgut. Der Kreidefels hat jenen Namen wahrscheinlich seiner besondern Höhe wegen erhalten: die Insel Moen hat bekanntlich ein dem Jasmundschen äusserst ähnliches hohes Ufer; die höchste Spitze wird auch hier der Königsstuhl (Kongsstol) und eine andre der Königinstuhl (Dronningstol) genannt. Unser Vf. ist ebenfalls gegen die Meinung, die den Sitz des Herthadienstes nach Rügen verlegt, den Hauptgrund hat er aber übergangen: die Hertha ward unläugbar von deutschen Völkern verehrt, und diese haben nie auf Rügen gewohnt. — Die Eigenthümlichkeiten der Halbinsel Mönchgut und ihrer Bewohner findet man nirgends so treu und ausführlich als hier, beschrieben. Die Dänen die 1715. bey Stresow landeten, waren nicht 10—20,000, sondern höchstens ein Paar tausend Mann stark; auch kann der Angriff, den Carl auf die gelandeten Truppen machte, keine Schlacht genannt werden. Die Nachricht von den Grafen v. Putbus S. 242. ist in mehrern Hinsichten unrichtig: es giebt gar keine eigentliche Grafschaft oder Herrschaft Putbus, wie man nach den Ausdrükken des Vf. glauben muss; dass sie von einer Nebenlinie des ehmaligen Rugischen Fürstenhauses herstammen, wird freylich allgemein behauptet: allein Rec., der sorgfältige Untersuchungen darüber angestellt hat, ist nicht im Stande gewesen, einen einzigen haltbaren Beweis dafür aufzufinden: die ganze Angabe beruht bloss auf einer Conjectur alter Chronikanten u. d. gl. m. Im zehnten Briefe kommen Nachrichten über den Rügianischen Ackerbau, die Aernte, die dabey üblichen Feste u. s. w. vor; der Vf. hat auch einen Versuch gemacht, den jährlichen Ertrag und die Consumtion des Getreides zu berechnen: allein es fehlt dazu an allen authentischen Datis, und allgemeine Anschläge der Art haben daher für den Statistiker nicht den geringsten Werth. Eine ausführliche Beschreibung der Stadt Bergen, und endlich die Zurückreise über Garz macht den Beschluss dieses Buchs. Dass der Präpositus zu Bergen, in Abwesenheit des Generalsuperintendenten, alle neue Prediger der Insel ordinirt, wie S. 280. behauptet wird, ist unrichtig: die Einführung verrichtet jeder Präpositus in seinem Sprengel; er hat aber das Recht, den neuen General-Superintendenten in seine Würde einzuweihen. — Die Darstellung des Vf. zeichnet sich im Ganzen durch Rundung und Eleganz aus; nur mahlt er zu viel und verschmäht selbst das Allerunbedeutendste nicht: z. B. eine von einem Schiffe gelöste Kanone; bisweilen verfällt er in sentimentale Declamationen, die selten Innigkeit genug haben, um die Leser anzuziehn; wer lächelt z. B. nicht über folgenden Ausruf an das Eiland Pulitz: Leb wohl, o mildes Uranionenefland, nie werd ich dein vergessen, süsse Phrenesie (?) der Natur! — Das Buch ist mit vier Kupfern versehn, von denen zwey colorirt, zwey in Aberlischer Manier sind: die beiden erstern stellen das Jagdhaus in der Granitz, und eine Hiddenseeer Fischerhütte, die letztern Arcona und Stubbenkammer dar; die Ausführung ist mittelmässig.

KLEINE SCHRIFTEN.

NATURGESCHICHTE, *Jena*, b. Göpferdt: *Einleitung in die Geschichte der Mineralogie.* Von *Joh. Friedr. Heinrich Schwabe*, d. W. W. Doct., christlicher Religionslehrer zu Wormstedt im Weimarischen, u. m. gel. Ges. Mitgl. 1803. 60 S. 8. — Der Vf. kündigte bereits in seiner „historischen Nachricht von der Societät für die gesammte Mineralogie in Jena," die er als Secretär derselben damals (Jena, b. Voigt. 1801.) heraus gab, eine ausführlichere Geschichte der Mineralogie an. Durch mancherley Umstände daran verhindert, begnügte er sich, eine im May 1801. jener Societät vorgelesene Abhandlung, über Umfang, Zweck, Behandlungsart und Plan einer Geschichte der Mineralogie, mehr auszuarbeiten und sie als eine Einleitung und Prolegomenen zu jeder künftigen Geschichte der Mineralogie dem Publikum mit zu theilen: 1.) liefert der Vf. eine encyklopädische Uebersicht der sämmtlichen Naturwissenschaften zur richtigen Beantwortung der Frage: Was ist Mineralogie? — Er versteht darunter nichts anders, als die *Wernerische Oryktognosie*, die er indess lieber *Lithologie* nennt: 2) Wird untersucht: Ist Mineralogie Wissenschaft, und in welchem Sinn ist sie das? — 3) Welches sind die nothwendigen Eigenschaften einer Geschichte dieser Wissenschaft? — Man erwartet eine in chronologischer Ordnung fortlaufende pragmatische, detaillirte und doch präcise Darstellung der Bemühungen der Mineralogen für ihre Wissenschaft als solche, und der dadurch bewirkten Veränderungen im Mineralsysteme. Den Beschluss macht 4) eine Eintheilung des Ganzen in tabellarischer Form.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 29. Julius 1806.

GESCHICHTE.

Unter dem Druckorte: Mekka. *Muhammed Abul Caſem*, der groſse Prophet von Mekka. Ein Seitenſtück zur natürlichen Geſchichte des groſsen Lehrers von Nazareth. *Erſter* Theil. 656 S. *Zweyter* Theil. 586 S. 1802 u. 1803. 8. (4 Rthlr. 8 gr.)

Die Manier dieſer Bearbeitung des Lebens Mohammeds iſt aus der auf dem Titel angegebenen frühern Schrift bekannt. Die Vorrede zählt die Hülfsmittel auf, welche der Vf. benutzte. Warum unter dieſen *Abulfeda's Deſcr. Chorasmiae et Mawaralnahr, hoc eſt, Regionum extra Oxum* etc. ſtehe, iſt ſchwer einzuſehen. Im *erſten* Buch entwirft der Vf. eine belebte Beſchreibung charakteriſtiſcher Verhältniſſe Arabiens und ſeiner Einwohner, worunter wir hier und da eine ihm eigene Anſicht oder Erklärung bemerken. So vermuthet er S. 69., der wahre Zweck der Beſchneidung ſey, daſs viele Männer dadurch erſt zum Beyſchlaf (mit gewiſſen Frauen) tüchtig werden, oder wenigſtens mehreren Genüge leiſten können. [Abraham ſelbſt erzeugte mit Sarai erſt nach ſeiner Beſchneidung einen Sohn; mit andern Frauen vor- und nachher mehrere.] Die auch im Orient übliche Beſchneidung der Mädchen (ſ. *Niebuhr's* Arabien S. 80.) hingegen vermindere, weil die Klitoris ſich nun nicht erheben könne, den Wolluſttrieb des weiblichen Geſchlechts. Beide Gebräuche ſeyen alſo erfunden, um unter polygamiſchen Nationen, wo doch der Mann als Herrſcher geltend bleiben wolle, die Gleichheit der Kräfte zwiſchen dieſem und den mehreren Frauen einigermaſsen wieder herzuſtellen und die körperliche Treue der Weiber in etwas zu ſichern. Minder befriedigend wird der übrige Schauplatz der Wirkſamkeit Mohammeds, das oſtrömiſche Reich unter Juſtinian und ſeinen Nachfolgern, ſowohl als das perſiſche, geſchildert. Nur Ein Zug. Schon dem Juſtinian wagte der als Rechtslehrer geprieſene Tribonianus die Tollheit zu ſagen: er befürchte alle Augenblicke, der Kaiſer möchte wegen ſeiner groſsen Gottesfurcht einmal plötzlich in den Himmel, und das römiſche Reich dadurch in die gröſste Verwirrung verſetzt werden! In Perſien lieſs, um die Zeit, als Mohammed dieſes Land kennen lernen konnte, ein unnatürlicher Sohn, Khobad Schirovich, durch den Adel auf den Thron erhoben, ſeinen Vater im Gefängniſs morden und ſeine eigenen Brüder hinrichten. Noch in Mohammeds Kindheit hatten die Perſer Yemen erobert, und drohten, den Arabern bald ſo gefährlich zu werden, als ſie es ſchon für die Griechen waren. So war die Welt beſchaffen, in welcher Mohammed den in Arabien noch fortdauernden Wunſch, daſs Gott einen neuen Religionsverbeſſerer ſchikken werde, zu erfüllen verſuchte. Im *zweyten* Buch hält ſich der Vf. recht gut an den geſchichtlichen Hauptpunkt, daſs Mohammeds Familie, ſeit Koſa, die Schutzherrſchaft der Caaba hatte, daſs einige 20 Jahre vor Mohammeds Geburt die Rivalität zwiſchen dem Chriſtentempel des äthiopiſchen Negus (Fürſten) zu Sana in Yemen und der noch heidniſchen Caaba zum Ausbruch gekommen war, und den ſogenannten Elephantenkrieg veranlaſst hatte, und daſs in die Leitung aller dieſer Ereigniſſe, ſelbſt nach den arabiſchen Geſchichtſchreibern, eine alte Wahrſagerin auf dem Berge Kaikoam einwirkte. Während der Vf. dieſe Grundlagen der Geſchichte pſychologiſch erweitert, beruft er ſich gern auf arabiſche Originalſchriftſteller (S. 221. auf Giannati, oder vielmehr Dſchannabi u. dgl.). Viel nützlicher und natürlicher wäre es, wenn er geradezu die Seitenzahl von *Gagnier's Vie de Mahomet* citirte. Glück genug, daſs *Gagnier* dort aus den Quellen, welche keiner von uns unmittelbar benutzen könnte, ſo authentiſch, als ob ſie uns ſelbſt zugänglich wären, geſchöpft hat. Die auch im Koran angeführte wunderſame Endigung des Kriegs mit dem Fürſten des weiſsen Elephanten, von welcher ſelbſt Sale in ſeiner Ausg. des Korans bey der 105 Sure zeigte, daſs Mohammed ſie nicht erdichtet haben könne, erklärt der Vf. nicht unwahrſcheinlich durch den Samum. Auch Wolken von Vögeln ſtürzte dieſer tödtende Wind auf das Heer herab, und bloſs die Sage dichtete hinzu, jeder dieſer Vögel habe drey Kügelchen von Leimen herabfallen laſſen, und dadurch Abraha's Mannſchaft getödtet. Dieſs ſey, wie es wolle; jetzt waren die Schutzherrn der Caaba gereizt, ihr Gotteshaus vor ſeinen jüdiſchen und chriſtlichen Nebenbuhlern in Arabien auf jede Weiſe zu ſichern und zu erheben. Viele Plane und Verſuche deckt die Nacht der Vergeſſenheit. Mohammed war der glückliche, welcher auf ſeine eigene Weiſe, durch ein Uebergehen auf einen weder heidniſchen, noch jüdiſchen, noch chriſtlichen, doch aber von allen dreyen etwas borgenden Cultus, ſeine Caaba hob. Glücklich erklärt der Vf. Mohammeds Armuth aus der Geſchichte ſeines Vaters, welcher ſich einſt durch ein Verſöhnopfer von 100 Kameelen von der Aufopferung hatte retten müſſen. Er ſtarb früh, ehe er ſich wieder Vermögen erwerben konnte. Sehr wahrſcheinlich war es die erſte Erziehung unter freyen Nomaden, und dann ſein Groſsvater, Abdal Motalles, was vornehmlich dem Geiſte des jungen Mohammeds

meds seine schwärmerische und zugleich monotheistische Richtung gab. Ganz gut weiss dann der Vf. auch den syrischen Mönch, Sergius oder Boheira, durch die Voraussetzung, dass dieser selbst über einer religiösen Reformation gebrütet hatte und Arabien als ein Handlungsagent der Meccaner kannte, einzuflechten und manches Wunderbare in jenen Vorbereitungsjahren Mohammeds dadurch natürlich zu erklären, mit der wahren Bemerkung: dass, da er kein Recht habe, die Facta, welche uns die arabischen Schriftsteller berichten, geradezu wegzuläugnen, er den Mittelweg einer natürlichen Erklärung wähle (S. 338.). Wie ein ganz andrer Mann von Kraft und Charakter übrigens Mohammed gewesen seyn müsse, als die Polemik und der Hass der Griechen ihn gezeichnet habe, zeigt sich am besten aus der Achtung, welche er unter den Seinigen lange schon, ehe er auf Prophetenschaft Anspruch machte, genoss. Der Beyname *Al Amin* (einer, auf welchen man vertrauen darf), von seinen Landsleuten damals ihm gegeben, ist ein grosser, unwidersprechlicher Lobspruch. Wohl aber scheint es, dass seine Bewunderer in der Folgezeit ihn bey mancher seiner frühern Thaten jünger annehmen, als er wirklich war. Daher alsdann die fast unerklärbare Lücke von 15 Jahren stiller Ruhe zwischen seiner Heirath und seinem Auftreten als Prophet. Ein sehr glücklich durch ein paar Jahrtausende herab vom Schicksal erhaltener Grundstein seiner Reformation lag in der Tradition, dass Abraham die Caaba erbaut habe. Wie der Apostel Paulus bis auf Abrahams Glauben, als Muster, dass der seligmachende Glaube nicht von einerley historischen Gegenständen abhange, sondern in der treuen Ausübung der *jedesmaligen* Ueberzeugung bestehe, zurückgegangen war: so konnte Mohammed auf Abrahams Einen Gott zurückgehen. Selbst so lange die Caaba noch ein Tempel der Allahât und Aluzza („der göttlichen Furchtbarkeit und Macht") blieb, konnte Mohammed daran Antheil behalten, dort zum Volke reden, beten u. dgl., weil er auf Abrahams Gebetplatz sich stellen konnte. Auch für die vielen Juden in Arabien war Abraham ein Losungswort, welches Mohammed so lange wie möglich geltend machte. Der Vf. führt bis zum Schluss des *ersten* Theils nach psychologischen Wahrscheinlichkeiten den zehnjährigen Kampf durch, welchen die erste Anerkennung des Propheten bis zu seiner Flucht aus Mecca unter verschiedenen Abwechslungen zu bestehen hatte; wie unter den zwey Volksstämmen, welche Mecca bewohnten, die mit Mohammed verwandten Haschemiten für ihn, die Koreischiten gegen ihn waren; wie diese das veraltete Heidenthum umsonst zu erhalten strebten, weil schon im Stillen die regsameren Gemüther das Gegentheil der Abgötterey ahndeten, und alsdann nie ein Aberglaube durch Herrschergewalt gegen die öffentliche Meinung wieder wahrhaft geltend werden kann; wie die uneingenommenen Nomadenstämme das einfach Erhabene des Monotheismus bald zu fassen anfingen u. s. w. Die Mohammedanischen Forderungen: Reinigungen, Gebete, Almosen und Fasten waren nicht neu. Die fünfte, die Wallfahrt nach Mecca, jene Quelle des Reichthums, weswegen die Caaba so wichtig war, blieb ohnehin, weil die nämliche Caaba von den Götzen zur Verehrung des Einen Gottes übergehen sollte. Wie bey all diesem Temperament, Stolz, schlummernde Herrschsucht (auch sinnliche Wollust) mit wirklich edlen Wünschen und ungekünstelter Begeisterung in Mohammed in einander verschmolzen waren, wie oft M. von seinen Ekstasen selbst nicht wusste, ob ihm Träume oder Wirklichkeit vorschwebten u. dgl., ist ganz pragmatisch entwickelt, und dazu fast jeder von *Gagnier* aufgefundener historischer Umstand wohl genützt, selbst der mögliche Einfluss der Frauen. So verflicht der Vf. die ehemalige Nebenbuhlerin der Mutter Mohammeds in dessen Geschichte, indem er sie mit seiner bekannten Verfolgerin, Om Dschemil, seines Oheims, Abulahab, Frau, identificirt. Dagegen ist auch glücklich bemerkt, wie viel Khadidscha dem Islam nützte, und wie Mohammed erst, seit die weibliche Milde nicht mehr auf ihn wirkte, in Härte und Grausamkeit überging. Wie wahr ist es, dass kein Wahn dem schwärmerischen Herzen näher liege, als dieser, sich selbst zu sagen: Du führst die Sache der Gottheit! Auf dir ruht Gottes Ehre und der Menschen Heil! Welches Opfer wäre also für dich und deine Zwecke zu gross, welches Mittel dafür ungerecht oder unerlaubt? Lange hatte Mohammed (s. das Ende der II. Sure) Gewalt verboten und auf Ueberzeugung gerechnet. Blutigere Forderungen machen Sure 41. 66. 75. erst, nachdem mit M. sich die Ansars (Beschützer aus Medina u. s. w.) vereinigten; allerdings aber auch erst, nachdem M's Gegner ihn in seinem Bette zu morden versucht hatten. Die Folgen hievon zeigt der *zweyte* Theil, wo M. unstreitig schon so schlau erscheint, dass man entweder auch im Vergangenen mehr Plan und Absicht vermuthen, oder anerkennen muss, wie sehr M's mehr als zehnjährige, stillere Thätigkeit für seine Prophetenansprüche endlich alle mögliche Kräfte in ihm zu Behauptung derselben aufgeboten und gebildet habe. Da nunmehr meistens kriegerische Unternehmungen zu erzählen waren, in deren Schilderung sich der Vf. mit Recht an *Gagnier* hält: so ist hier weniger Eigenthümliches von dem Bearbeiter zu erwarten. Oft hätte er sich unstreitig orientalischer ausdrücken können. Hätte er überhaupt in seiner Darstellung mehr eine gewisse mystische (neuplatonische) Salbung, als einförmig stürmische Heftigkeit, angenommen; schmiegte sich seine Sprache durch zweckmäßige Abwechslung des Tons mehr an den Wechsel der Materie selbst an: so müsste der Totaleindruck weit mehr der Sache und seiner Absicht entsprechen. Gewiss aber ist das Bild, welches dieser erweckt, immer dem ausserordentlichen Mann, den er uns anschaulich und zum Theil begreiflich machen soll, weit ähnlicher, als alles, was man, *ausser Gagniers Biographie*, vom ihm zu lesen gewohnt ist. Um so erwünschter ist es, dass zu gleicher Zeit von diesem etwas seltenen französischen Werk eine genaue Uebersetzung,

Köthen, b. Aue: *Leben Mohammeds des Propheten.* Nach dem Franzöſiſchen des *J. Gagnier*, mit einigen Anmerkungen von *C. F. R. Vetterlein.* — *Erſter* Band. 1802. VIII u. 454 S. *Zweyter* Band. 1804. 404 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

erſchienen. Dieſe muſterhafte Sammlung giebt die Belege zu dem, was der obige Geſchichtsroman ausmalt. Pſychologiſchen Forſchern wird die Vergleichung beider, der alten Ueberlieferung und der moderneren pſychologiſchen Anſicht, unterhaltend ſeyn. Die Anmerkungen, welche Hr. *V.* giebt, ſind meiſt literariſch. Eine der wenigen, welche eigenthümliches Urtheil enthalten, verdient in Rückſicht auf die vorher beurtheilte natürliche Geſchichte M's eine nähere Beleuchtung. Beym 19. Kap. nämlich, wo Mohammeds Wunder mit dem Monde ausgemalt ſind, macht Hr. *V.* die Note: „Was können aber Nicht-Muſelmänner bey dieſer Geſchichte denken? Entweder geben ſie zwar zu, daſs ein Factum zum Grunde liege, erklären es aber natürlich. Denn, ſagen ſie, die hiſtoriſche Wahrheit liegt allen (?) ſonderbaren und wunderſamen Erzählungen der Völker zum Grunde, und man muſs ſie nur vernünftig [vielmehr: verſtändig] erklären und das Uebertriebene davon ſcheiden. Offenbar wiederholte hier Mohammed das magiſche Kunſtſtück, das im Alterthum auch bey den Griechen und Römern wohl bekannt war, und das man „den Mond vom Himmel ziehen" nannte. v. *Petron. Satyr.* p. 187. ed. Francf. *Horat. Epod.* 5. „Darauf führt einen nachdenkenden Leſer ſchon die, gewiſs künſtliche, Dunkelheit, die vor der Operation ſelbſt herging, und dazu diente, die eigentliche Verfahrungsart zu verſtecken. Oder — ſie läugnen das Factum, als eines der vielen Wundermährchen, welche ſich alle alte Völker haben aufbinden laſſen, bey denen Prieſter ausſchlieſslich die Feder führten. Denn ſie halten es für eine undankbare Arbeit, in Traditionen und Prieſterannalen Wahrheit und Lüge ſcheiden zu wollen. Mir indeſs gefällt die erſte Erklärung *ſchier* beſſer. Denn ſo hab ich auch grundgelehrte Theologen die Bibel erklären ſehen, und, obgleich die Regeln der Auslegungskunſt dabey etwas ins Gedränge kommen, ſo iſt es doch gar ſchön, überall Gelehrſamkeit und Witz anzubringen und alles natürlich zu erklären." Dieſe Ironie treffe, wen ſie wolle, ſo iſt gewiſs das ſchönſte und zugleich das ſchwerſte, im Alterthum das Wunderbare weder einzig auf die eine, noch allein auf die andere Weiſe anzuſehen. Bald hat man Grund, einen Wunderbericht ganz für erdichtet, für unterſchoben zu halten; bald zeigen die Umſtände, daſs ein wirklicher Anlaſs zur factiſchen Erzählung dageweſen ſeyn muſs; bald haben erſt die Ausleger, bald ein Zufall, eine Metapher, wohl gar ein Schreibfehler das Wunder geſchaffen; bald muſs es urſprünglich für ein Wunder gegolten haben. Nur durch eine überlegte Betrachtung *aller* Möglichkeiten wird Einſeitigkeit der Anſicht und der Beurtheilung vermieden; wobey die echten Regeln der Auslegungskunſt nicht ins Gedränge kommen können, wohl aber die ſpeciellen, aus Pſychologie ſowohl als Kritik entſtehenden, Regeln der Hermeneutik für das Wunderbare im Alterthum genauer entwickelt und angewendet werden müſſen. Gegen jene allzu leichte Kunſt, alles Wunderbare entweder als Lüge zu verwerfen, oder auf auſsernatürliche Urſachen zu verweiſen (welches letztere vollends als Erklärung aus dem Unerklärbaren bloſs eine Scheinerklärung ſeyn kann), gefällt dem Rec. der geſunde Menſchenverſtand, mit welchem ſchon Mohammeds ſchlaueſte Frau, die junge Ajeſcha, jene nächtliche Reiſe des Propheten auf dem fliegenden Blitzpferde, anſah. „Der Apoſtel Gottes, ſagte ſie, iſt nicht mit dem Körper gereiſ't, ſondern er hat die nächtliche Reiſe zu Gott *bloſs im Geiſte* gethan" (S. 258.). Mit eben dem Blicke, welcher dieſe Auflöſung ſah, läſst ſich gewiſs von der Hälfte der Wundergeſchichten ihr echter Urſprung entdecken. Dadurch wird dann nicht aufgehoben, daſs in die ſpäter entſtandene Beſchreibung auch ſpätere Data, wie K. 11. das von den ſeligen Wohnungen der vier Chaliphen, eingerückt werden konnten. Tauſenden mag überhaupt nichts an der ſpeciellen Beurtheilung dieſer Dinge liegen. Wer aber wirklich darüber eine Stimme haben will, darf die Mühe im Prüfen der Erzählungsquellen, im Erwägen aller einwirkenden Umſtände (hier z. B. des Charakters Mohammeds, der frühen Sammlung des Korans u. ſ. w.), und beſonders im Scheiden des Früheren vom Späteren nicht ſcheuen. Was eine ſpätere Ausſchmückung ſeyn kann, iſt noch nicht Merkmal ſpäterer Entſtehung des Ganzen. — Uebrigens iſt Hn. *V's* Ueberſetzung, ſo weit wir ſie verglichen, treu und eines ſachkundigen Mannes würdig. Sie hätte ein beſſeres Papier verdient. Voran ſteht das Bruſtbild eines Begeiſterten, mit der Unterſchrift: *Mohammed;* und zwar: nach einer Antike geſtochen. Mohammed nach einer *Antike??* Erklärende, kurze Anmerkungen bey Gegenſtänden, welche dem deutſchen Leſerpublicum nicht von ſelbſt klar ſeyn möchten, wären wohl öfter zu wünſchen.

SCHÖNE KÜNSTE.

Im Reichs-Commiſſions-Induſtrie-Bureau: *Neue hiſtoriſch-romantiſche Biographien aus dem Mittelalter.* Ohne Jahrzahl. 250 S. 8. (1 Rthlr.)

Wahrſcheinlich eine alte, verlegene Waare, mit einem neuen Ausbängeſchild. Aber auch mit dem neuen Titel wird das langweilige Ding wohl wenig Glück machen. Vermuthlich wollte einſt der Urheber deſſelben bey der nahen Meſſe einige Thaler verdienen, und da er nicht Kraft genug in ſich fühlte, einen Roman zu Tage zu fördern: ſo nahm er ſeine Zuflucht zu der von ſtümperhaften Scribenten ſo oft miſshandelten Geſchichte des Mittelalters. — Die *Ruinen der Rudels-(Rudolfs-) Burg*, unweit Naumburg, boten ihm Stoff zur erſten Erzählung dar, die ſo mittelmäſsig iſt, daſs wohl mancher Schüler der nahen Schul-Pforte die Geſchichte dieſer ſehenswerthen Trüm-

Trümmer weit intereſſanter darſtellen würde. In einer chrienhaften Erzählung wird hierauf die *Geſchichte Friedrichs des Weiſen von Sachſen* abgehandelt, wobey insbeſondere gar erbauliche Betrachtungen über die Univerſität Wittenberg vorkommen. „Freylich, ſagt der Vf. S. 88 ff., mag auch wohl dieſe Akademie noch ſich um deſswillen nicht ſo emporſchwingen können, als wohl möglich geweſen wäre, weil man ihr von Zeit zu Zeit ihre Zierden raubte: ſo wird ſie vielleicht nie den Verluſt eines *Reinhards* ganz verſchmerzen; ſo verlor ſie vielleicht in dem würdigen Hn. Hofrath *Leonhardi* noch kürzlich einen Mann, wo gewiſs jeder ſtolz ſeyn konnte, ihn zum Lehrer gehabt zu haben. Mögen dann nun auch ſolche Stellen noch ſo gut ergänzt werden, ſo bleibt doch der gute Ruf dieſer Männer dem Auslande einige Jahre unbekannt, und dann werden ſie nach dieſer Zeit auf andere Akademieen berufen, oder erhalten andere Aemter. — Selbſt die Bierbrauerey, der ſo erſprieſsliche Nahrungszweig vieler wohlbeleibten Bürger, würde ſehr herabſinken, wenn nicht die wackern Muſenſöhne dem Bacchus ſo manches Opfer brächten. Heil *alſo (!)* und Segen der Aſche Friedrichs des Weiſen, der ſo wohlthätig für dieſe Stadt ſorgte. — Leſer, fährt dann der Vf. fort, der du vielleicht meine Digreſſion langweilig gefunden haſt, dich bitte ich um Verzeihung. — Vor dir, *dem es verdrüſst*, nehme ich mein Mützchen ab, mache meinen Bückling, und bitte noch einmal: *Vergieb mir.*" Welcher Stil, welches Räſonnement! überall nichts als Abgeſchmacktheit! In dem dritten Aufſatz wird die *Liebe Baſſinens*, der Gemahlin eines thüringiſchen Königs Baſſinus, *zu Childerich*, dem König der Franken mit viel Empfindeley, aber wenig Delicateſſe, vorgetragen. Endlich die vierte und letzte Erzählung: *Heinrich der Vogler*, iſt ſo ſchülerhaft und langweilig, daſs ſelbſt der alles verſchlingende Leſepöbel das Buch, ehe es zu Ende gebracht iſt, unwillig aus der Hand legen wird.

Regensburg, b. Montag u. Weiſs: *Aphorismen für Schauſpieler und Freunde der dramatiſchen Kunſt*, geſammelt von *J. Koller*. 1804. 296 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. hat aus mehreren Schriften, die er nennt, Bemerkungen über dramatiſche Dichtkunſt und über die Kunſt des Schauſpielers geſammelt, und dieſelben mit ſeinen eigenen Ideen und Grundſätzen durchwebt. Dieſe Fragmente alle einzeln zu würdigen, geſtattet der beſchränkte Raum einer Recenſion nicht. Man kann den weſentlichſten Theil derſelben, nämlich die *Aphorismen*, die das Praktiſche der Kunſt des Schauſpielers angehn, den Künſtlern in dieſem Fache zum Studium anempfehlen. Manche Sätze, z. B. (§. 73. S. 53.) „Bewunderung iſt das entbehrlich gewordene Mitleid" und (§. 96. S. 73.) „Die bloſse Vokalmuſik iſt eigentlich, was in den bildenden Künſten das Nakkende iſt" können, genau geprüft, nicht wohl beſtehen. — Als Druckfehler bemerkt man S. 10. Z. 7. *von* ſtatt *vor*. S. 12. Z. 9. iſt das Wort: *Maſchinen*, weggelaſſen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Biblische Literatur. *Stuttgart*, b. Cotta: *Ueber den Pentateuch* von D. *G. F. Grieſinger*, kön. Würtemberg. Rath, u. Prälaten des Kloſters St. Georgen, auch älteſtem Conſiſtorialrathe. 1806. 72 S. 8. — Der geſammten Würtembergſchen Geiſtlichkeit und allen Freunden dieſes zahlreichen und ehrwürdigen Standes muſs es ſehr erfreulich ſeyn, aus dieſer, wie aus einer frühern, die Stimmen der Kritik über die Entſtehungsart des N. T. erwägenden, Schrift zu ſehen, daſs ſelbſt der älteſte ihrer Vorgeſetzten ſich weder durch Jahre, noch durch Menge der Amtsgeſchäfte und Actenbröſse abhalten lieſs, die gelehrten Unterſuchungen der Zeitgenoſſen in einem hellen Ueberblick zuſammen zu faſſen, und, das Gerüſte der Unterſuchungen von dem Weſentlichen wohl unterſcheidend, bald das Berichtigte klar und lebhaft darzuſtellen, bald mit einer liberalen Skepſis Gründe und Gegengründe ohne Vorliebe und ohne Haſs auf beide Wagſchalen zu legen. Ein ſolches Beyſpiel des erſten theologiſchen Examinators muſs bis auf die früheſten Bildungsjahre derer wirken, welche zu künftigen Lehrern der Religionswiſſenſchaft und ihrer Geſchichte (dieſer den Menſchen nie entbehrlichen Wegweiſerin, welche durchs Land der Thatſachen in das höhere Gebiet der Ideen leitet!) ſich erziehen laſſen wollen. Es giebt Gegenden, in welchen das Neue gewöhnlich eine Zeitlang Contrebande iſt; Länder, die, wenn man nach ihren Vertheidigungen und Rettungen der Wahrheit urtheilen darf, ſich in einen ununterbrochenen Belagerungszuſtand erklärt haben. Leicht iſt hievon die nächſte Wirkung dieſe, daſs der ſtudirende Anfänger ſich bloſs nach der augenblicklichen Stimmung zu richten, die Erwerbung emporſtrebender, ungewöhnlicher Kenntniſſe, welche zur prüfenden Auswahl neuer Unterſuchungen erforderlich ſind, aus träger Ueberredung, daſs man davon doch unter den vorhandenen Umgebungen nie einen ſelbſtthätigen Gebrauch machen dürfe, in den Jahren jugendlicher Empfänglichkeit zu vernachläſſigen, dagegen aber ſich mit einigen allgemeinen Begriffen, Speculationen und Declamationen über alles wegſetzen zu dürfen einbildet. Er hüte ſich. Gerade in dergleichen langſamer fortſchreitenden Gegenden zeigt die Geſchichte der Geiſtesbildung dieſs gleichſam als Naturgeſetz, daſs ſo manche kräftige Enthüllung herkömmlicher Vorurtheile, die im Augenblick als fremd mit etwas argwöhniſchen Blicken betrachtet, und beſonders da, wo Diſputationen noch wie Hahnenkämpfe Mode ſind, gern als Gegenſtand dialektiſcher Rechthaberey mit polemiſchem Ernſte aufgegriffen wurde, nach ein paar Olympiaden mit vielſagendem Lächeln unter die ganz plauſibeln, kaum noch widerlegbaren Behauptungen gerechnet wird, nach Decennien aber unter die vollgültigen Reſultate aufgenommen iſt, die ſelbſt der Klügere nicht mehr bloſs problematiſch behandeln darf, und nur der Frömmling noch zu beſeufzen das Vorrecht hat. Wie nöthig alſo, daſs der Jüngling für dieſen Wechſel der Dinge ſich frühzeitig, durch gründliche Vorübung in Sprach- und Sachkenntniſſen, vorbereite, um mit dem unaufhaltſamen Vorwärtsgehen des Zeitgeiſtes, wenn er eintritt, Schritt halten zu können. Trügen nicht alle Zeichen der Zeit: ſo möchte wohl dieſer mächtige Genius auch da, wo man ſich ſonſt gegen ihn ſtark zu verſchanzen wuſste, ſeine Runde viel ſchneller, wie bisher, zu machen beginnen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 30. Julius 1806.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

OSNABRÜCK, b. Blothe: *Oekonomiſche und cameraliſtiſche Abhandlungen, auch Bekanntmachung anderer nützlichen Vorſchläge und Erfahrungen*, von *Möller*, Commiſſionsrath und Bürgermeiſter zu Hamm. *Erſtes* Bändchen. 1803. 124 S. *Zweytes* Bändchen. 1804. 182 S. kl. 8. (18 gr.)

Das *erſte* Bändchen enthält 15 Aufſätze, von welchen wir folgende als die erheblichern bemerken. Wider die Viehſeuche und deren Ausrottung empfiehlt der Vf. die Vorſchläge des Prof. *von Salchow* zu Meldorf, im Süder-Dithmarſchen, ſowohl die Springochſen und Kühe, als die von ſolchen zur Zucht beſtimmten Kälber inoculiren oder durchſeuchen zu laſſen, welches Verfahren in den dortigen Gegenden ſeit 20 Jahren die Viehſeuche abgehalten habe, ungeachtet ſich dieſelbe in benachbarten Diſtrikten eingefunden. Die Inoculation wird umſtändlich beſchrieben, und in ihrer Anwendung bey den von durchgeſeuchtem Viehe geworfenen Kälbern, erſt nach vier Wochen, wo man ſie nicht abgeſetzt, ſondern an der Mutter hat ſaugen laſſen, vorzunehmen, beſonders empfohlen. Zur Verbeſſerung der Schlachtkälber wird aber das längere Saugen gerühmt, da das Kalbfleiſch in den dafigen Gegenden ſo ſchlecht ausfallen muſs, weil man die Kälber, wenn ſie zwey Tage alt ſind, an die Metzger verkauft, um nur die Milchnutzung zu vermehren. — In Anſehung der Branntweinbrennereyen werden zur Erſparung der Getreidefrüchte, unter mehrern Surrogaten, die gelben Rüben, die Runkelrüben, und die Grundbirnen oder Kartoffeln vorzüglich empfohlen. Das Ausarten der Obſtſorten ſchreibt der Vf. beſonders dem Pfropfen auf Stämmen zu, deren Eigenſchaft von der Natur des Reiſes zu ſehr verſchieden iſt, und findet hierin den vorzüglichen Grund von dem Miſsrathen der Obſtveredlungen durch das Pfropfen. — Hr. Lieutenant *Zabber* in Calcar handelt von der Cultur des Magſamens, und ſeiner vortheilhaften Benutzung zu Oel. Man baut ihn in Weſtphalen mit den gelben Rüben, wo er zu Ende Juli reif iſt, geärntet, und mit den Stengeln in Gebunde aufgeſetzt wird. Das Oel macht bekanntlich das Olivenöl faſt ganz entbehrlich, und kann, mit zerlaſſenem Rindsnierenfette vermiſcht, zur Schmelzung des Gemüſes benutzt werden. Die Stengel des Magſamens geben ſo viel Hitze als Reiſigholz, und der Vf. bedient ſich derſelben zum Brauen und Backen. Der chineſiſche Oel-Rettig giebt zwar vielen Samen, auch ſelbſt auf ziemlich magerm Boden, inzwiſchen fordert er eine heiſse Preſſung, da bey der kalten kein feines Oel zu gewinnen iſt. Vom engliſchen Senf geben ſieben Berliner Scheffel ſo viel Oel als ſechs Scheffel Rübſamen; das Oel iſt etwas dunkler von Farbe als das Rüböl, brennt aber länger als dieſes, und kann nach einem Jahr auch zu Speiſen dienen. Auſserdem können die jungen Senfpflanzen zu Gemüſe benutzt werden, indem man ſie, wenn ſolche einen Fuſs hoch ſind, zur Hälfte abſchneidet, wo ſie nachher wieder ausſchlagen, blühen und Samen bringen. Der Spinat mit dieſem Gemüſe vermiſcht, ſoll, nach Verſuchen, für manche Perſonen einen angenehmen Geſchmack bekommen. — Um die Schafe zu zeichnen, ohne dadurch die Wolle zu verderben, wird ſtatt des gewöhnlichen Theers, nach der fürſtl. Waldeckiſchen Verordnung, das Zeichnen mit Röthel, ſo wie das Aufdrücken von Zeichen, welche mit Buchdruckerfarbe beſtrichen worden, auf die abgeſchorne Stirn der Schafe empfohlen. — Sehr zweckmäſsig und gründlich findet Rec. die Vorſchläge zur Verbeſſerung der Feuerlöſchanſtalten. Gewöhnlich fehlt es in kleinen Städten und auf Dörfern an der hinlänglichen Anzahl von Feuerſpritzen, welche einem ſich ausbreitenden Brande Einhalt thun könnten, und die aus den gröſsern Städten zu Hülfe kommenden Spritzen treffen gar oft zu ſpät ein, um noch gehörige Wirkung zu leiſten. Auſserdem herrſcht auch das Vorurtheil, daſs kleine Städte und Dörfer, nur kleinere Spritzen bedürften, da doch, ohne auf die Kirche und andere Hof-Gebäude zu ſehen, ſchon die an vielen Orten mit Stroh gedeckten Häuſer des Landmanns, einer viel ſchnellern und allgemeinern Entzündung ausgeſetzt ſind. Der Vf. ſetzt die nöthigſte Anzahl der Spritzen auf jeden kleinen Ort auf drey; und da nicht alle Dörfer ſolche zu ſtellen vermögend ſeyn werden: ſo zeigt der Vf., welcher beträchtliche Nutzen für die Feuerſocietätscaſſen erwachſen würde, wenn alle Städte ihren Zuſchuſs, anſtatt zu öftern gröſsern Brandſchäden, lieber zur einmaligen Anſchaffung mehrerer Spritzen beſtimmten. Der Vorſchlag, von jedem 100 Rthlr. des Aſſecurationsquantum's ſechs Stüber zum Behuf mehrerer Spritzen beyzutragen, würde noch einen Ueberſchuſs geben können, um noch andere Löſchungsanſtalten zu vervollkommnen. Der Vf. rechnet dahin die nöthigen Anlagen zu Waſſer-Vorräthen, die Einrichtungen ſich des mit Leimen gemiſchten Waſſers bedienen zu können, die ſo vorzüglich nutzbaren An- oder Zubringer des Waſſers in die Spritzen von hänfenen Schläuchen, und die von Korbflechtwerk verfertigten inwendig durch einen

Anstrich wasserdicht gemachten Feuereimer. Zur Verhütung des Einfrierens der Spritzen wird ein Schlitten mit einem Feuerkasten, auf welchen ein kupferner Kessel gesetzt, in diesem aber Wasser erhitzt werden kann, vorgeschlagen, welcher im Freyen neben die Spritze gebraucht wird. Der letzte Aufsatz betrifft einen Vorschlag zur Beförderung der Obstbaumzucht. Da alle Erinnerungen, sagt der Vf., und alle gedruckte Empfehlungen und Anweisungen zur Obstbaumzucht, zur allgemeinen Obstpflanzung vergebens gewesen sind: so muss man endlich auf Mittel bedacht seyn, ohne Mühe und Kosten der Land- und Städte-Bewohner, Obstgärten anzulegen. Er zeigt, dass ein Unternehmer, welcher den Eigenthümern auf ihren Grund junge gepfropfte Obstbäume unentgeldlich sowohl lieferte als auch verpflanzte, durch eine einmalige Ablieferung von zwey Berliner Scheffeln an Obst von jedem gesetzten Aepfel-, Birn- und Pflaumenbaume, und ein Scheffel von jedem Kirschbaume nicht nur schadlos gehalten werde, sondern auch dabey gewinne.

Im *zweyten* Bändchen empfiehlt der Vf. zur Sicherheits-Anstalt gegen gewaltsame Räuber-Einbrüche, wie sie sich häufig im Märkischen Süderlande ereignen, die Einrichtung der Decken in den Zimmern mit Fallthüren und leichten Leitern oder Treppen bis zu dem Dache, als wohin man alsdann entweichen, und durch Schiessen die Gegend von der Gefahr benachrichtigen kann. Inzwischen bemerkt auch der Vf., dass diese Mittel doch ohne andre Polizey-Anstalten nur in höchst seltenen Fällen von Nutzen seyn werden, da die Räuber nicht nur die Hausthüren gewaltsam zerschlagen, und sich auf gleiche Art den Weg bis zu dem Dache öffnen können, sondern auch mit so vielen bewaffneten Räuber-Wächtern erscheinen, dass jeder zu Hülfe Eilende, in die gleiche Lebensgefahr gerathen muss. — Der Vorschlag zu einem Kornmagazine zeigt, wie bey der Unmöglichkeit eigene Magazin-Gebäude zu errichten, oder Häuser zu solchen zur Miethe zu erhalten, doch durch einen gesicherten Vorrath dem Mangel und der Theurung vorgebeugt werden könne. Der Vf. schlägt nämlich vor, von Güterbesitzern und Landleuten die besten Getreidearten im höchsten Preise bey wohlfeilen Zeiten zu erkaufen, und solche auf den Speichern der Verkäufer liegen zu lassen, bis sie der Käufer abgeliefert verlangt. Bey dieser Ablieferung werden dem Verkäufer für das erste Jahr sieben Stüber wegen Eintrocknung des neuen Korns, in den folgenden Jahren aber ein Stüber an jedem Scheffel für die Aufbewahrung vergütet. Durch eine Berechnung wird erwiesen, dass erst in 22 Jahren der Einkaufpreis durch Zinsen und Kosten den doppelten Preis erhält, und da in zehn Jahren und noch früher der Kornpreis sich verdoppelt: so kann bey dieser Einrichtung kein Verlust entstehen, und schwerlich eine wohlfeilere Anlage eines Magazins getroffen werden. — In dem Aufsatze über Gefängnisse und deren Verbesserung liefert der Vf. vorzüglich seine Erfahrungen über die Arten, wodurch sich Gefangene aus den Gefängnissen befreyt haben, da mancher Obrigkeit dergleichen Bekanntmachungen zu verbesserten Veranstaltungen Gelegenheit geben können, zu denen er selbst einige Vorschläge beyfügt. — Die Beobachtungen des Vfs. über die Erdmandeln ergeben, dass sie zwar unter allen Kaffe-Surrogaten den Vorzug verdienen, ohne Vermischung mit wahrem Kaffe aber nicht wohl zu geniessen sind. Zugleich bringt der Vf. eine Beobachtung bey, dass alle sogenannte Stellvertreter des Kaffe's, nicht diejenigen Kräfte und Eigenschaften, welche der wahre Kaffe besitzt, äussern, und von den Aerzten zuvor näher untersucht werden sollten, ehe sie zu einem so allgemeinen Gebrauch verwendet würden. Zu der Oelbenutzung scheint die Erdmandel, in Vergleich andrer Oelgewächse, auch keine Vortheile zu versprechen. Die Dauerhaftigkeit hänfener Lagergarne zu Schafhorden auf dem Felde, wird durch Einweichen in Lohwasser beträchtlich vermehrt. Eine neue vortheilhafte Art Kartoffelbrod erhielt der Vf., indem er einen Scheffel Kartoffeln schälen, in Würfel schneiden, diese 24 Stunden lang im Wasser ausziehen, und dann im Ofen trocknen liess, wonach er 20 Pfund erhielt, welche mit einem Scheffel Roggen vermahlen, ein wohlschmeckendes Brod lieferte, welches bey dem Backen nur eine etwas stärkere Säurung und einen Zusatz von Salz forderte. Für den Landmann ist diese Benutzung noch besonders vortheilhaft; da die Kartoffeln durch das Trocknen nicht nur wenigern Raum einnehmen, sondern auch vor dem Gefrieren gesichert sind. Ausserdem dass sich jenes Mehl zu mancherley Speisen verwenden lässt, wird auch die Rumfordische Suppe durch Zusatz desselben mehr verdickt und verbessert. — Unter der Ueberschrift *Hauswirthschaft* theilt der Vf. in Ansehung der Färbereyen einen Auszug aus seiner 1785. herausgegebenen Hausfabrik für Frauenzimmer in zwölf Briefen über Bleicherey, Färberey und Weberey mit. Zur Bewahrung der Pelzware vor Motten, wird das Einlegen mit Hopfen empfohlen. Von Mitteln zur Vertilgung der Ratten und Mäuse werden vielerley mitgetheilt, von denen aber der Vf. selbst gesteht, dass sie bey einem allgemeinen Mäusefrase nur sehr wenig helfen, so wie ein besonders zur Vertilgung bestimmter Mann auch diesem Geschäfte nicht gewachsen seyn möchte. Von der umständlichen Anleitung gute Lichter zu verfertigen, lässt sich nur bemerken, dass das Fett wohl gereinigt, und zuerst mit Wasser und Salz geschmolzen, nachher aber mit Harn gesotten wird. Bey grossen Teichwirthschaften veranlasst der Ankauf junger Brut für die Strich-Teiche oft beträchtliche jährliche Summen; der Vf. theilt ein bewährtes Mittel zur Vermehrung der Brut bey Karpfen mit. Es besteht aus Safran, Kraftmehl, Honig und Pfeffer, welches den Streichkarpfen eingegossen wird. Bey einer ansehnlichen Teichwirthschaft, in der man jährlich für Brut 3—400 Rthlr. verwenden musste, war jenes Mittel so wirksam, dass man dagegen jährlich für 5—700 Rthlr. Brut verkaufen konnte. In der Folge liefert der Vf. verschiedene Angaben von wasserdichten

ten Mauerkitten, und benachrichtigt von einer Compoſition zu Löffeln, welche das feinſte engliſche Kronzinn enthält, und der Geſundheit im Gebrauche angemeſſener als die im Handel vorkommenden Bleylöffel ſind. Von dieſer Compoſition des Vfs. wird der Zinngieſer *Leſſel* auch Schlangen, ſtatt der kupfernen, für die Branntweinbrennereyen liefern. — Der Vorſchlag zu den Gehaltsvermehrungen bey den Stadt- und Landſchulen begreift einen ſehr wichtigen Gegenſtand für ſehr viele Gegenden auch auſser Weſtphalen. In Ermangelung anderer Quellen muſs nun freylich das Volk zu ſeiner Beyhülfe bewogen werden, die Bildung des Staatsbürgers möglich zu machen. Der Vf. wählt dazu die geringe Auflage von 5 — 20 Stüber bey den Kindtaufen und Collecten, deren Ertrag er auf viele Jahre hinaus berechnet. — Die von dem Vf. erkauften, öffentlich angekündigten, Recepte zur Eſſigbereitung leiden keine Auszüge. Statt des Gebrauchs der durchlaufenden langen Hausbalken, zeigt der Vf. eine Verbindungsart, durch welche ſolche Balken mit beträchtlicher Koſtenerſparung aus mehrern Körpern, und wohlfeilern Balken, zuſammengeſetzt werden können. Zur Verminderung des Rauchens der Schornſteine fand man auf dem Lippe-Schaumburgiſchen Schloſſe einen ungefähr vier Fuſs hohen blechernen oben ſpitz zulaufenden Kaſten von guter Wirkung, den man jetzt auch auf andern Häuſern mit Ziegelſteinen aufführen läſst. Gegen das Rauchen der Ofenröhren, welche aus den Zimmern in die freye Luft geführt ſind, ſchlägt der Vf. ein ſenkrechtes Rohr auf jenen vor, welches in einer Entfernung von acht Zollen mit einem Deckel, auſserdem aber mit einer Trommel, zur Abhaltung des Windes verſehen iſt. Zuletzt rügt der Vf. die Einrichtungen der gewöhnlichen Kochmaſchinen, gewöhnlich zu fünf Töpfen; da ſie theils nicht immer mit dieſer Anzahl beſetzt werden, auſserdem aber auch die darin enthaltenen eine gleiche Hitze bekommen, und man ſolche nicht leicht für einzelne Töpfe mäſsigen kann. Er giebt daher Vorſchläge, dergleichen Maſchinen für einzelne, ſo wie für zwey und drey Töpfe anzulegen.

WINTERTHUR, b. Steiner: *Auch ich war in Paris. Erſtes, zweytes, drittes* (und letztes) Bändchen. 1803. 1804. 484 S. kl. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Dieſe Schrift iſt eine erfreuliche Erſcheinung aus einem Lande, deſſen Schriftſteller, durch die Revolutionsunruhen gröſstentheils durch Parteygeiſt mehr oder weniger verſtimmt, dem unbefangenen Leſer ſeit jener Periode weniger Genuſs als vormals gewährten. Als ein beſcheidener Mann, der ſich inzwiſchen auch fühlen zu dürfen glaubt, und in der That ſeines: *Auch ich bin ein Sittenmahler*, ſich nicht ſchämen darf, theilt hier, ein ruhiger Beobachter und eben ſo verſtändiger als billiger Beurtheiler von Menſchen und Dingen, Hr. *Ulrich Hegner*, vormals Landſchreiber der Grafſchaft Kyburg, und ſpäter Cantonsrichter zu Zürich, jetzt, ſo viel wir wiſſen, privatiſirender Gelehrter zu Winterthur, ſeine auf einer im Frühling 1801. in der Geſellſchaft einiger zufällig gefundenen Reiſegefährten, eines Liefländers, *Graſs*, und eines jungen Bremers, *Stolz*, unternommenen Erholungsreiſe nach *Paris*, geſammelten Bemerkungen und gemachten Erfahrungen auf die anſpruchloſeſte Weiſe, mit ſehr guter Laune und mit einem, dem Schweizer eigenthümlichen, trocknen und naiven Humor mit; und wenn Rec. von ſich auf andre Leſer von gleicher Bildung ſchlieſsen darf: ſo muſs das Vergnügen, welches die Lecture dieſes trefflichen Buches gewährt, in dem Publikum allgemein geweſen ſeyn. Der Leſer fühlt ſich durch die *Individualität* des Schriftſtellers angezogen; Hr. *H.* gefällt, wie ein uns beſuchender guter, edler Menſch, nicht bloſs durch das, was er uns erzählt, ſondern auch durch den Sinn, den ſeine Erzählungen verrathen, und läſst, nach dem er uns verlaſſen hat, Verlangen nach ſich zurück. Der *Kunſtliebhaber* wird zugleich durch Hn. *H.* vorzüglich befriedigt werden, in dem z. B. in dem *dritten* Bändchen die Eindrücke dargeſtellt werden, welche die Wunder der Kunſt in dem *Saale der Antiken* und in den *Gemälde-Gallerien* der franzöſiſchen Regierung auf ihn machten: doch iſt dieſs auf eine Weiſe vorgetragen, die auch den Profanen angenehm unterhält. Das meiſte indeſſen, was dieſe *drey* Bändchen enthalten, iſt von allgemeinem Intereſſe. Wem ſie noch nicht bekannt ſeyn ſollten, der wird ſicher nicht getäuſcht werden, wenn er nach folgenden nicht mühſam ausgeſuchten Stellen, die einen Vorſchmack von dem Ganzen geben können, den kenntniſsreichen, mit den ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften vertrauten, humoriſtiſchen Reiſebeſchreiber beurtheilt. Nach einigen launigten Bemerkungen über Päſſe und Empfehlungsbriefe ſagt der Vf., daſs es ſeine Sache nicht ſey, mit *Rührung* von den Seinigen Abſchied zu nehmen, ob ihm gleich das Bewuſstſeyn treuer Liebe zu ihnen nicht mangle. „Zu dieſer *Kälte* der Empfindung, ſagt er, mögen auch meine *Erfahrungen* beygetragen haben. Wie oft ſah ich, daſs dieſe Abſchiedszärtlichkeit nur momentane Reitzbarkeit war, die ſich bald in Gleichgültigkeit und Vergeſſenheit auflöſte, *Videbatur eſſe charitas et erat magis carnalitas.* Ich ſah ein zärtliches Ehepaar Abſchied auf eine Reiſe von etlichen Tagen nehmen; ſie umarmten ſich, weinten, hingen ſich einander wieder um den Hals, exclamirten, kehrten zurück, konnten einander nicht laſſen, geſticulirten noch von weitem. Ich ſchämte mich meiner Kälte. Und dieſe empfindſamen Perſonen konnten keine Woche *ohne groben Zank* zubringen, *wollten ſich immer ſcheiden laſſen*, und verwünſchten einander in der Abweſenheit. Ich ſah einen Bruder, der ſeine zwey Geſchwiſter, *indeſſen er ſie um ihr Erbtheil ſchändlich betrog*, nie anders verlieſs, als in zärtlichen Thränen ſchwimmend. Hingegen welche wohlwollende Aufmerkſamkeit leuchtete mir oft aus den kaltſcheinenden Aeuſserungen ernſthafter und geſetzter Freunde entgegen! Der Abſcheu vor Empfindeley macht, daſs man oft ſeine wahre Empfindung zurückhält, und dieſe Zurückhaltung kann bald zur Gewohnheit, und Gewohnheit nach und nach zur Natur werden.“ Ueber *öffentliche Spaziergänge*, deren

An-

Anlegung anzurathen, nach des Vfs. Meinung, in einigen Gegenden der Schweiz *jetzt bedenklich* wäre, weil man einen solchen Vorschlag auf Rechnung der *Aufklärung* setzen würde, durch welche so manches Unheil über das Land gekommen sey, (!) sagt Hr. *H.*: „Wir führen gern einen Freund ins Freye, während die Hausfrau für das Mittagsessen sorgt; Freunde geben sich gern einen Rendezvous, um über Angelegenheiten zu sprechen, die sie nicht gern zu Hause abthun; unter freyem Himmel macht man sich gern von einem Verdrusse oder von einer Grille los, die uns auf dem Zimmer quält. Kann man dieses alles an der heissen Sonne? Wie erwünscht ist oft sich erholenden Kranken des Morgens ein Schattenplatz in frischer Luft, wo sie ihre wiederkehrenden Kräfte prüfen können! Eine muntere Gesellschaft ginge manchmal gerne ins Grüne, um dem öden Spieltische auszuweichen, oder der in kleinen Städten so oft stockenden Conversation wieder Leben zu geben; wo soll sie hingehen, — in den Staub der Landstrassen, oder auf die Felder, um den Wohlgeruch des Düngers einzuathmen? Malerische Kindergruppen, wo können sie lieblicher spielen, wo schöne Mädchen sich gefälliger zeigen, ja auch eure alternden Hälften, ihr sorgebeladenen Väter des Volks, wo können sie mehr Munterkeit und gute Laune für euch sammeln, wo durch geschmackvollen Putz euern Wohlstand lauter preisen, als auf dem frohen, alles im vortheilhaften Lichte darstellenden Platze, der zur Ergötzung für junge und alte bestimmt ist?" Mit einem *über die Ereignisse erhabenen Gemüthe*, mit wahrhaft *philosophischer Heiterkeit* spricht der Vf. von der Revolution seines Vaterlandes, die auch ihm keine Rosen brachte. „Das ist, sagt er, die schlimme Folge einer Revolution, dass den Leuten dadurch die Augen *nicht aufgehen*, sondern *zugehen*, und Freunde und Feinde derselben, so wie *Pharao* bey der Revolution *Moses*, anstatt sich einander zu nähern, immer *verstockter* werden. Die einen wollen lieber alle zehn Plagen Aegyptens ausstehen, als sich in die Zeichen der Zeit schicken (die Zeichen der Zeit wahrnehmen und beherzigen); die andern aber legen es darauf an, vierzig Jahre in einer Wüste zu leben." Und weiterhin heisst es: „Niemand *kannengiesserl* mehr als der Schweizer; seit der Revolution aber ist gar kein Mass und Ziel mehr darin; man hört nichts als unfruchtbare Wünsche und leere Hoffnungen, lahmen Tadel, viel Fluchen und wenig Segen; und das thun die Leute die dabey gut essen und trinken, und sich lustig machen, gerade am meisten. Diesem allem für eine Weile zu entgehen, pries ich mich glücklich: denn das Anhören *spiessbürgerlicher Politik* belustigt nicht lange; bald ennuyirt man sich dabey kläglich, ungeachtet aller Mühe, bey guter Laune zu bleiben; und was das Schlimmste ist, man kann sich selbst in die Länge nicht vor Ansteckung verwahren: denn es ist unmöglich, ohne ein Menschenfeind zu seyn, dem Geiste, dem Tone und der Lebensweise des uns umgebenden Kreises lange zu widerstehen, ohne nach und nach, selbst wider seinen Willen, einen Anstrich davon zu bekommen." Auf die *spätere politische Lage der Schweiz* und den *Ton* der dortigen *politischen Parteyen* wird in dem letzten Bändchen angespielt, indem der Erzähler zweyer alten Frauen gedenkt, die er zu Paris einander gegenüber sitzend sah; beide verkauften in einer Bude armselige Esswaaren, und mochten einander den kleinen Verdienst nicht gönnen. „Statt sich, sagt er, nun, in *Einen* gesellschaftlichen Vertrag zu vereinigen, oder, wenn sie dazu *in sich selbst* die Mittel nicht finden können, sich wie andre *kleine Independenzen* wenigstens *föderalisiren* zu lassen, sehen sie einander den ganzen Tag wie *Rom* und *Karthago* an, und verbittern sich selbst noch ihr trauriges Leben." Im Verfolge schildert Hr. *H.* die üble Lage, in die ein vernünftiger und gemässigt denkender Mann in seinem Vaterlande während der letzten Unruhen gekommen ist. „Gott bewahre, sagt er, jeden, dass die Wärme seiner Empfindung nicht in Revolutionen auf die Probe gestellt werde, wo *böser Wille* sich *Freyheitsliebe*, und *kurzsichtiger Eigensinn* sich *alte Treue* nennt, wo man die schwache Seite an dem politischen Freunde nicht einmal mehr leise berühren, vielweniger das Gute an dem Gegner gut nennen darf, wo zwey Parteyen, jede aus Liebe zum Vaterlande, einander zu Grunde richten, und dabey wechselsweise in schaalen Proclamationen den *Gott ihrer Väter* anrufen, als ob jede unter dem Schutze *eines eignen Jehovah* stünde, und wo man dieses alles noch rührend und schön finden sollte. Hier ist Geduld und Glaube der Heiligen! Denn wer da noch *kalt* bleibt, und sich nicht hinreissen lässt zu den Lobpreisungen der siegenden oder den Verwünschungen der unterliegenden Partey; wer nicht in jeder Wolke den Vorboten des allgemeinen Untergangs, und in jedem Sonnenstrahle, der durch die Wolken bricht, den Anfang eines ewigen Freudenlichts erblickt, der lasse es sich gefallen, als ein *lauer Freund des Vaterlandes* gebrandmarkt zu werden." Der Vf. hat es sich unter solchen Umständen zu einer seiner Lebensregeln von der strictern Observanz gemacht, *sich in die Zeit zu schicken, und die Welt gehen zu lassen wie sie geht;* zuweilen geht es aber doch zu arg, und man vergisst dann leicht im Schmerz darüber aller Klugheitsregeln, „*zumal wenn uns, wie dem Bileam ein Geist, der das Schwert in der Hand hat und durch Esel spricht, zum Unwillen reizt.*" Absichtlich hat Rec. um den Leser, den diese Proben nach der ganzen Schrift begierig machen, um so angenehmer zu überraschen, nichts von den Schilderungen der *Franzosen*, zumal der *Pariser* verrathen; er darf aber getrost versichern, *dass alles in diesem Buche dem Angeführten gleich ist.* Für eine *Schweizerschrift* hat er das Buch ziemlich frey von Provincialismen gefunden; doch könnte der Stil hie und da correcter seyn. Da der mit der classischen Literatur bekannte Vf. zuweilen Lateinisches einmischt, so will Rec. noch bemerken, dass der bekannte Vers: *usque adeone scire tuum nihil est, nisi te scire et sciat alter?* so wie der Vf. ihn anführt, nicht scandirt werden kann, und er erklärt übrigens, dass er Hn. *H.* ausser diesem Buche so wenig kennt, dass er durch diese Anzeige nur das reine Vergnügen ausspricht, welches ihm diese Schrift gewährte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 31. Julius 1806.

BIBLISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Märker: *Novum Teſtamentum Graece, e recenſione Griesbachiana, nova verſione Latina illuſtratum, indice brevi praecipuae lectionum et interpretationum diverſitatis inſtructum*, in uſum maxime Gymnaſiorum et Academiarum editum, auctore M. *Henr. Aug. Schott*, Theol. et Philoſ. Doctore privato Academiae Lipſienſ. 1805. XVI u. 1029 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Wunſch des Verlegers, eine wohlfeile Handausgabe des Griechiſch-Latejniſchen N. T., zum Gebrauch für Schulen und Univerſitäten zu veranſtalten, gab die Veranlaſſung zu dieſer mit Fleiſs, Einſicht und Geſchicklichkeit ausgeführten Arbeit. Gegen den Abdruck des griechiſchen Textes, mit einer daneben ſtehenden lateiniſchen Ueberſetzung, lieſse ſich zwar allerley nicht Unerhebliches und auch ſchon ſonſt oft Geſagtes einwenden; aber die Ueberſetzung ſelbſt iſt auf das Bedürfniſs der Studirenden, beſonders wenn ſie akademiſche Vorleſungen wiederholen, oder ſich darauf vorbereiten wollen, im Ganzen ſo gut berechnet, daſs dieſe davon einen weit nützlichern und zweckmäſsigern Gebrauch machen können, als von ſo manchen andern gewöhnlichen und ſehr beliebten Hülfsmitteln. Schülern und Gymnaſiaſten aber möchte dieſs Buch nicht ohne Einſchränkung in die Hände zu geben ſeyn. Denn dieſe ſollen das N. T. noch nicht *exegeſiren;* und durch den Vorſchmack, den man ihnen auch davon geben zu müſſen glaubt, verlieren die akademiſchen Vorleſungen über das N. T. den Reiz der Neuheit bey ihnen; auch lernen ſie darüber gewöhnlich das nicht, was ſie von Schulen mitbringen müſsten, um auf der Univerſität ſolche Lectionen mit Nutzen beſuchen zu können.

Der griechiſche Text iſt ganz nach *Griesbach's* Recenſion abgedruckt, und zwar nach der ältern Ausgabe vom J. 1772. und 75.; worüber der Vf. ſich in der Vorrede S. VII. hinlänglich rechtfertigt. Unter dem griechiſchen Texte ſtehen auch die merkwürdigſten Varianten, zu deren Beurtheilung oder Erklärung jedoch nur bey wichtigen oder berühmten Stellen etwas geſagt iſt, z. B. bey Marc. 16, 9 f. Ap. Geſch. 20, 28. 1 Tim. 3, 16. 1 Joh. 5, 7. Hebr. 2, 9. Selten iſt eine bedeutende Variante ganz unbemerkt geblieben, wie bey Marc. 15, 25. und Joh. 19, 14. ὡρα τριτη und ἑκτη. Daſs die kritiſchen Bemerkungen kurz ſind, iſt ſehr zu billigen; doch wäre bey einigen Stellen, ſelbſt nach dem, was anderwärts gegeben iſt, etwas Mehreres und Beſtimmteres zu erwarten geweſen, als Joh. 5, 3., wo es bloſs heiſst: *Verba v. 3. ἐκδεχομενων etc. usque ad fin. v. 4. plane deſiderantur.* (In Handſchriften? oder wo ſonſt?) *Locus fidei ſuſpectae.*

Unter der Ueberſetzung findet man kurze Anmerkungen, denen auf jeder Seite die Worte *Varr. verſſ.* vorgeſetzt ſind, und worin angedeutet wird, wie einzelne Stellen, bey veränderter Erklärung oder Interpunction des griechiſchen Textes, zu überſetzen ſeyn würden. Das Geſetz der Sparſamkeit iſt dabey, ohne der Deutlichkeit Eintrag zu thun, ſorgfältig beobachtet worden. Bisweilen hat Hr. *Sch.* indeſſen etwas Ausführlicheres zur Rechtfertigung oder Erläuterung ſeiner Auslegung beygefügt, z. B. Ap. Geſch. 2, 4. Jac. 4, 5. u. ſ. w. Nur ſelten vermiſst man die Anzeige erheblicher Verſchiedenheiten der Erklärung, wie bey Röm. 1, 30., wo θεοστυγεις, wenn der Accent verändert wird, einen andern Sinn giebt; oder bey Matth. 25, 46., wo bey *ſupplicia aeterna* und *felicitas aeterna* eine Note, oder wenigſtens die Bemerkung zu erwarten war, daſs andere *futura*, ſtatt *aeterna*, überſetzen. Die aus dem A. T. citirten oder berückſichtigten Stellen werden überall (eben ſo, wie die Parallelſtellen in den Evangelien) gleich im Texte der Ueberſetzung, nach Kapiteln und Verſen angeführt. Aber zur Erleichterung des Nachſchlagens würde auch die Anzeige des auf jeder Seite ſtehenden *Kapitels*, oben im Columnen-Titel des lateiniſchen Textes, wozu Raum genug war, ſehr viel beygetragen haben.

Bey Verfertigung der Ueberſetzung ſind die Arbeiten älterer und beſonders neuerer lateiniſcher Ueberſetzer — unter denen die Vorrede *Thalemann*, *Jaspis* und *Reichardt* mit Achtung und Dankbarkeit erwähnt — fleiſsig benutzt worden. Dieſs hinderte aber den Vf. nicht, ſeinen eigenen Gang zu gehen; und ſein Beſtreben war, nach der Vorrede, vornehmlich dahin gerichtet, ſich an die Urſchrift noch genauer anzuſchlieſsen, als dieſe und andere neuere Ueberſetzer, beſonders *Reichardt*, gethan haben; jedoch *ſalva et perſpicuitate, et linguae Romanae indole.* Die in der Urſchrift ſelbſt vorkommenden Parentheſen werden in der Verſion in *Doppelhaken* [ ] eingeſchloſſen; in *Halbcirkel* aber die hinzugeſetzten verſtändlichern, oder dem Genius der lateiniſchen Sprache gemäſsern Worte und Redensarten; dergleichen auch ſonderlich bey Ellipſen, Anacoluthis, Hebraismen, und andern Eigenthümlichkeiten dieſer Schriften erforderlich waren. Von der Einrichtung des Ganzen

wird folgende zufällig aufgeſchlagene Stelle, Röm. 8, 1—5., mit den darunter ſtehenden Noten, einen deutlichen Begriff geben:

1. *Nullam igitur nunc damnationem (poenam) experientur*
2. *Jeſu Meſſiae cultores veri. Doctrina 7) quippe ſpiritualis (praeſtantior), ſalutem parans 8), quae per Jeſum*
3. *M. contingit, ab imperio improbitatis pernicioſo me libe-*
ravit 9). Etenim, quum lex efficere id non poſſet, quippe quae 10), corpore inpediente, minus valeret; Deus 11)
filium ſuum, indutum corpore, quod ſimile erat illi, quo
peccatur 1), improbitatis (humanae) cauſa ablegavit,
fecitque 2), ut improbitas (prava indoles) corpori inhae-
4. *rens deſtrueretur (vi ſua privaretur), quo poſſet legis*
praeceptis per nos ſatisfieri, vitam agentes minime cor-
pori (pravae illius indoli), ſed 3) Spiritui (perfectiori
5. *indoli) accommodatam. Nam qui pravam indolem ſe-*
quuntur, rebus pravis; qui perfectiorem, recte factis
ſtudent.

Varr. verſſ. 7) *Animi quippe indoles per Jeſu doctrinam emendata.* | *Vis Spiritus divini, ad vitam Jeſu praeceptis accommodate agendam impellens.* 8) *per Jeſum Meſſ. me liberavit etc.* 9) *Et quod lex efficere non poterat, quippe quae — valebat, id Deus efficere decrevit, dum filium etc.* 10) *indole prava ſ. naturae humanae imbecillitate.* 11) *Nonnulli poſt πέμψας diſtinguunt, et verba: ἐν ὁμοιώματι — κατέκρινε etc. arctius jungunt: Deus, filio ſuo ablegato, corpore (illius), quod ſimile — peccatur (i. e. morte ejus), improbitatis cauſa, fecit etc.* 1) *tamquam ſacrificium pro peccatis offerendum* 2) *et improb. propter nimiam vim indolis pravae poena dignam declaravit, quo poſſet etc. Alii: et improbitatem in corpore Jeſu punivit.* 3) *doctrinae praeſtantioris praecepto.* | *Spiritus S. monitis.*

Ueber die Abfaſſung einer, dem Zweck des Vfs. entſprechenden Ueberſetzung ſtellt die Vorrede S. XII. ſehr richtige Grundſätze auf. Aber jeder Sachkundige weiſs, wie ſchwer es iſt, ſie durchgängig zu befolgen. Der beſcheidene Vf. iſt auch weit entfernt, dieſs von ſich zu glauben; allein ſo viel hat er jetzt ſchon wirklich geleiſtet, daſs ſeine Arbeit auf Empfehlung gerechten Anſpruch macht. Folgende Erinnerungen haben die Abſicht, zur künftigen mehrern Vollendung dieſes Werks mitzuwirken.

1) Die Latinität hat im Ganzen genommen eine Farbe, die von Bekanntſchaft mit den Alten zeugt. Aber im Einzelnen iſt hier noch vieles zu verbeſſern; beſonders auch um der *Studirenden* willen, die ſich nach einem ſolchen Buche bilden. Dahin gehört z. B. das oft vorkommende *caelitus* ſtatt *de caelo; inobedientia* (Röm. 5, 16.); *quo* ſtatt *ut* ſchlechthin gebraucht; *intercedere pro aliquo apud aliquem* (Hebr. 7, 25.) ſtatt *ſupplicare* oder *deprecari; ablegare*, in der Bedeutung *abordnen, abſenden*, womit in obiger Stelle (v. 3.) und in den meiſten übrigen πεμπειν und ἀποστελλειν überſetzt wird, als Joh. 3, 17. 34. c. 6, 57. Röm. 10, 15. *Ablegare aliquem* iſt bey den Claſſikern immer: jemand, dem man nicht günſtig iſt, *wegſchaffen*, oder *verweiſen*. Das einfache *mittere* war hier deutlich genug; und genügte dieſes nicht: ſo muſste es *legare* oder *allegare ad homines* heiſsen. — In der Formel: *quod attinet ad me, ad te* u. ſ. w., iſt die Präpoſition *ad* jedesmal weggelaſſen, welches man bey den Alten nicht findet. — *Ipſius* ſteht bisweilen, wo *ſuus* ſtehen ſollte, z. B. Jac. 1, 23. — *Pariter quam*, das faſt allemal ſtatt *pariter ac, et, atque, ut* geſetzt wird, kommt bey den beſſern Schriftſtellern höchſt ſelten vor. — In Abſicht der *conſecutio temporum* iſt auch manches nachzubeſſern, als Röm. 5, 8.: *Deus ſuum erga nos amorem eo declaravit, quod Meſſias pro nobis peccatoribus mortem ſubiret* ſtatt *ſubiit*. — Einige Unrichtigkeiten anderer Art, als *Hieroſolymas* und *Hieroſolymarum* (Marc. 11, 1. Ap. Geſch. 1, 12. 19. Hebr. 12, 22.), *oleam omnem operamque perdere* (Vorr. S. XII.) u. ſ. w. gehören wohl zu den überſehenen Druckfehlern, deren ſich überhaupt in dieſem, ſonſt gut und deutlich gedruckten Buche mehrere finden, als hinten angezeigt ſind. — Für die bey Ueberſetzung des N. T. anwendbare Latinität geben übrigens *Plautus*, *Terenz* und *Seneca* viel Ausbeute.

2) Die zur chriſtlichen Kirchenſprache von Anbeginn gehörigen und gleichſam geheiligten eigenthümlichen Ausdrücke ſollten auch in der Ueberſetzung beybehalten werden. Denn durch Vertauſchung derſelben mit andern wird für die Beſtimmtheit und Deutlichkeit der Begriffe nichts gewonnen; und wer würde es billigen, wenn jemand dieſs in einer deutſchen Ueberſetzung verſuchte? Auch hier iſt *Ludw. Vives* Ausſpruch anwendbar: „*Etiam barbariſſandum eſt et ſoloeciſſandum, ſi res ita exigat. Satius eſt verbi facere jacturam, quam rei.*" *Baptiſma, baptizare* und *baptizari* findet man nirgends in dieſer Ueberſetzung, ſondern dafür: *immerſio ſacra, flumine immergere, homines immerſione obſtringere, immerſionem ſ. ſubire*, u. ſ. f. Die *Engel* heiſsen nie *Angeli*, ſondern (wie ſchon bey *Caſtellio*) *genii* und *genii caeleſtes*. Doch dieſs iſt nicht einmal das *vocabulum perpetuum*, und kann es freylich auch nicht ſeyn. Denn ἀγγελος Κυριου wird Matth. 1, 20. 24. c. 2, 13, und anderwärts, überſetzt: *legatus Domini*. Aber auch die *Apoſtel* heiſsen *Legati*, und die Apoſtelgeſchichte führt die Ueberſchrift: *Acta legatorum Meſſiae;* welche offenbar unbeſtimmter und vieldeutiger iſt, als die gewöhnliche. Warum wird auch, nach dem Vorgang mehrerer Neuern, in dieſer Ueberſetzung anſtatt des griechiſchen Worts *Chriſtus* das hebräiſche, gewiſs nicht verſtändlichere, *Meſſias* gebraucht? Und würde nicht ein conſequenter Puriſt darauf antragen können, für beides *Unctus* oder *Rex* zu ſagen?

3) Hr. *S.* machte ſich's zum Geſetz, das Charakteriſtiſche im Ausdrucke der Schriftſteller des N. T. und der von ihnen redend eingeführten Perſonen, auch in ſeiner Ueberſetzung, nach Möglichkeit wiederzugeben; und man findet in derſelben auch wirklich viele ſehr gelungene Stellen dieſer Art. Aber einige der auffallendſten Eigenthümlichkeiten ſind gleichwohl nicht mit übergetragen worden. So iſt z. B. die Formel ἀμην λεγω, und die häufige Wiederholung derſelben, etwas Charakteriſtiſches in den Reden Jeſu, das auch keiner von ſeinen Schülern nachgeahmt hat. In dieſer Ueberſetzung aber wech-

ſela

seln dafür mehrere gewöhnliche Ausdrücke mit einander ab (*affirmo*, *confirmo*, *sanate confirmo vobis*, *credite mihi*, *profecto*, u. dgl.), wofür wenigstens *derselbe* Ausdruck immer wiederholt seyn sollte. Johannes hat bey dieser Formel wieder das Eigene, dass er Jesum allezeit sagen lässt: ἀμην ἀμην λεγω, *etiam atque etiam confirmo* s. *affirmo*. Auch diese Eigenthümlichkeit durfte der Uebersetzer nicht unkenntlich machen. Zwar steht hier Joh. 3, 3. 11. *verissime affirmo*; aber v. 5. findet man blos: *affirmo tibi*, und im sechsten Kap. die abwechselnden Ausdrücke: *profecto*, *credite mihi*, *verissime vobis affirmo*, wie bey den andern Evangelisten, die allemal nur das einfache ἀμην haben.

4) Es ist wahr, was der Vf. in der Vorrede ausdrücklich bemerkt, dass man ein Wort nicht immer auf gleiche Art übersetzen könne; aber es kann diess doch, der Verständlichkeit und selbst der Reinheit und Bestimmtheit der Sprache unbeschadet, und sogar zum offenbaren Gewinn für diess alles, gewiss weit öfter geschehen, als es in seiner Uebersetzung geschehen ist. Man nehme nur das eine Wort ἀπιστια als Beyspiel. Sicherlich kann dieß an den meisten Orten am schicklichsten durch *contumacia* übersetzt werden. Hier aber findet man bald *inconstantia*, bald *pertinacia* (als Matth. 13, 58.), — welches ein hieher nicht passendes Wort ist, und womit Marc. 16, 14. σκληροκαρδια ausgedruckt wird, — bald *exigua fiducia*, bald endlich sogar *incredulitas*, z. B. Marc. 16, 14. — Die öftere Beybehaltung desselben lateinischen Worts für dasselbe griechische, wäre auch durch die Manier des Vfs., Glossen in Parentheses hinzu zu setzen, sehr erleichtert und begünstigt worden.

5) Was *Augustin* sagt: „*Cavendum omnino est, ne divinis gravibusque sententiis dum additur numerus, pondus detrahatur*," das gilt nicht allein vom *numerus*, sondern es ist von vielseitigerer Anwendbarkeit auf mehrere Fehler, Missgriffe und Missbräuche beym Uebersetzen und Auslegen der Bibel. Die Mattigkeit und kraftleere Nüchternheit, die so vielen *neuern* deutschen und lateinischen Uebersetzungen des N. T. — eben so, wie vielen neuern Gesangbüchern und andern Lehr- und Erbauungsschriften — eigen ist, hat ihren Grund theils in der, am unrechten Orte und auf unrechte Art angewendeten Bemühung, den Sinn möglichst zu verdeutlichen (durch Zusätze, Umschreibungen, Auflösung und Hinwegräumung des Bildlichen und Uneigentlichen u. s. f.), theils in dem sorgsamen Bestreben, alles so darzustellen, dass es mit den herrschenden Begriffen und mit dem Ton und Geschmack unsers Zeitalters, wo nicht ganz übereinstimmend, doch wenigstens einigermassen verträglich befunden werde. Unser Uebersetzer kannte die Gefahr dieser Klippen (man s. die Vorr. S. XI f.); und er ist ihnen oft glücklich entgangen. Doch ist ihm auch in dieser Absicht, so wie in Hinsicht auf Genauigkeit und Uebersetzertreue überhaupt, noch manches für die Zukunft zu leisten übrig geblieben. Hiezu nur einige Belege verschiedener Art, wie sie sich beym Durchblättern des Buches dargeboten haben. Joh. 3, 19.: *homines — tenebras praeferunt*: ἠγαπησαν μαλλον το σκοτος ἡ το φως. So wird, nicht *übersetzt*, sondern der Sinn nur ungefähr ausgedruckt. Unverständlich konnte dem Nachdenkenden das *amare* hier eben so wenig seyn, als der Ausdruck bey den Classikern: *morbum amare suum, vitia sua amare* u. dgl. — Ἀνθρωπος ὁμοιοπαθης ἡμιν, Jac. 5, 17. wird übersetzt: *homo nobis omnino similis*. Zu viel ist hier das nicht im Text stehende *omnino*; zu wenig aber, das *nobis similis*. Denn es heisst nicht ὁμοιος, sondern ὁμοιοπαθης, *similiter ut nos affectus*. — Jac. 1, 27.: θρησκεια καθαρα και ἀμιαντος: *pura religio et omni labe carens*. Ist hier die Umschreibung des *einen* Worts ἀμιαντος mit drey andern deutlicher, als *incontaminatus*? Auch *Livius* verbindet in gleichem Sinne, wie hier, *sincerus et incontaminatus*. — Hebr. 12, 21.: Μωϋσης εἰπεν· Ἐκφοβος εἰμι και ἐντρομος· *ipse Moses profitebatur, se metu agitari et contremiscere*. Eben so verständlich, der Urschrift aber weit angemessener und kräftiger, war hier die einfache Uebersetzung: *Moses dixit: Exteritus sum ac tremebundus*. Auch die ganze Wortfügung des *accus. c. infinitiv.* ist nicht nach der Weise dieser Schriftsteller; sie hätte daher auch in den Evangelien und der Ap. Geschichte, selbst bey Erzählungen, in einer *Uebersetzung* weit seltener gebraucht werden sollen. — Jac. 2, 13.: κρισις ἀνιλεως· *judicium benignitatis expers (severissimum)*. Warum hier zwey Worte, statt des *einen* im Original, dem das gute lateinische *immisericors* so ganz entspricht? zumal, da *severissimum* noch zur Erklärung dabey steht. Gleich darauf ist auch bey ἐλεος unnöthig von der Uebersetzung des *Vulgatus* (der die einzelnen Wörter und Redensarten oft so richtig wählt) *misericordia*, abgewichen, und dafür das schwächere *benignitas* gesetzt; so wie auch Röm. 11, 32. das ἱνα τους παντας ἐλεηση gewiss eben so wenig sinnerschöpfend übersetzt wird: *favore suo omnes ornaturus*, als c. 12, 1. οἰκτιρμοι του θεου, blos: *Dei beneficia*. Es scheint überhaupt — als wenn unsere neuern deutschen und lateinischen Bibelübersetzer und Ausleger manche an sich sehr gute, und den Begriffen der biblischen Schriftsteller völlig entsprechende Ausdrücke blos darum vermieden, weil sie ihnen als zu gemein vorkommen, oder weil sie befürchten, dass Leser von sogenannten *gereinigten* Religionsbegriffen Anstoss daran nehmen möchten. Dahin gehört z. B. das Wort *Gnade* (wofür sie lieber *Güte*, *benevolentia*, *favor* sagen, ohne zu erwägen, dass sie damit das χαρις nicht ganz wiedergeben), *Rechtfertigung*, *Begnadigung*, *Heil*, *selig*, *Seligkeit*, *Verdammniß* u. s. w. So ist auch unserm Uebersetzer δικαιοσυνη θεου Röm. 1, 17. und c. 3, 21. 22. blos *benignitas Dei*, obgleich in der letztern Stelle unmittelbar darauf (v. 24.) folgt: δικαιουμενοι δωρεαν, wo er selbst sich genöthigt sah, *gratuito absolvuntur* zu übersetzen. Σωτηρια oder ζωη übersetzt er gewöhnlich *felicitas*, und σωθηναι, oder ζην, *felicem esse*, oder *fieri*; da doch schon *Cicero* das Wort *felicitas* unpassend fand, um damit das höhere und geistige Glück des Menschen, oder die *cumulata bonorum complexio*, zu bezeichnen, und daher das damals noch ungewöhnliche, von ihm selbst erst gebildete, Wort

bea-

beatitas oder *beatitudo* (*de N. D.* I, 34.) dafür brauchte. Warum wird auch ζωη oder σωτηρια αἰωνιος Röm. 6, 23., und sonst mehrmals, übersetzt: *felicitas futura*, da doch Matth. 25, 46. übersetzt ist: *supplicia aeterna* und *felicitas aeterna?*

6) Bey den in der christlichen Glaubens- und Sittenlehre als classisch geltenden Stellen wäre auf die verschiedenen Ansichten und Erklärungen derselben entweder in der Uebersetzung selbst, oder in den Anmerkungen dazu, noch *öfter* (denn *oft* ist es wirklich geschehen) Rücksicht zu nehmen, und ausdrückliche Anzeige davon zu thun gewesen. Dafür konnte denn, um Raum zu gewinnen, manche andere unerheblichere Verschiedenheit der Meinungen unbemerkt bleiben. Beyspiele dieser Art findet man Matth. 25, 46. 5, 34. Jac. 5, 12. Marc. 16, 16. Die letztere Stelle wird, ohne weitere Anmerkung, so übersetzt: *Quam* [*doctrinam*] *qui susceperit, subieritque immersionem* (*sacram*), *salutem consequetur;* [also hier nicht: *felix erit;*] *at qui repudiaverit, miser erit.* Ἀπιστειν ist hier gewiss mehr, als *repudiare doctrinam;* (es ist gleichbedeutend mit ἀπειθειν· *ungehorsam seyn;*) so wie auch das entgegenstehende πιστευειν nicht blofs *suscipere doctrinam* bedeutet. Καταχριθησεται wird auch durch *miser erit* keineswegs erschöpft; und Hr. *S.* druckt es selbst anderwärts anders aus. Ueberdiefs aber liegt in der Uebersetzung dieser Worte eine Zweydeutigkeit. Denn das Zeitwort *repudiaverit* kann sowohl auf *doctrinam*, als auch zugleich mit auf *immersionem* bezogen werden, da es doch, nach der griechischen Urschrift, auf das erstere allein gehen soll.

Bey den Anlagen und Kenntnissen des Vfs. läfst sich mit Sicherheit erwarten, dafs ein fortgesetztes tieferes und von Autoritäten unabhängiges Studium der biblischen Schriften ihn in den Stand setzen werde, in einer künftigen neuen Ausgabe etwas noch Vollendeteres zu liefern, und vieles auf eine, dem Geiste dieser Urkunden noch gemäfsere, Art zu erklären und zu übersetzen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Berlin*, b. Schöne: *Ueber die endliche Umwandlung der Erde durch Feuer.* Eine Abhandlung von *Carl Wilhelm Brumbey.* 1803. 88 S. 8. (9 gr.) — Die nähere Veranlassung zu dieser oberflächlichen, fast schwärmerischen, und in keiner sonderlichen Ordnung geschriebenen Schrift findet sich S. 27. in der Aeufserung, „dafs wir uns dem Ende der gottlosen Welt und dem neuen Zustande der Auserwählten *sehnell nähern*," womit auch eine Stelle des Gebets S. 55. sehr gut harmonirt, dafs die Vorsehung alles, „was vor dem Untergange noch von der Welt zu retten ist, *zu der rechten Beschaulichkeit aller Dinge in Gott*" leiten wolle. Der Hauptzweck des Vfs. ist, zu zeigen, dafs die Erde nicht durchs Feuer werde *vernichtet*, sondern nur umgewandelt und verschönert werden. Gegen die Vernichtung hat sich die Theologie längst erklärt; mithin ist hier nichts Neues, wie der Vf. wähnt; was aber das Uebrige betrifft: so fällt es zum Theil in die Kategorie des Möglichen, zum Theil aber auch in die Klasse des Unwahrscheinlichen und der Träumereyen, womit nichts geholfen ist. Indessen will Rec. dem Vf. seinen Traum gern lassen. Auch ist er nicht geneigt, alle Verstöfse desselben gegen die Chemie und Physik zu berichtigen; sondern begnügt sich damit, einige Hauptideen auszuziehen, woraus sich auf das Ganze schliefsen läfst. Der Vf. geht von der Idee aus, dafs die Erde noch im Werden sey, und dafs ihr noch eine Periode der völligen Entwickelung durch Feuer bevorstehe. Diese werde keine Verschlimmerung, sondern eine Verschönerung seyn. Freylich müsse eine Revolution von scheinbarer Zerstörung voran gehen, weil es der letzte völlige Uebergang sey, der dem Untergange gleich sehe; allein sie werde sich bald in eine Wiederherstellung auflösen (S. 44.). Damit werde der dritte Zeitraum der Erde (die zwey ersten bis zur Sündfluth und bis zu dieser neuen Revolution gerechnet) angehn, den der Vf. einen ewigen Zeitraum nennt, ihn aber doch durch eine *halbe* Ewigkeit beschränkt, „nämlich vom Anfang oder Ende der Zeit an bis in das Unendliche" (S. 80.), welches dem Rec. durchaus unverständlich ist. Desto verständlicher ist aber die Beschreibung der neuen Erde, die Rec. den Lesern zur Probe mittheilen will, da sie doch die Hauptsache bey dieser ganzen Schrift ausmacht. S. 80 ff.: „Hier wird nach *der Erwartung der Gläubigen* die Erde das schöne glückliche Wohnhaus aller selig vollendeten und verherrlichten Menschen seyn, nachdem alles, was darin werden, seyn und bleiben soll, aus dem Aschenstaube der Verbrennung und Reinigung, aus dem Purgatorio und Laboratorio Gottes, wieder zum renovirten neuen Leben hervor gerufen, und nach allen den periodischen, in gröfsere und kleinere Abschnitte getheilten Zeitbildungen zuletzt in das Ewige versetzt werden wird. Nachdem alle Metalle verschmolzen, alle Steine und Mineralien in Glas verwandelt, die Fossilien zerstieht- und so das Körperliche verändert worden ist, wird die beste, feinste, reinste, fruchtbarste, gleichsam gediegene Erde, welche die künstlichsten Brenngläser nicht in solchen Flufs gebracht hätten, daraus entstehen. Die Erde wird nicht nur ihrem ersten Zustande gleich seyn, sondern ihn an Herrlichkeit übertreffen. *Ein neues weit Edenartigeres Paradies wird zum Vorschein kommen*, wo dessen Bewohner *terque quaterque beati!* los von Sorge und Bekümmernifs, Krankheit und Qual, Schmerz des Leibes (dergleichen keine schädlichen Dünste, ungleiche Witterungen und andre Unordnungen und Gebrechen verursachen werden) *auf fruchtreichem Boden, anmuthigen Fluren*, die kein schmetternder Hagel, kein furchtbarer Blitzstrahl verheeren wird, *in lauter froher ungestörter Freude, und heiterem reinen Genufs ihres Lebens umher wandeln werden*" u. s. w. Wer entdeckt hier nicht das alte Gemälde eines tausendjährigen Reichs; nur mit dem Unterschiede, dafs der Vf. für tausend Jahre *seine* Ewigkeit substituirt? In so fern er sich hiebey auf Stellen der Bibel stützt, hätte er bedenken sollen, dafs diese keine allgemeine Dogmen, sondern vielmehr Zeitvorstellungen enthalten, woraus keine apodiktische Zuverlässigkeit abgeleitet werden kann. Da er selbst zugesteht, dafs eine künftige Revolution der Erde durch Feuer eine allgemeine Idee des Alterthums gewesen sey: so konnte an diese Zeitvorstellung auch leicht die von einer neuen Erde angeknüpft werden. Sie ist nicht unwahrscheinlich, wenn gleich eine Revolution durch Erdbeben und Wasser noch wahrscheinlicher bleibt; allein es ist Träumerey, sich auf den Zustand der künftigen Erde einzulassen, wovon wir nichts wissen. Ueberhaupt mufs über die künftige Revolution der Erde mehr die Stimme der Physiker gehört werden, als die der Theologen. Endlich giebt es keinen sonderlichen Begriff von der griechischen Sprachkunde des Vfs., dafs er Phoenomena statt Phaenomena schreibt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 1. Auguſt 1806.

RECHTSGELAHRTHEIT.

STUTTGART, b. Metzler: *Handbuch des Würtembergiſchen Privatrechts*, von D. *Jac. Friedr. Weishaar*, Würtemberg. Hofgerichts-Advocaten. *Erſter* Theil. 1804. 278 S. *Zweyter* Th. 1805. 366 S. 8. (3 Rthlr. 6 gr.)

Durch dieſs Werk, wovon wir hier die beiden erſten Theile anzeigen, füllt der Vf. eine längſt gefühlte Lücke in der civiliſtiſchen Literatur ſeines Vaterlandes aus. Es fehlte an einem Buche, das ſämmtliche Lehren des Würtembergiſchen Privatrechts in gedrängter Kürze und in einer Art von ſyſtematiſcher Ordnung zuſammenſtellte. Vorgearbeitet fand der Vf. zu dieſem Behufe ſehr viel. Denn ſchon die ältern, noch mehr aber die neuern Zeiten waren reich an ſchätzbaren Erörterungen einzelner Lehren. Ehemals kamen noch die mancherley Sammlungen von Abweichungen des gemeinen und des Würtembergiſchen Rechts hinzu; und vor mehrern Jahren fing ein Würtembergiſcher Rechtsgelehrter an, das Landrecht mit einem fortlaufenden ausführlichen Commentar zu begleiten, von welchem bereits acht Bände erſchienen ſind. Der Vf. des vorliegenden Handbuchs beſchränkte ſich jedoch nicht auf die Materien des Landrechts, noch weniger nahm er bloſs eigentliches Privatrecht in ſeinen Plan auf, ſondern er dehnte denſelben theils auf manche in dem Landrecht nicht erwähnte Rechtsmaterien, theils nach dem Beyſpiele der meiſten bisherigen Lehrbücher des Privatrechts, beſonders des Hofackerſchen, deſſen Anordnung er ſich gröſstentheils zum Muſter genommen hat, auf viele Lehren aus, die zum Regierungsrecht gehören. Jenes war natürlich, ſobald es Gegenſtände des Würtemberg. Privatrechts gab, von denen ſich in dem Landrechte nichts enthalten findet. Dieſes mag immerhin ſo lange angehen, als die Geſetzbücher ſelbſt, und die im Lande gangbaren Compendien des gemeinen Rechts die Miſchung mehr oder weniger begünſtigen. Da der Vf. bloſs Würtembergiſches Privatrecht liefern wollte: ſo ſchloſs er von ſeinem Plane alle diejenigen Beſtimmungen des gemeinen Rechts aus, welche die einheimiſche Geſetzgebung nicht wörtlich aufgenommen hat. Nur da glaubte er eine Ausnahme machen zu müſſen, wo entweder die Erläuterung eines aus dem gemeinen Rechte entlehnten Landesgeſetzes dieſelbe zu erfordern ſchien, oder wo der Geſetzgeber auf die Belehrung durch Rechtsgelehrte ausdrücklich verwieſen hatte. Rechtsinſtitute hingegen, welche aus einheimiſchen Gebräuchen und Gewohnheiten entſtanden ſind, ſollten aus ihrer Natur vollſtändig entwickelt werden. Ob nicht hiebey bald zu viel, bald zu wenig, geſchehen, laſſen wir dahin geſtellt ſeyn. Einige Materien haben wenigſtens eine mit dem Ganzen nicht im Verhältniſs ſtehende Ausführlichkeit erhalten; z. B. die Lehren von der Gröſse und der Berechnung des Pflichttheils Th. II. S. 195 – 210.; vom Verſendungsrechte Th. II. S. 284 bis 304. Manches beſonders zur Rechtsgeſchichte gehörige iſt in den Text aufgenommen, was man lieber in einer Note leſen würde. Andern Materien, z. B. den Lehren von der ehelichen Gütergemeinſchaft, von dem Vermögen der Gemeinheiten, von den ſo genannten bürgerlichen Beneficien, von den Frohnen u. ſ. w. wäre noch hie und da eine Ergänzung zu wünſchen geweſen. Vom römiſchen Miteigenthum findet ſich nichts erwähnt, auch nichts vom deutſchen Sammteigenthum, ungeachtet z. B. Märkerſchaften, wiewohl nicht unter dieſer Benennung, in Würtemberg nicht unbekannt ſind. Wir ſehen übrigens ſelbſt ein, daſs das Miſsverhältniſs zwiſchen einem groſsen Theile der römiſchen und der germaniſchen Rechtslehren allzugroſs geworden ſeyn würde, wenn der Vf. ſeinen Plan, die einheimiſchen Rechtsinſtitute vollſtändig zu entwickeln, allzuſtrenge befolgt hätte. Er hat immer in dieſen Materien, wo ihm, die Vermögensverhältniſſe der Eheleute abgerechnet, gerade am wenigſten vorgearbeitet war, viel geleiſtet. Um übrigens die Aufmerkſamkeit noch mehr zu beurkunden, mit welcher wir dem Vf. bis in's kleinſte Detail der Ausführung ſeines Plans gefolgt ſind, wollen wir noch einige Erinnerungen beybringen. Nach Th. I. §. 26. iſt die doctrinelle *Auslegung* der Geſetze verſchieden, je nachdem die *Urſache* verſchieden iſt, wegen welcher der Sinn eines Geſetzes zweifelhaft iſt. Der Eintheilungsgrund dürfte aber nicht ſowohl hierauf, als auf der Beſchaffenheit der *Mittel*, die Dunkelheit zu heben, und den Sinn des Geſetzes zu beſtimmen, beruhen. Auch die Ungewiſsheit der Wortbedeutung wird oft durch den Grund des Geſetzes gehoben. Der Vf. entfernt ſich indeſſen in der Folge ſelbſt von dem angegebenen Eintheilungsgrunde, indem er die logiſche Auslegung diejenige nennt, durch welche der Sinn des Geſetzes aus dem Grunde des Geſetzes, der Abſicht des Geſetzgebers gefolgert wird. Grund des Geſetzes und Abſicht des Geſetzgebers ſind übrigens wohl zu unterſcheiden. Th. I. §. 36. beſtimmt der Vf. den Einfluſs, den jede der beiden Arten von *Venia aetatis* auf die Vermögensverwaltung hat, ſo, daſs man annehmen muſs, er habe das ſchon von *Bolley* angeführte erläuternde Reſcript vom 26. Jul. 1790.

nicht gekannt. Nach dieſem und nach einer ſpätern herzoglichen Reſolution vom 21. Aug. 1797. wird ein Minderjähriger, welcher Erlaubniſs zum Heirathen erhält, von der väterlichen Oekonomie getrennt, und der Pflegſchaft in dem Maſse entledigt, daſs ihm ſein Vermögen zur freyen Selbſtverwaltung übergeben wird. Er kann Verträge jeder Art ſchlieſsen. Nur liegende Güter oder Fahrniſsſtücke, welche denſelben gleich zu achten ſind, kann er nicht beſchweren oder veräuſsern. Er kann nicht vor Gericht ſtehen, und nicht Kriegsvogt ſeiner Ehefrau ſeyn. Und wenn er in Rechtsgeſchäften, die ihm freygegeben ſind, verletzt wird, entbehrt er der Wohlthat der Wiedereinſetzung in den vorigen Stand. Nach Th. I. §. 44. würde von einer Erbſchaft, welche einem Fremden in Würtemberg anfällt, nur in dem Falle *Abzug* gefordert, wenn die Landesherrſchaft deſſelben auch von den Würtembergern Abzug nimmt. Allein Retorſion iſt keinesweges der Grund des Abzugs in Würtemberg, indem derſelbe auch die Unterthanen ſolcher Länder trifft, welche dieſe Abgabe gar nicht kennen. Nur wenn etwa irgendwo eine höhere Quote eingeführt wäre, könnte das Retorſionsrecht eine gleiche Behandlung begründen. Neben den zwey Städten, die nach Th. I. §. 47. das Erbabzugsrecht haben, erwähnt *Breyet (Elem. Jur. publ. Würt.)*, und zwar nur beyſpielsweiſe, auch des Städtchens Ebingen. Th. I. §. 48. wird ganz richtig bemerkt, daſs die bloſse Vorbehaltung des Regreſſes in das Vaterland die *Abzugsfreyheit* nicht begründe. Aber nach mehrern landesherrlichen Verordnungen z. B. vom 26. Febr. 1732., 9. Jun. 1733. u. a. bleiben diejenigen vom Abzug frey, welche Bürger ſind, und ihr Bürgerrecht beym Wegzuge ſich ausdrücklich vorbehalten und verſteuern. Ueber den Einfluſs des Irrthums und des Betrugs auf die Gültigkeit der Eheverlöbniſſe ſowohl als der Ehe ſelbſt, hätte doch mehr geſagt werden ſollen, als was am Ende des §. 99. bemerkt iſt. Nach Th. I. §. 232. können *ex damnato coitu* gezeugte Kinder gar nicht, oder wenigſtens nicht vollkommen legitimirt werden (von einem kaiſerl. Hof- und Pfalzgrafen freylich nicht, wohl aber vom Landesherrn). Nach dem Landrecht wird die Erbverſendung weder auf die adoptirten noch auf die unirten Kinder ausgedehnt, weil dieſelbe „in Kraft der Blutsverwandtſchaft und väterlichen Gewalts; ſo durch Pacta und Vergleichung nicht mögen eingeführt werden, geſchieht." Aus dieſer Stelle folgert der Vf. Th. II. §. 803., daſs die *Einkindſchaft* nach Würtembergiſchem Rechte die väterliche Gewalt nicht begründe; und doch hindert ihn die nämliche Stelle nicht, Th. I. §. 233. die Annahme an Kindesſtatt auch nach Würtembergiſchen Rechte den Erwerbungsarten der väterlichen Gewalt beyzuzählen. Th. I. §. 260. nimmt der Vf. richtig an, der Verſchwender könne ohne die Einwilligung ſeines Pflegers nicht gültig einen Vertrag eingehen. Doch meynt er, ſey ein auch ohne dieſen geſchloſſener Vertrag gültig, wenn der Verſchwender keinen Schaden dadurch leide. Er beruft ſich hiebey auf §. 248., wo von den Rechtsgeſchäften des Minderjährigen die Rede iſt. Dort iſt aber gerade das Gegentheil geſagt; indem ganz richtig dem Pflegling die Befugniſs zugeſchrieben wird, den Vertrag als nichtig anzufechten, ohne Rückſicht, ob er dadurch beſchädigt worden iſt, oder nicht. So kann auch der Verſchwender nach der deutlichen Entſcheidung des Landrechts Th. II. Tit. 30. keine Verbindlichkeit gültig übernehmen. Ob die Handlung ihm Schaden bringt oder nicht, darauf kommt es nicht an. Der Unfähigkeit, ein Teſtament zu errichten, wäre auch wohl hier ſchon zu erwähnen geweſen. Th. I. §. 295. unterſcheidet der Vf. nach dem Beyſpiele anderer Lehrbücher „Communvermögen im weitern und engern Sinne." Dieſs beſteht in Gütern, deren Gebrauch jedem Mitgliede der Gemeinheit zukommt. Was dazu gehöre, wird, wie der Vf. bemerkt, theils durch die Natur der Sache, theils durch Geſetze beſtimmt. Aus dem letztern Grunde rechnet der Vf. dazu Waldungen, Allmanden u. ſ. w. Wir wünſchten, der Vf. hätte die Geſetze nachgewieſen, nach welchen der Gebrauch der Gemeindewaldungen jedem Mitgliede der Gemeinheit zukommen ſoll. Es läſst ſich wohl hier im Allgemeinen nichts beſtimmen. Die gleiche Art von Gegenſtänden kann an dem einen Orte zum Communvermögen im engern Sinne, an dem andern hingegen zu dem im weitern Sinne, oder in verſchiedenen Beziehungen theils zu der einen, theils zu der andern Klaſſe gehören. Häufig iſt es die Bürgermeiſteramtskaſſe, welche die Einkünfte der Gemeindewaldungen bezieht. Auch die Geſetze ſcheiden den Gebrauch derſelben mehr der Gemeinheit, als ſolcher, zu. Wenn aus den Communwaldungen Holz verkauft wird: ſo ſoll nach der Communordnung der Erlös gehörig und völlig in der Communrechnung in Einnahme gebracht werden. Auch ſoll nach derſelben C. III. Abſchn. 4. §. 4. ein Theil der Allmand, wo möglich, zum Behuf der gemeinen Laſten angebaut werden. Die auf den Allmanden ſtehenden Bäume fallen nach dem Tode deſſen, der dieſelbe gepflanzt hat, und ſeiner Witwe, der Gemeinde zu, und werden zum Beſten der Gemeindekaſſe verliehen. Die Communweiden rechnet der Vf. zum Communvermögen im engern Sinne; und doch pflegen die Schafweiden zum Beſten der Gemeindekaſſen verliehen zu werden. Uebrigens hätte vielleicht noch eine und die andere geſetzliche Beſtimmung über einzelne Arten des Communvermögens Erwähnung verdient. Die Lehre von den *Frohnen* wird Th. I. §. 386 f. im Kapitel von den Rechten, welche den *Dorfgemeinheiten* insbeſondere zukommen, aufgeführt. Allein die Frohnen ſchränken ſich nicht auf letztere ein. Auch möchte der Begriff der Frohndienſte (§. 387.) wohl etwas zu eng ſeyn. Nach Th. II. §. 423. hat man ein *dingliches* Recht, entweder auf eine einzelne, beſondere Sache, oder auf einen Inbegriff von Sachen, d. i. mehrere beſondere mit einem gemeinſchaftlichen Namen bezeichnete, und als ein Ganzes betrachtete Sachen. In jenem Falle iſt es entweder Eigenthum, oder ein Recht auf das Eigenthum eines Andern; in dieſem *Erbrecht*. Die angeführte

Ex-

Expoſition des zweyten Gliedes der Eintheilung bezeichnet das Eigenthümliche einer *universitas juris* nicht hinlänglich. Die angegebenen Merkmale kommen jeder Sache, die im Begriffe als vereinigt gedacht wird, einer Heerde, Bibliothek u. ſ. w. zu. Das Erbrecht unterſcheidet ſich dadurch vom *dominio rei singularis*, daſs es, wie der Vf. auch ſelbſt in der Folge angiebt, den ganzen Umfang aller mit dem Tode nicht erlöſchenden Rechte und Verbindlichkeiten einer Perſon zum Gegenſtande hat. Th. II. §. 429. ſagt der Vf., daſs die *Bauerlehen* die weſentlichen Eigenſchaften eines Lehens haben. Er folgert daraus, daſs, wenn Verträge, Landesgeſetze und Bauerlehnsgewohnheiten keine Norm an die Hand geben, das gemeine longobardiſche Lehnrecht ſeine Anwendung finde. Allein die *Lehnstreue* unterſcheidet das *Feudum* weſentlich vom ſogenannten Bauerlehen. *Hofacker*, auf den der Vf. ſich beruft, ſagt a. a. O. bloſs, daſs die Bauerlehen mehr Aehnlichkeit mit eigentlichen Lehen, als mit röm. Erbzinsgütern haben. Dieſe Aehnlichkeit berechtigt aber in unſern Augen nicht, dem longobard. Rechte eine ſubſidiariſche Anwendbarkeit zuzugeſtehen. Wir glauben daher auch nicht, daſs der Obereigenthümer, wie §. 457. behauptet wird, auf das Longobardiſche Lehnrecht ſich berufen könne, um ein Loſungsrecht geltend zu machen, wiewohl ohnehin der Fall einer Loſung nicht leicht eintreten kann; weil ſich ſchwerlich ein Bauerlehen finden wird, deſſen Beſitzer ein Veräuſserungsrecht im Allgemeinen eingeräumt iſt. Th. II. §. 473. hätten wohl auch die Triftgerechtigkeit und das Beholzungsrecht ausgehoben zu werden verdient. Nach Th. II. §. 603. kann über den im Erbvertrag nicht berührten Theil nicht teſtirt werden; weil es, wie der Vf. hinzuſetzt, zum Weſen eines Teſtaments gehört, daſs es eine Diſpoſition über die ganze Erbſchaft enthalte — (allerdings, ſo weit es in der Macht des Erblaſſers ſteht, darüber zu verfügen). Indem er das Recht, über einen Theil ſeines Nachlaſſes einſeitig zu verfügen, aufgab, leiſtete er nicht zugleich auf die Befugniſs, zu teſtiren, Verzicht. Nur die teſtamentariſche und die geſetzliche Erbfolge erklärte das römiſche Recht für unvereinbar. Man thut aber einer dieſem Rechte eigenen Subtilität offenbar zu viele Ehre an, wenn man ihr einen entſcheidenden Einfluſs auf die Wirkungen eines den Römern völlig fremden Rechtsinſtituts zugeſteht. In die Verordnung des Landrechts (Th. IV. Tit. 16. §. nachdem ſich auch) ſcheint der Vf. Th. II. §. 616. zu viel zu legen, wenn er daraus den Satz ableitet, daſs, wenn einige der Deſcendenten unmündig ſeyen, und ihr Erbtheil ſo gering wäre, daſs ſie davon nicht erzogen werden können, dieſen von der Erbmaſſe ſo viel zum Voraus zugetheilt werden ſolle, daſs ſie nach vollendeter Erziehung noch ſo viel Vermögen beſitzen, als die andern; deſſen nicht zu gedenken, daſs das Geſetz den Tod der beiden Aeltern vorauszuſetzen ſcheint. Die Faſſung der Stelle Th. II. §. 619. könnte wohl gegen die Abſicht des Vfs. glauben machen, als ob ein durch ein Reſcript oder einen Pfalzgrafen (vollkommen) legitimirtes Kind nur von dem Vater, nicht von beiden Aeltern und den mütterlichen Aſcendenten beerbt würde. Nach Th. II. §. 633. würde auch das Würtembergiſche Recht die auf beſondern Gründen beruhende Erbfolge gewiſſer Collegien zulaſſen. Damit dürften doch die zwey erſten §§en des 23ſten Titels im 4ten Theile des Landrechts ſchwer zu vereinigen ſeyn. Den *Socius liberalitatis imperialis* ſetzt übrigens das römiſche Recht den Collegien vor. Nach Th. II. §. 656. nimmt der Vf. an, daſs das würtembergiſche Landrecht eines *ſchriftlichen* Teſtaments im Sinne des römiſchen Rechts ſelbſt nicht einmal im Vorbeygehen gedenke. Allein daſs in der vom Vf. ſelbſt angeführten Stelle ſchriftliche Teſtamente gemeynt ſeyen, dürfte ſich aus der Vergleichung der Parallelſtellen Th. III. Tit. 7. §. 1. und §. Was nun u. ſ. w., wo der Gegenſatz noch ſtärker hervorgehoben iſt, ergeben. Und wenn gleich das Landrecht keine beſondere Form für dieſelbe vorgeſchrieben hat: ſo begnügt ſich doch die Praxis auch bey dieſen mit der zunächſt für mündliche Teſtamente feſtgeſetzten Anzahl von Zeugen. Nach Th. II. §. 770. iſt die Erbeinſetzung nichtig, die Legate hingegen bleiben gültig, wenn ein *Notherbe* übergangen, oder nicht auf die geſetzmäſsige Weiſe enterbt worden iſt. Das Geſetz ſpricht nur von Deſcendenten und Aſcendenten. Wie alſo, wenn *Geſchwiſter* zur *Querela inofficioſi* berechtigt ſind? Dann fallen, ſcheint es, dem gemeinen hierin nicht abgeänderten Rechte gemäſs, mit der Aufhebung des Teſtaments auch die Vermächtniſſe weg. Nach dem Landrecht Th. III. Tit. 20. §. 1. ſteht es jedem frey, ſein Teſtament zu ändern, wenn er gleich „ſich verſprochen, verſchrieben oder verpflichtet" hätte, es nicht zu thun. Der Vf. verſteht darunter Th. II. §. 775. bloſs eine einſeitige, im Teſtamente gegebene Erklärung, weil Erbverträge überhaupt nach Würtembergiſchen Rechte gültig ſeyen. Allein dieſs letztere zugegeben, dürfte es doch dem Sprachgebrauche und den Rechtsbegriffen der damaligen Zeit gemäſs ſeyn, in der angeführten Stelle die Ungültigkeit jedes die Unveränderlichkeit eines Teſtaments feſtſetzenden, alſo das Weſen eines Teſtaments aufhebenden Vertrags ausgeſprochen zu finden. Die Praxis geſteht auch der in die gegenſeitigen Teſtamente der Eheleute ſich zuweilen einſchleichenden Verſicherung, von dem gemeinſchaftlichen Teſtamente nicht abzugehen, keinen Einfluſs auf die Abänderungsfreyheit zu. Th. II. §. 875. ſcheint der Vf. anzunehmen, daſs die geſetzliche Verbindlichkeit der Theilungsbehörden, den Erbſchaftsgläubigern den durch die unterlaſſene Vorſorge für ihre Befriedigung verurſachten Schaden zu erſetzen, ſeit der Einführung der Communordnung aufgehört habe, und durch kein ſpäteres Geſetz aufs neue ſanctionirt worden ſey. Dieſer Hypotheſe des Vfs. würde auch dieſs noch ſehr zu Statten kommen, daſs am Schluſſe der Communordnung erklärt wird, man habe alle frühere Verordnungen über die Gegenſtände derſelben, welche man noch ferner beobachtet wiſſen wolle, ihrem ganzen Subſtantial-Inhalt nach in dieſe Ordnung eintragen laſſen; wodurch allerdings das Still-

ſchwei-

ſchweigen des Geſetzes eine ſonſt nicht gewöhnliche Bedeutſamkeit erhielt. Deſſen ungeachtet ſind wir doch geneigt, zu behaupten, daſs eine genauere Aufmerkſamkeit auf den Gang der Geſetzgebung über die geſetzliche Fortdauer jener Verbindlichkeit keinen Zweifel übrig laſſe. In dem Generalreſcripte vom 25. Nov. 1709. wird den Theilungsbehörden die ihnen, wie das Geſetz ſagt, durch das gemeine Recht ſowohl als durch das Landrecht zur Pflicht gemachte Vorſorge für die Befriedigung der Erbſchaftsgläubiger aufs neue unter einer Pönalſanction eingeſchärft, und ihre Verbindlichkeit zur Entſchädigung der vernachläſſigten Gläubiger beſtimmt ausgeſprochen. Im J. 1758. wiederholt die Communordnung die nämliche Vorſchrift; nur gedenkt ſie nicht ausdrücklich der zuletzt angegebenen Folge der Nichtbeobachtung. In dem Generalreſcripte vom 15. Apr. 1781. hingegen wird den Behörden beſtimmt aufgegeben, „nach Ausweis des Generalreſcripts vom 25. Nov. 1709. und anderer Verordnungen alle Sorgfalt anzuwenden, damit vor dem Bezug der Erbſchaftstheile die auf dem erbſchaftlichen Vermögen haftende Schulden bezahlt werden.“ Selbſt alſo, wenn das Stillſchweigen der Communordnung gegen die fortdauernde Gültigkeit eines Rechtsſatzes angeführt werden könnte, der für eine nothwendige rechtliche Folge einer von ihr wiederholten Verpflichtung anzuſehen iſt: ſo würde man doch nicht annehmen können, daſs in dem Generalreſcripte vom 1781., durch die Beziehung auf die ältern Verordnungen, bloſs die Pflicht, für die Befriedigung der Erbſchaftsgläubiger zu ſorgen, nicht aber zugleich die durch jene Geſetze an die Unterlaſſung geknüpfte Entſchädigungsverbindlichkeit eingeſchärft worden ſey.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Naturgeschichte. *Erlangen*, b. Walther: *Georgii Auguſti Goldfuſs*, Doctoris Medicinae et Chirurgiae, *Enumeratio Inſectorum Eleutheratorum Capitis bonae ſpei totiusque Africae* deſcriptione iconibusque nonnullarum ſpecierum novarum illuſtrata. Cum tabula aenea. 1805. 44 S. und eine ausgemalte Kupfertafel. gr. 8. (10 gr.) — Der Vf. iſt von Sr. Majeſtät dem Könige von Preuſsen zur Einſammlung von Naturproducten nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung beſtimmt, und wir dürfen uns von dieſer Expedition gewiſs viele Beyträge zur Bereicherung der Naturbeſchreibung verſprechen. Das gegenwärtige Verzeichniſs der afrikaniſchen Käfer iſt wahrſcheinlich ein Theil ſeiner Vorbereitung zu derſelben. Auch mag Hr. *Goldfuſs* beſondere Urſachen zu dieſer Herausgabe gehabt und nichts weniger beabſichtigt haben, als ſeine entomologiſchen Kenntniſſe dadurch zu zeigen; uns aber liegt es ob, dieſs Verzeichniſs in Beziehung auf die Inſectenkunde zu beurtheilen, und da kann unſer Urtheil nicht günſtig ausfallen. Wozu ſoll ein bloſses Namenverzeichniſs der in *Fabricius Syſtema Eleutheratorum*, in *Olivier's* Entomologie, *Thunberg's* Diſſertationen aufgeführten afrikaniſchen Käfer dienen? Die *Encyclopédie methodique* und andre Schriften enthalten noch manchen afrikaniſchen Käfer, der hier fehlt; alſo iſt dieſs Verzeichniſs nicht einmal vollſtändig. Aber ſelbſt in *Fabricius* Werken gehören mehrere Arten hierher, bey denen entweder das Vaterland falſch angegeben iſt, oder die ſich auch in andern Ländern finden. Eine ſcharfe Prüfung möchte auch wohl manche der Thunbergiſchen und Olivieriſchen Arten auf Fabriciſche zurückführen können. Die wenigen als neu beſchriebenen und gut abgebildeten Käfer ſind auch nicht alle neu und die Beſchreibungen nicht befriedigend. Alle dieſe Behauptungen wollen wir durch einige Beyſpiele beweiſen; unmöglich kann man von uns verlangen, daſs wir das ganze Verzeichniſs dazu durchgehn; dieſs würde Verſchwendung von Zeit und Mühe an einem unbedeutenden Gegenſtande ſeyn.

In der *Encyclopédie methodique* ſind z. B. *Chryſomela immaculata* vom Vorgebirge der guten Hoffnung, *Chryſomela cincta* vom Senegal, *Curculio Cafer* vom Vorgebirge angegeben. Letztern hat ſogar *Herbſt* als *Rhynchophorus Cafer* aufgeführt. Alle drey fehlen in dieſem Verzeichniſſe, in dem S. 36. der Gattungsname *Calandra*, worunter dieſer *Cafer* gehört, ausgelaſſen iſt. Nach *Olivier* und *Herbſt* iſt *Calandra longipes* auch auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. *Calandra Coloſſus* findet ſich auf der Inſel Johanna bey Madagaſkar nach *Drury's* und *Herbſt's* Angabe; der *Elephas*, den *Fabricius* zu *Calandra Gigas* gezogen hat, iſt in Afrika zwiſchen den Wendezirkeln zu Hauſe. Wenigſtens *Herbſt's* Werk hätte der Vf. benutzen ſollen. Auch tadeln wir es, daſs er Madagaſkar und überhaupt die afrikaniſchen Inſeln ausgeſchloſſen hat, da ihre Erzeugniſſe denen des feſten Landes von Afrika gewiſs angehören. Die *Cetonia quinquelineata Fabric.* kommt von Sierra Leona, nicht aus Oſtindien, *Blaps ſulcata Fabr.* aus Aegypten, *Cychrus reflexus Fabr.* von Sierra Leona, und nicht aus Deutſchland (ſicher muſs man in *Fabricii Syſt. Eleuth. Guinea* für *Germania* leſen); *Coccinella vulpina* auch vom Vorgebirge der guten Hoffnung. Alle dieſe Arten fehlen hier, und ſie fielen uns nur gerade beym erſten Nachſinnen ein; gewiſs würde die Nachleſe noch reicher ausfallen, wenn wir unſre Sammlung zu dieſem Zweke durchgehn wollten. *Mylabris ocellata Oliv.*, die hier beſonders aufgeführt iſt, iſt einerley mit der ebenfalls angegebnen *M. Lavaterae Fabr.*, und die von dem Vf. beſchriebne und fig. 5. abgebildete *Chryſomela quadrimaculata* iſt die *Crioceris bioculata Fabr.*, die auf derſelben Seite 21. angegeben ſteht; auch iſt ſie keine *Chryſomela*, ſondern eine *Crioceris*, oder vielmehr *Galleruca*. Die abgebildete *Coccinella ſimbriata Thunberg.* fig. 1. hat groſse Aehnlichkeit mit *C. discolor Fabr.*, der aber der ſchwarze Rand der Flügeldecken fehlt, und iſt vielleicht nur Spielart der folgenden *Striata* fig. 2., die der Vf. mit Unrecht für *Striata Fabric.* hält, da ſie deſſen *Lineata*, oder wie durch ein Verſehn ſteht, *Limbata Syſt. Eleuth.* I. 359. 24., *Herbſt's Striata* iſt. Die *Caſſida limbata* fig. 4. iſt der *C. tuberculata Fabr.* nahe verwandt und fehlecht beſchrieben. Der *Cerambyx faſtuoſus* fig. 7. iſt dem *C. micans* und *afer Fabr.* ſehr ähnlich; und *Callidium marginale* fig. 8. iſt *Stenocorus vittatus Fabr.*, deſſen Vaterland Braſilien ſeyn ſoll, den wir aber auch aus Madagaſkar erhalten haben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 2. Auguſt 1806.

RECHTSGELAHRTHEIT.

STUTTGART, b. Metzler: *Handbuch des Würtembergiſchen Privatrechts*, von D. *Jac. Friedr. Weishaar* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der in Num.* 183. *abgebrochenen Recenſion.*)

Th. II. §. 835. bemerkt der Vf., das Recht, um Reſtitution gegen die nicht angetretene Erbſchaft zu bitten, ſtehe den Erben nicht ſo unbedingt zu, als es dem Erblaſſer zugeſtanden; führt aber unter den Ausſchlieſsungsgründen Nr. 2. einen an, den ſie, da er auf die ſubſidiariſche Eigenſchaft der Wiedereinſetzung in den vorigen Stand ſich gründet, mit ihrem Erblaſſer gemein haben. Wenn übrigens dem Minderjährigen nach der I, 3. C. *ſi tut. v. curat. interven.* die Wiedereinſetzung nicht verweigert werden darf, ob er ſich gleich an dem Vormund erholen kann: ſo wird ſie in dieſem Falle auch ſeinem Erben eingeräumt werden müſſen. Unter dem Ausdruck *Billigkeit* möchten wir daher jenen Fall nicht begreifen. Dem Zuſammenhange nach, ſcheint es, müſſe man den Grund der Billigkeit in Verhältniſſen deſſen, gegen den die Wiedereinſetzung geſucht wird, und in dem präſumtiven Willen des erſten Erblaſſers ſuchen. Dafür ſpricht auch eine Parallelſtelle im §. *weil im vorſtehenden* u. ſ. w. des nämlichen Titels, wo die Schwiegertochter den Kindern und Enkeln „natürlicher Billigkeit und der Aeltern vermuthetem Wunſch und Willen nach" weichen muſs. Vollkommen adoptirten Kindern räumt der Vf. Th. II. §. 838. ein Verſendungsrecht *ex jure ſuitatis* ein. Allein wenn auch das Würtembergiſche Landrecht vollkommene Adoptionen anerkennen ſollte, was doch der vom Vf. angeführte §. des Geſetzes ſehr problematiſch macht: ſo ſcheint es wenigſtens der beſondern Transmiſſion *ex jure ſuitatis* nicht ſtatt zu geben, ſondern immer zugleich Blutsverwandtſchaft zu erfordern. Nach dem Landrechte fällt das auf der Verwandtſchaft beruhende Verſendungsrecht weg, und macht der ordentlichen Erbfolge Platz, wenn der Erbe keine Deſcendenten, wohl aber Collateralen hinterläſst, welche des Erblaſſers Deſcendenten ſind. Dieſen Grundſatz ſetzt auch der Vf. voraus. Nur glaubt er, Th. II. §. 843 f., daſs das Landrecht Th. IV. Tit. 22. §. *weil in vorſtehendem* u. ſ. w. in dem dort angeführten Beyſpiele eine Ausnahme eintreten laſſe, indem es der Tante mit den zwey Neffen den vacanten Erbtheil zu gleichen Theilen, und nur den zwey Söhnen eines verſtorbenen Neffens einen Stammtheil zuſcheide, ſtatt daſs nach jenem Grundſatze die zwey Neffen, oder eigentlich die Nichte und die beiden Kinder eines verſtorbenen Neffen zuſammen nicht mehr bekommen ſollten, als die Tante allein erhält. Wir geben gerne zu, daſs die Stelle etwas weniger zweydeutig hätte gefaſst werden können. Indeſſen glauben wir doch nicht, daſs man nöthig hat, anzunehmen, der Geſetzgeber habe den für die Erläuterung einer Regel gewählten Fall nicht im Sinne der Regel entſchieden. Wenn es heiſst, die altväterliche Erbſchaft fällt *ordinario ſucceſſionis modo* auf des eigentlichen Erblaſſers Tochter, und dann auf ſeine Enkelin, und eines verſtorbenen Enkels zwey Kinder, die an ihres Vaters Statt treten, und mit der Tochter, auch der Enkelin, zum Stammtheil erben: ſo braucht man den Worten keine Gewalt anzuthun, um der Tochter die eine Hälfte und den Nachkommen ihres verſtorbenen Bruders die andere ſo zuzutheilen, daſs von den letztern die beiden Neffen zuſammen ſo viel bekommen, als ihre Tante. Mit dem *Inventar* muſs nach römiſchem Rechte nicht, wie Th. II. §. 860. bemerkt wird, dreyſsig Tage vom *Anfall* der Erbſchaft an gerechnet, ſondern dreyſsig Tage nach empfangener *Nachricht* von dieſem Anfall angefangen werden. Th. II. §. 901. behauptet der Vf. ohne Einſchränkung — wenn der Legatar ſich eigenmächtig in den Beſitz des Vermächtniſſes ſetze, ehe der Erbe die Erbſchaft angetreten habe: ſo könne dieſer die Reſtitution der von dem Legatar eingezogenen Sache mit den Früchten, und Erſatz der Koſten fordern. Allein das *Interdictum quod legatorum* findet nur dann Statt, wenn der Erbe bey der Herausgabe ein Intereſſe hat. Auch die Stelle des Landrechts, auf die ſich der Vf. beruft, ſetzt die Einſchränkung hinzu, daſs die Erbſchaft mit Legaten ſo beſchwert ſey, daſs der Erbe ſich des Rechts der *Falcidia* bedienen wollte oder könnte. Dieſer hat ſogar Caution zu leiſten, daſs er das, was etwa nach Berichtigung ſeines Intereſſe von dem Vermächtniſſe übrig ſeyn ſollte, dem Legatar zuſtellen wolle. Nach der würtembergiſchen Communordnung ſollen die Kinder nach dem Tode des einen von ihren Aeltern wegen der in der Nutznieſsung des überlebenden Gatten bleibenden Erbſchaftsgüter, ſo viel möglich, auf liegende Gründe nicht nur unterpfandsweiſe, ſondern auch mit dem *Eigenthumsrechte* verwieſen werden, damit ſie ſich an die ihnen verſicherten Güter im Nothfalle halten können. Statt nun, daſs den Kindern von dem Verkaufspreiſe der zu ihrer Sicherheit ausgeſetzten Güter ſo viel zugeſchieden werden ſollte, als ihre Erbforderung nach erfolgter Reviſion beträgt, legt der Vf. jener Verſicherung mit andern die ihrem Zwecke völlig fremde

Wirkung bey, dafs die Kinder diefe Güter, es mögen hernach Erbfchaftsgüter oder eigene Güter des Nutznieſsers ſeyn, von der Concursmaſſe deſſelben abſondern und in demjenigen Anſchlage ſich zueignen können, welchen dieſelbe bey der Verweiſung erhalten haben. Dieſs hat bey einem conſequenten Verfahren die Folge, dafs die Kinder bald mehr, bald weniger erhalten, als ihr Antheil an den vorhandenen Erbſchaftsſtücken jeder Art und an dem Werthe der nicht mehr vorhandenen, ſo weit der Verluſt derſelben nicht den Eigenthümer trifft, beträgt, und als ihnen zu Theil geworden ſeyn würde, wenn der Nutznieſser nicht in Vermögenszerfall gerathen wäre. Jene Hypotheſe wurde vielleicht durch die fehlerhafte Gewohnheit begünſtigt, bey Eventualtheilungen die Erbſchaftsgüter nicht namentlich zu beſtimmen, welche jedem Erben nach Verhältniſs ſeines Erbantheils zukommen ſollen, ſondern alles in ungetheilter Gemeinſchaft zu laſſen. Hätte man von jeher den Kindern von jeder Claſſe der Erbſchaftsgüter beſtimmte Stücke oder Quantitäten nach Verhältniſs ihrer Erbsquoten zugetheilt: ſo würde man wohl nie darauf verfallen ſeyn, dem Eigenthumsrechte an Grundſtücken, das neben der eigentlichen Proprietät an den durch die Erbtheilung zugeſchiedenen Vermögensſtücken beſtehen ſoll, und, ſo lange der Nutznieſser nicht in Concurs geräth, nicht geltend gemacht werden kann, eine weit über den deutlich ausgeſprochenen Zweck hinausſchreitende, und mit den Begriffen von Reviſion des hinterfälligen Vermögens nicht wohl vereinbare Wirkung beyzulegen. — Durch das bisher Geſagte ſind wir übrigens keineswegs gemeynt, dem Werthe des vor uns liegenden Buchs zu nahe zu treten. Der Vf., der das Verdienſt hat, die Bahn gebrochen zu haben, hat, für den erſten Verſuch, der in dieſer Darſtellungsart des würtembergiſchen Rechts gemacht wird, immer viel geleiſtet. Das Werk ſollte nach dem urſprünglichen Plane nur aus zwey Bänden beſtehen. Allein beym Abdruck des zweyten zeigte es ſich, dafs derſelbe unverhältniſsmäſsig ſtark werden würde, wenn man das ganze Sachenrecht in denſelben aufnähme. Das ſogenannte *jus ad rem* wurde alſo einem *dritten* Bande vorbehalten. Mit dieſem wird das Werk ſich ſchlieſsen, da der Vf. den Civilproceſs von ſeinem Plane ausgeſchloſſen hat. Wir ſehen dem Erſcheinen deſſelben mit Verlangen entgegen, und bemerken nur noch, dafs der Vf. bey der Ausarbeitung des *zweyten* Bandes Gelegenheit hatte, Archivalacten, welche zur neueſten Reviſion des Landrechts gehören, zu benutzen, und dafs er von dieſen, in hermeneutiſcher Hinſicht ſehr ſchätzbaren, Papieren an vielen Stellen einen zweckmäſsigen Gebrauch machte.

Herborn, in d. Hohenſchul-Buchh.: *Analecten aus den Naſſauiſchen und Solmſiſchen Rechten*, geſammelt von D. *Ludwig Böttger*, ord. Prof. des Rechts zu Herborn. 1804. 232 S. 8. (20 gr.)

Die gegenwärtige Sammlung zerfällt in *zwey* Abtheilungen, von welchen die *erſte* Beyträge zur Geſchichte der Naſſauiſchen und Solmſiſchen Landesordnungen, die *zweyte* zu dem Naſſauiſchen Staats- und Privat-Fürſten-Rechte liefert. Beide Abſchnitte enthalten manches, was in allgemein bekannten Schriften zu finden iſt, und daher hätte weggelaſſen werden ſollen. Dahin gehört unter andern *von Selchow* von den Naſſauiſchen, Fuldiſchen, Höxteriſchen und Dortmundiſchen Statuten, und Derſelbe von dem Solmſiſchen Landrechte, aus deſſen *Specimine bibliothecae Germanici provincialis et ſtatutarii*; — der Auszug aus dem Hauptſchluſs der aufserordentlichen Reichsdeputation vom 25. Febr. 1803., die den Fürſten zu Naſſau zugetheilten Entſchädigungslande betreffend, wozu noch in einem Nachtrag die ihnen ebendaſelbſt verwilligten Reichstagsſtimmen aufgeführt werden, ohne dafs dabey bemerkt iſt, dafs dieſelben wegen ermangelnder kaiſerlicher Ratification gar nicht zur Ausübung gekommen ſind; *Nicolaus Vogt* über die billigen Anſprüche des Hauſes Naſſau zur Kurwürde, aus deſſen Europäiſchen Staatsrelationen B. I. H. 2. u. m. a. — Einige andre Beyträge ſind ganz unbedeutend, als z. B. verſchiedne Vorreden zu Naſſauiſchen und Solmſiſchen Landesgeſetzen, unter welchen ſich ſogar die Vorrede eines Druckers befindet. Mit gröſserm Recht ſind dagegen einige wenig bekannte Geſetze und Urkunden aufgenommen, unter denen wir eine Naſſauiſche Bergordnung von 1559., und das Patent der fürſtlichen Landesregierung wegen des kaiſerlichen *Privilegii de non appellando* d. d. Dillenburg den 27. Febr. 1751. auszeichnen wollen. Auch billigen wir die mitgetheilten Auszüge aus akademiſchen Abhandlungen, z. B. aus *Waldſchmidt's de Auguſtae Imperatricis Archi-Cancellario* und einigen andern.

Wetzlar, gedr. b. Winkler: *Die Amtseinſetzung des kaiſerlichen Kammerrichters*, insbeſondere die Sr. Excellenz des Herrn Reichsgrafen Heinrich von Reigersberg vom 3. Oct. 1803., von *Joſeph Anton Vahlkampf*, des k. k. Gerichts-Geſammtraths Protonotar. (1805.) 138 S. 8. (16 gr.)

Wenn es gleich auch bisher nicht ganz an Nachrichten von der Feyerlichkeit fehlte, welche der Gegenſtand dieſer Abhandlung ſind: ſo hat dieſelbe doch das Verdienſt, dafs ſie in einer guten Ordnung (nur hin und wieder etwas zu weitſchweifig) die hierher gehörigen Thatſachen erzählt, durch Beylagen beſtätigt, und zugleich das neueſte, durch die Zeitumſtände in mancher Rückſicht veränderte, Ceremoniel anführt. Folgende Umſtände, die wir ausheben wollen, dürften manchem Staatsrechtsgelehrten noch unbekannt ſeyn. Wegen Ernennung des Kammerrichters läſst der Kaiſer von der Reichskanzley ein ſo genanntes *Ernennungs-* oder *Ernennungsreſcript* ausfertigen, welches mit der Adreſſe des k. k. Gerichts verſehen, dabey verſchloſſen und geſiegelt, nebſt einem an den Kur-Erzkanzler gerichteten Schreiben (welchem eine Abſchrift des gedachten Reſcripts beyliegt), in einem Convolut an den neuernannten Kammerrichter ab-

abgeht. Dieſer überreicht hierauf jenes Reſcript und Schreiben dem Kurerzkanzler, der beides dem Kammergericht mittheilt, und zugleich einen Termin zur Amtseinſetzung des Kammerrichters anberaumt. Ueber dieſen Termin aber wird der neue Kammerrichter noch beſonders von dem ſeine Einführung dirigirenden Mitgliede des Gerichts gefragt, und mit ihm noch überdieſs durch eine Deputation von zwey Aſſeſſoren beiderley Religion über verſchiedene Gegenſtände, als z. B. über ſeine bisweilen erforderliche Reſignation, über ſeine übrigen etwa bisher gehabten Pflichten, über ſeine Titulatur u. ſ. w. vorläufige Rückſprache genommen. Iſt die Reſignation nothwendig: ſo erfolgt dieſe an dem Tage der Einſetzung ſelbſt in dem vollen Rath. Von den Feyerlichkeiten welche bey dieſer Statt finden, wollen wir nur ſo viel bemerken, daſs ſie die beiden letzten Male in dem Audienzſaale erfolgte, weil in dem gegenwärtigen Saale des vollen Raths kein Thron angebracht werden konnte, der hierzu nothwendig iſt. Das übrige Ceremoniel iſt gröſstentheils ſchon aus *Malblanks* Anleitung zur Kenntniſs der Verfaſſung des kaiſerlichen und Reichskammergerichts Th. I. S. 46. allgemein bekannt.

GESCHICHTE.

Ofen, m. k. Univ. Schriften: *Sammlung kleiner noch ungedruckter Stücke, in welchen gleichzeitige Schriftſteller einzelne Abſchnitte der Ungariſchen Geſchichte aufgezeichnet haben*, zuſammengetragen und herausgegeben von *Mart. Georg Kovachich.* — *Erſter* Band. 1805. LII u. 478 S. 8. (Pränum. Preis 1 Fl. 42 Kr.)

Dieſe Sammlung iſt ein Nebenſtück der vom Hn. *v. Kovachich* herausgegebenen zwey Bände der „*Scriptores rerum Hung. minores*" (ſ. A. L. Z. 1798. Nr. 281. 1799. Nr. 196.); es liegt derſelbe Plan, bloſsen Text ohne Noten herauszugeben, zum Grunde; nur ſtehen hier bloſs deutſch geſchriebene, ſo wie dort bloſs lateiniſche hiſtoriſche Aufſätze. Eine dritte Sammlung ſoll lauter ungriſch geſchriebene Aufſätze dieſes Inhalts begreifen. Hr. *Benay*, Profeſſor und Inhaber einer Buchdruckerey in Presburg, ſoll die Herausgabe dieſer dritten Sammlung übernommen haben, hat aber bis jetzt (May 1806.) nichts geliefert. Unſtreitig gehört die Herausgabe ſolcher noch ungedruckten Denkmäler der ungr. Geſchichte zu den verdienſtlichen Arbeiten des Hrn. *v. K.*, und Rec. würde ſich freuen, wenn er alle Vierteljahre ſolch einen Band dem Publicum anzukündigen hätte. Allein Hr. *v. K.* ſelbſt ſcheint, ſeitdem er die Idee einer neuen vollſtändigern Ausgabe des *Corpus Juris* und einer neuen Bearbeitung eines *Index realis geographico-topographicus et genealogicus in Corpus Juris* gefaſst hat — auf dergleichen Arbeiten weit mehr Gewicht zu legen, als auf die Fortſetzung ſeiner *Scriptorum minorum*, welches die Beſorgniſs erweckt, daſs dieſe Fortſetzung, da ſie bereits ins Stocken gerathen, auch nicht ſobald wieder erfolgen werde, als es Rec. bey der hiſtoriſchen Wichtigkeit derſelben wünſchen muſs. Wenn kommt dann wohl ein *Kovachich* wieder — mit dieſer Betriebſamkeit, dieſem Forſchgeiſt, dieſem eiſernen Fleiſs, und dieſem Talent, ſich mit gutem Erfolge um Subſidien und Beyträge zum Drucke ſolcher Werke zu bewerben, die bey dem ſchlechten Zuſtande des Buchhandels, und bey dem vom Reellen aufs Leichte und Leichtſinnige übergegangenen Geſchmack der Leſewelt jetzt nicht einmal Verleger fänden? Hr. *v. K.* verſichert, über tauſend Stück ungr. Geſchichtſchriften in den drey erwähnten Sprachen zu kennen, die des Druckes werth wären. Welch eine Aernte, und wie wenig Arbeiter dazu!

I. Das wichtigſte des vorliegenden Bandes dieſer Sammlung iſt das erſte Stück: *Heinrichs v. Mugten Chronik der Hunnen.* Hr. *v. K.* hat dieſe Chronik zu Wolfenbüttel copiren laſſen durch thätigen Vorſchub des Hn. *Nicolai* zu Berlin und Hn. *Langer* zu Wolfenbüttel, welche Gelehrte für ihre literariſche Bereitwilligkeit allen Dank verdienen. Die erſte Notiz von dieſer Chronik erhielt Hr. *v. K.* nach S. XV. vom Hn. Conſiſtorialrath *v. Engel*, der im J. 1789. eine Reiſe von Göttingen nach Wolfenbüttel machte, um die Handſchriften der daſigen Bibliothek anzuſehen; und eben derſelbe hat auch in einer hier S. XXII f. abgedruckten Abhandlung die Lebensumſtände des Vfs., und den Werth und Inhalt dieſes Aufſatzes beleuchtet. Das Weſentliche davon geht darauf hinaus, daſs ein gewiſſer Heinrich, gebürtig aus Mügeln (im Leipziger Kreiſe, vormals in Meiſsen), und ſeiner literariſchen Kenntniſſe wegen von Hertneid Edlen v. Pettau nach Steyermark berufen, zwiſchen den Jahren 1318. und 1365., ein ihm vorgekommenes altes, jedoch bis zu den Zeiten Karl Roberts fortgeſetztes, Exemplar von der ungr. Chronik des Simon Keza in die damalige Meiſsniſch-deutſche Sprache übertragen, und Rudolph IV., Erzherzog von Oeſterreich, gewidmet habe. Das lateiniſche Exemplar, welches Heinrich vor Augen hatte, enthielt, wie Hr. *v. E.* ſpecifiſch erweiſt, manche Thatſachen, welche in den bisherigen zwey Ausgaben von Keza, ja in mehrern andern bekannten Handſchriften deſſelben fehlen; und dieſs führt den Erläuterer des Chroniſten auf die Idee, wie der alte Keza in dem Geiſte, wie *Schlözers Neſtor*, aber ohne deſſen ermüdende Umſtändlichkeit, nach ſeinem Grundtexte, mit den Varianten ſpäterer Abſchreiber, und mit den Zuſätzen ſpäterer Fortſetzer kritiſch herzuſtellen wäre: denn auch das handſchriftliche Chronicon Hung. auf der kaiſerl. Bibliothek vom J. 1358., das Chronicon Budenſe, und ſelbſt *Thuroz* copirten nur den Keza und deſſen unbekannte Fortſetzer. Was man aus Heinrich Neues für die ungr. Geſchichte lernt, iſt nicht unbedeutend. Den Zug des heil. Ladislaus und Geyſa II. nach Dalmatien (S. XXXIII.); ferner Geyſa's Rothruſſiſche und griechiſche Händel (S. XXXIV f.) erzählt Heinrichs Keza allein übereinſtimmend mit ruſſiſchen und byzantiniſchen Annalen; überhaupt hat Hr. *v. E.* vierzehn Punkte ausgehoben, die bey Heinrich auffallend oder neu ſind. Z. B. Ihm allein iſt eigen die

Anek-

Anekdote, dafs, als Bankban die Königin Gertrud 1214. ermordete, er ihr die Söhne und königl. Prinzen Bela und Colomann vom Arme nahm und sprach: *Meinen Erbherrn thue ich nichts zu Leid.* Nebenbey ist dieser Abdruck des Chronisten auch für die Forscher der altdeutschen Sprache und der Mundarten wichtig, und ein Seitenstück zu seiner Verdeutschung des Valerius Maximus.

II. *Tagebuch der landtagsartigen Versammlung des Adels zu Hatvan.* 1525. Da dasselbe schon zweymal gedruckt ist (S. XLIII.): so hätte der Herausg. nicht von seiner Regel, nur ungedruckte Stücke aufzunehmen, abweichen sollen.

III. *Mein Siegmunden Freyherrn zu Herberstein Neupurg und Guttenhag Raittung und Anzeigen meines Lebens und Wesens bis* 1545. Aus einem vom Vf. selbst durchgesehenen Codex, der jetzt in der gräfl. Széchényischen Reichsbibliothek steht. (S. 111 — 276.) Herberstein war ein vielgebrauchter Geschäftsmann zu den Zeiten Ferdinands I.; aber man erfährt hier nicht viel Neues, das man nicht schon aus seiner bey Lebzeiten gedruckten, bis 1560. reichenden, Autobiographie, oder aus den *Commentariis rer. Moscoviticarum*, Antverpiae (1557. 8.) und aus der angehängten *Legatio ad Ludovicum* II. wüfste. Ein grofser Theil dieser Nachrichten besteht aus einer trocknen Erwähnung der Reisestationen und Ortschaften, durch welche der Vf. gekommen. Selten findet man geheimere Umstände der Negotiationen, aufser beym J. 1518. S. 166 f. Indessen ist der Abdruck dieser Autobiographie für diejenigen, welche die schon gedruckten oben angeführten Werke nicht besitzen, nützlich.

IV. *Tagebuch der Oedenburger Deputirten von den Verhandlungen des ungr. Reichstags vom J.* 1593. aus dem Archiv der Stadt Oedenburg. Dergleichen Tagebücher giebt es noch in Handschrift die Menge, besonders von den Reichstagen seit dem 17ten Jahrh., und die mehrsten verdienten durch den Druck bekannter gemacht zu werden, da sie öfters den geheimen Gang der Reichstagsgeschäfte enthüllen, und erklären, warum bisher auf so vielen Reichstagen so wenig zum Wohl des Allgemeinen geschehen sey. Der gegenwärtige Aufsatz erschöpft die Verhandlungen des Reichstags vom J. 1593. nicht, sondern bricht beym 16. Febr. ab. Unter einem Regenten, wie Rudolph war, konnte auch der Erzherzog Mathias wenig ausrichten, und die Stände bezeigten gleich im Anfange wenig Zutrauen zu dem Hofe, welches um so verderblicher war, als Sivan Pascha eben im J. 1593. dem ungrischen Reiche Tod und Verderben zugeschworen hatte.

V. *Tagebuch der Feldzüge des Regiments des Obristen Georg Freyherrn Ehrenreich von Böheimb, besonders bey Gran und Eperies, vom* 27. *Jul.* 1604. *bis* 24. *Oct.* 1606. *ausgeführt*, aus einer Handschrift des Grafen Jos. Desfi. (S. 288 — 445.) Der Herausg. erkennt selbst, dafs dieses Tagebuch allzu weitläuftig und mit Nebensachen überladen sey; er wollte aber seine Sammlung nicht blofs für Staatsmänner und gelehrte Geschichtforscher, sondern auch für Layen und gemeine Leser bestimmen. — Hierauf antwortet aber Rec., dafs beiderley Lesern mit einem geschickt verfafsten Auszuge am besten gedient gewesen wäre. Ueberhaupt sollte bey dem Umstande, wo es so hart hält, Kosten oder Verleger zum Drucke solcher histor. Denkmäler aufzutreiben, bey der Menge guter Materialien die Auswahl der zu druckenden Stücke viel strenger seyn, als bey Hn. *v. K.*

VI. *Beschreibung der Belagerung der Stadt Oedenburg* 1705. *und* 1706. *durch die Rakotzischen Malcontenten*, aus der Urschrift eines Oedenburger Bürgers in der gräflich Széchényischen Reichs-Bibliothek. (S. 446 — 460.) Der Aufsatz ist nicht vollständig, und geht nicht bis ans Ende der Belagerung; auch hätte derselbe einen Auszug eben so gut vertragen, als der vorhergehende, und zugleich eine vergleichende Zusammenstellung mit einem andern S. LII. erwähnten Tagebüche gleichen Inhalts, welches ebenfalls im nächsten Bande vollständig geliefert werden soll. Möchte doch der Herausg. statt so vieler Nachrichten von einer Particularbegebenheit lieber Marx Fauthens und Melchior Kleins Chronik von Oedenburg vom J. 1529 — 1611. abdrucken lassen; vergl. darüber *Bredetzki's* Beyträge I. Bändchen 2te Aufl. Wien 1805. 108 S. 8.

Was noch zu rügen wäre, ist die nicht hinlängliche Sorgfalt für Vermeidung der Druckfehler. So steht S. XXXIII. Hartovicus statt Hartvicus; schwärlich st. schwerlich. S. 294 u. 295. die Fesserigen st. die Unsrigen u. s. w. und so gehts beynahe auf jeder Seite.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Leipzig*, b. Weigel: *Joannes Georgius* I., Elector Saxoniae, et *Friedericus Augustus* I., Rex Poloniarum, Elector Saxoniae, *Rei Judiciariae legislatores*. Libellus *Augusti Ludovici Diemer*, J. U. et Ph. D. etc. 1804. 49 S. 8. (6 gr.) — Der Vf. sucht die Vorzüge der alten und neuen (oder erläuterten) kursächsischen Processordnung in ein helles Licht zu setzen. Ob wir nun gleich diesen Zweck nicht mifsbilligen: so hätten wir doch gewünscht, dafs er auch die Mängel jener Gesetze mehr herausgehoben hätte; was besonders jetzt, wo an einer neuen Gerichtsordnung für Kursachsen gearbeitet wird, sehr nützlich gewesen wäre. Letzteres aber wird er wahrscheinlich nicht für nöthig gehalten haben, indem er beide Processordnungen *leges perfectissimam judiciorum formam fere attingentes* nennt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 4. Auguſt 1806.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

BERLIN, b. Sehmidt: *Archiv der Staatsarzneikunde.* Von *F(riedrich) L(udwig) Auguſtin*, der A. W. und W. A. K. Doktor und Profeſſor extraordinarius (dem Generaltitel für den *erſten* Band zufolge; ordentlichem Profeſſor der Kriegs-Arzneykunde) am königl. Collegio medico-chirurgico zu Berlin, u. ſ. w. *Erſter* Band. *Erſtes* Stück. 1803. *Zweytes* und *drittes* Stück. 1804. in fortlaufender Seitenzahl. 443 S. gr. 8. *Zweyter* Band. 1805. 432 S. (à 1 Rthlr. 12 gr.) *Dritten* Bandes *erſtes* Stück. 1806. 144 S. (12 gr.)

In dieſem Archiv will Hr. *A.* die neueſten und wichtigſten Belehrungen über den Zuſtand der Staatsarzneykunde, mit Weglaſſung alles Ueberflüſſigen und Unweſentlichen, mittheilen. Unter die mediciniſche Polizey rechnet er auch die Sorge für die Erhaltung und Verſorgung einzelner Stände, z. B. der Soldaten, der Seeleute u. ſ. w., da dieſelbe offenbar und nach der logiſch-richtigen Anſicht derſelben, gegen den eingeführten Sprachgebrauch (jedoch, nach unſerm Bedünken, nur unter gehörigen Einſchränkungen), als Theile der Staatsarzneykunde betrachtet werden müſſen. Als einen *dritten* Theil der letztern — den *zweyten* macht die gerichtliche Arzneywiſſenſchaft aus — rechnet er auch (was andere richtiger mit der Medicinalpolizey, als einen Abſchnitt derſelben, vereinigen) die Medicinalordnung hierher, oder die Theorie der vom Staate zu beſtimmenden Verordnungen und Anſtalten, welche die Vervollkommnung und Ausübung der Heilkunſt betreffen, alſo öffentliche Bildungsanſtalten der Aerzte, Chirurgen, Apotheker und Hebammen, die Anzahl derſelben in einem Lande, ihre Pflichten, und die Art, die Heilkunde durch ſie zu vervollkommnen. Nach dieſem Plane, meynt Hr. *A.*, laufe ſeine Zeitſchrift keine Gefahr, mit den bisherigen und gleichzeitigen Werken dieſer Art zu collidiren, ſondern ſie werde vielmehr den groſsen Werth derſelben durch, ſo viel als möglich gelungene, Zuſammenſtellung ihres Inhalts vermehren. Nach dieſer Vorerinnerung über die Tendenz dieſes Werkes gehen wir nunmehr zu den einzelnen Aufſätzen des *erſten* Bandes über, um ſie ſowohl in Anſehung ihres innern Werthes, als nach dem von dem Vf. angezeigten Plane, zu prüfen.

Erſten Bandes *erſtes* Stück. 1) *Von den Kennzeichen zur Entſcheidung der Frage: Ob ein im* Waſſer *gefundener Menſch lebendig ins* Waſſer *gerathen und darin ertrunken, oder ob er vorher geſtorben und hernach ins* Waſſer *geworfen ſey?* Ungeachtet etliche neuere Schriftſteller Fälle anführen, in denen kein Waſſer in den Lungen ertrunkener Menſchen und Thiere angetroffen wurde: ſo beweiſen dennoch die zahlreichen und genauen Verſuche mehrerer anderer, daſs, ausgenommen da, wo ein hinzugekommener Schlagfluſs dem Leben plötzlich ein Ende machte, bey den meiſten Ertrunkenen Waſſer in die Luftwege gelangt ſeyn müſſe, *a*) weil aus *Faiſſole's*, *Pouteau's* u. a. Verſuchen folge, daſs ein Thier unter dem Waſſer jederzeit im Zuſtande der Inſpiration erſticke, indem es endlich, durch die Nothwendigkeit, Athem zu ſchöpfen, gezwungen, eine ſtarke, ſogleich tödtliche, Inſpiration macht, wodurch Waſſer in die Lungen gezogen wird, welches, mit der darin befindlichen Luft vermiſcht, ſchäumigt wird und das Thier ſogleich tödtet; woraus zugleich die Unrichtigkeit von *Metzger's* bloſs theoretiſcher Behauptung, daſs ein Ertrinkender jedesmal in der Exſpiration ſterbe, erhelle: (nicht ſo ganz, wie der Herausgeber, Vf. dieſes Aufſatzes, glaubt — vergl. *Metzger's* ger. med. Abhandl. Th. *II.* S. 146.); *b*) weil *Faiſſole's*, *Louis*, und *Goodwin's* Verſuche darthun, daſs das Waſſer nicht mechaniſch durch ſeine Schwere in die Luftwege einflieſsen kann, ſondern bey Lebzeiten durch Inſpiration eingezogen werden muſs. Doch iſt es unwahrſcheinlich, daſs dieſs die unmittelbare und nächſte Urſache des Todes ſey; vermuthlich iſt es nur als die entfernte Urſache zu betrachten. Uebrigens iſt der Tod im Waſſer durch Schlagfluſs auch nicht zu läugnen; aber gewiſs der ſeltnere Fall. Ein beſonders wichtiges Zeichen eines wirklich *Ertrunkenen* iſt das Waſſer, welches man in der Luftröhre und den Lungen findet, da *Faiſſole's* und *Champeux* Verſuche beweiſen, daſs ſich in der Luftröhre eines todten und mehrere Tage im Waſſer gelegenen Thieres keine Flüſſigkeit finde. Es verdient unter folgenden Umſtänden vorzüglich alle Aufmerkſamkeit, wenn der Körper bald nach dem Tode unterſucht wird, ſich in den Luftwegen zugleich Schlamm, Gewächſe, Koth, u. a. m. was im Waſſer zu ſeyn pflegt, finden, und bey der Unterſuchung die *rima glottidis* offen iſt und der Kehldeckel in die Höhe ſteht. Das etwa im Magen vorhandene Waſſer muſs mit dem, worin der Todte gefunden worden, um daraus ſchlieſsen zu können, ob er davon verſchluckt und alſo „von demſelben ertrunken" (?) ſey, verglichen werden. (Wie denn? chemiſch? oder bloſs nach dem äuſseren Anſehen? beides möchte wohl trüglich genug ſeyn.) Bey der Erwähnung der von einigen angeführten Zeichen, daſs nämlich das Zwerchfell (nicht: Zwergfell) tief

in der Bauchhöhle ſtehe, alle *viscera hypochondriaca* und Gedärme niedergedrückt, der Bauch aufgetrieben, und der Thorax ſehr erhaben ſeyn, was nur bey in der Inſpiration Geſtorbenen ſtatt finden könne, iſt es auffallend, daſs der Vf., anſtatt dieſs allenfalls gegen *Metzger* zu nutzen, ſelbſt ſagt: „Man *will* bey Ertrunkenen *bemerkt haben*" u. ſ. w. Bey apoplektiſch im Waſſer Geſtorbenen iſt, auſser den allgemeinen, das vorzüglichſte Kennzeichen eine allenthalben im Körper vorgefundene Flüſſigkeit des Blutes. Doch ſind alle Zeichen nur dann gültig und beweiſend, wenn ſie zur rechten Zeit wahrgenommen werden. Unter den Kennzeichen, daſs der Entſeelte todt in's Waſſer geworfen ſey, führt der Vf. beſonders den geronnenen Zuſtand des Blutes an: doch giebt er zu, daſs es nicht hinreiche, den vorhergegangenen Tod durch Erſtickung dadurch zu beweiſen, daſs bey dieſem das Blut vermuthlich ſeine Flüſſigkeit eben ſo wenig verliere, als bey Ertrunkenen. Das Urtheil des Obducenten müſſe daher in ſolchem Falle, beſonders bey Kindern, nur unbeſtimmt ausfallen. Den Beſchluſs dieſes Aufſatzes machen zwey Fälle, die den abgehandelten Gegenſtand betreffen, nebſt darüber ertheilten Gutachten des Ober-Collegii medici zu Berlin. 2) *Ueber den Werth der Kennzeichen aus den Lungen zur Entſcheidung der Frage: ob ein neugebornes Kind nach ſeiner Geburt gelebt habe oder nicht? insbeſondere auf den „Fall der zuvor gefliſſentlich eingeblaſenen Luft" (!) angewandt.* Ein Gutachten des Obercollegium medicum zu Berlin. Die linke Lunge lag hinten am Rückgrade noch *unausgefaltet*, berührte das Herz und den Herzbeutel *nicht*, und war *braunroth;* nur bloſs die äuſserſte Spitze des obern Lappens ſah weiſslich aus. Die rechte Lunge war mehr entfaltet und füllte dieſe Seite der Bruſt zwar *nicht ganz*, *aber doch etwas mehr*, als die linke Lunge, aus. Beide Lungen mit dem Herzen ſchwammen auf dem Waſſer. Die rechte Lunge, abgeſondert, ſchwamm ganz und gar: die linke ſank mit dem Herzen zu Boden, und eben ſo auch abgeſondert, bis auf eine kleine (die vorher erwähnte?) Spitze des obern Lappens, welche oben ſchwamm. Bey'm Zerſchneiden gaben die Lungen *kein* Geziſch oder Geräuſch von ſich; auch war in den Lungen, und beſonders in den Lungenadern, *nicht viel* Blut. Die Obducenten (hatte das Gericht ihnen vielleicht die Nachricht von dem geſchehenen Lufteinblaſen nicht mitgetheilt? freylich hätten ſie auch darnach fragen können!) ſchloſſen, daſs das Kind zwar nach der Geburt, aber nur ſehr kurze Zeit, gelebt, auch nur ſehr wenig Athem geholt habe, und wahrſcheinlich bald nach der Geburt an einem Schlagfluſſe (wovon doch die Obduction keine Merkmaſe darbot) geſtorben ſey. Das Obercollegium medicum reformirte ihr Urtheil dahin, daſs in dieſem Falle höchſt wahrſcheinlich das Schwimmen der Lungen lediglich von der eingeblaſenen Luft her zu leiten ſey. (Nach der in zweifelhaften Fällen zu wählenden *mitior ſententia* unbedingt richtig, ſo, daſs wohl keiner anders entſchieden haben würde. Doch können wir nicht in Abrede ſeyn, daſs uns die Worte im Obductionsatteſt: „es war in den Lungen, und beſonders in den Lungenadern, *nicht viel* Blut" — [alſo doch *Blut*] — ſehr auffallend ſind.) 3) *Zuſtand der Staatsarzneykunde in Frankreich.* Aus *Wiedemann* und *Wardenburg.* Nebenbey eine Recenſion von *Mahon's médécine légale* etc. aus einem (nicht genannten) franzöſiſchen Journale. 4) *Für die Staatsarzneykunde wichtige Erfindungen und Entdeckungen aus der Natur- und Arzneykunde.* Galvanismus; *Gall's* Schädellehre, (faſt etwas gewaltſam hierher gezogen;) Gebrauch der Säuren, als allgemeines Luftreinigungsmittel; *Froriep's* Hyſteroplasmata. 5) *Geburts- und Sterbeliſten der vornehmſten Städte und verſchiedener Länder in Europa, vom J.* 1802. Ohne alle Angabe der Quellen. So, wie ſie hier, ſowohl im Allgemeinen, als auch im Speciellen, nur unvollkommene Bruchſtücke abgeben, und ſo, wie beſonders die Sterbeliſten in faſt allen Ländern gehandhabt werden, verſprechen wir uns davon kaum einigen Nutzen. 6) *Mediciniſches Perſonale an öffentlichen Unterrichtsanſtalten.* Daſs öffentliche Bildungsanſtalten für Medicinalperſonen in den Plan des Vfs. gehören, iſt zu loben, ſo bald die Rede von deren Innern und Weſentlichen u. ſ. w. oder neuen Errichtungen derſelben iſt. Allein ſolche trockne Namenverzeichniſſe, die in eigentlich literariſchen Werken an ihrer Stelle ſeyn würden, gehören doch in kein *Archiv der Staatsarzneykunde.*

Zweytes Stück. 1) *Wiſſenſchaftliche Ueberſicht der für die Staatsarzneykunde und den gerichtlichen Arzt wichtigſten und intereſſanteſten Literatur des neunzehnten Jahrhunderts. Erſtes Jahr* 1801. Unſtreitig dehnt der Vf. hier ſeinen Plan zu ſehr aus. Niemand wird in einem Archive der Staatsarzneykunde eine Literatur der Naturgeſchichte des Menſchen, Anthropologie, Anatomie, Phyſiologie, Pathologie, Diätetik, Geburtshülfe, ſuchen, und doch ſind mit deren Literatur über zwey Bogen angefüllt, da das Wenige daraus hieher gehörige keinen halben Bogen einnehmen würde. Hingegen beträgt die Literatur der eigentlichen Staatsarzneykunde nur anderthalb Bogen, und ſelbſt dieſe enthalten noch manches, was hier keineswegs an ſeiner Stelle ſteht. 2) *Beyträge zur Kenntniſs neuerer Verbeſſerungen und des Zuſtandes der Medicinalordnung in verſchiedenen Theilen Deutſchlands.* *a*) Inſtruction für die angeſtellten und beſoldeten Landärzte in dem Fürſtenthume Bamberg, vom 22. Junius 1803. Enthält viel Vortreffliches und Nachahmungswerthes, aber auch manches, was uns etwas zu viel gefordert ſcheint, worüber jedoch eine nähere Erörterung ſich nicht für unſere Blätter eignet. *b*) Mediciniſches Perſonale auf der Univerſität zu Prag. Wir berufen uns für die Folge hier einmal für allemal auf das, was wir oben über dieſen Artikel geſagt haben. *c*) Kurze Nachrichten über den Zuſtand und die Veränderungen in Deutſchland, betreffend die mediciniſchen Unterrichtsanſtalten, das Studium und die Pflichten der Aerzte. Die S. 249. erwähnte kurhannöveriſche Verordnung iſt dahin zu berichtigen, daſs auswärts und auf der Landesuniverſität promovirte Aerzte erſt einer beſondern Conceſſion zur Praxis bedürfen, erſtere

aber

aber vorher, so, wie alle Chirurgen, die ihre Kunst ausüben wollen, sich einem von dem Ministerium anzuordnenden Examen unterziehen müssen. Ein Collegium medicum giebt es dort zu Lande nicht. 3) *Beyträge zur Kenntniß der Verbesserungen und des Zustandes der Medicinalordnung in Frankreich.* Enthält *a*) den am 19. Ventose des Jahrs 11. von der Regierung sanctionirten Gesetzes-Entwurf über die Ausübung der Heilkunde in Frankreich; aus dem Moniteur. *b*) Regierungsbeschluss über die Errichtung medicinischer Schulen, vom 20. Prairial des J. 11. *c*) Fernere Bemerkungen und Nachrichten, betreffend die öffentlichen Einrichtungen in der Medicinalordnung Frankreichs. *d*) Medicinisches Lehrpersonale in Frankreich. 4) *Beyträge zur Kenntniß neuerer Verbesserungen und des Zustandes der Medicinalordnung in den königlich dänischen Staaten.* 5) *Medicinisches Personale an den nordischen Universitäten.*

Drittes Stück. 1) *Wissenschaftliche Uebersicht der für die Staatsarzneykunde und den gerichtlichen Arzt wichtigsten und interessantesten Literatur des neunzehnten Jahrhunderts. Zweytes Jahr* 1802. Als Fortsetzung des ersten Auflatzes im *zweyten* Stücke. Auch hier gilt das obige Urtheil; unter sechstehalb Bogen, woraus die gegenwärtige besteht, sind gewiss drey ausserwesentlich. 2) *Allgemeine Bemerkungen über die Arithmetik des menschlichen Lebens und medicinische Statistik, mit besonderer Rücksicht auf das verflossene achtzehnte Jahrhundert.* Dabey ist vorzüglich ein Aufsatz in *Posselts allgem. Zeit.* (1803. März) benutzt. Zuletzt eine Fortsetzung von Nr. 5. im *ersten* Stücke, ebenfalls ohne Anzeige der Quellen. 3) *Recensionen.*

Zweyten Bandes *erstes* Stück. 1) *Merkwürdige Geschichte einer gewaltsamen Verrenkung der Oberschenkel, Schoßbeine und anderer Verletzungen, nebst den darüber verhandelten medicinisch-gerichtlichen Untersuchungen*, mitgetheilt vom D. *F. W. Nedel* zu Altenstettin, nebst Bemerkungen des Herausg.; mag hier übergangen werden, da Rec. sich auch bey einem Auszuge auf Umstände einlassen müsste, die nicht überall an ihrer rechten Stelle stehen. 2) *Ueber vorgegebene Krankheitsursachen*, vom Prof. *Remer* in Helmstädt. Es ist die Rede nicht von vorgeschützten Krankheiten, sondern von den von *wirklich Kranken* vorgeschützten Krankheits*ursachen*. Oft nämlich wird ein Mensch, nachdem er irgend eine Verletzung erlitten hat, von einer Krankheit befallen, giebt die Verletzung als Ursache der Krankheit an, und verlangt von dem, der ihn verletzt hat, eine Entschädigung. Je schwieriger bey Gutachten über solche Fälle die Entscheidung meistens seyn muss, auch über die Frage: ob die erlittene Verletzung wirklich prädisponirende oder nur Gelegenheits-Ursache der Krankheit sey? desto schätzbarer ist dieser Aufsatz, welcher die Aufmerksamkeit gerichtlicher Aerzte auf genauere Untersuchungen dieses Gegenstandes lenkt und die hauptsächlichsten Gesichtspunkte dabey kurz andeutet. 3) *Von dem Werth der chemischen Kennzeichen der Arsenikvergiftung.* Vom Apoth. *Wendland* in Berlin. Da der Arsenik so schwerauflöslich sey, so müsse bey einer Vergiftung durch eine Auflösung des Arseniks die dazu angewandte Quantität des letzteren offenbar zu geringe gewesen seyn, als dass die chemische Untersuchung sichere Data gewähren könne. Auch selbst in Substanz genommen, bleibe wahrscheinlich nicht viel vom Arsenik im Körper zurück, indem ihm durch das beständige schreckliche Brechen keine Zeit gelassen werde, aus dem Magen in die Eingeweide überzugehen. Werde aber die Reitzbarkeit des letztern überwältigt und es erfolge der Tod: so sey gewiss der Befund des Arseniks so klein, dass er bey der Oeffnung des Körpers den Untersuchungen selbst mit Vergrösserungsgläsern entgehe, und nur ein ganz kleiner Theil mit den Contentis des Magens aufgelöset oder gemischt seyn könne. Unsicherheiten der mehrsten Proben. Die vorzüglichste und evidenteste sey noch mit dem Schwefelammoniak, weswegen er auch den durch die Destillation mit Wasser bereiteten *liquor ammonii sulphurati* als Gegenmittel empfiehlt. Mit sehr richtigen Gründen widerlegt der Herausg. jene Behauptungen, was wir hier jedoch übergehen, da es keinem gerichtlichen Arzte neu seyn kann. 4) *Von den Lehranstalten und medicinischen Einrichtungen in Italien, nebst dahin gehörigen persönlichen Notizen.* 5) *Im Dienste des Staats befindliche Medicinalpersonen in Spanien.* 6) *Neue, die Medicinalordnung und medicinische Polizey betreffende, Einrichtungen* u. s. w. Königl. Preuss. Patent und Instruction wegen Abwendung der Viehseuchen und anderer ansteckenden Krankheiten; ingleichen, wie es bey eingetretenem Viehsterben gehalten werden soll, d. d. Berlin, den 2. April 1803. Reglement, nach welchem sich die Obrigkeiten, Medicinal- und andere Personen bey der Impfung der Schutzblattern richten sollen, d. d. Berlin, den 13. October 1803. Reglement wegen Errichtung der (sechs) Rettungsanstalten im Wasser verunglückter und scheintodter Personen in Berlin, d. d. den 12. May 1804. Medicinalgesetze in den Kaiserl. Königl. Staaten. Unter dieser Rubrik findet man u. a. einen kurzen Auszug aus dem Gesetzbuche über Verbrechen und schwere Polizeyübertretungen, Wien 1803. zwey Theile. 8.

Zweytes Stück. 1) *Von der unverbundenen Nabelschnur, als Bestimmungsgrund des Todes neugeborner Kinder in gerichtlichen Fällen.* Ausser einer Geschichte des Streites über die Nothwendigkeit der Unterbindung der Nabelschnur, den Gründen gegen die Möglichkeit dieser Todesart, einer Würdigung derselben, und den Resultaten daraus findet man hier vierzehn Responsa des Obercollegium medicum über diesen Gegenstand aus verschiedenen Zeiträumen, deren Sammlung aus mehr als Einem Grunde schätzbar ist, auf deren Detail wir uns jedoch hier nicht einlassen können. Auffallend war uns das *sechste* Responsum von J. 1764, wo ein zwar reifes Kind, dem aber die Mutter, nachdem der Kopf geboren war, das Genick gebrochen hatte und dessen Lungen im Wasser untersanken, „mit Gewissheit und zuverlässig für lebendig zur Welt gekommen erklärt wird, ungeachtet es nicht respirirt habe, indem es gewiss

wifs respirirt haben würde, wenn man ihm dazu Zeit gelassen, und weil die am Kinn, auf der Nase, und am Backen" (letzterer Theil wurde *nicht* im Befundscheine S. 178. mit genannt) „vorgefundenen" (durchaus nicht näher beschriebenen und untersuchten) „Sugillationen zur Genüge bezeugen, dafs das Kind während der Geburt gelebet." Die eigne Aussage der Mutter im Specialverhöre, sie habe gemerkt, dafs das Kind gelebt habe: denn da es in die Geburt getreten, habe sie es an dem Kopfe bemerkt, dafs dasselbe mit Gewalt durchdringen wollen," kann doch wohl nichts beweisen. Auf die S. 177. angeführte Anzeige der, zur vorläufigen ersten Besichtigung des Kindes adhibirten, Hebamme, dafs es die Nabelschnur noch um den Hals und den Helm um's Haupt habe, finden wir im weiteren Verfolge der Sache gar keine Rücksicht genommen. Zur Ehre der damaligen Mitglieder des Collegium hätte der Herausg. diefs, übrigens wirklich merkwürdige, Responsum billig ganz unterdrükken sollen. — Auffallend auch war uns im *vierzehnten* Responsum von J. 1794. die bestimmte Entscheidung: die vorgefundene Trennung der beiden Hälften der untern Maxille sey blofs und allein der Fäulnifs zuzuschreiben, (das Kind hatte elf Tage im Juliusmonat in der Scheuer vergraben gelegen,) indem dadurch dasjenige Gluten, womit dieselben bey neugebornen Kindern zusammen geleimt seyn, aufgelöfet worden und jene beiden Hälften deshalb von selbst aus einander gegangen und von einander gefallen seyn. 2) *Neue die Medicinalordnung und mediciniſche Polizey betreffende Einrichtungen* u. s. w. Auszug aus dem K. K. Hofdekrete: betreffend eine gleichmäfsige, auf allen Universitäten der Oestreichischen Monarchie zu beobachtende, Studienordnung in Bezug auf Arzneykunde, Wundarzneykunst, und Pharmacie. (Von welchem Datum?) Die Veranlassung dazu gab „die unverhältnifsmäfsig grofse Anzahl der Candidaten, welche schon seit mehreren Jahren der Arzneykunde Schaarenweise zulaufen und zu Doctoren befördert werden, als ein allgemein auffallendes, dem Staate und der Menschheit keinesweges gleichgültiges, Gebrechen, das einer zweckmäfsigen Abhülfe nothwendig bedürfe." (Rec. ist überzeugt, dafs auch in mehrern Ländern dieselbe Bemerkung gemacht werden würde, wenn man sich die Mühe gäbe, auf diesen Gegenstand acht zu haben. Eine pragmatische Erörterung der Ursachen dieser Frequenz müfste sehr interessant seyn: sollten nicht einige derselben sich aus der neuesten Dogmengeschichte der Medicin mit erläutern lassen?) Inländer müssen, um zum Studium der Arzneykunde und höhern Wundarzneykunst zugelassen zu werden, das philosophische Studium nach dem vorgeschriebenen dreyjährigen Cursus absolvirt haben. Der ganze medicinisch-chirurgische Studiencursus wird binnen vollen fünf Jahren vollendet. Ausländer, welche auf einer inländischen Universität promoviren wollen, müssen sich in Hinsicht des Studiums denselben Vorschriften, als die Inländer, unterwerfen. Auf einer fremden Universität bereits promovirte Aerzte, welche die Doctorwürde auch auf einer inländischen Universität erlangen wollen, (?) müssen, ehe sie zu den strengen Prüfungen zugelassen werden können, volle zwey Jahre hindurch die Vorlesungen über speçielle Therapie wiederholen und den Demonstrationen am Krankenbette beywohnen, u. s. w. Auch auf andern inländischen Universitäten graduirte Doctoren müssen, wenn sie in Wien die Praxis ausüben wollen, vorher die zweyte, oder sogenannte praktische strenge Prüfung wiederholen. — In diesem Stücke hat sich ein, den ganzen Sinn und Zusammenhang entstellender, Druck- oder Schreibfehler eingeschlichen: es mufs nämlich S. 163. Z. 1. *bejahend*, statt verneinend, heifsen.

(*Der Beschluſs folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. 1) *Weifsenfels* u. *Leipzig*, b. Leyckam gedr. u. in Comm. d. Böseschen Buchh.: *K. H. Heydenreichs*, gewes. Prof. d. Philos. in Leipzig, *philoſophiſche Gedanken über den Selbſtmord*, freymüthig geprüft von einem seiner Freunde. 1804. 3½ Bog. 8. (6 gr.)

2) *Wien*, b. Kupffer: *Corellius* und *Ariſto*, oder *Selbſtmord eine Schande der Menſchheit*. Dargestellt von *Kajetan Geist*, Präfect an dem gräfl. Löwenburg. Convicte zu Wien. 1803. 3½ Bog. 8. (4 gr.)

Beide Brochüren sind gegen den Selbstmord gerichtet, aber ohne in den eigentlichen moralischen Grund der Unsittlichkeit desselben einzugehen. Die Gespräche Nr. 2. berühren ihn zwar, aber nur sehr oberflächlich und verworren, und sind dabey in einer höchst ungebildeten und geschmackwidrigen Sprache abgefafst. Nr. 1. hat zwar auch Sprachunreinigkeiten, ist aber doch noch lesbarer. Sie enthält eine Censur der von *Heydenreich* im *zweyten* Theile seiner *Philoſophie über die Leiden der Menſchheit* versuchten Beantwortung der casuistischen, die Selbstentleibung betreffenden, Fragen in *Kants Tugendlehre*, die aber eben so wenig befriedigt, als die *Heydenreichiſche* Lösung dieser Fragen, und man traut seinen Augen kaum, wenn man so widersinnige und die gesunde Vernunft beleidigende Aeufserungen liest, wie folgende: „Hat der Selbstmörder nach seiner Einsicht und besten Ueberzeugung gehandelt, so ehre ich ihn, billige auch seine That; aber nur ihm heifse ich sie gut, und nie mir. Auf den moralischen Werth des Menschen, ja auf die *Moralität* seiner einzelnen That, kommt hier nichts an, und *davon darf auch eigentlich die Rede nicht seyn.* Die Frage ist nur, ob der Selbstmord unter diesen gegebenen Umständen recht, das heifst, Pflicht für alle Menschen ist oder nicht, und nur das letzte leugne ich."

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 5. Auguſt 1806.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

BERLIN, b. Schmidt: *Archiv der Staatsarzneikunde.* Von *F. L. Auguſtin*, u. ſ. w.

(*Beſchluſs der in Num. 185. abgebrochenen Recenſion.*)

Zweyten Bandes *drittes* Stück. 1) *Medicinalanſtalten in Frankreich.* Im Hôtel-Dieu ſtarben im J. X. von 15,340 Kranken 2542. Manche Operationen, z. B. die Trepanation, werden, wegen ihres hier immer tödtlichen Ausganges, nicht mehr gemacht. Im Hôpital St. Louis ſtarben in eben dem Jahre von 13,403 Kranken nur 316. Von 49,264 Kindern, welche ſeit 12 Jahren im Findlingsinſtitute aufgenommen wurden, ſind gegenwärtig nur noch 5193 am Leben. Auf Befehl der Regierung werden in Frankreich jetzt die Namen der approbirten Aerzte durch öffentliche Affichen (warum nicht lieber durch ein eignes Adreſsbuch und öffentliche Blätter?) bekannt gemacht, damit ſich jeder vor ungeprüften und nicht anerkannten Aerzten hüten könne. Nach dem Tode eines Apothekers kann deſſen Wittwe die Apotheke noch ein Jahr lang, unter Verwaltung eines gehörig geprüften Proviſors, offen haben: nach Verlauf des Jahres muſs ſie dieſelbe ſchlieſsen. Jährlich wenigſtens einmal werden die Apotheken, Materialiſten- und Specerey-Laden unterſucht: dafür bezahlt jeder Apotheker ſechs, jeder Materialiſt und Specereyhändler vier, Franken. Warnung der (an die) Landleute gegen die Gefahr der mephitiſchen Luft der Mergelgruben, Gräben, Minen, Brunnen, u. ſ. w. 2) *Vollſtändige Nachrichten, betreffend die neuere Einrichtung des Medicinalweſens in der Bataviſchen Republik*, gröſstentheils mitgetheilt von D. *W. van Rees.* Die Geſundheitscommiſſion zu Amſterdam beſteht nicht blos aus Aerzten, Wundärzten, Geburtshelfern, und Apothekern, ſondern auch aus Perſonen, die, was auch ſonſt ihr Beruf ſeyn mag, in der theoretiſchen und praktiſchen Natur- und Scheidekunde vorzüglich erfahren ſind. Die metalliſchen Weinverfälſchungen ſind in der Bataviſchen Republik faſt völlig unbekannt, diejenige ausgenommen, welche durch das ſogenannte Steck (ein Pulver, deſſen ſich die Weinhändler bedienen, um den Wein geſchwind klar zu machen,) bewerkſtelligt wird, worin die Geſundheitscommiſſion *Arſenik* entdeckt zu haben glaubt. Bey der ſchon ſeit langer Zeit ſtatt habenden Seltenheit des Limonienſaftes werden die Hefen deſſelben mit Waſſer verdünnt, und hieraus wird, mit Hülfe zugeſetzter Vitriolſäure, ein angeblicher Limonienſaft bereitet. Auch das engliſche Steingut theilte dem darin gekochten und erhaltenen Eſſige Bleytheile mit. In einer Bleyweiſsfabrik zu Amſterdam hat man ſeit vielen Jahren bey den Arbeitern der Bleykolik dadurch vorgebeugt, daſs man ſie des Morgens eine gewiſſe Quantität Oel trinken läſst. Keine Hebamme iſt befugt, eine Gebährende, zu der ſie berufen wird, zu befragen, ob ſie verheirathet oder unverheirathet und wer Vater des Kindes ſey. Auſserhalb Amſterdam geſchriebene Recepte darf der Apotheker nur alsdann bereiten, wenn ein Amſterdamer Arzt ſie mit: *vidi*, und ſeiner Namensunterſchrift bezeichnet hat. Errichtung von Medicinalcommiſſionen in jedem Departement der Republik, nebſt Inſtruction für dieſelben. 3) *Bemerkungen über die Ausbreitung peſtartiger Krankheiten, inſonderheit des gelben Fiebers in Europa.* Hauptſächlich zum Beweiſe, daſs individuelle und locale mitwirkende Urſachen zur Entwicklung des Contagium und der Krankheit beytragen, woran eigentlich wohl niemand zweifeln wird.

Dritten Bandes *erſtes* Stück. Auch gegenwärtiges Stück hat ganz allein Gegenſtände der mediciniſchen Polizey zum Inhalte. Der *erſte* bis *achte* Aufſatz handeln *von den neueſten Einrichtungen und Ereigniſſen in den Medicinalangelegenheiten in Ruſsland, den Königl. Däniſchen Staaten, England, Frankreich, der Schweiz, in Italien, in Spanien und Portugal, und in den Kur-Bayerſchen Staaten.* Neue Begründung und Erweiterung der mediciniſch-chirurgiſchen Akademie zu St. Petersburg. Errichtung dreyer Thierarzneyſchulen im Ruſſiſchen Reiche. Verbot des in Rusland faſt allgemein üblichen grünen Schnupftabacks, weil er mit Aſche vermiſcht wurde und einige Perſonen davon an *Caries* der Naſenknochen ſtarben. Mediciniſch-chirurgiſches Geſundheitscollegium zu Kopenhagen. Reſultat der daſelbſt angeſtellten Unterſuchungen über die allgemeine Brauchbarkeit des Knochenmehls: ſie fielen ſehr günſtig aus. Sanitätscollegium zu Kiel für die Herzogthümer Schleswig und Holſtein u. ſ. w. Der *neunte* und letzte Aufſatz hat die Ueberſchrift: *Beytrag zur Organiſirung des Medicinalweſens in Deutſchland überhaupt*, und enthält aphoriſtiſche Bemerkungen zu der Inſtruction für die angeſtellten und beſoldeten Landärzte im Fürſtenthume Bamberg. Was wir bey der Anzeige des *zweyten* Stückes vom *erſten* Bande dieſes Archivs, in welchem die erwähnte Inſtruction abgedruckt iſt, nur kurz und ganz im allgemeinen andeuten konnten, ſetzt hier ein Ungenannter (der, nach der Verſicherung des Herausgebers, ſich als trefflicher Schriftſteller im Fache der öffentlichen Medicin ausgezeichnet und als Augenzeuge von allem genau unterrichtet hat) umſtänd-

ſtändlich und Punkt für Punkt aus einander, und zwar auf eine ſo gründliche Art, daſs wir es für Pflicht halten, dieſen Aufſatz, deſſen Fortſetzung die Leſer noch zu erwarten haben, allen Staatsmännern dringend zu empfehlen, in deren Lande Verbeſſerungen oder neue Organiſationen des Medicinalweſens nur irgend in Anregung kommen möchten. Leider werden nur äuſserſt wenige unter ihnen ſeyn, die, wenn ſie Wahrheit überhaupt lieben, nicht in den Pinſelſtrichen des Vfs. das Gemälde des Landes, dem ſie dienen, ſollten erkennen müſſen!! — Nur in einem einzigen Stücke ſind wir mit dem Vf. nicht einerley Meinung, nämlich wenn er S. 132. die Wendung ganz von den Lehrgegenſtänden und Verrichtungen der Hebammen ausgeſchloſſen wiſſen will: jedoch würde eine Discuſſion dieſer Verſchiedenheit der Meinungen hier ganz unzweckmäſsig ſeyn.

PARIS, b. Allut: *Conſidérations critiques ſur la Claſſification des Médicamens*, ſuivies d'un *nouveau Plan de Matière médicale*, par *G. G. Lafont-Gouzi*. 1804. 120 S. 8.

Der Vf. hat ſich (nach S. 102.) den Winter 1799. in Deutſchland aufgehalten, und dieſem Aufenthalte verdankt wahrſcheinlich ſeine Schrift die Form und den Werth, welche ſonſt den gewöhnlichen franzöſiſchen mediciniſchen Schriften ſo fremd ſind. Sie iſt nämlich im Geiſte der Erregungstheorie geſchrieben und mit häufigen Belegen aus deutſchen Schriftſtellern, namentlich *Frank*, *Weikard*, *Röſchlaub*, ja auch ältern geſchätzten deutſchen Aerzten, *Zimmermann*, *Markard*, *Stoll* und *Selle* verſehen. Der Vf. zeigt in der Vorrede, daſs der Zuſtand der *Materia medica* bis zu den neuern Zeiten eben ſo hypothetiſch, als chaotiſch war, daſs der Mittel ſelbſt viel zu viel aufgenommen worden ſeyen, als daſs man ſie hinreichend habe prüfen und genau genug kennen lernen können, daſs beſonders die Lehre von der Specificität der Arzneymittel groſse Verwirrung angerichtet habe. Die zwey Hauptarten von Wirkung ſeyen entweder Stärkung, oder Schwächung. (Der Vf. erlaube uns aber, daſs wir, mit mehrern neuern Aerzten, an der Wahrheit dieſer Behauptung zweifeln. In der Natur mögen allerdings gar mancherley Arten von ſpecifiſcher Wirkung der Arzneyen ſtatt finden, die wir nicht genau genug kennen, aber welche unter jene Dichotomie zu begreifen Vermeſſenheit wäre. Der Vf. ſelbſt giebt im Verlaufe zu, daſs jene Begriffe relativ ſeyen. So iſt es auch, und jene Dichotomie iſt ein bloſser Nothbehelf unſers Verſtandes, um eine unzählige Menge Varietäten und Verſchiedenheiten zu ſubſumiren und unter nähere Geſichtspunkte zu bringen.) Der Vf. theilt die Wirkungen der Arzneymittel in primitive und ſecundäre; die erſteren gehören zum Weſen, zur Natur und eigentlichen Energie des Mittels, die andern ſind bloſs zufällig. (Man ſieht, daſs der Vf. mit dieſen Ausdrücken andere Ideen verbindet, als die meiſten deutſchen Aerzte.) Dieſs entwickelt der Vf. vor der Hand nicht weiter, ſondern er geht alsbald zu den einzelnen Klaſſen von Arzneyen über, um dieſelben ſeiner Kritik zu unterwerfen. *Schweiſstreibende Mittel.* Der Vf. zeigt, wie vage dieſe Benennung ſey, daſs ſie nicht einer beſtimmten ſpecifiſchen Wirkung dieſes oder jenes Mittels, ſondern einer Menge zufälligen Nebenurſachen ihren Urſprung verdankt. Hiebey ſchweift er ab auf die Wirkung dieſer Mittel in gallichten, gaſtriſchen Krankheiten. Er nimmt ſie als erregende Mittel in Schutz (vergiſst aber dabey ſeine Grundſätze, daſs die verſchiedenartigſten, auch wohl ſchwächende Mittel diaphoretiſch wirken können). Das Reſultat iſt, daſs alles, was die Urſache der Unterdrückung des Schweiſses beſiege, für dieſen Fall allein ein wirklich ſchweiſstreibendes Mittel ſey. *Diuretiſche Mittel.* Es giebt kein abſolutes *Diureticum*, ſondern die urintreibende Eigenſchaft iſt relativ nach dem gegenwärtigen Zuſtand des Körpers und der Natur der Krankheitsurſachen. Die *Diuretica* wirken nur durch ihren Reiz auf die abſorbirenden Gefäſse, und es giebt keins, welches ausſchlieſslich auf die Nieren wirkte. *Emmenagoga.* Sie ſeyen meiſt reizend oder hitzend; man ſetze alſo voraus, daſs die Unterdrückung oder Verminderung der Reinigung allzeit von Atonie herrühre, da doch dieſe Unordnung auch, wenn ſchon ſeltner, durch einen ſthenicſchen Zuſtand könne veranlaſst werden. *Expectorantia.* Welche Subſtanz iſt nicht hierunter gezählt worden? Doch muſs man bekennen, daſs drey bis vier Subſtanzen eine vorzügliche Wirkung auf die Lunge haben, welche aber nur bey aſtheniſcher Diatheſis anwendbar ſind. So wirken die ſogenannten ſpecifiſchen Mittel nur unter gewiſſen beſtimmten Umſtänden, die von der *Diatheſis* abhängig ſind und auſser denen ſie nur ſchaden. *Sedativa.* Sie ſind grade die erregendſten (*energiques*) in der ganzen *Materia medica*. Wenn alles ſedativ iſt, was Schlaf hervorbringt, ſo muſs man ſagen, daſs der Menſch von nichts als ſolchen Sachen lebt und daſs alles, was auf ihn einen Eindruck macht, ein Sedativ genannt werden müſſe, weil alles, unter gewiſſen Umſtänden, Schlaf bewirkt, Eſſen, Ermüdung, Hitze, Kälte u. ſ. w. (Weitläuftig beſtreitet der Vf. insbeſondere, was ſich wohl erwarten lieſs, die beſänftigende Kraft des Mohnſaftes. Wir wiſſen aber ſchon, auf welche Weiſe.) *Febrifuga.* Dieſe Klaſſe habe beſonders auch den Fehler, daſs ſie das Wechſelfieber für eine Krankheit *ſui generis* halte, was doch falſch ſey. *Antiſcorbutica.* Es giebt zwey Klaſſen von Arzneymitteln, welche man ſo benennt, nämlich viele *cruciferae*, nebſt einigen *tonicis*, und dann die Säuren und Früchte. Dieſs ſind aber ſehr verſchiedenartige Dinge. Dem Sauerkraut miſst man ohne Grund eine antiſcorbutiſche Eigenſchaft bey. Der Scorbut ſey in verſchiedenen Gegenden Deutſchlands nicht ſelten, wo man doch viel Sauerkraut genieſst. Die franzöſiſchen Geſundheitsbeamten haben dieſs oft genug bemerkt; ſie hatten ſelten Orangen und Citronen, verloren aber dabey nichts. Eyer, Wein und Fleiſchbrühen erſetzten ſie. (Es mag aber wohl ein groſser Unterſchied zwiſchen dem Scorbut auf dem Lande und jenem zur

See seyn.) *Fäulnißwidrige Medicin.* Ob schon im Allgemeinen gesagt werden kann, dass die tonischen Arzneyen eigentlich fäulnisswidrige seyen, weil die Ursache der Fäulniss gewöhnlich Schwäche ist: so kann doch auch der Fall eintreten, dass die antiphlogistischen die besten fäulnisswidrigen Mittel sind. Nicht selten bringen die gerühmten fäulnisswidrigen Mittel statt die Fäulniss zu heilen, sie hervor. Das geschieht in sthenischen Krankheiten. Es kann also dieselbe Substanz den faulichten Zustand heben und mehren, je nachdem sie den ursachlichen Verhältnissen entgegen oder ähnlich ist. Fäulniss ist ein Symptom, welches sich zu sthenischen und asthenischen Krankheiten gesellen kann. *Antisiphylitica.* Diese Klasse umfasst theils nicht alle Mittel, welche in der That zur Heilung der Lustseuche beytragen; theils gesteht sie den Queckfilberzubereitungen eine Specificität zu, welche noch nicht erwiesen ist. Es ist gewiss, dass das Queckfilber an und für sich die Seuche nicht heilt; sondern dass es mit dem Sauerstoff verbunden werden muss, wenn es jene Wirkung hervor bringen soll. Ja manchmal vermehrt es die Krankheit, während andere Mittel, die gewöhnlich nicht für antisiphylitisch gehalten werden, die Symptome schnell vermindern und zur Heilung der Krankheit viel beytragen. Die Lustseuche ist eine Asthenie. China, Wein, reine Luft, gute Nahrung, mässige Bewegung haben oft dieselbe besiegt, während sie allen gerühmten specifischen Mitteln widerstand. So weit gehen die kritischen Bemerkungen des Vfs. Er entwirft nun einen neuen Plan zur Bearbeitung der *Materia medica.* Alle Krankheiten theilt er in die bekannten zwey Klassen, Asthenien und Sthenien. Eine dritte Klasse macht er aus den gastrischen und örtlichen Krankheiten. Hier giebt er aber auch zu, dass in gewissen Substanzen der nämlichen Klasse eine Specificität der Wirkung auf das und das Organ oder organische System statt finde, d. h. obgleich alle Theile des Organismus oder Systems die durch das Mittel bewirkte Erregung empfangen, so werden doch einige darunter ganz vorzüglich afficirt. Die ganze *Materia medica* beruht auf dem Reizen. Vom schwächsten bis zum stärksten Reize giebt es unendlich viele Grade, aber immer sind es reizende Substanzen, und es ist blos conventionell, dass man die geringsten Reizmittel schwächend nennt. Sie schwächen dadurch, dass sie sehr wenig reizen. Bey jedem Arzneymittel muss man die innere von der äussern Wirkung unterscheiden. Die innere ist immer gewiss und beständig, sie hängt von der Kraft der arzneylichen Substanz selbst ab, die äussere aber von dem körperlichen Zustande und von der Gabe. Alle Mittel, wodurch man asthenische Krankheiten heilen kann, sind reizende, stärkende; schwächend sind alle diejenigen, welche durch ihre geringe Energie das Uebermass von Kraft in den sthenischen Krankheiten verbessern. Unter die permanenten Reize rechnet der Vf. die reine, sehr oxydirte Luft, die Wärme, das Licht, den Wein, den Kampher, Baldrian u. a. m. Unter die diffusiblen die Elektricität, den Mohnsaft u. s. w. Ueber die Wirkung des warmen und kalten Wassers (der Bäder) handelt der Vf. in eigenen Noten. Zum Schlusse kommen noch Bemerkungen über die Heilkraft der Natur vor; alles nach bekannten deutschen Schriften bearbeitet: so dass also für einen deutschen Arzt in dieser Schrift nichts neues enthalten, dieselbe aber doch in der Hinsicht eine erfreuliche Erscheinung ist, als sie beweist, dass das Studium der bessern Arzneykunde auch in Frankreich zunimmt und wahrscheinlich die bisherige französische Humoraltheorie nach und nach verdrängen wird.

PARIS, b. Merlin: *Précis d'Observations pratiques sur les Maladies de la Lymphe ou Affections scrophuleuses et rhachitiques*, par *M. A. Salmade* etc. 1803. 248 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. hat sich vorgenommen, alle unsichere Hypothesen und theoretische Muthmassungen über das scrophulöse und rhachitische Uebel zur Seite liegen zu lassen und nur mitzutheilen, was sich aus der Erfahrung und aus sichern Beobachtungen ergebe. Und wirklich ist auch nur die empirische Seite dieser Schrift die brauchbare, aber in der That von nicht geringem Interesse für diejenigen Aerzte, welche richtig aufgefassten und gut dargestellten Beobachtungen nicht allen Werth absprechen. Da sich der Vf. nicht weitläuftig mit der Theorie abgiebt, so setzt er die Ursache des scrophulösen Uebels hauptsächlich nur in Schwäche und Schlaffheit der Organe, üble Nahrung, schlechte Wohnungen, feuchte Luft. Er nimmt eine scrophulöse Anlage an, und ist nicht ungeneigt, einen fehlerhaften Gehalt an Phosphorsäure im Organismus als Substrat des Scrophelgiftes anzunehmen. In Rücksicht auf die Heilmittel glaubt der Vf., dass es hauptsächlich auf eine geschickte Anwendung in Absicht auf Gabe und Zusammensetzung der verschiedenen empfohlenen Mittel ankomme. Seit einiger Zeit, sagt Hr. *S.*, habe sich die Aufmerksamkeit des Publikums auf die salzsaure Schwererde gerichtet; man habe aber in Frankreich (wie beynahe durchgehends auch in Deutschland) nicht viel glänzende Wirkungen von derselben gesehen. Er, der Vf., habe in seiner Praxis gefunden, dass sie, auch in sehr kleinen Gaben, heftige Koliken, Uebelkeiten, Erbrechen und Schwindel verursache; diess habe ihn auch dahin gebracht, sie nicht weiter, als nur unter sehr grosser Vorsicht zu verschreiben. Die Vorbauungsmittel gegen die Entwicklung des scrophulösen Uebels setzt der Vf. in strenger Beobachtung einer möglichst einfachen Diät, wovon alle Gattung Milch und alle verdickenden Nahrungsmittel ausgeschlossen, dagegen aber mässige Bewegung und Aufenthalt an luftigen und gesunden (trocknen) Orten empfohlen werden. Trockene und mit harzichten Stoffen imprägnirte Einreibungen sind scrophulösen Subjecten sehr heilsam. Einen eignen Abschnitt macht der Vf. aus dem Erfund dessen, was die Leichenöffnung scrophulöser Verstorbener zeigte. Es werden aber nach unserm Bedünken hiebey viele Dinge mit aufgeführt, welche nicht blos

dem

dem ſcrophulöſen Uebel ausſchliefslich eigen ſind. Merkwürdig iſt, daſs der Vf. häufig den Magen fehlerhaft, klein und hart fand. Die nun folgenden, und den gröſsten Theil des Buchs einnehmenden, Beobachtungen enthalten unter mehrern ganz gewöhnlichen, und folglich allzu weitläuftig erzählten, Fällen nicht wenig inſtructive. So beſtätigt der Vf., daſs die Drüſenverhärtungen am Halſe faſt immer Fehler in den Lungen fürchten laſſen und man folglich dabey viele Aufmerkſamkeit nöthig habe. Er führt mehrere Beobachtungen an, wo äuſsere Krankheiten von innern ſcrophulöſen Urſachen entſtanden ſind. Die praktiſchen Bemerkungen über die rhachitiſchen Krankheiten mit ſcrophulöſem Uebel verbunden, machen einen beſondern Abſchnitt aus. Der Vf. nimmt dabey dieſelbe Alteration im lymphatiſchen Syſtem an, wie es auch die Leichenöffnungen beweiſen, und empfiehlt dagegen auch dieſelbe Behandlung. Als Heilmittel rühmt der Vf. beſonders die bittern Subſtanzen, *Belet's* Syrup mit antiſcorbutiſchen Mitteln verbunden, und im Fall jener nicht zu haben wäre, die Auflöſung des ſalzſauren oxygenirten Queckſilbers. Bey allen Vorzügen dieſer Mittel ſchlieſst der Vf. jedoch andere z. B. ſeifenhafte und Antimonialmittel, Schierling, Eiſenhut u. ſ. w. nicht aus. Ueber die Reſultate des Erfunds bey Sectionen läſst er ſich auch hier weitläuftig heraus. So wie das rhachitiſche Uebel das Knochenſyſtem überhaupt angreift, ſo ſind demſelben vornehmlich die ſpongiöſen Knochen, die Knochen der Extremitäten und das Rückgrat ausgeſetzt. Auch bleiben dergleichen Verſtorbene nach dem Tode lange beugſam. Die dritte Abtheilung enthält praktiſche Bemerkungen über die krebsartigen Krankheiten. Sie beſtätigen die Heilkräfte der arſenikaliſchen Compoſitionen, des *Cosmi*ſchen und *Rouſſelot*ſchen Pulvers, wovon der Vf. S. 189. folgende Miſchung angiebt: *Rec. Aethiop. min. (Sulfure de Mercure) unc.* I. *Sangu. dracon. unc. ſem. Arſenic. alb. (Oxyde d'Arſenic) drachm. ſem.* welches man mit Waſſer oder Cerat zu einem Brey oder einer Salbe macht. Der Vf. verſichert, durch dieſs Mittel, in Verbindung mit innern Heilmitteln, S. 211. auch das hartnäckigſte Uebel bezwungen zu haben, wenn es bloſs ſuperficiell oder in der äuſsern Haut befindlich war (*Cutanée*). Im entgegen geſetzten Falle nahm er ſeine Zuflucht mehr zu Merkurialien, bittern und antiſcorbutiſchen Mitteln. Der Anhang beſchäftigt ſich mit dem *Belet*ſchen Merkurialſyrup (*Syrop mercuriel dit de Belet*), und giebt an, daſs der Inhalt deſſelben in einem *Mercurius nitroſus* mit *Alcohol* beſtehe. Es werden dazu zwey Formeln mitgetheilt, wovon wir jedoch die Abſchrift erſparen können, da der *Mercurius nitroſus* durch den verſtorbenen *Selle* bekannt genug geworden iſt.

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *Ulm*, in der Stettin. Buchh.: *Leben und Thaten des berühmten kriegeriſchen Biſchofs von Münſter, Chriſtoph Bernards von Galen.* 1804. 112 S. 8. (9 gr.) — *Chriſtoph Bernard von Galen*, unter dem Namen *Beerndtje van Galen* in den Provinzen Friesland, Oberyſſel und Gröningen noch jetzt der Schrecken der Kinder, war auch der Schrecken der Zeit. Monarchen groſser und unabhängiger Staaten ſuchten ſeine Freundſchaft, weil ſeine Feindſchaft verderblich war. Ein gränzenloſer Ehrgeiz, genährt durch das Bewuſstſeyn ſeiner Selbſtkraft, vergröſsert durch das Glück, das ſeine erſten Verſuche krönte, ſpricht ſich in allen ſeinen Handlungen aus. So unvergeſslich er in der Münſteriſchen Geſchichte iſt, ſo bleibt er es auch in der allgemeinen Geſchichte Deutſchlands und der Niederlande; und doch hat dieſer auſserordentliche Mann, der, ohne groſse Erfahrung im Kriege, ſich an die Spitze groſser Heere ſtellte, Belagerungen leitete, Siege erfocht, eine Armee oft von 20—30,000 Mann unterhielt, die ihm die Mittel zur Verlängerung des ſchrecklich-verwüſtenden Kriegs, ohne ihm etwas zu koſten, verſchaffte; der, wenn auch von allen, doch nie von ſich verlaſſen, den ſchicklichen Zeitpunkt zu Bündniſſen und Unterhandlungen zu wählen wuſste, noch keinen ſeiner würdigen, und unparteyiſchen Biographen gefunden. Der Vf. der Biographie: *la vie et les actions mémorables de Chriſtofle Bernard de Galen* und faſt alle Schriftſteller der Niederlande damaliger Zeit drücken ſich in jeder Thatſache als die entſchiedenſten Gegner des Fürſten aus. Selbſt der Münſteriſche Generalvicarius, *Johann von Alpen*, in ſeinem Werke von *zwey* Bänden: *vita et res geſtae Chriſtophori Bernardi a Galen* iſt von der Verſuchung ſeiner gereizten Vaterlandsliebe nicht frey, und überdieſs verliert er ſich in dem Meere der allgemeinen Geſchichte. *Faſsmanns Todtengeſpräche*, die im *zehnten* Theile den Charakter des Fürſten darſtellen ſollen, und *die Lebensbeſchreibungen merkwürdiger Perſonen*, (Breſslau 1774.) ſind kaum einer Erwähnung werth. Der ungenannte Vf. des angezeigten Werks, der die angegebenen Biographien benutzte und mit dieſen noch das *Theatrum europaeum* verband, konnte etwas recht Gutes liefern, wenn er die Kunſt verſtanden hätte, Geſchichtswerke zu benutzen; aber da ihm dieſe gänzlich mangelte, ſo iſt ſeine Biographie ein Gemiſche von halbwahren und halb falſchen und durchaus nicht erſchöpfenden Thatſachen, weder durch Anordnung, noch durch Darſtellung gehoben. Von dem Privatleben des Fürſten erfährt man eben ſo wenig, als von ſeiner frühern Jugend, nicht einmal, daſs er in köllniſchen Militärdienſten war. S. 104. ſagt der Vf. ſogar: daſs Bernard von Galen einer der gröſsten Generale ſeiner Zeit war, ohne je zuvor Kriegsdienſte gethan zu haben. Das erſte iſt übertrieben, wie ſo vieles andere, das letzte, wie aus der eben beygefügten Angabe erhellt, falſch. Auf eine eigene Art ſucht er ſeinen Helden gegen den Widerſpruch zwiſchen dem militäriſchen und geiſtlichen Stande zu rechtfertigen. „Das ſind, wird vielleicht mancher ſagen, ſchöne Eigenſchaften für einen General, aber nicht für einen geiſtlichen Herrn. Allein man muſs betrachten, daſs ein geiſtlicher Fürſt des deutſchen Reichs kein *gemeiner Geiſtlicher*, und nicht bloſs zur Abwartung des Gottesdienſtes gemacht iſt.“

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 6. Auguſt 1806.

PHILOSOPHIE.

Ohne Angabe des Druckorts: *Verſuch einer Kritik der Logik aus dem Geſichtspunkte der Sprache.* 1806. XVI u. 92 S. 8.

Was der dem philoſophiſchen Publicum rühmlichſt bekannte, obgleich für gegenwärtige Schrift anonyme Vf. zu geben und mitzutheilen wünſcht, findet ſich auf dem Titel deutlich ausgedrückt. Es kommt ihm nämlich auf eine Kritik der bisher allgemein geltenden Logik an, welche mit Sprachverwirrungen, Tautologieen und Vieldeutigkeiten behaftet iſt, ohne daſs die mancherley neueren philoſophiſchen Syſteme dieſelben ahnden. Sie zu beleuchten, iſt ſein Zweck. Er läſst ſich dabey keineswegs auf die ſtreitige und ſtreitende Lehre ein, welche vorzugsweiſe die Vernunftwiſſenſchaft, oder die Lehre der Vernunft ſelbſt heiſsen, und in jedem ihrer neueſten Lehrgebäude das Weſen der einzig möglichen Philoſophie aufgeſtellt haben will. Er beſchränkt ſich auf die unſtreitige Lehre von der Vernunft, welche unter dem Namen der Logik oder der Vernunftlehre über den Wechſel der beſagten Lehrgebäude erhaben iſt (Vorr. S. IV.). Die Geſetze oder unwandelbaren Formen des Denkens werden durch einen mehr oder weniger lauteren und lebendigen *Gebrauch* derſelben undeutlich gekannt, bevor ſie durch eigentliche *Erkenntniſs*, durch wirklich deutliche Kenntniſs, zum Bewuſstſeyn gelangen. Nur wenn dieſes letztere der Fall iſt, vermögen wir ſie durch Sprache genau und richtig zu bezeichnen. Es gilt alſo die Frage, ob dieſes bisher geſchehen, und ob ſich nicht in der logiſchen *Kunſtſprache* Sprachverwirrungen und andre logiſche Grundfehler nachweiſen laſſen, ſo ſehr ſie auch bisher, durch Herkommen und Gewohnheit, der Bemerkung entzogen wurden? So wie den Deutſchen vorzüglich die *logiſche Diſpoſition* des Kopfes als Talent eigen iſt, ſo ſcheint auch ihre Sprache reich an Ausdrücken für die logiſch genaue Bezeichnung der Denkgeſetze.

Zu den anerkannten und allgemein geltenden logiſchen Grundwahrheiten gehören: 1) Der eigenthümlichſte und allgemeinſte Charakter des Denkens iſt diejenige Uebereinſtimmung, deren Aufhebung oder Verneinung der Widerſpruch heiſst. 2) Uebereinſtimmung heiſst Denkbarkeit, Möglichkeit; Aufhebung, Verneinung derſelben, Undenkbarkeit, Unmöglichkeit. 3) Die logiſche Uebereinſtimmung iſt eben darum, weil ihre Aufhebung der Widerſpruch iſt, ſchlechterdings unveränderlich und nothwendig.

4) Sie iſt als unveränderlich und nothwendig das Grundgeſetz, oder die Grundform des Denkens (S. 9. 10.). *Widerſpruch* iſt alſo *Unmöglichkeit*, nicht Widerſtreit (*Contrarium*), Verſchiedenheit, Ungleichheit, Nichtidentität; logiſche *Uebereinſtimmung* hebt dieſen *Widerſpruch* auf, und iſt keine Einſtimmung, welche dem Widerſtreite, oder der Verſchiedenheit, oder der Ungleichheit, oder der bloſsen Nichtidentität gegenüberſteht. Die logiſche Uebereinſtimmung iſt das Verhältniſs aller Verhältniſſe, und der Widerſpruch das Miſsverhältniſs aller Miſsverhältniſſe. Es läſst ſich keine logiſche Form aufweiſen, die nicht ein eigentliches logiſches Verhältniſs wäre, und die alſo dem logiſchen Grundverhältniſs nicht ihren Charakter zu verdanken hätte. Worin beſteht nun das logiſche Grundverhältniſs, die Grundform des Denkens? Die bisherige allgemein geltende Logik hat darauf bis auf den heutigen Tag nichts Beſtimmtes zu antworten. In ihren Antworten, z. B. in dem Satz des Widerſpruchs, herrſcht Sprachverwirrung und Gedankenloſigkeit. Dieſer Satz behauptet unter jeder beliebigen Formel nichts anders, als: das Widerſprechende ſey widerſprechend. Angegeben ſollte werden, *worin* denn die Aufhebung der logiſchen Uebereinſtimmung beſtehe? Beſtände dieſe Uebereinſtimmung, wie man nach manchen Lehrbüchern annehmen ſollte, in der bloſsen Identität des Identiſchen: ſo würde ja die bloſse Nichtidentität des Nichtidentiſchen der Widerſpruch ſeyn müſſen! Aber die allgemein geltende Logik hat ſich dieſe Frage gar nicht vorgelegt.

Der Vf. bezeichnet hierauf (S. 26 f.) das Weſen des logiſchen Verhältniſſes oder das logiſche Grundverhältniſs folgendergeſtalt. Es iſt: *das Verhältniſs der Identität, als der Identität, zu der Nichtidentität, als der Nichtidentität.* Wem immer das Denken zu Theil geworden iſt, dem iſt auch das Bewuſstſeyn der Identität und der Nichtidentität geworden, und an das Vermögen, ſich ihrer bewuſst zu werden, richtet ſich die gegenwärtige Expoſition. Jenes Verhältniſs iſt der Unterſchied und der Zuſammenhang der Identität als der Theſis, mit dem Zuſammenhang und Unterſchiede der Nichtidentität als der Hypotheſis. Die Identität iſt *Theſis*, das *Natura prius;* ſie läſst ſich der Nichtidentität nicht als gleich entgegenſetzen, ſondern dieſe ſteht unter ihr, und iſt *Hypotheſis*, das *Natura poſterius*. Das Ignoriren des thetiſchen Charakters der Identität und des hypothetiſchen Charakters der Nichtidentität iſt das Weſen des Widerſpruchs, der Doppelſinnigkeit, des fehlerhaften Zirkels, der Tautologie. Der Widerſpruch, welcher alle Widerſprüche unter ſich

hat, besteht darin, dass die Identität nicht als Identität vorgestellt wird. Sie wird also als Nichtidentität vorgestellt, und diese wiederum als Identität, welches beides sich widerspricht. Es ist dieses zugleich ein Mischen und Trennen der Identität und der Nichtidentität im Bewusstseyn. Ein *Mischen*, indem die Charaktere beider nicht gesondert bleiben; ein *Trennen*, indem eine *ohne* die andre zum Bewusstseyn gelangt. Wird nämlich die Identität als die Nichtidentität vorgestellt: so wird zugleich die Identität als die Identität im Bewusstseyn aufgehoben. Dieses ist nun der Widerspruch; er verbirgt sich aber unter dem Scheine des nichtmischenden Vereinigens und des nichttrennenden Unterscheidens, welches im gleichsetzenden Entgegensetzen und entgegensetzenden Gleichsetzen der Identität und der Nichtidentität im Vorstellen besteht. — Wird die Identität nicht als Thesis, und die Nichtidentität nicht als Hypothesis vorgestellt: so werden Identität und Nichtidentität sammt ihrem Unterschiede und Zusammenhange *doppelsinnig*, und darin besteht das Wesen aller Doppelsinnigkeit. Durch denselben Fehler wird bald die eine der andern voran- oder nachgesetzt, die eine durch die andre alternirend begründet, und darin besteht der *fehlerhafte Zirkel*. Endlich werden beide dadurch eine nichtssagende Wiederholung von einander, und darin besteht das Wesen der *Tautologie*. Das Wesen des Widerspruchs, der Doppelsinnigkeit, des fehlerhaften Zirkels und der Tautologie ist also *Eines und Ebendasselbe* (S. 42.). Die Identität als die Thesis in ihrem Zusammenhange und Unterschiede mit der Nichtidentität als der Hypothesis ist die Anwendung der Identität als der Identität, und ist das *thetische, logische* Verhältnis. Die Nichtidentität als die Hypothesis in ihrem Zusammenhang und Unterschied mit der Identität als der Thesis ist die Anwendung der Nichtidentität als der Nichtidentität, und ist das *hypothetische, analogische* Verhältnis. Eine durchgeführte ausführliche und vollständige Unterscheidung des logischen Verhältnisses in seinem Unterschiede und Zusammenhang mit dem Analogischen — ist die *Analysis des logischen Grundverhältnisses*, das *Wesen der logischen Analysis*. Sie besteht durchgängig in logischen Erklärungen oder eigentlichen Definitionen des logischen Grundverhältnisses in seiner Anwendung, in den eigentlich denkenden Bestimmungen der Bedeutung derjenigen Worte und Formeln, durch welche das klare und deutliche Bewusstseyn, oder die Erkenntnis der Anwendung jenes Grundverhältnisses vermittelt ist. Sie erklärt diese Anwendung durch eine Sprache, welche durch diese Anwendung im Bewusstseyn bestimmt wird, und durch welche also dieselbe sich selbst ausspricht. Sie wird nicht selten Manches, was bisher für Nichtlogisch gehalten wurde, für ein eigentlich Logisches erklären müssen, und Manches, was bisher für Logisch galt, für Nichtlogisch, oder auch wohl für wirklich Unlogisch erklären müssen. Die logische Analysis besteht in drey Hauptstücken, nämlich in der Unterscheidung des logischen Verhältnisses als solchen in seinem *a) Unterschiede, b) Zusammenhange, c) Unterschied und Zusammenhange* mit dem Analogischen. Diese drey Unterscheidungen mit den unter ihnen enthaltenen, machen eben so viele eigenthümliche Enthüllungen, Aeusserungen, Offenbarungen des logischen Grundverhältnisses in seiner Anwendung aus, wodurch diese Anwendung — in welcher die Wahrheit als solche (das, was ist, in wieferne es mehr als Schein ist) besteht — sich im menschlichen Bewusstseyn durch Worte vermittelt; — dasjenige, was am Wandel des Wandelbaren als das Unwandelbare hervortritt (das Seyn der Natur, *unter* welchem alles Werden in derselben bestehen muss), sich, wie es an sich selbst ist, auch vermittelst der Sprache im Menschen ausspricht; die Ordnung der Natur, die sich sonst durch Unordnung in unserm Vorstellen unserm Bewusstseyn entzieht; nunmehr aber auch in unserm Bewusstseyn über jene Unordnung emporsteigend, sich unserm Wissen mittheilt (S. 49.).

Es würde für diese Blätter zu ausführlich seyn, den Vf. auf seiner ferneren Auseinandersetzung der logischen Analysis zu begleiten. Das Angegebne ist hinreichend, dem philosophischen Leser eine Idee des Werkes zu geben. Rec. muss sich dabey als blossen Referenten ansehen, da ihm bey der ganzen Exposition so manche Schwierigkeiten und Zweifel entstehen, die er nicht zu beseitigen weiss. Ausführliche und dem Vf. genügende Darlegung derselben eignet sich nicht für diesen Ort. Und darum will sich Rec. auch auf eine kurze Anzeige folgender früheren Schrift desselben Vfs. einschränken, die ihrem Inhalte nach mit der so eben bezeichneten coincidirt, und deswegen schicklich mit ihr verbunden werden kann.

BERLIN: *Prolegomenen zur Analysis in der Philosophie.* Anstatt eines Programms zu der philosophischen Preisaufgabe der königl. Akad. der Wissenschaften zu Berlin auf das Jahr 1805. Den Kampfrichtern, Wettkämpfern und Zuschauern gewidmet von einem der Mitkämpfenden. 1804. XVI u. 76 S. 8. (12 gr.)

Alle Streitfragen der Philosophie seit zwanzig Jahren, sagt der Vf., laufen zuletzt auf die Frage nach dem Wesen oder der Natur der Analysis, als solcher, hinaus. Ihre noch nie versuchte Beantwortung ist dringendes Bedürfnis. Der Vf. will vermittelst einer nähern Bestimmung ihres Sinnes etwas zur Erleichterung ihrer Beantwortung beytragen.

Das Eigenthümliche der Analysis, als solcher, ist die Unterscheidung des Unmischbaren und Untrennbaren (Identität und Nichtidentität) in seiner Unmischbarkeit mit dem Mischbaren und Trennbaren (S. 1.). Das *Wesen* der Analysis, als solcher, besteht in der Identität, als der *Thesis*, in der Nichtidentität, als der *Hypothesis*, in der Disjunction von beiden, als der *Antithesis*, und in der Conjunction von beiden, als der *Synthesis*; und diese vier Elemente machen in ihrer Untrennbarkeit das *Wesen*, in ihrer Unmischbar-

barkeit die *wesentlichen Stücke* der Analysis aus. — Der *Nexus* ist Vereinigung (Verknüpfung, Zusammenhang) des Unmischbaren und Untrennbaren in seiner Unmischbarkeit mit dem Mischbaren und Trennbaren. Er ist diejenige Synthesis, welche in der Conjunction der Identität, als der Thesis, mit der Nichtidentität, als der Hypothesis, Statt findet, und nur mit der Disjunction von beiden, als der Analysis, besteht. — Das Grundgesetz der Analysis und des Nexus, und das eigentliche Grundgesetz, Princip der Logik, heifst: Die Identität, als Identität, ist die Identität, als die Thesis, in der Antithesis und Synthesis mit der Nichtidentität, als der Hypothesis (S. 26.). — Der Satz, welcher den Widerspruch an sich vorstellt und ausdrückt, heifst: Der Widerspruch, als der Widerspruch, ist die Identität und die Nichtidentität, als *gemischt* und *getrennt* im Vorstellen. Durch Verhüllung des Widerspruchs entsteht Dunkelheit und Verworrenheit, durch seine Enthüllung Deutlichkeit und Klarheit. — Klarheit und Deutlichkeit an sich, als die Klarheit und Deutlichkeit im Bewufstseyn, ist die Gewifsheit, als solche, die absolute Gewifsheit. Die Anwendung der Identität, als solcher, ist die *Wahrheit an sich*, die Anwendung der Identität, als solcher, im Bewufstseyn, als solchem, ist die Erkenntnifs an sich, die *reine Erkenntnifs*. — Die mathematische Analysis, als solche, ist die Unterscheidung und Vereinigung eines gegebenen *Gleichen* und *Ungleichen unter* der Anwendung der Identität, als solcher, folglich die Zurückführung des gegebenen Gleichen und Ungleichen, auf die Antithesis und Synthesis des Ungleichen, als der *Hypothesis*, mit dem Gleichen, als der *Thesis*, und darum ist und heifst die mathematische Analysis, als solche, die *Gleichung* (*Aequatio*). — Die philosophische Analysis ist diejenige, durch welche die reine Analysis, der Nexus an sich, die Anwendung der Identität, als solcher, analysirt wird, und ihre wesentlichen Stücke darstellt. Sie besteht aus vier Hauptstücken: *a*) Analysis der Hypothesis, als solcher, in der Analysis an sich; *b*) in der Synthesis, als solcher; *c*) der Antithesis, als solcher; *d*) der Thesis, als solcher, in der Analysis an sich. — Die vollständige detaillirte, erschöpfende Ausführung oder Durchführung der philosophischen Analysis in jedem ihrer vier Hauptstücke ist die *Philosophie als Wissenschaft*.

Schliefslich will Rec. noch bemerken, dafs ihm die später geschriebene, in dieser Anzeige aber vorangestellte, Schrift am meisten geeignet scheint, über die Meinung des Vfs. Licht zu verbreiten, und auch diese Prolegomenen dem Uneingeweihten verständlicher zu machen.

SCHÖNE KÜNSTE.

DRESDEN, b. Gerlach: *Griechische und römische Mythen* in Briefen an Emilie. Frey nach dem Franz. des Hn. *de Mouflier* und *Treffan* bearbeitet. In *sechs* Theilen. M. Kpfrn. Vorr. u. Einleitung 70 S. *Erster* Theil 204 S. *Zweyter* Th. 172 S. *Dritter* Th. VI u. 232 S. *Vierter* Th. 156 S. *Fünfter* Th. 200 S. *Sechster* Th. VI u. 155 S. 1803. 1804. 8.

Unstreitig läfst dieser neueste mit Liebe gearbeitete Versuch einer Uebersetzung des zierlichen und anmuthigen *Demoustier* alle frühern hinter sich zurück. Er ist vollständiger als jene, und enthält auch die *Treffan*'schen Briefe der Braunschweiger Ausgabe des *Demoustier*. Nur einige Briefe des letztern sind weggeblieben, welche durch die *Treffan*'schen mehr als ersetzt zu seyn schienen. Stellen und Tiraden der Urschrift, in welchen des Vfs. örtliche Verhältnisse und Persönlichkeit sprach, oder in welchen der Ausdruck von Sinnlichkeit und Lüsternheit das sittliche Gefühl vorzüglich der Leserinnen beleidigen konnte, liefs der Uebersetzer bald weg, bald milderte er sie oder gab ihnen eine andre Wendung. Hr. Prof. *Becker* in Dresden wählte die Vorstellungen nach Antiken für die Titelkupfer und die Anfangs- und Schlufsvignetten aus, die wenigstens zum Theil sehr gefällig sind. Den *ersten* Theil ziert *Demoustier's* Kupfer, Stanzen an die Manen desselben und Nachrichten über sein Leben und seine Schriften. Wir möchten *Demoustier's* Briefe in dieser Gestalt weit lieber, als in seinem galanten französischen Aufzug, auf den Putz- und Nachttischen unsrer Frauenzimmer sehen, und wir versprechen ihnen bey dem gesetztern Theile derselben eine weit bessere Aufnahme.

BERLIN, in d. Vofs. Buchh.: *Graf Eugen von Rosenau*. Ein Roman von *K. Woyda*, Vf. der vertraulichen Briefe über Frankreich und Paris. *Zwey* Theile. 1805. 363 u. 334 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Befriedigt auch dieser Roman die Forderungen nicht, welche die höhere Kunst an ihn machen könnte: so sind doch die Begebenheiten, die er erzählt, als treue Bilder einer verfeinerten Wirklichkeit nicht uninteressant, und die Darstellung derselben ist, im Ganzen genommen, einfach und prunklos. Poetisches Leben vermifst man freylich; der Vf. war aber mehr darauf bedacht, Begebenheiten und Intriguen der feinen Welt, und namentlich der Pariser, zu schildern, und diesen, so viel wie möglich, einen romantischen *Anstrich* zu geben, als etwas Eigentlich-Romantisches darzustellen. Einige Züge dieses Gemäldes sind in der That sehr anziehend. Die fast durch alle Grade der Leidenschaft hindurch geführte Liebe der Marquise Julie erweckt hohes Interesse. Nur scheint es uns ein Fehler zu seyn, dafs der Vf. die Jugendgeliebte seines Helden, zu der er nach langen Abenteuern endlich zurückkehrt, weniger anziehend auftreten läfst, als ihre Nebenbuhlerinnen, die Gräfin und die Marquise. Auch hätte es des Aufwands von Intriguen wohl nicht bedurft, einen so flatterhaften Sinn, als unser Held fast bey allen Vorfällen zeigt, nach Gefallen zu leiten. Wie dem aber auch sey, das Buch wird jedem Unterhaltung gewähren, der, wie der Vf. in der Vorrede selbst sehr richtig bemerkt, gerade Sinn für etwas der Art hat.

KLEINE

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. 1) *Leipzig*, b. Hartknoch: *Materialien, die willkürliche Entlaſſung der Patrimonial-Gerichtsverwalter in Churſachſen betreffend.* 1805. 7½ B. 8. (12 gr.)

2) *Ebendaſ.*, b. Rein in Comm.: *Kann ein Gerichtsherr ſeinen Gerichtsverwalter willkürlich des Amtes entlaſſen?* Zwiſchen der Churſächſiſchen Ritterſchaft und den höchſten Landes-Juſtiz-Collegien poſſeſſoriſch entſchieden auf dem Landtage 1805. 1805. 2 B. 8. (4 gr.)

Die willkürliche Dienſtentſetzung in öffentlichen Aemtern ſtehender Perſonen, welche bisher ſo häufig, und nur noch vor Kurzem in der bekannten Wangenheimiſchen Angelegenheit zur Sprache gekommen iſt, hat auch zu den jetzt anzuzeigenden Schriften Veranlaſſung gegeben. Die kurſächſiſche Landesregierung und das Appellationsgericht hatten nämlich, als höchſte Juſtiz-Collegien, die Streitigkeiten zwiſchen Patrimonial-Gerichtsherrſchaften und deren Gerichtsverwaltern über die willkürliche Abſetzung der letztern und über die Einſchränkung derſelben in Anſehung der ihnen anvertrauten Geſchäfte mehrere Male, und noch neuerlich, *wider* die Gerichtsherrſchaften, namentlich *wider* die Grafen, Herrn von Schönburg, die von Meuſebach, von Kunth und von Helldorf, entſchieden, und dabey den unſtreitig wohl gegründeten Grundſatz befolgt, daſs die Gerichtsverwalter ohne hinlänglich gegründet befundene Urſachen nicht abgeſetzt werden könnten. Hierdurch glaubte ſich aber die kurſächſ. Ritterſchaft beeinträchtigt, und beſchwerte ſich auf dem im J. 1805. gehaltenen Landtage darüber, daſs man ihnen nicht mehr verſtatten wollte, ihre Gerichtsverwalter willkürlich abzuſetzen. Sie baten zugleich, ſie in ihrem Abſetzungs-Befugniſſe zu ſchützen. Dieſem Geſuch der Ritterſchaft ward auch vom Landesherrn gewillfahrt, und am Schluſſe des Landtags ein interimiſtiſches Decret gegeben, in welchem die Entſetzung der Gerichtsdirectoren *einſtweilen*, bis zu Faſſung einer Hauptentſcheidung, ganz der Willkür der Rittergutsbeſitzer überlaſſen worden iſt. Die in dieſe Angelegenheit einſchlagenden Schriften ſind unter dem Titel: *Materialien* etc. geſammelt, und ſind folgende: *a*) der Extract aus der auf dem Landtage des Jahres 1805. übergebenen Präliminarſchrift; *b*) eine Supplik der Ritterſchaft, worin ſie die Gründe weitläuftig aus einander ſetzt, warum ſie ihre Gerichtsdirectoren ohne Urſache und ohne einige Veranlaſſung abſetzen zu dürfen glaubt; *c* und *d*) ſind Entſcheidungsgründe des kurſächſ. Appellationsgerichts, die zu zwey Erkenntniſſen gehören, in welchen dieſes Collegium auf Wiedereinſetzung eines ohne zureichenden Grund abgeſetzten Actuars wider den Grafen, Herrn von Schönburg geſprochen, theils aber hierbey, und bey Gelegenheit eines die von Meuſebach betreffenden Urtheils, den Satz, daſs dem Patrimonial-Gerichtsherrn in der Regel die willkürliche Abſetzung nicht zuſtehe, aufgeſtellt und beſtätigt hatte; *e*) Schreiben eines Rittergutsbeſitzers, von Helldorf, an die Ritterſchaft, worin er auf Beſchwerdeführung über die Juſtizcollegien anträgt. Hierauf folgen *f*, *g* und *h*) drey Deciſivreſcripte der Landesregierung, von denen das erſtere den nämlichen Gegenſtand, die übrigen beiden aber die Cognition der Gerichtsverwalter in Werbungsangelegenheiten betreffen, und in den J. 1803 und 1804. zum Vortheil der Gerichtsdirectoren erlaſſen worden ſind. Endlich kommt *i*) das merkwürdige Decret vom 13. Apr. 1805., welches dieſe Streitigkeit einſtweilen für die Ritterſchaft entſchied. Den Beſchluſs machen Aphorismen über die willkürliche Entlaſſung der Gerichtsverwalter, die ſchon einmal im J. 1805. beſonders gedruckt erſchienen ſind. — Die intereſſanteſten unter vorſtehenden Schriften ſind unſtreitig die unter *b*, *c*, *d* und *i* aufgeführten; die unbedeutendſten aber die unter *a* und *e* bemerkten. Die beiden *c* und *d* gewähren um deswillen vorzügliches Intereſſe, weil man darin Unparteylichkeit, mit dem Gefühl für Wahrheit und Recht, und dem Eifer für das allgemeine Beſte vereinigt findet; und in dieſer Rückſicht urtheilen die gedachten Juſtizcollegien (S. 49. u. 74. von Nr. 1.), daſs nur ſolche Ungebührniſſe des Gerichtsverwalters, welche aus böſem Willen, grober Ungeſchicklichkeit, aus zur Regel gewordener Faulheit, Nachläſſigkeit und Unordnung entſtehen, ingleichen aller unmoraliſcher Wandel, Unerfahrenheit in Rückſicht bekannter geſetzlicher Vorſchriften, und alle andere Handlungen, bey welchen eine zweckmäſsige Juſtizpflege nicht beſtehen kann, ſondern gefährdet werde, einem Juſtizbeamten das erforderliche Vertrauen entziehen, und die Verabſchiedung begründen könne. Kein Unparteyiſcher wird wohl dieſen Grundſätzen ſeinen Beyfall verſagen können; dahingegen dürften die Gründe, durch welche die Ritterſchaft die willkürliche Abſetzung ihrer Gerichtsverwalter vertheidigen will, auf keine Weiſe zureichend ſeyn; ſie ſcheinen vielmehr Rec. zum Theil widerſprechend, zum Theil inconſequent. Die Ritterſchaft bezieht ſich nämlich, auſser gewiſſen ſächſiſchen Geſetzen, die jedoch weder directe noch indirecte das Geringſte von der willkürlichen Abſetzung enthalten, auf *ältere* Schriftſteller, welche den Gerichtsherrn das Recht, ihre Juſtitiarien abzuſetzen, zuſprächen, und welchen man mehr, als den neuern Schriftſtellern folgen müſſe, ohne zu bedenken, daſs nach dieſem Grundſatze Tortur, Hexenproceſſe und alles, was *ältere* Schriftſteller einſt anriethen, wieder hergeſtellt werden müſſe; nächſtdem aber auf Meinungen der Rechtslehrer, und tadelt gleichwohl das Apellationsgericht, daſs es ſich auf *opiniones doctorum* berufe. Auf die Behauptung der Juſtizcollegien, daſs das Amt eines Gerichtsverwalters mit dem Wohle des Staates zuſammenhänge, antwortet die Ritterſchaft: das Wohl des Staates ſey ein bisher ſo oft gemiſsbrauchtes Argument, daſs ſie darauf gar nicht zu antworten brauche, (?) und es leide ja durch die willkürliche Abſetzung niemand, als *höchſtens* der Juſtitiar (!). Endlich ſagt ſie noch: der Gerichtsverwalter ſey in Ausübung der Juſtiz bloſs ihr *Mandatar*, und ſo wie man einen gewöhnlichen Auftrag widerrufen könne, eben ſo unverwehrt müſſe es auch ſeyn, dieſes Mandat zu revociren, und den Juſtitiar abzuſetzen; allein dieſer Grund iſt wohl durch die unter *c* und *d* angeführten Entſcheidungsgründe hinlänglich beſeitigt, und überdieſs würde ja, wenn man ein ſolches Verhältniſs annehmen wollte, der Gerichtsverwalter in allen, auch den unbedeutendſten Streitigkeiten zwiſchen der Gerichtsherrſchaft und ihren Unterthanen, weder Auflagen erlaſſen, noch ſonſt etwas vornehmen können, weil eine unheilbare Nichtigkeit entſtehen müſste: denn offenbar wäre ja der Gerichtsherr Richter in ſeiner eigenen Sache; und es iſt in der That nicht zu begreifen, wie man ſolcher Gründe ſich bedienen könne. Das *ſcheinbarſte* Argument iſt die Verbindlichkeit der Gerichtsherrn, die Handlungen ihrer Juſtitiare, in ſo fern ſie nicht die eigentliche Juſtizpflege betreffen, zu vertreten, woraus die Ritterſchaft folgert, daſs ſie auch einen Mann müſſe wählen können, dem ſie ihr volles Zutrauen zu ſchenken vermöge. Allein auch dieſer ſcheinbare Grund iſt nichts weniger, als ausreichend: denn bey gegründet befundenem Verdachte einer Veruntreuung, oder bey einer andern hinlänglichen Urſache würde ja doch der Juſtitiar gewiſs nicht bey ſeinem Amte gelaſſen werden; auch würde dieſer Grund ganz wegfallen, wenn in Sachſen, wie in den preuſs. Staaten, dieſe Vertretung, vorausgeſetzt, daſs die Gerichte nach Vorſchrift der Geſetze beſtellt ſind, gänzlich aufgehoben würde. Die Ritterſchaft geht ſogar ſo weit (S. 10. und 93.), daſs ſie das Amt des Juſtitiars nicht einmal für ein öffentliches Amt anerkennen will; allein dieſe iſt doch wohl nicht im Ernſte gemeint! — Im Uebrigen ſind die Herausg. von beiden Schriften nicht ganz genau zu Werke gegangen: denn in beiden finden ſich eine Menge Druckfehler: z. B. in Nr. 1. S. 41. Z. 18 u. 19. S. 48. Z. 9. S. 56 u. 57., und in Nr. 2. S. 13. In Nr. 2 hätte auch eine beſſere Ordnung beobachtet werden ſollen: denn die Beſchwerde ſelbſt geht demjenigen, was zu ihr Veranlaſſung gab, voraus. Eben ſo wenig weiſs man, was die Numern über den einzelnen Schriften bedeuten ſollen: denn die Beſchwerde der Ritterſchaft iſt mit Nr. 75., und das landesherrliche Decret mit Nr. 99. bezeichnet. Auf dem Titel der Schrift ſub Nr. 2. iſt der Ausdruck *poſſeſſoriſch* mit Unrecht gebraucht: denn von einem Beſitzſtande iſt gar nicht die Rede; letztere Schrift iſt überhaupt entbehrlich: denn ſie enthält bloſs die in Nr. 1. abgedruckte unter *b* angegebene Beſchwerde, und das unter *i* erwähnte interimiſtiſche Dekret.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 7. Auguſt 1806.

NATURGESCHICHTE.

BAMBERG u. WÜRZBURG, b. Göbhardt: *Die Zeugung*, von Dr. *Oken*. 1805. 216 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Die Lehre von der Zeugung iſt immer der Tummelplatz für die ſonderbarſten Meinungen geweſen; unſer Vf. hat aber darin ſeine Vorgänger ſehr zu übertreffen gewuſst. Seiner ungezügelten Phantaſie hingegeben, ſpricht er in der Verzückung einer Pythia beſtändig vom Dreyfuſs zu uns herab, und giebt uns die Göttlichkeit des + o — zu bedenken, worin alle Weisheit enthalten iſt. Wollte man alle ſeine wunderlichen Behauptungen, wollte man die chimäriſchen Vergleichungen der Naturreiche, und der Körper jedes Reichs unter einander einer vollſtändigen Prüfung unterwerfen: ſo müſste man ein Buch ſchreiben; allein das Willkürliche und Erzwungne ſpringt in dieſer Schrift überall ſo deutlich hervor, daſs man nur die Hauptpunkte dieſer Schrift darzuſtellen nöthig hat.

Die Infuſionsthiere ſind dem Vf. der Urſtoff der organiſchen Körper, Urthiere, die bey der Schöpfung eben ſo allgemein und unvertilgbar entſtanden ſind, als Erde, Luft und Waſſer, daſs ſie, wie dieſe Elemente in ihrer Sphäre, Elemente in der organiſchen Welt ſind, und aus ihnen die Thiere und Pflanzen entſtehen. Frägt man, was der Vf. für dieſe Meinung an Gründen aufſtellen kann: ſo erſtaunt man über die Dürftigkeit der letzteren, wenn man weiſs, wie bündig *Spallanzani* den Einfluſs der Samenthierchen bey der Zeugung widerlegt hat. Rec. kann nur zwey Gründe bey ihm auffinden, erſtlich, daſs im Samen der erſtern Thierklaſſen Infuſionsthierchen vorhanden ſind, und zweytens, daſs ſich Infuſionsthierchen bilden, wenn organiſche Körper zergehen. Beide Sätze ſagen nicht viel. „Wenn alles Fleiſch zerfällt in Infuſorien: ſo läſst ſich der Satz umkehren, und es müſſen alle höhere Thiere aus dieſen, als ihren Beſtandtheilen, beſtehen.“ Erſtlich kann man nicht ſagen, daſs alle organiſche Körper in Infuſionsthierchen zergehen, ſondern ſie ſind unter gewiſſen Bedingungen fähig, dieſe zu erzeugen: von allen Pflanzen, die auf dem Felde verdorren, bildet gewiſs keine Infuſionsthierchen, und derſelbe Fall tritt bey den mehrſten Thieren ein, die in ſchneller Fäulniſs zergehen, und ihre feſten Theile der Verwitterung übergeben; nur wo ſich organiſcher Körper im Waſſer macerirt wird, entſtehen ſie, und das iſt nur bey einem Theil jener Körper der Fall. Geſetzt aber auch, alle organiſchen Körper bildeten beym Zergehen dieſe Infuſorien, was kann uns jemals berechtigen, den Satz aufzuſtellen, daſs ſie umgekehrt auch urſprünglich die Thiere und Pflanzen bildeten? Im Samen der obern Thierklaſſen (der Thiere mit Wirbeln) finden wir Infuſorien, weiter nirgends, und wenn der Vf. behauptet, daſs *Gleichen's* Gründe nichts beweiſen: ſo muſs er darthun, daſs im Pollen der Pflanzen Infuſorien vorhanden ſind; dieſs wird ihm aber nie gelingen. In keinem andern thieriſchen Theil, er ſey feſt oder flüſſig, finden ſie ſich, wenn der Vf. nicht etwa den Koth der Fröſche anführen will. Er nimmt ſie im Blut, im Chylus und überall an; allein ohne allen Grund, und gegen die Erfahrung. Das Thier und die Pflanze, deren Organiſation aufgehoben wird, bilden durch die Trennungen und neuen Verbindungen ihrer Theilchen wieder andere Organismen, und dieſe nicht minder; allein man kann nun nicht ſagen, der neue Organismus ſey ſchon im vorhergehenden da geweſen. Wie hinkend iſt das Beyſpiel des Vfs., wenn er ſagt, auf ähnliche Art bilde ſich der Zinnober aus Queckſilber und Schwefel; wie kann man die Bildung lebender Organismen mit chemiſchen Zuſammenſetzungen vergleichen, um jene deutlich machen zu wollen! Wo ſollen die Infuſionsthierchen herkommen, die organiſchen Körper zu bilden? Bey den Thieren läſst der Vf. die Samenthierchen das weibliche Ey durchdringen, und ſo das neue Thier produciren. Auch davon haben wir keine Idee, und wenn es wahr wäre, ſo bliebe uns alles eben ſo dunkel, als wenn wir bloſs ſagen, der männliche Same durchdringt das Ey. Da aber viele der Thiere in den unterſten Klaſſen gar keine Geſchlechtstheile (alſo auch keinen Samen und keine Samenthierchen) haben: ſo fällt ſchon deswegen das Ganze weg. Der Vf. weiſs ſich aber durch Tiraden, wie folgende, zu helfen. S. 115.: „Mit den Eingeweidewürmern mag die Natur ihr Spiel treiben (!!), wie es ihr gefällt, die Wiſſenſchaft wird ſich nie daran kehren (!), ob der Pfriemenſchwanz, Band- und Spulwurm ſich begatten, andere aber, als Blaſenwürmer, keine Zeugungstheile beſitzen: dieſe verkrüppelten (!), halbtodten (!), zerfallenen (!) Leiber gehören unter dieſe ihnen weſentliche (!) Rubrik, und haben volle Freyheit, ſich die Geſchlechtsorgane oder andere Theile verſtümmeln zu laſſen (!)“ u. ſ. w. Wie viel Unſinn in ſo wenigen Worten! Eben ſo S. 117. über die Pilze und Flechten.

„Der Polyp iſt das männliche; das Pflanzliche, das weibliche Princip: denn (!) der Polyp iſt das Ur (!) im Organiſchen, der Mann aber giebt den Stoff zur

zur Zeugung her, der nur Polyp ist." S. 116. Welch ein trefflicher Schluss: „Der Polyp ist die Linie, die Pflanze der Kreis: das Thier ist die höchste Vereinigung des Polypen und der Pflanze, der Linie und des Kreises; die Verschmelzung aber dieser Beiden in Eins giebt die Ellipse, was jeder sich leicht (ja wohl leicht!) demonstriren kann." S. 124. Alles Geschlecht ist Pflanzennatur; das weibliche Geschlecht ist halb Weib und halb Mann im Weiblichen; die Infusorien sind männlich, die Pflanzen weiblich, die Thiere aber Zwitter; und in solchen Behauptungen, die zu nichts führen, und nichts für sich haben, schreitet der Vf. lustig fort, dass man zuweilen verführt wird, das ganze Buch als eine Satire auf die Lesewelt und die Naturphilosophie anzusehen. Das amniotische Wasser ist dem Vf. das ernährende und tränkende Element des Embryo, und zwar das einzige, wodurch er sich ernährt und tränkt. Der Fötus aber nimmt diess Wasser mittelst der Brustwarzen auf, so wie er durch die Nabelschnur athmet. S. 162. So glaubt der Vf. zu erklären, warum beide Geschlechter die Brustwarze haben. Uebrigens sagt er davon: „Ich weiss, was ich mit diesem Satz wage; allein es ist so. *Harvey* konnte sein Jahrhundert nicht von dem, sogar wahrscheinlich schon vor ihm von *Honoratus Fabri* entdeckten Kreislaufe überzeugen, *daher gebe ich hier auch nicht einen Grund für diese Behauptung*, sondern verschiebe es auf bessere Gelegenheit." Bey einem andern Schriftsteller, der den Brustwarzen schon früher, als unser Vf. jene Function übergiebt (*J. C. H. Meyer* in seinem Grundriss der Physiologie. Berlin 1805. S. 331.), finden sich indessen mehrere Gründe dafür, die Rec. hier nicht durchgehen kann, und deswegen nur bemerkt, dass er eben sechs Fötus in der Hinsicht untersucht hat; allein nichts findet, was ihn zur Annahme jener Meinung bewegen könnte. In den frühern Monaten ist es gewiss unmöglich, dass die kaum sichtbare Warze einsaugen kann, und auch späterhin findet Rec. nichts von einem eignen drüsigen Körper unter dem Hof der Warze (wie ihn *Meyer* annimmt), sondern Fettklümpchen, wie an allen andern Stellen der Haut des ganzen Körpers. Es giebt ja auch Missgeburten, denen die ganze Brust fehlt, und wo doch die untern (allein vorhandenen) Theile völlig ausgebildet sind. Dass das Schnabelthier keine Brüste habe, läugnet Hr. *Oken*, und Läugnen ist leicht. Rec. glaubt, dem Naturforscher ziemt es, seine Meinung bey einem unerwarteten Phänomen zu suspendiren, bis es näher bestimmt ist. Es giebt so viele Anomalieen in der Natur, dass wir über die Unmöglichkeit eines Dinges nie rasch absprechen dürfen; bisher haben die Naturforscher bey dem Ornithorhynchus keine Brüste gefunden; das Nähere darüber müssen wir abwarten. Etwas lächerlich ist es aber, wenn der Vf., um seine Behauptung gleich praktisch nützlich zu machen, den Aerzten räth: „wenn neugeborne Kinder durch irgend einen Zufall nicht saugen, oder überhaupt nicht schlucken können, oder mögen (!), sie dadurch zu ernähren, dass man ihnen Nahrungsstoffe auf die Brüste einreibt, oder vielmehr durch eine passende Vorrichtung die Brüste, so lange als erforderlich, in Milch u. s. w. eintaucht; auf diese nämliche Art können ihnen auch Arzneyen beygebracht werden." Der Vf. wird das Kind dabey schnell genug verhungern sehen. Einen andern trefflichen Satz muss Rec. seinen Lesern wörtlich mittheilen: „Hier erkennt nun den praktischen Nutzen der Naturphilosophie, die euch durch *Schelling* gegeben wurde, und höret sie, wenn sie euch räth, um das Leben von Tausenden zu retten, die durch die bisherige Unkenntniss der Natur zu Grunde gingen, darf in keinem Falle die Nabelschnur abgeschnitten, muss bey jeder Geburt die Hebamme zur Oxydation der Placenta in Bereitschaft haben, so lange, bis alle Gefahr des Erstickens vorüber, oder die Placenta zum Athmen untauglich ist." Der Vorschlag ist abentheuerlich genug, dass man in der abgelöseten Placenta noch Circulation unterhalten soll; ohne Verbindung mit der Gebärmutter wird sie dem Fötus nicht lange helfen: denn der mütterliche Theil derselben ist doch wohl höchst wichtig, man mag eine Hypothese annehmen, welche man will; und wie soll die thierische Wärme zu ihr kommen? — Die Milz verhält sich, nach dem Vf., zum Magen, wie die atmosphärische Luft zur Lunge, und durch die Gefässe; wodurch der Magen mit ihr anastomosirt, wird der Magensaft und der Chylus oxydirt, so dass der Magen eigentlich durch die Milz athmet. Der Vf. hat wieder keinen einzigen Grund dafür angegeben; allein Rec. begreift auch gar nicht, was den Vf. zu jener durchaus falschen Behauptung bringen konnte: denn die *Arteriae breves* des Magens kommen bey dem Menschen und den mehresten Säugthieren zwar von der *Arteria splenica*, allein doch nie von der Milz; oder findet der Vf. darin keinen Unterschied? Und was sagt er zu den andern Thieren (als Vögeln, Fröschen u. a.), wo auch jener Zusammenhang fehlt. Doch Rec. mag sich nicht länger mit der Widerlegung solcher grundlosen Behauptungen abgeben, und gönnt dem Vf. sehr gern den Triumph, womit er sein Buch schliesst: „*Nullum vivum ex Ovo! Omne Vivum e Vivo!*"

GESCHICHTE.

Kopenhagen, b. Schubothe: *Christian II., König von Dänemark, Norwegen und Schweden*, von *Heinrich Behrmann*. — *Erster* Th. Mit d. Bildniss des Königs. 1805. XX u. 430 S. gr. 8.

Mit nicht geringem Vergnügen zeigt Rec. das gegenwärtige Buch, das die erste Arbeit eines vielversprechenden jungen Mannes zu seyn scheint, dem historischen Publicum an; aber nicht blos diesem, sondern auch allen Freunden einer belehrenden Unterhaltung kann er es empfehlen. Christiern II. ist ein so ausgezeichneter und merkwürdiger Regent, dass seine durch die Parteywuth so ausserordentlich entstellte Geschichte längst schon eine *gerechte* Behandlung verdient hätte. Hr. *B.* ist mit rühmlichem Fleiss bis

bis zu den Quellen selbst zurückgegangen, hat die Schriftsteller der verschiedenen Nationen mit einander verglichen, ihre Angaben geprüft, und die Wahrheit, so viel es möglich gewesen ist, aus den Uebertreibungen und absichtlichen Verdrehungen, worin Christierns Feinde sie verhüllt haben, an's Licht zu ziehn gesucht. Der *erste* Theil endet mit Christierns Flucht nach den Niederlanden, enthält also seine ganze Regierungsgeschichte; im folgenden Bande werden nur noch zwey zu derselben gehörige Abschnitte, seine Sorge für den eignen Handel seines Volks, und seine Verbesserungen des Justiz- und Polizeywesens vorkommen; mehreres aus denselben hat der Vf. doch schon anticipirt; auch scheint es uns, dafs er die kirchlichen Reformationsversuche des Königs, die in die Geschichte selbst verwebt sind, füglicher abgesondert in einem eignen Abschnitt dargestellt hätte. Bey dem unläugbaren Verdienst, das diesem Werk zukommt, hält Rec. es für seine Pflicht, den Vf. auch auf die Mängel, die er daran bemerkt zu haben glaubt, aufmerksam zu machen. Die Einleitung, worin die Geschichte des skandischen Nordens von der Union bis auf Christiern gedrängt, mit steter Rücksicht auf das Wesentliche, vorgetragen wird, ist allerdings sehr zweckmäfsig; hieran hätte aber zugleich eine Schilderung der bürgerlichen und sittlichen Verhältnisse des Nordens im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts geknüpft werden sollen, die auf mehrere Umstände ein helleres Licht geworfen haben würde; manche Züge und Anekdoten, die der Vf. anführt, charakterisiren das Zeitalter, aber Christierns Leben wird durch ihre Einmischung verwirrt. Ueberhaupt scheint Hr. *B.* keinen klaren und bestimmten Begriff von der Biographie gehabt zu haben, und er liefert statt derselben eigentlich eine *Geschichte des skandischen Nordens unter Christiern* II. Durch die Digressionen, die er sich in die allgemeine Historie der von ihm beherrschten Staaten erlaubt, verlieren wir den Hauptheldeu zu oft aus den Augen; seine Individualität hätte gleichsam der Mittelpunkt seyn müssen, auf den sich alle ausgehobenen Begebenheiten beziehen, und wodurch sie erklärt werden; aber er ist nirgends scharf genug von den Umgebungen abgesondert. Ganz unzweckmäfsig ist z. B. die Geschichte Gustaf Wasa's, die in ihren kleinsten Details aufgenommen ist. Der Stil des Vfs. ist im Ganzen gut, und, was besonders in unsern Zeiten Lob verdient, ungesucht und natürlich; nur hin und wieder könnte die Darstellung gedrängter seyn, wodurch sie an Kraft und Anschaulichkeit gewonnen haben würde. Ein Fehler ist es ferner, dafs in einem Buche, dessen Hauptzweck nicht kritisch ist, Berichtigungen und Widerlegungen in den Text selbst aufgenommen sind. S. 116. stellt der Vf. zuerst die gewöhnliche falsche Erzählung von der Empörung des Bischofs Karl von Hammer auf, und darauf läfst er seine richtigere Ansicht folgen; Rec. würde jene in eine Anmerkung verwiesen haben. Einige unedle, sprüchwörtliche oder provincielle Redensarten, die der Würde des historischen Stils nicht angemessen sind (z. B. erpicht seyn, das Blatt hatte sich gewendet, die Stange halten u. s. w.), mufs der Vf. in Zukunft vermeiden.

In Hinsicht auf die Thatsachen erlauben wir uns folgende Erinnerungen. Christiern war bereits 21 Jahre alt, als ihn sein Vater nach Norwegen schickte; an seine Jugendstreiche ward wohl schwerlich mehr gedacht; würde ein weiser König ein so wichtiges Amt, als die Statthalterschaft dieses Landes war, wohl einem ausschweifenden Jüngling anvertraut haben? S. 120. mufs es statt Warbrog in Westgothland, Warberg in Halland heifsen. Der Name der berühmten Siegbritt ist vollständig Siegbritt Wilms. Die Verbindung, worin Walkendorf den Prinzen mit der Dyveke brachte, möchte Rec. nicht für ein planmäfsiges Werk dieses Prälaten halten: es war sehr natürlich, dafs er bey seiner Zurückkunft seinem Herrn auch von der neuen Schönheit erzählte, die ihm aufgefallen war, und dafs ein Jüngling, wie Christiern, dadurch zu dem Wunsch veranlafst ward, ein Mädchen zu sehn, das selbst einen Geistlichen entzückt hatte; wie dieser den Eindruck merkte, den sein Bericht gemacht hatte, suchte er selbst denselben zu schwächen. Es war im Mittelalter ja nichts gewöhnlicher, als dafs die Fürsten und andre Vornehme im Concubinat lebten; auch dadurch kann diese Verbindung, die man dem König so hoch anrechnet, entschuldigt werden. S. 132. bedient sich der Vf. des Ausdrucks Mark holmisch, eine Rechnungsart, die Rec. nicht kennt, und von deren Verhältnifs er auch nirgends eine Nachricht zu finden im Stande ist. Den Inhalt der Wahlcapitulation, die der König bey seiner Thronbesteigung unterschreiben mufste, hätte Hr. *B.* näher angeben sollen, um das Verhältnifs, worin er zu dem Reichsrath und den Grofsen stand, deutlicher zu machen. Zu S. 138. bemerkt Rec., dafs Christierns Absicht eigentlich auf die ältere Schwester, die schöne Eleonore, gerichtet war, und er erst nachdem sie ihm abgeschlagen war, um die jüngere, Elisabeth warb. Die Mitgift von 300,000 Gulden ward nur terminweise, in kleinen Summen, abgetragen; der König hatte Mühe, sie zu erpressen, und einige Schriftsteller behaupten sogar, dafs ein Theil derselben gar nicht bezahlt worden ist. Ueber die Art, wie sich Siegbritt fortdauernd einen so grofsen Einfluss auf ihren Gebieter verschaffen konnte, hätte der Vf. noch einige nähere Aufschlüsse geben sollen; uns scheint er besonders aus dem geringen Culturunterschied, der damals zwischen den verschiedenen Ständen Statt fand, erklärlich zu seyn; der gesunde Blick eines in einem gebildetern Lande gebornen Weibes mochte oft weiter reichen, als die eingebornen Grofsen mit allen ihren Vorurtheilen und tausend eigennützigen Rücksichten. Die holländischen Colonisten auf Amack sind aus dem sogenannten Waterland. Ein Irrthum ist es, wenn der Vf. den Ausdruck Holländerey (der nicht nur im Schleswigschen und Holsteinschen, sondern überhaupt in ganz Norddeutschland einen Hof bedeutet, wo eine starke Hornviehzucht getrieben wird) von diesen Amackern herleitet; schon vor mehr als fünf Jahrhunderten hatten sich

sich in den nordöstlichen und nordwestlichen Ländern Deutschlands Holländer und Fläminger niedergelassen, und die ökonomische Cultur ihrer Heimath daselbst eingeführt. Unter den Ursachen der Feindschaft zwischen dem König und dem Bischof Jens Beldenak haben wir eine der wichtigsten nicht erwähnt gefunden: letzterer weigerte sich nämlich, die kleine Insel Taasing, die damals zum Stift gehörte, an Christiern abzutreten. Die Summen, die der päpstliche Legat Arcembold aus Schweden gezogen haben soll, werden in allem zu 100,000 Rthl. angegeben; allein ein Viertheil ist vielleicht schon zu viel, wie sich der Vf. durch ein näheres Studium des Geldwesens und des Productenwerths in diesem Zeitraum sehr leicht überzeugen wird. Ueber die Hülfe, die Christiern von Frankreich erhielt, und deren Geschichte noch immer dunkel ist, findet sich eine merkwürdige Stelle in den *Mémoires de Martin et Guillaume de Bellay-Langei* (p. *Mr. l'Abbé Lambert*, Paris 1753. VII. 8. I. S. 105.) Nach diesem Schriftsteller bat Christiern im J. 1517. um französische Hülfstruppen, es wurden auch 2000 Mann Infanterie abgeschickt; unter den Anführern kommt Jacob de Valles nicht vor, dagegen wird ein gewisser Saint Blimond als der Held genannt, der bey dem Angriff auf Tiweden fiel; die Dänen sollen sich aber äusserst undankbar gegen ihre Bundsgenossen betragen haben. Dass Christiern den Erzbischof Gustaf Trolle schon zu Lübeck in sein Interesse zu ziehn gesucht habe, ist eine unerwiesene Sage. Die Geschichten, die der Vf. über Gustaf Wasa's Verfolgungen aufgenommen hat, sind sehr problematisch; wer ihre Quelle, die Tradition, kennt, kann sich leicht vorstellen, wie Liebe und Enthusiasmus sie entstellt und ausgeschmückt haben mögen.

In der vorangehenden kritischen Anzeige der vom Vf. benutzten Hülfsmittel sind die Hauptquellen ziemlich vollständig angegeben; nur sollten sie in einer bessern Ordnung aufgeführt seyn. Unter denselben befindet sich nur eine Handschrift aus der Bibliothek zu Kopenhagen; sie ist um das J. 1744. von *Helmstjern* gesammelt und besteht in sehr wichtigen Urkunden zu Christierns Geschichte. Einige hieher gehörige Documente, unter andern die S. 39. unter Nr. *f.* angeführte lateinische Schrift der Schweden wider den König, die Hr. *B.* nur dem Namen nach kennt, finden sich in *Stjernmans Riksdagsbeslut* und dem *Bihang* zu denselben. *A. F. Röse* ist nicht Vf., sondern nur Verleger der deutschen Uebersetzung von *Mallets* Geschichte. *Gebhardi* war nicht Rector, sondern Professor an der Ritterakademie zu Lüneburg, die Materialien zu seinem Werk über Dänemark hat er während eines mehrjährigen Aufenthalts in Kopenhagen gesammelt.

Den Beschluss machen kritische Anmerkungen und Zusätze. S. 421. hat der Vf. dem Hn. *von Archenholz* Unrecht gethan; *Hemming Gadd* ward (was er gegen den erwähnten Schriftsteller läugnet) wirklich schon im J. 1520. am dritten Adventssonntage vor Ruseborg in Finnland hingerichtet. Zum Beweise beruft sich Rec. auf *Pauli Juusten chron. episcopp. Finlandens.* (nach *Porthans* schöner Ausg. S. 33.), der hier ohne Widerrede der gültigste Zeuge ist. — Das wohlgestochne Bildniss nach einem Gemälde von Albrecht Dürer ist äusserst charakteristisch.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Ofen: Die Tageszeiten, in mahlerischen Scenen-Darstellungen geschildert*, von *Chr. Rösler* und *Norb. Purkhart*. 1805. 64 S. kl. 8. — Die zwey Vff. dieses äusserlich gut ausgestatteten Schriftchens treten, wie sie in der Vorrede bemerken, hier mit einem Versuche auf, der blos Vorläufer eines gröseren Werkes seyn, und ihren Beruf zu pittoresken Darstellungen vom Publicum prüfen lassen soll. Jeder von ihnen bearbeitete zwey Tageszeiten, so wie sie ihm vom Loose zugetheilt wurden. Ihre Darstellungen verrathen deutlich genug ihr Bestreben, im Tone der Gesnerschen Idyllen und der Vossischen Luise zu schreiben. Wie weit sie aber hinter ihren Vorbildern zurückgeblieben sind, fühlt man bey dem Lesen ihrer Schilderey'en nur zu sehr. Zwey derselben besonders, der *Morgen* und *Mittag*, machen auf das reingestimmte Herz einen widerlichen Total-Eindruck, und peinigen die Seele des Lesers, statt sie zu erheitern und zu erheben. Der Vf. scheint weder die edlere Natur, noch das Leben der vornehmen Welt, nach der er oft finster hinsiehlt, weder die Bedürfnisse des feiner gebildeten Publicum, noch die Kunst zu kennen, denselben als Schriftsteller zu entsprechen. Er langweilt und quält den Leser mit den gemeinsten Dingen, die er in der Natur mit Aengstlichkeit zusammenrafft; er führt uns Gegenstände vor, bey denen wir in der Wirklichkeit nicht gerne weilen, und die uns in einem Gemälde, das auf ästhetischen Werth Ansprüche macht, um so mehr zurückstossen; er verliert sich oft in den unbedeutendsten Kleinigkeiten, so wie in gehäuften Prädicaten, und glaubt am Ende, eine pittoreske Darstellung geliefert zu haben. „Jetzt fällt das nettebefiederte Geflügel — so schreibt er unter andern — den Hof; die wackelnde Gans, sammt der watschelnden Ente, das hochgeschweifte Huhn, und der kollernde Puter mit gravitätischen Schritten und dem rothwarzigen Kopf. Der starkkämmige Hahn mit sichelförmig gebogenem Schweif und im buntfärbigen Glanz seines schmucken Gefieders prangend, schreitet gebieterisch den fleckigten Hennen voran, die des Suchens gewohnt umherstreifen. Dort eine Glucke mit ihren flaumhedrigen Küchelchen; hier Gänsemütter mit ihren gelbwolligen Jungen. — Welch eine Zärtlichkeit dieser Mütter (o Mensch)!" Auch der Vf. des *Abends* und der *Nacht* ist nicht von allen Fehlern seines Freundes frey zu sprechen; auch in seine Aufsätze hat sich manches eingeschlichen, was dem Total-Eindrucke schadet; aber offenbar regt sich in seinen Gemälden ein kräftigerer, edlerer Geist, der uns vermuthen lässt, dass sie von Hn. *Rösler* herrühren, der sich bereits durch mehrere kleinere Aufsätze und Gedichte als ein denkender und poetischer Kopf vortheilhaft bekannt gemacht hat. Im Ganzen lässt sich von dem gröseren Werke, von dem die Vff. sprechen, nach diesem Versuche zu urtheilen, nicht viel erwarten, wenn es nicht etwa Hr. *Rösler* allein unternimmt, und dabey sorgfältig alle Anstösse gegen den reinen Geschmack vermeidet.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 8. August 1806.

ERDBESCHREIBUNG.

WEIMAR, im Verl. d. L. Induſtrie-Compt.: *Bibliothek der neueſten und wichtigſten Reiſebeſchreibungen* zur Erweiterung der Erdkunde. — Herausgegeben von *M. C. Sprengel*, fortgeſetzt von *T. F. Ehrmann*. — *Siebenzehnter* Band. 1805. 8. *Achtzehnter* Band. 1805. 8.

Der XVIIte Band enthält: I. *Johann Barrow's Reiſen durch die innern Gegenden des ſüdlichen Afrika in den Jahren* 1797. *und* 1798. Aus dem Engliſchen. *Zweyter* Theil. (410 S.) Für die Geographie iſt der brittiſche Beſitz des Vorgebirges der guten Hoffnung von 1795 — 1802. von groſsem Nutzen geweſen: denn ihm verdankt man das claſſiſche Werk des Hn. *Barrow* über dieſe Colonie, deſſen *erſter* Theil ſchon 1801. erſchien; ein Werk, das, wenn es auch nicht von Parteylichkeit und Spuren des brittiſchen Hochſinns frey geſprochen werden kann, doch neben dem Werke des Hn. *Percivals* für die ſicherſte Quelle ſtatiſtiſcher Nachrichten von dieſem Welttheile zu halten iſt, bis politiſche Rückſichten es dem neulich von daher zurückgekommenen bataviſchen General-Commiſſar de Miſt erlauben werden, ſein mitgebrachtes Tagebuch bekannt zu machen. Da der *erſte* Theil ſchon eine vollſtändige Beſchreibung der Colonie enthielt: ſo iſt die vorzügliche Abſicht des gegenwärtigen, die Wichtigkeit derſelben für eine Nation, die groſse Beſitzungen in Indien hat, zu zeigen, und ihre Wiedereroberung anzurathen. Seitdem iſt die Capſtadt im Januar 1806. von den Britten wieder eingenommen worden, und die vaterländiſche Regierung des Vfs. hat damit den von ihm angeführten Gründen Beyfall gegeben, wodurch das Buch an Intereſſe gewinnt. In dem *erſten* Kapitel oder der *Einleitung* werden verſchiedene der bisherigen Beſchreibungen und Karten kritiſirt. Von *Le Vaillant* wird behauptet, daſs er nicht über den Oranien-Fluſs, viel weniger bis an den Wendezirkel gekommen, und von *Sparrmanns* Karte, daſs ſie unter allen die fehlerhafteſte ſey. Das *zweyte* Kap. erzählt den *Streifzug des Vfs. gegen die Gränze des Kaffernlandes*, um die Unruhen, die in dem entfernteſten Theile der Colonie nach der Abreiſe des Lord Macartney vom Cap entſtanden waren, zu dämpfen. Die Hottentotten, durch das grauſame Betragen der holländiſchen Bauern gereizt, hatten ſich bewaffnet, und den Coloniſten vielen Schaden zugefügt. Die neuen Beſitzer der Colonie beſtraften das unbillige und unmenſchliche Verfahren der Bauern gegen die ihnen unterworfenen und unter ihnen anſäſſigen Hottentotten mit vieler Strenge, jedoch nach den im Lande beſtehenden Geſetzen. Nach dem Vf. giebt es keinen trägern, plumpern, unwiſſendern, ſelbſtſüchtigern Menſchen, als einen dortigen Coloniſten-Bauer. Die Hottentotten werden gerühmt, in Anſehung der Fähigkeiten und Gemüthsart den Malaienſklaven weit vorgezogen, obgleich man auf dem Cap anders urtheilt, und ſcheinen dem Vf. weit näher mit den Hindus als mit irgend einem andern Volke verwandt zu ſeyn. General Craig bildete ein militairiſches Corps aus 300 Hottentotten, die ſehr gut exerciren lernten, folgſam, reinlich und nüchtern waren. [Dieſes Corps iſt auch, ſeitdem die Britten 1802. das Cap verlaſſen haben, von den Holländern nicht aufgelöſt worden (denn Dr. Lichtenſtein iſt als Ober-Chirurgus bey dem Hottentotten-Bataillon angeſtellt), wodurch das vortheilhafte Urtheil von der Gelehrigkeit und Folgſamkeit der Nation, die aber eine gute Behandlung derſelben vorausſetzt, woran es die Holländer vor der Ankunft der Britten nur gar zu ſehr haben fehlen laſſen, beſtätigt wird.] Die Holländiſche Regierung hat auch die Herrenhuther-Miſſionarien, die unter dem Schutze der Britten nicht allein die Hottentotten, ſondern auch die Kaffern und Buſchhottentotten zu civiliſiren anfingen, unterſtützt. Dieſe ſind nach dem Bericht eines Miſſionars, der unter ihnen lebte, nicht ſo verworfene Menſchen, als ſie von den Reiſenden geſchildert werden. Mit den Kaffern hatte der Vf. an dem Sonntag- und Fiſch-Fluſſe Umgang, der aber wegen der ausgebrochenen Feindſeligkeiten beſchränkt war. Wenn den Nachrichten eines portugieſiſchen Sklavenhändlers zu trauen iſt (S. 142.): ſo haben die Portugieſen *nunmehr* (alſo vor nicht gar langer Zeit, und auch bey dieſer Nation findet ein Fortſchreiten Statt) eine Communication von Mozambique quer über das feſte Land bis an die Niederlaſſungen zu Congo, Loango und Benguela eröffnet, auf welchem ganzen Wege ſich Sklavenhändler feſtgeſetzt haben. Noch wichtiger iſt ein Auszug aus einem Berichte, den Commiſſarien, die von der Regierung 1801. ausgeſchickt wurden, um Zugochſen herbeyzuſchaffen, abſtatteten. Sie kamen in eine groſse und volkreiche Stadt eines Kaffernſtammes, den man Boſchooanas zu nennen pflegt. Die Stadt heiſst Leetakoo, und liegt nach S. 139. unter dem 20° 30′ ſüdlicher Breite und unter dem 27° öſtlicher Länge von Greenwich. Wenn wir damit was S. 137. von der Lage dieſer Stadt, und S. 143. von dem Wohnſitz einer andern Nation der Baroloos geſagt iſt, vergleichen: ſo iſt in den Breitengraden ein Schreib- oder Druckfehler, und 26° 30′ ſtatt 20° 30′ zu leſen. Mit

Recht kann man mehr Aufklärung über diese Stadt von dem Dr. Lichtenstein, der sowohl gegen Osten als Norden in Geschäften der holländischen Regierung die Colonie bereist hat, erwarten. Um die Operationen der zur Stillung des Aufruhrs abgeschickten brittischen Truppen zu befördern, und die Franzosen zu verhindern, dass sie keine Verbindung mit den rebellischen Bauern und den Kaffern unterhielten, waren eine Kriegsschaluppe und ein Proviantschiff in der Algoa-Bay, die auf den Karten gemeiniglich Zwartkops-Bay genannt wird, stationirt, und an dem Landungsplatz ein Blockhaus und andere Werke angelegt, wodurch die umliegende Gegend angebaut, und die Bewohner zu einem Verkehr ermuntert wurden, wovon sie vorher keine Begriffe hatten. Wenn auf die von dem Vf. erzählte Weise durch die Britten Wohlstand und Ruhe und klingende Münze über die gesammte Colonie sich verbreitete: so war die traurige Stimmung der Einwohner bey dem Abschiede der Britten sehr natürlich. Wie viel Wahres an diesem allen sey, werden wir vielleicht bey dem abermaligen Wechsel der Herrschaft bald erfahren. Denn so viele Achtung wir auch für den Vf. haben, so scheint er uns doch von den Vorurtheilen, die seiner Nation eigen zu seyn pflegen, nicht frey zu seyn. Das *dritte* Kap. handelt von der *militairischen Wichtigkeit des Vorgebirges der guten Hoffnung*. Diese wurde kurz vor dem Schluss des letzten Friedens von der ostindischen Compagnie in London so sehr bezweifelt, dass sie den Befehlshabern der in ihren Diensten stehenden Schiffe ausdrücklich verbot, auf ihrer Hin- oder Rückreise, wenn sie nicht indische Waaren nach den Cap zu bringen hätten, daselbst anzulegen. Der Vf. hält diesen Beschluss für albern, der, wenn er auch den starken englischen Matrosen nicht sehr schädlich seyn könnte, doch den Laskarn oder gebornen Indiern auf den brittischen Schiffen das Leben rauben würde. Er räth, hier ein Truppen-Corps in Bereitschaft zu halten, das zu Kriegsdiensten, es sey in Ost- oder Westindien, gebraucht werden könne. Sehr gründlich bestreitet er die Meinung (deren Falschheit dem brittischen Volke in dem letzten J. 1805. recht fühlbar geworden ist), dass man, wenn der Minister nur Geld herbeyschaffe, für dieses Geld schon Menschen bekommen könne. Soldaten müssten gebildet werden, ehe man mit ihnen etwas ausrichten könne. Das Cap sey der beste Platz, wo dieses für den auswärtigen Kriegsdienst geschehen könne. Das Klima sey gesund, die Nahrung wohlfeil, und die Lage erlaube mit Indien und Amerika einen schnellen und ununterbrochenen Verkehr. Die Festungswerke, welche der General Craig anlegte, werden beschrieben, und die am meisten angreifbaren Stellen, und von welcher Seite sie am vortheilhaftesten anzugreifen seyn, werden bezeichnet. Auf die neueren Nachrichten, die der Vf. hatte, gründet er die Vermuthung, dass das Cap den Engländern leicht zum zweytenmal in die Hände fallen könnte. Die Vermuthung ist eingetroffen, die Capstadt erobert, und die Engländer sind wiederum in dem Besitze dieser nach *Barrow's* Darstellung für die Britten höchst wichtigen Colonie, die sie, seiner Meynung nach, nie wieder herausgeben dürften; ein Umstand, der den ohnehin problematischen Frieden sehr erschweren muss. Vielen Vorrath an Getreide fanden die Britten in der Stadt nicht. Denn das im Januar und Februar eingeärntete Korn wird erst in den nächstfolgenden zwey Monaten nach der Capstadt geschickt (S. 215.). Das *vierte* Kap. zeigt die *Wichtigkeit des Vorgebirges als Station für die Seefahrer*. Den Holländern sey es unmöglich, in einem Striche vom Texel nach Batavia zu segeln, ohne irgendwo anzuhalten; den Britten sey unter allen Nationen am wenigsten daran gelegen, auf langwierigen Seereisen in einen Hafen einzulaufen und Erfrischungen einzunehmen. Indessen sey doch zu wünschen, dass auf den Seefahrten nach Indien den Britten ein Hafen offen stände, dessen sie sich zur Zeit der Noth und Gefahr bedienen könnten. Als solcher sey das Cap der portugiesischen Colonie am Rio Janeiro und der Insel St. Helena weit vorzuziehen. Die Regierung könne auch daselbst das Schiffsvolk grosentheils von solchen Nahrungsmitteln, die auf dem Cap erzeugt werden, mit dem vierten Theil weniger Kosten als auf jeder andern Station unterhalten. Von allen Bayen der Colonie, deren sie an der West- und Südküste verschiedene habe, sey die Saldanha-Bay die vorzüglichste, ausgenommen, dass weder Strom noch Quelle in der Nähe sey, jedoch könne aus dem Bergstrom, der nie austrocknet, mit einem Aufwande von 10000 Pfd. Sterl. frisches Wasser hieher geleitet, und die Zinsen des Capitals durch Erhöhung des Hafengeldes aufgebracht werden, wozu sich die Schiffe gern verstehen würden, die in dieser Bay zu allen Jahrszeiten und bey allen Stürmen Schutz und Schirm finden würden. — Das *fünfte* Kap. enthält wichtige und aus den besten Quellen geschöpfte *Nachrichten über den Handel der Colonie* von 1799 bis 1802., und zeigt, dass sie auch in der Hinsicht von Bedeutung sey. Die vorzüglichsten Producte, die theils an Ort und Stelle verzehrt, theils exportirt werden, werden namentlich aufgeführt, und die Quantität und der Werth derselben berechnet. Der ganze Werth derselben betrug in den genannten 4 Jahren 300925 Rthlr. Hingegen wurden an Waaren aus Europa, Indien und Amerika in den nämlichen Jahren importirt für 5,977,535 Rthlr. Die Colonie würde zu Grunde gegangen seyn, wenn nicht die Armee und Flotte so viel verzehrt hätten, dass am Ende 114677 Rthlr. von der Colonie und den Kaufleuten gewonnen wurden. Ihr Handel könnte sehr erweitert werden, wenn das Cap das Centraldepot für die Seefahrer würde, die sich mit dem Wallfischfang in den südlichen Gewässern beschäftigen, und die vom Parlamente zur Aufnahme dieses Gewerbes bewilligten Prämien auch den Bewohnern des Vorgebirges zu Theil würden. Beyläufig einige Nachrichten von dem Wallfischfang, der von Milford in Neuschottland aus in den südlichen Gewässern betrieben wird; welche Stadt, der Meinung des Vfs. zufolge, nach Verlauf eines halben Jahrhunderts einer der grösten und ansehnlich-

lichſten Seehäfen ſeyn wird, die Groſsbritannien im Auslande beſitzt. (Wir haben den Ort auf engliſchen Karten, aber nicht in deutſchen geographiſchen Handbüchern bemerkt gefunden.) Das *ſechste* Kap., oder die *topographiſch-ſtatiſtiſche Beſchreibung der Colonie*, iſt unſtreitig die zuverläſſigſte, welche wir beſitzen, und macht der liberalen Denkungsart der Britten, die dergleichen Nachrichten dem Publicum nicht vorenthalten, Ehre. Die Volksmenge in der ganzen Colonie betrug 1798. nicht mehr als 61947 Köpfe, unter denen 25754 Sklaven, 14447 Hottentotten, die übrigen 21746 Chriſten waren. Schweine werden nur allein im Cap-Diſtrict gehalten und auch hier ſind nur 758 Stück. Weinſtöcke ſind in dieſem und Stellenboſch-Diſtrict, Rindvieh und Schafe am zahlreichſten in Graaf Reinet, wo die Einwohner ein beynahe nomadiſches Leben führen, und wenig Landbau treiben. Lord Macartney errichtete einen Fond für einen Geiſtlichen und legte den Grund zu einer Kirche, um die rohen Bauern zu civiliſiren. Allein ſie verjagten den Geiſtlichen, ehe die Kirchenmauer fertig war. Würde der Lord nicht beſſer gethan haben, wenn er einen Fond für eine Schule geſtiftet hätte? Denn nach S. 370. iſt in der ganzen Colonie keine öffentliche Schule. Die Stiftung einer Schule empfiehlt der Vf., der mehrere Vorſchläge zur Aufnahme der Colonie, ſie mag übrigens eine holländiſche oder brittiſche ſeyn, gethan hat, als das erſte und dringendſte Bedürfniſs. Die Karte ſtellt die Halbinſel vor, auf welcher die Capſtadt liegt.

II. *F. A. Michaux's*, M. D., Mitglieds der naturhiſtor. Geſellſchaft zu Paris u. ſ. w., *Reiſe in das Innere der nordamerikaniſchen Freyſtaaten weſtwärts der Alleghany-Gebirge.* Aus dem Franzöſiſchen. Mit einigen Zuſätzen und Anmerkungen von *T. F. Ehrmann.* Mit einer Karte. (250 S.) Wenn man dieſe ſehr intereſſante Reiſe lieſt, muſs man die hinzugefügte Karte von den vereinten Staaten vom 42 bis 30° Nordbreite vor Augen haben, weil darauf die zur Zeit noch wenig bekannten Landſchaften, Diſtricte und Oerter weſtwärts der Alleghany-Gebirge gezeichnet ſind. Der Vf. machte die Reiſe 1802. unter dem Schutze des Miniſters des Innern Hn. *Chaptal*, und ſie kann als ein Bericht an ſeinen Gönner oder gar an ſeinen Mandanten angeſehn werden. Wahrſcheinlich erlitt er, ehe er in das Publicum kam, einige Abkürzungen. Wenigſtens muſs man bedauern, daſs der Vf. nicht mehr von ſeinen Beobachtungen mittheilte. Er ſchiffte ſich im Auguſt 1801. zu Bordeaux ein, und kam im October zu Charlestown an. Das gelbe Fieber, welches damals in der Stadt wüthete, und jedes Jahr hier wie zu Savannah die drey Sommermonate lang herrſcht, verſchonte auch nicht unſern Vf., der nach ſeiner Geneſung ſich in dem botaniſchen Garten 10 Meilen von der Stadt, den ſein Vater angelegt hatte, beſchäftigte, Samen ſammelte, und ſich mit den Gegenden von Nieder-Carolina bekannt machte, wo er inskünftige ärnten könnte. In Neu-York und Philadelphia knüpfte er Bekanntſchaften mit den Botanikern an, deren Namen aber zuweilen falſch geſchrieben ſind, als S. 22. leſe man *Vaughan* und *Bartram* ſtatt *Waughan* und *Bortram*. Bis an das Ufer des Schuylkill, 4 Meilen von Philadelphia, ſind die Pflanzen aus Neu-Holland gebracht, wo ſie in dem prächtigen Garten des Hn. Hamilton mit vielen andern einheimiſchen und auswärtigen prangen. Trotz des verheerenden gelben Fiebers nimmt die Volksmenge in *Philadelphia* mit jedem Tage (lies *Jahre*) zu. Sie wird jetzt auf 70000 geſchätzt. Arme trifft man gar nicht an, und keiner trägt in ſeiner Kleidung Kennzeichen des Elends an ſich. Poſtwagen, die bis 1802. gegen Süden nicht weiter als bis Petersburg in Virginien gingen, gehen ſeit jenem Jahre bis Charlestown, und man kann von Boſton bis Savannah, d. i. 1200 Meilen (engl.), auf Poſtwagen reiſen. Die hohe Vorſtellung, die dieſe und andere Nachrichten von dem amerikaniſchen Wohlſtande erregen, wird aber wieder herabgeſtimmt, wenn man bald nachher lieſt, daſs eine Anzahl von 7 oder 8 Häuſern ſchon eine Stadt genannt wird; daſs in den meiſten Städten und auf dem Lande faſt alle Häuſer aus Bretern beſtehen; daſs ſieben Zehntel der Einwohner in den mittlern und ſüdlichen Staaten 70 bis 80 Meilen von dem Meere in ſogenannten Loy-Häuſern d. i. Häuſern von Baumſtämmen, ohne Fenſter, und mit Thüren ohne Schlöſſer wohnen; daſs die Wirthshäuſer äuſserſt ſchlecht ſind; daſs die Landleute in den innern Gegenden dem Trunke ſehr ergeben ſind, u. dgl. m. Die Poſtwagen von Philadelphia nach den weſtlichen Provinzen hören bey *Shippensburg*, 160 Meilen von Pittsburg auf, und man muſs entweder zu Fuſs gehen oder ein Pferd kaufen, das man in Pittsburg nur um die Hälfte wieder verkaufen kann. *Pittsburg* iſt die Niederlage der Waaren, die von Philadelphia und Baltimore zur Verſorgung der Staaten von Ohio, Kentucky und der Niederlaſſung zu Natches am Miſſiſippi in Louiſiana abgeſchickt und der Producte, die in den zahlreichen Niederlaſſungen am Alleghany- und Monongahela-Fluſſe, welche beide hier den Ohio bilden, erzeugt werden, um auf dem Ohio und Miſſiſippi weiter transportirt zu werden. Die Rückfrachten nach Philadelphia und Baltimore beſtehen in Pelzwerk und Schinſeng oder Ginſeng, wovon S. 139. ausführlich gehandelt wird. In Pittsburg und am Ohio werden groſse Schiffe gebaut, die mit Landesproducten nach Neu-Orleans fahren, und Reiſen auf dem Weltmeere machen. Durch den Handelsverkehr hat die Bevölkerung in den drey neuen weſtlichen Staaten *Ohio*, *Kentucky* und *Teneſſee* ſo zugenommen, daſs, wo man vor 30 Jahren kaum 3000 Menſchen zählte, jetzt über 400000 leben. *Wie blühend*, ſetzt der Vf. hinzu, *müſſen nicht dieſe weſtlichen Gegenden werden, und welchen neuen Schwung muſs durch die Vereinigung Luiſiana's mit den amerikaniſchen Gebiete, Bevölkerung, Handel und Ackerbau nehmen!* (S. 56.) Der Vf. reiſte in Geſellſchaft eines Pflanzers aus dem Staate Vermont, der die Gegend um den *Taſus-Fluſs*, der zwiſchen dem 32 und 33° nördl. Breite in den Miſſiſippi fällt, in Augenſchein nehmen wollte, um ſich daſelbſt niederzulaſſen, den Ohio herunter bis *Limeſtone*.

Nir-

Nirgends erhalten die Bäume eine ſo grofse Stärke und Höhe als an den Ufern des *Ohio*, nirgends iſt der Boden fruchtbarer. *Mariette* iſt der Hauptort im Staate Ohio, vor 15 Jahren erbaut, wo man zuerſt Schiffe baute, die mit Landesproducten nach Jamaica ſegelten, welchem Exempel nachher andere Städte am Ohio gefolgt ſind. Die Urſache des ſchlechten Zuſtandes, worin ſich die Franzoſen, welche ſich am *Scioto*, nicht weit von *Gallipolis*, niedergelaſſen haben, befinden, ſetzt der Vf., ſelbſt ein Franzoſe, darein, daſs *die Franzoſen bey weitem nicht ſo thätig ſind, als die Amerikaner und Deutſchen.* Das ſchöne Land von Pittsburg bis Louisville hat ſo ſehr ſeinen Beyfall, daſs er ausruft (S. 95.): *Hätte ich kein Plätzchen, keinen Augenblick würde ich anſtehen, vor allen andern Gegenden hier mein Hüttchen aufzuſchlagen.* In Kentucky beſuchte der Vf. Lexington und Frankfurt. Jene Stadt, die älteſte der drey Staaten, iſt 1780. angelegt, und die blühendſte, wenn gleich in dieſer der Sitz der Regierung iſt. Sieben Zehntel der Fabrikwaaren, welche Kentucky und die übrigen vereinten Staaten verbrauchen, führt England ein. Muſſeline, Nankins, Thee u. ſ. f. holen amerikaniſche Schiffe aus Indien, die aus den Antillen Kaffe und rohen Zucker bringen. Die Verſuche, die man in Kentucky mit dem Weinbau gemacht hat, ſind nicht ſo ausgefallen, daſs die franzöſiſchen Weinhändler befürchten müſſen, ihre amerikaniſchen Kunden zu verlieren. Viel eher mag den Fabrikanten in Birmingham, Sheffield und andern Fabrikſtädten Englands eine ſolche Furcht anwandeln. Denn wird nicht die Wohlfeilheit der Lebensmittel und der hohe Arbeitslohn (beides iſt in den weſtlichen Staaten gröſser als in den öſtlichen) Handwerker und Künſtler aus den durch Krieg und ſchlechte Verwaltung heruntergekommenen Ländern Europens herbeylocken? Obgleich Kentucky Mangel an Waſſer hat, und an vielen Stellen nicht urbar gemacht werden kann: ſo iſt doch die Bevölkerung, welche 1782. nur 3000 Köpfe ſtark war, 1800. zu 220000 geſtiegen. Durch die zunehmende Volksmenge ſind die Elennthiere und Biſons, welche hier ſonſt ſehr gemein waren, ganz verſchwunden. Vielleicht wird den Bären, Wölfen, wilden Truthünern u. a. ein gleiches widerfahren. Der Weizenbau iſt der wichtigſte Handlungszweig, und es geht viel Mehl den Ohio und Miſſiſippi hinunter nach Neu-Orleans. Die ungeheure Menge von Pfirſchen wird zum Branntwein verwendet. Auf die Pferdezucht legt man ſich ſtark; aber der Vf. iſt doch der Meinung, daſs in den vereinten Staaten kein Zugpferd anzutreffen ſey, das einem franzöſiſchen aus der Picardie an die Seite geſtellt werden könnte. Schafe zieht man wenig. Am meiſten haben ſich die Schweine vermehrt. Von den ſchwärmeriſchen Verſammlungen der Methodiſten und Wiedertäufer lieſt man S. 160. 161. einige Nachrichten. Es ſind dieſes die ſogenannten *big meetings*, von denen *Velthuſen* in *Maurerey und Chriſtenthum gegen einander über geſtellt*, Bd. I. S. 132—141. aus Briefen ein mehreres berichtet hat. Ueber die Barrens in Kentucky, die man ſich nicht als Heiden oder Steppen, ſondern als Auen oder Wieſen und Weiden vorſtellen muſs, reiſte der Vf. nach *Naſheville* in *Tenneſſee*. Obgleich hier weder Fabriken noch öffentliche Anſtalten ſind: ſo wird doch wöchentlich eine Zeitung gedruckt; Denn Zeitungen oder periodiſche Blätter ſind zur Zeit noch das einzige Product, welches die Druckerpreſſen jenſeits der Alleghany-Gebirge in mehr als einem Orte in Tenneſſee, und wenigſtens in einem in Kentucky, nämlich zu Lexington, liefern. Baumwolle iſt der vornehmſte Handlungs-Artikel, der auch den Ohio herauf nach Pennſylvanien und Virginien geſchickt wird, die ſüdlichen und mittlern Staaten, obgleich von einander ſehr entfernt, verbindet, und Veranlaſſung geworden iſt, daſs eine Straſse nach Natches durch dicke Wälder, wo ſonſt nur ein Fuſsſteig war, geöffnet iſt, ſo daſs man künftig von Boſton nach Neu-Orleans eine Strecke von mehr als 2000 engl. Meilen fahren kann. In Weſt-Point, einem Fort auf den Cumberlandgebirgen, oder denen, worauf der Cumberlandfluſs, der zu den Ohio's-Strömen gehört, entſpringt, haben die vereinigten Staaten eine Compagnie Soldaten poſtirt, theils um die Tſcherokeſen in Reſpect zu erhalten, theils um ſie und andere Indianer gegen die Amerikaner zu ſchützen, die in ihrem Betragen gegen ſie nur gar zu oft vergeſſen, daſs ſie die Ankömmlinge und die Indianer die Ureinwohner ſind. *Knoxville*, die Hauptſtadt in Tenneſſee, hat, wie faſt alle Städte dieſer drey werdenden und ſich immer mehr emporſchwingenden Staaten den meiſten Verkehr mit Philadelphia und Baltimore. Die überhandnehmende Induſtrie in Verfertigung der Baumwollenzeuge, die von der Regierung ermuntert wird, wird den Abſatz der engliſchen Manufacturwaaren vermindern. Man unterſcheidet ſchon jetzt Oſt- und Weſt-Tenneſſee, die in Zukunft beſondere Staaten nach Vertreibung der Tſcherokeſen ausmachen werden. Der Vf. ging von *Jonesborough* über die Gebirge, welche Tenneſſee von Nord-Carolina trennen, und für die höchſten der Alleghanys gehalten werden, nach *Morganton* in Nord-Carolina, und durch die Grafſchaft *Lincoln*, die faſt von lauter Deutſchen bevölkert iſt, welche viel wohlhabender ſind, als urſprünglich engliſche Familien, über *Columbia* zurück nach *Charlestown*. Einige Bemerkungen über das hohe und niedere Land der beiden Carolinen machen den Beſchluſs dieſer Reiſe, die, wenn ſie gleich keine volle 4 Monate in den weſtlichen Staaten gedauert hat, doch mit vieler Umſicht nach der natürlichen Beſchaffenheit der Länder, und nach den ländlichen Beſchäftigungen der Einwohner geſchehen iſt. Die Anmerkungen des Ueberſ. haben uns nicht ſo wichtig geſchienen, als die in den Zuſätzen S. 237—250. angehängten, aus öffentlichen Blättern und Zeitſchriften ausgehobenen, Berichte, welche ſämmtlich die grofse Thätigkeit in den vereinigten Staaten verkünden.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 9. August 1806.

ERDBESCHREIBUNG.

WEIMAR, im Verl. d. L. Industria-Compt.: *Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen* zur Erweiterung der Erdkunde. — Herausgegeben von *M. C. Sprengel*, fortgesetzt von *T. F. Ehrmann* u. s. w.

(*Beschluss der in Num.* 189. *abgebrochenen Recension.*)

Der XVIIIte Band ist gleichfalls dem Vorgebirge der guten Hoffnung gewidmet, und enthält: 1. Capit. *Robert Percival's Beschreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung nach seinem ehemaligen und jetzigen Zustande in historischer, geographischer, topographischer, statistischer und commercieller Hinsicht.* Aus dem Englischen. Herausgegeben und mit einer Einleitung und Anmerkungen begleitet von *T. F. Ehrmann.* 1805. (LXXXIV u. 456 S.) Der Vf. ist aus der Beschreibung von Ceylon als ein sorgfältiger Beobachter, der seine vom Kriegsdienste übrigen Stunden auf eine für die Erweiterung der Erdkunde vortheilhafte Art anzuwenden weiss, bekannt, und der Ruhm, den er sich durch jenes Buch erworben hat, geht durch das gegenwärtige nicht verloren. Er kam den 1. August 1796., als das Jahr vorher das Cap von den Britten eingenommen war, mit dem 19ten Regimente, zu welchem er gehörte, in der falschen Bay an, und musste, obgleich seine Bestimmung Ostindien war, bis zum 20. September auf dem Cap verweilen, weil die Dienste seines Regiments, um den holländischen Admiral Lucas zur Uebergabe seiner Flotte, mit welcher er in die Saldanha-Bay eingelaufen war, zu zwingen, gefordert wurden. Das zweyte Mal auf seiner Rückreise von Ostindien im J. 1800. landete er als Passagier, und den Aufenthalt von 6 Wochen, während welcher er von Militärdiensten frey war, benutzte er zur Umsicht in der Stadt, Einsammlung mancherley Nachrichten und zu Excursionen in die umliegenden Gegenden, so wie er auch das erstemal, so viel als der Dienst es erlaubte, auf der Jagd sich mit dem Lande bekannt zu machen suchte. Von seinem Buche spricht er mit vieler Bescheidenheit, bittet die etwa eingeschlichenen Irrthümer zu entschuldigen, zu bedenken, dass der Kriegsdienst, seine Haupt- und die Verfertigung des Buchs nur Nebenbeschäftigung gewesen sey, versichert übrigens, nichts niedergeschrieben zu haben, als was er aus eigener Erfahrung wisse, oder von glaubwürdigen Einwohnern gehört habe. Wir haben nun zwar nicht viel neues und von andern unbemerktes in der Beschreibung gefunden; die unnöthigen Wiederholungen einer und derselben Sache machen auch das Lesen zuweilen langweilig: indessen findet man ausser andern guten Nachrichten manches von der Eroberung des Caps 1795. berichtet, was hauptsächlich jetzt, da diese Colonie aufs neue in die Hände der Britten gefallen ist, anzieht, und ein erhöhtes Interesse hat. Auch einzelne Züge von dem Heldenmuthe der brittischen Matrosen, dergleichen der S. 91. erzählte ist, dass sie ihre Musketen von sich warfen, um die Holländer desto geschwinder einzuholen und anzugreifen, wobey sie überlaut schrieen, sie wären nicht gewohnt, ihr Gewehr hoch zu tragen, gefallen, und charakterisiren die Helden von Trafalgar und wo sie sonst ihre Feinde zu erreichen im Stande gewesen sind. Dass ein brittischer Officier, der oft selbst Zeuge gewesen ist von dem unerschrockenen Muthe seiner Landsleute, mit Entzücken davon spricht, kann nicht befremden, man müsste denn zu den Zeitungsschreibern in Paris gehören, die neulich den Britten den Ruhm, eine kriegerische Nation zu seyn, streitig machten. Ja, ihm ist auch die Heftigkeit, womit er von den Feinden seines Vaterlandes, oder eigentlich von einem Hauptfeinde, der die übrigen Mächte in Europa nöthigt, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen, spricht, zu entschuldigen. Weniger ist es zu billigen, dass sein Nationalstolz ihn zu offenbar falschen Behauptungen verleitet, und ihm die Thaten seiner Nation in einem irrigen Lichte zeigt, z. B. dass das milde und wohlthätige Verfahren der brittischen Regierung immer von allen Völkern gepriesen und beneidet sey (S. 320.), dass England das Gleichgewicht der Macht aufrecht erhalten und bisher immer verhütet habe, dass die Mächte des festen Landes einander noch nicht haben auffressen können (S. 320.), dass die Engländer vermöge ihrer Erziehung und Sitten vielleicht einen tiefigern Abscheu vor allem Sklavenwesen hegen, als irgend ein anderer Volksstamm auf Erden, und dass, wenn das Cap jemals wieder in englischen Besitz käme, die Sklaverey gänzlich und unverzüglich aufgehoben werden würde (S. 331.) u. dgl. m.

Die brittische Verwaltung der Colonie während der sieben Jahre, dass die Britten im Besitz waren, wird von dem Vf. eben so vortheilhaft geschildert, als von Hn. *Barrow*; sie sey für die Colonie sehr wohlthätig gewesen, habe die Einwohner mit Kenntnissen mancherley Art bereichert, habe die bessere Benutzung des Bodens und der Producte befördert, sey äusserst human gewesen, habe die Tortur abgeschafft, alle Torturgeräthe vernichtet, den Richtplatz an einen Abort verlegt, u. s. w. Wenn sich dieses wirk-

wirklich so verhält, worüber wir indeſs keine andern als einseitigen Zeugniſſe haben: so ist zu verwundern, daſs das Volk in der Capstadt, und noch mehr das im Distrikt Graaf Reynet, wie der Vf. selbst gesteht (S. 407.), einen so groſsen Widerwillen gegen die englische Regierung bewiesen habe. Er sucht den Grund davon am a. O. anzugeben. Was er aber S. 227. nur beyläufig anführt, scheint mit mehrerem Rechte als eine Ursache der entstandenen Unruhen anzusehen zu seyn. Sir Georg Young, in dessen Verwaltungs-Periode die Unruhen ausbrachen, führte das Jagdrecht ein, und zwang einen Jeden, einen Erlaubniſsschein zu lösen, ehe er eine Vogelflinte gebrauchen durfte. Wahrscheinlich hat dieser Eingriff in die natürlichen Rechte der Einwohner groſses Mifsvergnügen und sogar Aufstand erregt. Darin ist der Vf. mit *Barrow* derselben Meinung, daſs das Vorgebirge als ein Erholungsplatz auf der Reise nach Indien, der wegen seines gesunden Klima's und frischen Lebensmittel vorzüglich geeignet ist, die nach Indien bestimmten Soldaten an ein wärmeres Klima zu gewöhnen, und zum Dienste daselbst zu stärken, von den Britten wieder erobert werden müſse, und daſs, wenn es den Batavern verbliebe, es doch mehr eine französische als batavische Colonie seyn würde, von welcher in Vereinigung mit den Inseln Reunion und Frankreich dem englischen Handel viel Schaden zugefügt werden könnte.

Ein groſser Theil des Buchs beschreibt das häusliche Leben und den Charakter der Einwohner in der Stadt und auf dem Lande. Auch in diese Beschreibung, obgleich sie im allgemeinen wahr seyn mag, mischen sich die Vorurtheile, womit der Engländer seine Nation über alle andere erhebt, und den ihm abtrünnig gewordenen Holländer betrachtet. Ihm zufolge ist der Colonist ein geistloses, schläfriges, ungeselliges, äuſserst unthätiges und langsames Geschöpf, das seine Zeit mit Essen, Tabakrauchen und Schlafen zubringt (S. 369.). Die Schilderung ist übertrieben, so wie die von dem Mutterlande (S. 317.), daſs völliger Mangel an Grundsätzen daselbst herrschend, Geiz die einzige Leidenschaft, Reichthum das einzige Verdienst sey. Den Einwohner in der Stadt übertrifft aber der Bauer um Plettenberg- und Algoa-Bay, und überhaupt in den innern Districten, an Plumpheit, Unwissenheit und Trägheit. Daſs die Wohnungen dieser Bauern so schmutzig und unreinlich sind (S. 277.), würde mehr auffallen, wenn nicht ein groſser Theil von ihnen keine ursprünglichen Holländer, sondern von der verworfensten Klasse der Deutschen wären. Vielleicht übertreibt auch hier der Britte, der sogar die von allen Reisenden gerühmte Gastfreyheit der Landleute aus einer unlautern Quelle der Prahlerey herleitet (S. 307.). Die den Colonisten vorgeworfenen Fehler ist der Vf. sehr geneigt, als eine Folge der verdorbenen Regierung und der übel verstandenen Politik des Mutterlandes anzusehn (S. 287.), und sein Hafs gegen diese kann ihn auch bey der Betrachtung jener verblendet haben. Den Hottentotten ertheilt er ein groſses Lob, worin er gleichfalls mit *Barrow* übereinstimmt, und er glaubt, daſs, wenn sie besser behandelt würden, als bisher die Holländer gethan haben, die sie äuſserst verachtet, unterdrückt und keines Versuchs, sie zu civilisiren, werth gehalten haben, sie zur Industrie geweckt, und der Colonie von groſsem Nutzen seyn könnten; sie hätten, so oft sie mit andern Detaschements wider die Kaffern und Buschmänner ausgeschickt wären, sich getreu, folgsam und herzhaft bewiesen (S. 126.). Selbst die Buschmänner oder Buschhottentotten könnten bey einer gelindern Behandlungsart civilisirt werden, und ihr äuſseres Ansehn gäbe keine grausame, verstockte und wilde Gemüthsart zu erkennen (S. 129.). Von den Sklaven in der Stadt, der Eintheilung derselben nach den Nationen, der Art, wie sie behandelt werden, wird vieles beygebracht (S. 380 ff.); von einem Sklavenmarkte finden wir nichts erwähnt. Der Vf., obgleich kein Naturforscher, übergeht nicht die Producte des Landes. Der Wein, den Constantia-Wein ausgenommen, der aber sehr selten ist, war für den englischen Gaumen zu leicht und kraftlos, der Franzbrantwein wurde sogar von den brittischen gemeinen Soldaten verschmäht. Die Schuld liegt an der schlechten Zubereitung (S. 247.). Daſs Zuckerrohr in vielen Gegenden der Colonie wild wachse (S. 257.), war uns eine so neue Nachricht, als daſs die Cochenillepflanze, der Baumwollenstrauch und Kaffeebaum ganz gemein seyen (S. 265.). Wir halten aber diese Nachrichten für falsch, und loben Hn. *Ehrmann*, daſs er sie in der Einleitung, welche eine fleisig ausgearbeitete Beschreibung des Vorgebirges enthält, nicht aufgenommen hat. Der Vf. hat zu wenig seine Vorgänger benutzt, und vielleicht nur einen kleinen Theil von dem, was über das Cap geschrieben ist, gelesen. Hätte er mehr Belesenheit: so würde er nicht behauptet haben (S. 201.), daſs die Holländer keinen Versuch von Bedeutung gemacht hätten, um Mineralien zu entdecken, und daſs bey der Colonie nie ein Grubenarbeiter gebraucht sey. Die Versuche, Kohlen zu finden, die Lord Macartney machen liefs, sind nach der Meinung Sachverständiger zu geschwinde aufgegeben, indem man nicht einmal die Güte der entdeckten Kohlen gehörig geprüft hätte (S. 396.). Die Thatsachen, die von den Anfällen der Hyänen und Wölfe auf Menschen und Thiere in der Nähe der Capstadt erzählt werden (S. 194.), geben dem Vf. Gelegenheit, über die Unthätigkeit der Colonisten zu declamiren, und S. 215. wiederholt er dieselbe Bemerkung, daſs Hyänen und Wölfe sich überall in Menge finden und vielen Schaden thun. Der Einleitung des Hn. *Ehrmann* ist schon Erwähnung geschehen, seine Anmerkungen sind sehr sparsam.

II. *Robert Semple's Schilderung von dem Vorgebirge der guten Hoffnung* u. s. w. haben wir bey der Recension des Originals im Jahrg. 1805. Nr. 306. angezeigt.

Von den folgenden, in den letztern zwey Jahren sehr rasch auf einander gefolgten, Bänden werden wir nächstens Bericht erstatten.

1) Thal Ehrenbreitstein, in d. Gebra'schen Hofbuchh.: *Reise auf dem Rhein von Mainz bis Düsseldorf.* Von *Jos. Greg. Lang.* — *Zweyte* verb. u. verm. Aufl. *Erster* Th. 266 S. *Zweyter* Th. 390 S. 8. 1805. Mit einer Karte vom Rheinstrom, von Mainz bis Düsseldorf, einem Plane von Hoche's Uebergange über den Rhein, und acht Ansichten von Gegenden am Rhein. (3 Rthlr. 20 gr.)

2) Andernach, b. Lassaulx u. Heckmann: *Erinnerungen von meiner Reise auf dem Neckar und Rheine, nebst Bemerkungen.* Von *Joh. Jak. Richter.* — *Erstes* Bändchen. 1805. X u. 195 S. 8. (18 gr.)

3) Ohne Druckort: *(Joh. Gottl. Schulz) Wanderungen, Kreuz- und Querzüge eines Reisenden an den Ufern des Rheins, mit Episoden.* 1805. VI u. 344 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Nr. 1. Der *erste* Theil der ersten Ausgabe, die ohne den Namen des Vfs. erschien, ist in unserer A. L. Z. 1790. Nr. 220. angezeigt worden. Dass Hr. *Lang* diese Ausgabe *vermehrte*, können wir zugeben; aber, ob er sie auch *verbesserte*, ist eine Frage, die wir verneinen müssen. Denn erstlich finden wir in Ansehung der Schreibart und der Einkleidung noch das Nämliche zu tadeln, was der Rec. der *ersten* Ausgabe schon getadelt hat. Der hie und da gemachten Aenderungen ungeachtet (wovon manche wohl für Verbesserungen gelten können) ist es im Ganzen noch dieselbe ungleiche, holperige, in Bedeutungen einzelner Wörter verfehlte, tautologische Schreibart, dieselbe Empfindeley, die in der ersten Ausgabe herrschte. Und dann die Sachen! — Allerdings gab dem Vf. der neue Besitzstand des linken Rheinufers Gelegenheit zu mehrern Zusätzen und nothwendigen Aenderungen; allein wie wenig Sorgfalt er angewendet habe, das, was er im J. 1789. drucken liess, im J. 1805. zu revidiren, davon ist im *ersten* Theile S. 241 bis 257. der Artikel *Neuwied* ein auffallender Beweis. Viele, diese Stadt betreffende Angaben sind falsch. Dieses gilt besonders auch von der dasigen Brüdergemeinde. Keiner von unsern Lesern, der eine Brüdergemeinde gesehen hat, wird sich bey der Beschreibung, die er hier von der in Neuwied befindlichen liefet, des Lachens enthalten können; und wer noch keine gesehen hat, bekommt entweder eine ganz verkehrte, oder so gut wie gar keine Idee davon. Um nur einige Belege zu unserer Behauptung in Ansehung der die Stadt Neuwied betreffenden Angaben beyzubringen: so werden, bey Aufzählung der verschiedenen Religionsparteyen, Mennoniten zu Wiedertäufern und Mennoniten gemacht, und es werden die nicht existirenden Quäker beygefügt. In der Kirche der Brüdergemeinde hat der Vf. Stühle gesehen, deren es, einige wenige ausgenommen, ganz und gar keine giebt, da die Zuhörer von beiden Geschlechtern auf Bänken sitzen. Der bekannte Ebenist *Röntgen*, von dem gesagt wird: „Dieser industrieuse Künstler habe schon die ersten Höfe in Europa mit seinen *unnennbar schönen* (ein unnennbar schöner Ausdruck!) und fleissigen Arbeiten *befriedigt*", und bald darauf: „er habe sich (durch seinen Handel) *wirklich* ein beträchtliches Vermögen *zugelegt*", hat, gegen die Angabe unsers Vfs., seine Fabrik schon im Revolutionskriege eingehen lassen. Da er sich einmal über die Erziehungsanstalten (woran Neuwied in der That reich ist) umständlicher verbreitete: so hätte er noch einige nennen können. Dass in Neuwied nur den Reformirten, und nicht auch den Katholiken und der Brüdergemeinde, der Gebrauch der Glocken erlaubt sey, ist in dem Vorberichte zum *zweyten* Theile widerrufen. Auszeichnung verdient in diesem *zweyten* Theile die Beschreibung eines *Holzflosses*, wie sie im Frühjahr in der Gegend von Andernach zusammengesetzt werden, und worauf der Vf. selbst eine Reise nach Dordrecht, dem gewöhnlichen Orte ihrer Bestimmung, unternahm (S. 16—68.); eine solche Holzinsel, ihr Bau, ihre Bemannung, die Kunst, sie zu steuern, ist allerdings ein interessanter Gegenstand. — Die Karte vom Rheinstrome ist so wenig, als die bey der ersten Ausgabe befindliche, mit der Gradmessung oder Meilenbestimmung versehen, aber doch wenigstens gut gestochen. Desto weniger empfehlen sich die acht Ansichten von Rheingegenden, es sey durch Zeichnung oder Stich. Sie gehören auch eigentlich nicht zu dieser Reise, sondern sind eine blosse Zugabe des Verlegers, der sie füglich hätte weglassen können.

Der Vf. von Nr. 2. nennt sein Werkchen selbst ein *winziges* Wesen, und darin wollen wir ihm nicht widersprechen. Wir lassen ihm aber dabey die Gerechtigkeit widerfahren, dass, bey einer etwas gebildetern Schreibart, er sich da, wo er Naturscenen u. s. w. schildert, nicht so viel Empfindeley, als der Vf. von Nr. 1., hat zu Schulden kommen lassen, obgleich diese *Erinnerungen*, ihrem Hauptinhalte nach, zu der Klasse der sentimentalen gehören. Die Rubriken sind: Neckarfahrt von Heilbronn nach Heidelberg und Mannheim; die Bergstrasse und Frankfurt; Mainz; Rheingau. Am Schlusse verspricht Hr. *Richter* ein *zweytes* Bändchen, von dessen Erscheinung wir nichts weiter erfahren haben.

Nr. 3. Den Namen des Vfs. findet man am Ende des letzten Briefes, und aus einer Stelle (S. 23.) sieht man, dass er ein Sachse ist. Er hat die Gabe, leicht zu erzählen, ohne dass jedoch die Sprache überall hinlänglich gefeilt wäre. Es kommen nicht nur rheinische Idiotismen vor, wie *Räpsöl*, häufiger *Rapsöl*, statt Rüböl; *Herbst* st. Weinlese; *Gebäulichkeiten* st. Gebäude (einmal auch *Ingebäu*, Beschaffenheit des Gebäudes von Innen); ingleichen undeutsche, unbehülfliche und unedle Ausdrücke und Wendungen, wie S. 79. „welche uns die Geschichte nach Vergrösserung *strebend* kennen *lernt*" (st. lehrt); S. 342. „wenn man den Sand mit den Fingern reiben *thäte*;" oder S. 96. die Wortfügung: „wo es *wie* beym Aepfelwein *so beym* Hochheimer Ton ist"; sondern man stösst auch auf verfehlte Ironie, wie S. 36. „das Pferdliche Elend", d. i. Pferde in einem elenden Zustande; auf Studentenausdrücke, wie mehrmals *Kumpan*, *Philister*, *philistern*. S. 42. gehören die Worte: „Aber warum neuaufleben? — finden", auch zu den misslungenen Stel-

Stellen. S. 45. wird *receveures* und *percepteures*, ſt. *receveurs* uud *percepteurs*, ein Druckfehler ſeyn. — Das Materiale des Werkchens hat ſeine gute und ſeine ſchlechte Seite. Unverkennbar iſt des Vfs. Unparteylichkeit, wenn er Begebenheiten erzählt, die ſich von dem J. 1798. an in den von ihm beſchriebenen Gegenden, die er zu verſchiedenen Malen bereiſete, beſonders in der Rheinpfalz, gröſstentheils unter ſeinen Augen zutrugen, und das Beſtreben, widerrechtliche, barbariſche Handlungen der Kriegsmänner, er finde ſie, bey welchen Truppen er wolle, in ihrem wahren Lichte darzuſtellen, und folglich, es ſey Preuſse oder Oeſtreicher, von dem er dergleichen zu erzählen hat, es gerade heraus zu ſagen; ſo wie Erzählungen und Anekdoten dieſer Art den Hauptinhalt ſeines Buches ausmachen. Die eingewebten hiſtoriſch-ſtatiſtiſchen Nachrichten von der Pfalz hat er, der Vorrede zufolge, mehrentheils aus *Widders Beſchreibung der kurfürſtl. Pfalz am Rhein* entlehnt. Die ſchlechte Seite iſt, daſs, obgleich die Briefe von 1803. und 1804. datirt ſind, man mehrmals die Angabe, in welchem Jahre ihm dieſe oder jene Begebenheit auf ſeinen Streifzügen aufſtieſs, oder ihm erzählt wurde, und auſserdem die nöthige Kürze vermiſst. Gewiſs würde ſich der Kern der Materie in einen engern Raum zuſammenziehen laſſen. — Bey Mainz ſagt uns unter andern der Vf. von S. 253. an, was er, als Augenzeuge, bey der Hinrichtung des Schinderhannes und ſeiner Bande beobachtete, wovon ein Theil, ſelbſt nach dem, was man ſchon darüber geleſen hat, wohl ſein Intereſſe behält. Die Gegenſtände, welche er in Betreff des linken Rheinufers am weitläuftigſten behandelt hat, ſind das unter der neuen Regierung eingeführte Mauthweſen, und das Conſcriptionsſyſtem.

Berlin, b. Oehmigke d. j.: *Berolineum*, ou *nouvelle deſcription de Berlin*. Ouvrage indiſpenſable pour connoître et viſiter en peu de temps ce qu'il y a de plus curieux tant dans la capitale, qu'aux environs; avec un plan enluminé de la ville de Berlin et la vue du nouveau palais à Potsdam. Par *G. Mila*. 1805. 304 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Bey dieſer auf dem Titel für unentbehrlich erklärten Schrift würde ſowohl der Vf. als der Verleger einen harten Stand bekommen, wenn der Vf. und der Verleger der neueſten Ausgabe des Wegweiſers für Berlin und Potsdam beide zur Verantwortung zögen: denn es muſs nothwendig dem Verleger des genannten Wegweiſers ſehr auffallen, daſs derſelbe Mann, der in ſeinem Verlage die Beſorgung der franzöſiſchen Ausgabe des Wegweiſers übernahm, nun eine (gelinde genannt) neue Auflage deſſelben für einen andern Verleger unter einem andern Titel bearbeitete. Wirklich iſt dieſe Schrift Seitenlang ganz mit den Worten des Wegweiſers gleichlautend, obgleich der Vf., um ſich einigermaſsen zu decken, die Abſchnitte des Buchs nach einer andern Reihefolge hat abdrukken laſſen. Um die Beſitzer des *Guide de Berlin* in den Stand zu ſetzen, daſs ſie die Art beurtheilen können, wie Hr. *Mila* gearbeitet hat: ſo hebt Rec. hier einige Abſchnitte zur Vergleichung aus. S. 150—158. des *Berolineum* vergleiche man mit S. 100—106. des *Guide*. S. 204 — 218. des *Berol.* mit S. 189—215. des *Guide*. S. 221. des *B.* mit S. 299. des *G.* S. 228 u. 229. des *B.* mit S. 306 u. 307. des *G.* u. ſ. w. — Indeſſen hat der Vf. des *Berolineum* einige Zuſätze geliefert, welche in *Nicolai's* Beſchreibung von Berlin und dem Wegweiſer nicht ſtehen, wohin die Angabe der Münzſorten, welche im preuſs. Staate curſiren, und ein Stück aus der Religionsgeſchichte, auch einige Angaben von öffentlichen Frauenhäuſern gehören. — Die mehreſten ſtatiſtiſchen Angaben ſind, wie in dem *Guide*, von 1799. 1800. und 1801. Die Volkszahl iſt von 1802. — Der dem Werke beyliegende Grundriſs von Berlin iſt von Hn. *Sotzmann*; er iſt ſehr gut, und mit dem zu der Beſchreibung von Berlin und Potsdam gehörenden, welche bey demſelben Verleger erſchien, ganz gleich.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Braunſchweig*, b. Lucius: *J. M. R. Luzuriaga* von der *wechſelſeitigen Thätigkeit des Bluts und Nervenſyſtems*. Ueberſ. von *A. Winkelmann*, Profeſſor d. Phyſiologie zu Braunſchweig. 1804. VI u. 45 S. 8. (5 gr.) — Schon die geringe Seitenzahl dieſes Werkchens, welches im J. 1786. zu Edinburg unter dem Titel: *Tentamen medicum inaugurale de reciproca atque mutua Syſtematis ſanguinei et nervoſi actione, quod — — eruditorum examini ſubjicit Ignatius Maria Ruiz Luzuriaga, Cantaber-Hiſpanus*, erſchien, läſst nicht erwarten, daſs der wichtige und zu ſo bedeutenden Discuſſionen geeignete Gegenſtand hier in einem einigermaſsen genügenden Umfange abgehandelt ſeyn könne. Als Inauguralſchrift gegen ſo manche auf deutſchen Univerſitäten erſcheinende gehalten, war ſie indeſs der kleinen Mühe, die ſich der kürzlich verſtorbene Ueberſetzer mit ihr gab, immer werth; ſie berechtigte zu den Hoffnungen, die der Vf. in ſeinem Vaterlande bekanntlich rechtfertigt. Er ging darauf aus, zu beweiſen, daſs das Nervenſyſtem denſelben Wechſel der Energie und der Schwäche erfahre, den das Blutſyſtem erfährt, und daſs zwiſchen beiden Syſtemen ein ſehr genauer Zuſammenhang ſtatt finde. Nur die zum Erweiſe dieſer Behauptungen angeſtellten Verſuche ſind ſowohl in der Hinſicht, in welcher ſie der Vf. anſtellte, als auch in anderer Beziehung intereſſant. Er trieb nämlich lebendigen Thieren verſchiedene Gasarten in die Jugularvene, und brachte ſowohl Venen- als Arterienblut in verſchiedene mit verſchiedenen Luftarten gefüllte Gefäſse. Rec. muſs aber ſowohl in Betreff der auf ſolche Experimente erfolgten Erſcheinungen, als eines, nun zu ſpät gegebenen, Anhanges über das Phlogiſton auf das Schriftchen ſelbſt verweiſen, welches auszuſchreiben um ſo weniger ſein Beruf iſt, als er dadurch manchen Phyſiologen doch wohl um die Hälfte des Vergnügens bringen würde, welches ihm die Lectüre der wenigen Blätter leicht ganz gewähren wird.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 11. *Auguſt* 1806.

GESCHICHTE.

BERLIN, b. Quien: *Lettere e Diſſertazioni numismatiche*, oſſia Deſcrizione di alcune Medaglie rare del Muſeo nazionale di Francia, ſecondo i Getti datici dal Sig. Mionnet. *Tomo ſettimo.* 1805. 84 S. ohne Kupfer. — Deſcrizione di alcune Medaglie rare del Muſeo regio di Berlino, e di altri Muſei, con più la critica ſopra altre deſcritteci da varj Autori. *Tomo ottavo.* 1805. 148 S. 4. Nebſt Abbildungen von 152 Münzen auf ſechs Kupfertafeln. (2 Rthlr. 16 gr.)

Der *ſiebente* Theil dieſes Werks des Hn. Abb. *Seſtini*, deſſen *ſechſter* in der A. L. Z. 1805. Nr. 96. angezeigt wurde, beſchäftigt ſich zwar nicht mit Originalen von alten Münzen, ſondern mit Abgüſſen, aber mit Abgüſſen von *Mionnet*, und zwar aus dem franzöſ. Kabinet; man hat alſo Urſache zu glauben, daſs keine andern, als echte Münzen, abgeformt worden ſind; und daſs man alſo dieſen Theil ſo betrachten kann, als wenn der Vf. alle Originale vor ſich gehabt hätte; daher kann der Inhalt nicht anders als wichtig ſeyn. — Im achten Jahre der franzöſiſchen Republik kam ein Verzeichniſs von den Abgüſſen einiger griechiſchen und römiſchen Münzen des franzöſiſchen Kabinets heraus, mit beygefügter Beſchreibung einer jeden derſelben nach dem heut zu Tage angenommenen geographiſchen Syſtem. Dieſer Katalog kam dem Vf. in die Hände, und er fand, daſs viele ſeltene, einzige, noch unbekannte, und andere intereſſante Stücke darunter waren; er ſah aber auch zugleich, daſs man einige ganz unrichtig beſchrieben, ja ihnen ſogar ein ganz anderes Vaterland zugetheilt hatte. Als er nun im J. 1804. Gelegenheit hatte, das herzogliche Kabinet in Gotha zu beſehen, und er unter andern auch die *ganze* Suite von den Mionnet'ſchen Münzabgüſſen, 15,000 an der Zahl, fand, ſo freute er ſich, daſs er die Erlaubniſs bekam, dieſe Sammlung zu ſtudiren, zu unterſuchen, und davon bekannt zu machen, was ihm beliebte. Hier fand er nun noch mehrere ſeltne und noch nicht bekannte Münzen; dieſe lieſs er zeichnen, beſchrieb ſie und ordnete alles geographiſch, und auf dieſe Art entſtand der Theil, den wir hier vor uns haben. — Unter denjenigen *Münzen, von welchen man ſchon ähnliche kennt*, die man aber, wegen gröſſerer oder kleinerer Abweichungen, die man noch in keinem Münzwerke angegeben findet, als unpublicirt anſehen muſs, verdienen folgende bemerkt zu werden: Eine *Spaniſche* Münze mit dem Kopfe der Diana auf dem Avers, mit einer Victorie auf dem Revers, und der Umſchrift: HISPANORVM; eine Sicilianiſche von *Tyndaris* mit dem Kopfe der Pallas und dem ſtehenden Merkur S. 9. — von *Theſſalonica* mit dem Dreyfuſse; von *Thebe* in Böotien mit dem auf der Erde bey zwey Schlangen ſitzenden jungen Herkules; von *Methana* in Argolis mit dem Kopfe des Septimius Severus; — eine Goldmünze von *Gortyna* und eine Silbermünze von *Rhithymna* (mit dem Apollo) auf der Inſel Creta; von *Pimoliſa* im Pontus, mit dem Kopfe des Jupiters und dem auf einem Blitze ſtehenden Adler; von *Aboni tichos* oder Jonopolis in Paphlagonien mit dem Kopfe der Lucilla; eine autonome Coloniemünze von *Sinope* u. ſ. w.

Von *ſchon bekannt gemachten, aber nicht richtig erklärten, Münzen* ſind Rec. folgende merkwürdig: Die Münze von *Hadrianopolis*, mit dem Kopfe des Kaiſers Caracalla, erhält hier eine Berichtigung gegen Harduin; nämlich das, was Harduin auf dem Revers für den Triptolemus hält, erklärt der Vf. für den Genius der Stadt. S. 12. — eine im Katalog der Mionnet'ſchen Münzabdrücke der Stadt Samoſata zugetheilte Münze bekommt hier ihr richtiges Vaterland angewieſen, nämlich die Inſel *Samothrace* — eine irgend einer (nicht beſtimmten) Stadt auf der Inſel Candia zugeſchriebene Münze gehört, nach des Vfs. mit Gründen unterſtützten Meinung, der Theſſaliſchen Stadt *Argeſa* — Daſs *Eckhel* in ſeiner *Doctr. Num. vett.* II. pag. 438. auf einer Münze der Bithyniſchen Stadt *Tius* oder *Tium:* ETECIA CYCCITIA, ſtatt: ZEYC. CYPΓACTHC. TIAN., geleſen haben ſoll, hat Rec. nicht gefunden — Die Münze von *Antandrus* in Myſien gehört zwar auch hieher; da ſie aber zugleich eine Lücke in der numismatiſchen Geographie wirklich ausfüllt, die man bisher fälſchlich für ausgefüllt hielt, ſo ſoll ſie weiter unten erwähnt werden. Die Urſachen, warum Hr. *S.* einer bisher unter *Numos incertos* geſetzten Münze die Joniſche Stadt *Colophon* als Vaterland anweiſet, werden den Beyfall der Münzkenner erhalten. Die ſitzende Figur auf einer Münze von *Smyrna*, welche gemeiniglich für einen Jupiter gehalten wird, hält der Vf., wegen der dabey ſtehenden Buchſtaben OM. für einen Homer. Münzen, welche *Eckhel* der Cappadociſchen Stadt *Caſtabala* glaubte zueignen zu müſſen, werden hier aus einer ſehr natürlichen Urſache einer Ciliciſchen Stadt gleiches Namens zugetheilt, nämlich weil ſie, nach den ſehr deutlichen Worten der Aufſchrift: ΠΡΟΣ ΤΩ ΠΥΡΑΜΩ, am Fluſſe Pyramus lag, und viele andere mehr.

Münzen, welche die Münzgeographie und Münzgeſchichte erweitern, ſind folgende: Die von *Temeſa* im Brut-

Bruttier Gebiet, welche *Eckhel* (*Doctr. Num. vett.* T. I. pag. 182.) unter die *Numos incertos Italiae* ſetzt, erklärt der Vf. S. 5. für eine Bereicherung der numismatiſchen Geographie, da er hier das Bild von einer Münze dieſer Stadt vor ſich hat, die vermöge der Form ihrer Buchſtaben ein hohes Alterthum zeigt und für ihre Echtheit ſpricht; eben ſo iſt es mit *Longone*, *Meruſium* und *Nacona* in Sicilien — *Bizya* in Thracien (S. 11.) — *Lete* in Macedonien — *Argeſa* in Theſſalien — *Thronium* in Locris — *Coriſia* auf der Inſel Ceos. Von *Antandrus* in Myſien führt zwar *Eckhel* zwey Münzen an, eine aus dem Pembrochiſchen Kabinet, die andere aus *Oderici Numismatibus graecis non ante vulgatis*, aber die erſtere gehört zu Aenus in Thracien, die zweyte nach Apamea in Phrygien; alſo iſt die hier vom Hn. *S.* aus dem Pariſer Kabinet angeführte Münze als ein neuer Gewinn für die numismatiſche Geographie anzuſehen. Eben ſo die Münze von der Aeoliſchen Stadt *Poroſelene*; von *Calymna* oder *Calynda*, und von *Hieropolis* in Carien; von *Rhodia* in Lycien; *Cidramus* und *Docimeum* in Phrygien. Hier lernen wir auch Münzen von dem *Numidiſchen König Bocchus* kennen, die ſich in dem Pariſer Kabinet befinden.

Andere ſeltene, und mitunter auch noch gar nicht bekannte, Münzen ſind: Eine autonome von *Iſtrus* in Möſien und von *Anchialus* in Thracien; von *Chalcedon* mit der Diota, und von *Hadriani*, beide in Bithynien; ferner vom Bithyniſchen Könige *Pruſias II.* mit dem Blitze; von *Adramytium*, und eine autonome von Apollonia in Myſien; ein Vierdrachmenſtück von Milet; eine unter Gordian III. in der Cariſchen Stadt *Alabanda* geſchlagene Münze; eine autonome von *Bargaſa*, desgleichen von *Bargylia*; eine von der Kolonie *Iconium* in Lycaonien mit dem Kopfe des ältern Valerian; von *Cleuderis* in Cilicien, *Amorium* in Phrygien u. ſ. w.

So trocken dieſe Herzählung ſeltener Münzen dem Nichtkenner ſcheint, ſo unterhaltend iſt ſie gewiſs für den eigentlichen Münzfreund. Rec. trägt alſo kein Bedenken, auch den *achten* Theil nach dieſer Ordnung durchzugehen.

Münzen von Städten u. ſ. w., *von denen man ſchon ähnliche kennt*, die aber mit gewiſſen Abweichungen noch nicht bekannt ſind, fehlen auch im Berliner Kabinet nicht: denn mit dieſem beſchäftigt ſich, wie ſchon der Titel ſagt, der gegenwärtige Theil beſonders. Indeſſen iſt, im Ganzen genommen, ſchon ſehr viel davon bekannt gemacht durch *Begers Theſaur. Brandenb. et Palatin.* und durch den Pfauiſchen Katalog. Hier nur von ſolchen, die wir noch nicht aus dieſen Werken kennen. Eine Münze von *Olbiopolis* mit dem Kopfe Jupiters — von *Anchialus* in Thracien, die zum Beweiſe dient, daſs in dieſer Stadt dem Kaiſer Septimius Severus zu Ehren Spiele gehalten wurden — von *Perinthus* mit dem Kopfe des Kaiſers Maximin — von *Cyzikus* unter Domitian — von *Dardanus* in Troas — von *Epheſus* mit: ΒΟΙΩΤΟΣ — *Cotiaeum* mit dem Kopfe des Kaiſers Tiberius u. a. m.

An ſchon bekannt gemachten, aber nicht richtig erklärten Münzen iſt dieſer Theil beſonders reich; es können daher nur einige davon hier aufgeführt werden — Eine groſse Goldmünze von *Heraclea* in Lucanien (S. 30.) hat *Beger* zweymal bekannt gemacht, einmal im *Theſ. Palat.* pag. 259. unter Athen, und das zweyte Mal im *Theſ. Brandenb.* T. I. pag. 469. unter Hyle. Aber *Beger* ſah aus mehr als einer Urſache nicht recht: denn erſtlich las er nicht richtig, zweytens ſah er nicht, daſs dieſe Münze ein Abguſs von einer goldenen iſt. An deren Stelle führt der Vf. eine andere *echte* Silbermünze von dieſer Stadt an, dergleichen man ſchon einige kennt. — Bey den Münzen der Stadt *Cöla* im Thraciſchen Cherſones haben *Pfau* und *Geſsner* den Buchſtaben *A.*, der in der Umſchrift auf COIL. folgt, mit dieſem Worte zuſammengezogen und Cöla daraus gemacht; aber Hr. *S.* beweiſt aus andern Münzen, daſs es getrennt, und COIL. *A(ntoninianum)* geleſen werden müſſe, ſo wie man denn auch wirklich Münzen hat, wo ſtatt des *A.* ſehr deutlich ANT. ſteht. *Eckhel* fehlt hier darin, daſs er ſagt, dieſes ANT. ſtünde bloſs auf Münzen des Caracalla, da man es doch auch auf Münzen des Elagabalus, Maximin, Maximus, und der beiden Philippe findet. — Eine Münze von *Pydna* in Macedonien, die im Pfauiſchen Katalog S. 30. richtig beſchrieben iſt, ſchreibt *Geſsner* (*Num. Pop.* Tab. 62 ſq. 34.*) der Inſel Synonia zu, und lieſt: ΣΥΝΩΝΑΙΩΝ, ſtatt: ΠΥΔΝΑΙΩΝ; aber der Vf. giebt ihr wieder ihr rechtes Vaterland. — Die Münze von *Theſſalonica* in Macedonien (*Pfau* S. 404.) mit dem Kopfe der Titiana iſt, nach genauer Unterſuchung, hier für eine falſche Münze erklärt. — Bey der Münze von der Inſel *Corcyra*, mit dem Kopfe des Severus, bemerkt Hr. *S.*, daſs man im Pfauiſchen Katalog S. 413. in der Beſchreibung die Victorie weggelaſſen, und die Meereswellen für einen Delphin angeſehen habe. — Eine Silbermünze, mit dem Kopfe eines Ebers auf dem Avers, und einem *Quadrato incuſo* auf dem Revers, ſchrieb *Beger* (*Theſ. Palat.* p. 255.) Actium zu, aber Hr. *S.* erklärt, ſie gehöre der Stadt *Lyttus* auf der Inſel Creta, und ſey ein Stück aus den älteſten Zeiten S. 53. — Einer Münze mit: Κλη, die von *Pellerin*, *Combe* und andern unter die zweifelhaften geſetzt wurde, weiſt der Vf. mit vielem Scharfſinn und mit groſser Beleſenheit ihr Vaterland in der Argoliſchen Stadt *Cleone* an. — Die Münze von *Metroum* in Thracien, welche *Eckhel* (*Doctr. Num. vett.* II. p. 422.) als eine ſolche aufführt, wird vom Vf. bezweifelt, aber zugleich Hoffnung gemacht, daſs wir durch Hn. *Couſinery* eine wirkliche und echte Münze von Metroum werden kennen lernen. — Durch eine Stelle im *Plinius* (Lib. V. cap. XXIX.) veranlaſst, werden hier Münzen mit: Σελευκέων, der Stadt *Tralles* zugeſchrieben S. 96. — Ueberhaupt iſt zu bemerken, daſs *Geſsner*, *Beger*, und der Pfauiſche Katalog manche Münze des Berliner Kabinets oft ſehr nachläſſig beſchrieben haben: denn bald iſt ein Buchſtabe zu wenig, bald iſt einer zu viel, bald ſteht ein ganz anderes Wort da u. ſ. w.

Die

Die *Münzgeschichte und Münzgeographie* hat auch hier folgendes gewonnen: *Elæus* im Thracischen Chersones (S. 37.) aus der königl. Polnischen Sammlung. — *Teres II.*, König von Thracien (S. 38.) — *Lete* in Macedonien (S. 39.) — Eine Münze von *Clemens* in Thessalien, auch aus dem Katalog der Sammlung des Königs von Polen, würde, wenn Hr. *S.* sie selbst gesehen, und sie so befunden hätte, wie sie hier beschrieben ist, der Münzgeographie eine neue Stadt geben; indessen kann man doch diesen Namen immer unter die alten Münzstädte setzen, da sich in dem Katalog des Hn. *Cousinery* eine andere Münze dieser Art befindet. — Hier erscheint auch wieder eine Münze von *Corisia* auf der Insel Ceos, und S. 67. noch eine von *Porosælene*. — Von *Phygela* und *Priene* in Jonien sollen wir durch Hn. *Cousinery* autonome Münzen kennen lernen. — Noch sind zu merken die Münzen von *Dädäla* in Carien, *Claudiopolis* in Isaurien — *Eglon* in Palästina, und von einem Könige in Babylon, Namens *Timarchus*, der zur Zeit Demetrius I., Königs von Syrien, regierte.

Andere wenig bekannte und wichtige Münzen findet man hier von *Thyrreum* in Acarnanien (S. 45.) — *Pellene* in Achaja unter Severus geprägt (S. 47.) — von der Insel *Zacynthus* ein Dreydrachmenstück (S. 49.) — von *Elyrus* auf der Insel Creta mit dem Kopfe Neptuns und dem Dreyzacke zwischen zwey Delphinen (S. 52.) — von *Miletopolis* unter Hadrian — von *Calynda* oder *Calymna* in Carien — eine Münze mit: ΣΑΦΦΩ u. s. w. — Eine Münze von *Istrus*, die *Beger* in seinem *Thes. Brandenb.* und *Palat.* anführt, existirt, nach des Vfs. Versicherung, gar nicht im Berliner Kabinet.

Durchgängig erscheint Hr. *Sestini* nicht allein als ein gelehrter, sondern auch als ein scharfsinniger Münzforscher, und alle Numismatiker werden auch in Zukunft der Fortsetzung mit Vergnügen entgegen sehen, da bisher jeder neue Theil immer zugleich Bereicherung der Münzwissenschaft war.

St. Gallen, b. Zollikofer u. Züblin: *Geschichte des Rheinthals, mit einer topographisch-statistischen Beschreibung.* 1805. 283 S. 8. mit einer Karte und eilf (wohl gerathenen) Ansichten und Aussichten.

Das Rheinthal, eine der fruchtbarsten, schönsten Landschaften in der Schweiz, wo in einem Raum von wenig mehr als zwey Quadratmeilen über zwanzigtausend Menschen leben, jetzt ein District vom Canton St. Gallen, erhält hier einen wohl unterrichteten, gut gesinnten und geschickten Geschichtschreiber. Hr. *Custer* (so ist er dem Rec. genannt worden, und da er sich als Besitzer von neun Folianten Handschriften über das Ländchen angiebt: so kann er die Absicht in der That nicht haben, unerrathen zu bleiben) hat die alten Zeiten von den Rheguskn bis auf die eidgenössische Herrschaft im funfzehnten Jahrhunderte mit vieler Bestimmtheit in fortreissender Kürze, die spätern billig um etwas umständlicher actenmässig, die neuesten der Revolution 1798. mit Beyfügung der Urkunden, die Statistik ganz befriedigend dargestellt. Wir wünschten, dass ihm gefallen hätte, wo er vom Rheinthale selbst nicht gemeinbekannte Nachrichten aus der Geschichte liefert, die Anführung der Quellen nicht zu unterlassen. Meist zwar blickt der urkundliche Stempel durch, doch blieben wir an etlichen Orten ungewiss. Ueber diesen Punkt wird Rec. nie nachgeben: die Genauigkeit der Wahrheit beruht auf diesem; selbst ein fleissiger Vf. findet sich sonst um so leichter in dem Fall, sich unwillkürlich davon zu entfernen; und an den besten tadeln wir es, um des Beyspiels willen. *Woher* weiss man (S. 19.), dass die Schar, welche *im J.* 671. nach Disentis kam, Saracenen waren? Ist es nicht weit wahrscheinlicher, dass sie, der alten Sage nach, aus Ungarn herausdringend, Awaren gewesen, die man mit Hunnen verwechselt? Nicht Schwiegersohn, Stiefsohn Konrads II. war (S. 30.) Herzog Ernst. Dass das Rheinthal 1490. die erste Eroberung von Eidgenossen über Eidgenossen war (S. 89.), ist nicht richtig, da schon der erste Züricherkrieg dieses unselige Beyspiel gab. Dass der dreyssigjährige Krieg 1616. anfing, ist S. 131. wohl Druckfehler; so wie S. 132., dass *Oestreich* (nur Vorderöstreich) unter Erzherzog Leopold stand. Endlich kann mit *Genauigkeit* nicht gesagt werden, dass das Rheinthal schon seit 1405. den Appenzellern *blieb* (S. 61.). Doch es kömmt auf einen richtigern Ausdruck an, und jene kleinen Fehlerchen verdienen kaum die Anzeige. Weit mehr Dank die Hauptsache, die Erzählung des Ursprungs der Gesetze und Ordnungen, der Bildung, sowohl der geologischen (S. 275.), als der politischen, des Landes und seiner Verfassung. Von Sittenzügen, durch die man ein Volk kennen lernt, ist, mit Ausnahme der neuesten Begebenheiten, nicht viel beygebracht, weil die eigene Wirksamkeit durch die Verfassung beschränkt war; schliessen lässt sich aber aus den Daten vieler neuen Kirchen, Gemeindabtheilungen, Verordnungen, auch landwirthschaftlicher Operationen, dass, selbst unter der verschrieenen gemeinherrschaftlichen Regierung der Wohlstand doch fortschritt. Um so weniger scheint es zu billigen, dass, im Februar 1798., als auch Rheinthal aufgemahnt wurde, den Staatenbund Helvetiens (welcher seit so vielen Jahren Friede und ruhiges Glück gewährte) gegen Ausländer zu behaupten, in so einem Augenblick, wo nur die behendeste lauteste Uebereinstimmung hätte imponiren können, zuerst (ungenannte) Beschwerden, und dann der Wunsch der Unabhängigkeit zur Sprache gebracht, und so auch von dieser Seite die Kraft gelähmt wurde. Im übrigen ist selbst aus dieser kurzen Darstellung der Irrthum sichtbar, dass man durch Demokratisirung sich zu retten vermeynte, und entfernt war, die eigentlichen Absichten der Ausländer zu ahnden. In der That haben die Parteyen einander zu verzeihen: die der alten Regierung, welche nicht mit den Zeiten fortschritt; die neue, weil sie die Zeit und Leute nicht gekannt; beide haben schwer gebüsst; lehrreich aber wäre die wahrhafte, umständlichere Geschichte, zum Beyspiel sowohl der Nachwelt als der wenigen ausländischen

Völ-

Völker, die noch nicht ganz belehrt seyn mögen. Uebrigens erscheinen die Rheinthaler in diesen Geschäften bieder und ihre Wünsche mäßig und lauter. Die jetztbestehende Verfassung wird in zweckmäßiger Kürze geschildert, und man kann sich nicht enthalten, zu wünschen, *daß sie bleibe.*

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Brüssel*, b. Weissenbrüch: *Traité du Scorbut en général*, par *J. C. Jacobs*, Docteur et Professeur en Médecine, Membre de différentes Sociétés savantes etc. etc. (sic). An 10. 98 S. gr. 8. (15 gr.) — Der Vf. hatte häufig Gelegenheit, diese Krankheit, zwar nicht auf Seereisen, aber in Holland und Belgien, (also den sogenannten Landskorbut) und in dem Hafen von Rotterdam auf Schiffen, die von Seereisen zurückgekommen waren, zu beobachten und zu behandeln. Diese praktische Kenntniss des Gegenstandes hat ihren Werth; und die Beobachtungen des Vfs. verdienen unsere Aufmerksamkeit, obgleich seine Anhängigkeit an die Humoralpathologie (die er auch in seinem *Solidisme écroulé par sa faiblesse, ou réfutation du système de Brown*, an 10. an den Tag gelegt hat) ihn in Ansehung des Therapeutischen oft in Widersprüche verwickelt.

Der Hauptinhalt der Abhandlung läuft auf Folgendes hinaus. Ueber die Ursachen und die Natur des Scharboks herrscht eine grosse Verschiedenheit der Meinungen, die, zum Theil wenigstens, auch Abweichungen in den Ideen über das Heilverfahren hervorbringen muss. Die Meinungen über die Ursachen des Scharboks, die der Vf. mit Gründen zu widerlegen sucht, die man wohl nicht verwerfen kann, sind: als ob er von der unterdrückten unmerklichen Ausdünstung, oder von dem ausschliesslichen Genusse des Pökelfleisches und der Salzfische, oder von Säure entstehe, welche letztere jedoch, ihrer Abgeschmacktheit wegen, gar keine Widerlegung verdiene. Er geht hierauf die verschiedenen Meinungen über die nächste Ursache durch, und sucht sie ebenfalls zu widerlegen. Weder zu gleicher Zeit vorhandene Verdickung und Verdünnung der Säfte, noch Verdichtung des Cruor und Schärfe des Serum im Blute, noch ein ursprüngliches Leiden der festen Theile, wovon die eigenartige Veränderung der Säfte eine Folge sey, könne als die nächste Ursache angesehen werden. Des Vfs. Meinung ist in den Worten enthalten: „*Je mets l'essence du scorbut dans une dissolution lente et putride du sang, et la cause prochaine en ce qui la produit immédiatement.*" Als schädliche Potenzen, welche die faule Auflösung (*la dissolution* oder *crase septique*) des Bluts verursachen, giebt er an; ausschliessliche thierische Nahrung (diese sey die vornehmste); verdorbenes Trinkwasser; verdorbene Luft; Unreinlichkeit.

Bevor Hr. J. zum Heilverfahren übergeht, macht er auf eine Krankheit des Unterleibes aufmerksam, die er beschreibt, und von der er sagt, sie werde oft mit dem Scharbok verwechselt. Ein pathognomonisches Zeichen derselben sey das verlängerte, in der Magengegend sehr eingedrückte Brustbein. Bey dieser Krankheit habe er, ohne sich im geringsten durch die, den skorbutischen ähnliche, Zufälle des Mundes zu Collatoriis verleiten zu lassen, im Anfange ein Pfund *Decoctum saturat. et spissum radicum graminis et taraxaci*, womit eine halbe Unze *Polychrestsalz* und zwey Unzen *Honig* verbunden wurden, alle 3 bis 4 Stunden eine Tasse zu nehmen, vorzüglich nützlich, und, nach Gelegenheit, zur Heilung hinlänglich gefunden. Dabey Molken, saftige Gemüse, Fleischbrühe, leicht verdauliches Fleisch. Oft müsse man, auch wegen der gichtischen und rheumatischen Schmerzen, Bähungen auf die epigastrische Gegend, auch wohl ganze Bäder, zu Hülfe nehmen, und, nöthigenfalls, Blasenpflaster, bloss als *rubefacientia*, letztere allenfalls zu wiederholen. Hierauf habe er von einer Mischung aus *Extr. Taraxac.*, *Centaur. min.* ana drachm. dimid. [eine geringe Portion!], anderthalb Unzen *Syr. Menth. crisp.*, und 6 Unzen *Aqua ejusd. Menth.*, alle 1½ Stunden einen Esslöffel nehmen lassen. — Dass einer von den Ausgängen des Scharboks, nach *Tissot's* Meinung, dieser sey, dass er sich in die *Kolik von Poitou* verwandele, giebt der Vf. nicht zu. — Bey der Heilung des *wahren Skorbuts* sey das Hauptmittel die *peruvische Rinde*. — Wenn wir oben sagten, Hr. J. habe sich, bey seiner humoralpathologischen Theorie, und der, von ihm empfohlnen Heilmethode, in Widersprüche verwickelt: so bezogen wir das hauptsächlich auf die *peruvische Rinde*. Indessen handelt er, seiner Theorie nach, in sofern consequent, als er den Scharbok und das Faulfieber in eine Klasse bringt. S. 69. sagt er sogar: „*La fièvre putride n'est qu'un scorbut aigu, et le scorbut n'est qu'une fièvre putride chronique.*" Er giebt die *peruvische Rinde* zuerst in Pulvergestalt, und, wenn es ihm so noch nicht gelungen sey, „*d'expulser le foyer putride (du canal alimentaire);*" dann gebe er sie in folgender Form: *Rec. Pulv. Rhei el. drachmam. Cort. peruv. rubr. drachm. tres, Syr. de Cichor. c. Rheo unciam o. dimid., Aquae Menth. crisp. unc. sex.* Alle 3 Stunden 2 bis 3 Esslöffel zu nehmen. (Wobey wir nicht unerinnert lassen können, dass die Recepte überhaupt gar wunderlich geschrieben sind, und man unter andern darin liest: *dragma, Menth.: cryspi.:* etc.) Nach erfolgter Reinigung der ersten Wege lasse er die *peruvische Rinde* als Abkochung nehmen. Ob es einen Vorzug habe, wenn, wie hier vorgeschrieben wird, 1 oder 2 Unzen dieser Rinde 3 Stunden lang bis zur Kolatur von 1 Pfunde gekocht werden, und man den Rückstand abermals 3 Stunden lang mit einer hinlänglichen Menge Wasser bis zur nämlichen Quantität einkochen lässt, können wir nicht sagen. Zu dem so erhaltenen Pfunde Abkochung soll man einige Tropfen *Schwefelsäure* und 2—3 Unzen *Citronensyrup* setzen. Alle 3—4 Stunden eine Tasse zu nehmen. Ausserdem säuerliches Getränk, worunter der Vf. besonders auch den rothen Wein rechnet; Pflanzennahrung, bestehend in saftigen, säuerlichen Gemüsen; reine Luft, wobey die mineralsauren Räucherungen empfohlen und beschrieben werden; Reinlichkeit.

Zuletzt handelt Hr. J., in therapeutischer Hinsicht, von den *Nebenkrankheiten* (*maladies secondaires*), den *Blutflüssen*, den *Schwämmchen*, dem *Schluchzen*, dem *Flechsenspringen*, dem *Meteorismus des Unterleibes*, den *brandigen Geschwüren*, der *Hautwassersucht*, oder *irgend einer andern Wassersucht*. Das Merkwürdigste von dem, was er hier vorträgt, besteht in dem Vorschlage, wenn sich in dem einen oder andern Sacke der Pleura, oder in beiden, oder zwischen der innern Fläche der Hautdecken und der äussern des Bauchfells, oder in einer Cystis des letztern, *Wasser* gesammelt habe, nachdem man dieses durch den Troicar ausgeleert, einen schmalen, hinlänglich langen, in der Länge zusammengerollten Streifen Flanell durch das Röhrchen des Troicars einzubringen, das Röhrchen alsdann herauszuziehen, und so durch das eingebrachte Ende des Flanells die noch vorhandene Flüssigkeit nach und nach aufsaugen und herausschaffen zu lassen (S. 93.). Bey zwey Kranken habe ihm dieses Mittel die erwarteten Dienste vollkommen geleistet.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 12. Auguſt 1806.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Frölich: *Das Dekameron des Boccaccio.* Von *D. W. Soltau.* — 1803. — *Erſter* Band. XX u. 560 S. *Zweyter* Band. XX u. 510 S. *Dritter* Band. 493 S. 8. (6 Rthlr.)

Unſere Sprache hat bekanntlich vor allen andern lebenden Sprachen Europens ein vielumfaſſendes Vermögen, die eigenthümlichen Weiſen und Formen anderer Sprachen anzunehmen, und in einem gewiſſen Grade nachzubilden; daher ſind auch in ihr beſſere Ueberſetzungen aus alten und neuen Sprachen möglich und zum Theil bereits vorhanden, als die übrigen Sprachen liefern können, die weder dieſen Umfang, noch dieſe natürliche, und durch vielſeitige Uebung entwickelte, Geſchmeidigkeit beſitzen. Wer aber darum behaupten wollte, daſs ſie fähig ſey, jedes Meiſterwerk fremder Sprachen ohne Schwächung der Eigenthümlichkeit deſſelben wieder zu geben, der würde dadurch entweder eine übertriebene Parteylichkeit, oder eine groſse Unbekanntſchaft ſowohl mit den Schranken unſerer Sprache, als mit den vorzüglichſten Geiſteswerken anderer Nationen verrathen. So groſs und mannichfaltig die Fähigkeit unſerer Sprache in Nachbildung fremder Formen und Weiſen wirklich iſt, ſo kann ſie doch in der Ueberſetzung der originelleſten Werke anderer Nationen nur wenig mehr leiſten, als die Sprachen jener: denn das Eigenthümliche jeder Sprache und des ſie beherrſchenden originellen Dichtergeiſtes, das in ſolchen Werken am ſtärkſten ausgeprägt iſt, vermag *ſie* ſo wenig als eine andere Sprache ganz wieder zu geben. Sie kann in ſolchen Fällen nichts weiter, als in ſich ſelbſt die ſchicklichſte Form und Weiſe auffinden, in welcher von deſſen urſprünglicher Eigenheit ſo wenig als möglich verloren geht. Daher iſt es auch ein äuſserſt ſeltener Fall, daſs die beſte Ueberſetzung eines fremden klaſſiſchen Werkes ihr Urbild erreicht: gewöhnlich bleibt ſie in gröſserem oder geringerem Abſtande unter demſelben. Selbſt die fremde Form iſt, in unſere Sprache übergetragen, nicht mehr dieſelbe, weil ſie dort in Verbindung mit den übrigen Eigenheiten ihrer Sprache ein organiſches Ganzes bildet, hier aber immer nur als ein aus ihrem Ganzen geriſſener, einer andern Sprache aufgehefteter, fremdartiger Putz erſcheint. Eine Erinnerung, die beſonders in unſeren Tagen, wo man nur zu oft wähnt, mit einer fremden Form auch ſchon den Geiſt der fremden Kunſtbildungen erbeutet zu haben, einer genaueren Prüfung und Beherzigung werth ſcheint.

Dieſe eben bemerkte Beſchränktheit einer jeden Sprache in der Nachbildung fremder Originalwerke zeigt ſich recht auffallend bey dem vorliegenden Werke auch an der unſeren. Wer die Proſe des Boccaccio und ihre Eigenthümlichkeiten hinlänglich kennt; und noch mehr, wer, durch ihre Reize angelockt, ſelbſt Verſuche gemacht hat, ſie in unſere Sprache überzutragen, wird auch bald gefunden und die Gründe eingeſehen haben, daſs und warum es unmöglich iſt, jenen zierlich geordneten, mannichfaltig verſchlungenen, reich geſchmückten, prächtigen, klangvollen und doch nie affectirten, nie ſchleppenden, ſondern immer mit Anmuth ſich bewegenden Periodenbau, der, wie ein weites, faltenreiches und doch leicht und reizend jedem Gliede ſich anſchmiegendes Feſtgewand, den bald muthwillig ſchalkhaften, bald naiven, bald zärtlichen Inhalt jener Erzählungen mit unnachahmlichen Reizen bekleidet, die mit einer für jene Zeiten bewundernswürdigen Feinheit und Grazie aus dem innerſten Weſen der Sprache heraus empfunden, und von keinem der zahlloſen Nachahmer des Boccaccio wieder erreicht worden ſind, in deutſcher Proſe nachzubilden. Dieſer unbeſchreibliche Zauber ſchöner und zierlicher Diction, welcher für ſich allein und unabhängig vom Inhalt einen ſo reichen Genuſs gewährt, daſs ein für die Harmonie der italiäniſchen Sprache gebildeter Sinn mit immer neuem Vergnügen zu ihr zurückkehrt, in Verbindung mit ihrer klaſſiſchen Correctheit, machen es begreiflich, daſs Boccaccio faſt 500 Jahre lang das ausſchlieſsende Muſter der italiäniſchen Proſe hat bleiben, und daſs man, geblendet von dem Glanze ſeiner Schreibart, die ganz dazu geeignet iſt, die Schönheiten dieſer volltönenden Sprache ins Licht zu ſetzen, die Unſchicklichkeit hat begehen können, dieſen Stil, den Boccaccio ſich ſchuf, um unbedeutenden Märchen ein gefälliges Gewand zu geben, auf alle anderen Gattungen der Schreibart anzuwenden, und auch da wo Gedanken in einer ernſten würdigen Schreibart ausgedrückt werden ſollten, ein bloſs wohltönendes Phraſenſpiel zu treiben. Eine Verirrung, von der die Italiäner jetzt ſo ziemlich zurück gekommen ſind.

Hr. *Soltau*, der ſchon durch andere wohlgelungene Ueberſetzungen fremder Originalwerke (des Don Quixote, der Novellen des Cervantes, des Hudibras u. a.) ſeinen Beruf für dieſe Sphäre der Literatur hinreichend dargethan hat, muſste, als er auch den Boccaccio in ein deutſches Gewand zu kleiden ſich entſchloſs, bald gewahr werden, daſs er mit allem Vermögen ſeiner Sprache nicht im Stande ſeyn würde, jene kunſtreiche Anmuth und Zierlichkeit der Boccacciſchen

schen Schreibart zu erreichen, da unsere Sprache, bey ihren enger bestimmten Constructionsformen, und bey dem Mangel der zur Verbindung mehrerer Sätze so bequemen Gerundialconstruction es weder in der Freyheit und Mannichfaltigkeit der Versetzungen, noch in der kunstreichen Verschlingung der Sätze, mit der italiänischen Sprache aufnehmen kann; und da überdiess auch unserer Sprache jene Fülle musikalischen Wohllautes gebricht, die in der italiänischen dem Ohre so lieblich schmeichelt: so musste er es am gerathensten finden, das Streben nach diesen unerreichbaren Vorzügen der Boccaccischen Prose lieber ganz aufzugeben, und statt dessen dem zwar weniger glänzenden, aber doch von unseren Uebersetzern nur selten erworbenen, Verdienste nachzustreben, das unsere Prose zu erreichen vermag: dem Verdienste eines leichten, zwang- und anspruchlosen, aber durch eine reine, gebildete Sprache und correcte Schreibart veredelten, und einer munteren geistvollen Unterhaltung angemessenen Erzählungstones. Diesen finden wir in Hn. *Soltau's* Uebersetzung durchgängig glücklich beobachtet, und nur selten sind wir an Kleinigkeiten gestossen, die wir anders und besser gewünscht hätten, die jedoch von dem, der nicht gerade mit kritischem Auge seine Uebersetzung mustert, kaum bemerkt werden dürften, weshalb wir auch eine nähere Auszeichnung derselben hier nicht nöthig achten. Dagegen haben wir öfter Stellen gefunden, wo Hr. *S.* die durch des Boccaccio reich ergossene Redseligkeit etwas verdunkelte Klarheit des Sinnes in seiner Uebersetzung deutlicher wieder hervorgehoben hat. Zuweilen, besonders in den Eingängen zu den Tagesordnungen, hat er auch die numerösen Perioden mit vieler Gewandheit nachgebildet; öfter aber die zu vielfach verschlungenen, welche ohne die Gerundialconstruction in unserer Sprache schleppend und verwirrend geworden wären, mit geschickter Hand aufgelöst, und in mehrere Glieder zerlegt. Durch dieses Verfahren musste nun zwar die Eigenthümlichkeit der Boccaccischen Schreibart in der *Soltau'schen* Uebersetzung verloren gehen; indess ist dieser Verlust, — den man eher der Uebersetzung seines *Don Quixote* als einen wesentlichen Mangel vorwerfen könnte, weil zugleich das jenem Romane eigenthümliche Nationalgepräge dadurch verwischt worden ist, und weil die Schreibart des *Cervantes* weniger schwer nachzubilden seyn dürfte, — hier minder bedeutend, da das eigenthümliche Gepräge dieser Novellen nicht zugleich den Nationalcharakter des Italiäners in Empfindung, Vorstellungsart und Sitten, sondern blos die Individualität ihres Vfs. ausdrückt, die aber durch den Umstand, dass Boccaccio der Schöpfer der italiänischen Prosa geworden, zugleich mit dem Genius jener durch ihn geschaffenen Sprache zu innig verwebt ist, als dass wir hoffen könnten, dieselbe je in unserer, schon nach einer ganz anderen Richtung hin ausgebildeten Sprache, ohne Weitschweifigkeit und Affectation nachgebildet zu sehen; im Gegentheil vielmehr zu befürchten ist, dass eine solche Nachbildung den natürlichen Erzählungston unserer Sprache nur entstellen, nicht schmükken würde.

Auch in Hinsicht der Treue ist diese Uebersetzung lobenswerth, und man sieht, dass Hr. *S.* seinen Autor gehörig studirt und verstanden hat. — Wir haben auch in den drey Bänden verhältnissmässig nur wenige Stellen gefunden, wo der Sinn verfehlt oder nicht richtig wieder gegeben worden, wovon wir weiter unten Beyspiele anführen werden. Beyspiele des Gelungenen zu geben unterlassen wir, da dies nicht wohl an kleinen Stellen, sondern nur aus ganzen Erzählungen erhellen kann, deren auch die kleinste zur Mittheilung zu lang seyn würde. Da wo Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten zu übersetzen, oder durch ähnliche wieder zu geben waren, ist Hr. *S.* fast immer glücklich gewesen, und an solchen Stellen, wo er die zu grosse Freyheit des Originals in der Darstellung schlüpfriger Züge mildern zu müssen glaubte, ist es mit solcher Mässigung geschehen, dass nicht leicht einer derselben unter der dichteren Umschleyerung ganz verschwunden ist, und der erfahrne Leser immer den Schalk unter der Decke erkennen wird. Und so glauben wir diese Uebersetzung im Ganzen zwar nicht den genialischen, aber doch den verständigen, treuen und lesbaren beyzählen zu können. Diesem Urtheile unbeschadet müssen wir jedoch erinnern, dass die am Ende jedes Tages eingewebten Gesänge, obgleich sie keine Meisterstücke in ihrer Gattung sind, doch in der Uebersetzung mit etwas mehr poetischer Kunst hätten behandelt werden sollen. Wir setzen zum Beweise nur eine Stanze des Liedes her, welches die letzte *Giornata* beschliesst:

Se io sentissi fede
Nel mio Signor, quant' io sento valore
Geloſa non sarei;
Ma tanto se ne vede
Pur ehe sia, chi 'nviti l'amadore
Ch' io gli ho tutti per rei;
Questo m'accuora, e volentier morrei,
E di chiunque il guata
Sospetto e temo, non nel porti via.

In *Soltau's* Uebersetzung lautet diese Stanze:

Fänd' ich bey dem Geliebten
Die Treue so bewährt wie seine Tugend,
So quälte mich kein Argwohn.
Doch da man täglich siehet,
Wie leicht ein neuer Reiz zur Liebe anlockt,
So trau' ich keinem Manne.
Dies quält mich so, dass ich das Leben hasse;
Denn wenn ihn eine ansieht,
So fürcht' ich schon *dass sie mit ihm davon läuft.*

Der Mangel am Reime und an jeder andern poetischen Tugend macht diese Verse, so wie die übrigen, die ihnen gleichen, zu einer blos in Verse abgesetzten Prose, und gemeiner als durch: *daß sie mit ihm davon läuft*, hätte wohl das *non nel porti via* des letzten Verses nicht leicht ausgedrückt werden können.

Wir wollen nun noch, nicht zur Schmälerung des Guten, das wir unserer Ueberzeugung nach von die-

dieſer Ueberſetzung geſagt haben, ſondern um unſerer Recenſentenpflicht Genüge zu leiſten, und zu zeigen, daſs wir Hn. *Soltau's* Arbeit mit gebührender Aufmerkſamkeit geleſen und mit dem Originale verglichen haben, das anführen, was wir bey der Durchleſung zu erinnern gefunden haben, vielleicht hat Hr. *S.* bey einer neuen Auflage ſeiner Ueberſetzung Gelegenheit, einige unſrer Erinnerungen zu benutzen.

Theil *I.* S. XII. der Vorrede äuſsert Hr. *S.* ſich über den Beynamen *Principe Galeotto*, den das Dekameron noch führt, und ſagt: „*Galeotto* heiſst im Italiäniſchen ein Galerenſklave, und im weitläuftigen Verſtande ein jeder Spitzbube." Dieſs iſt nach der jetzigen Bedeutung dieſes Wortes richtig; früher aber, zur Zeit des *Dante* und *Boccaccio*, hieſs *galeotto* ſo viel als *nocchiero*, Schiffer, Fährmann, Ruderer; in dieſer Bedeutung kommt es bey *Dante* mehr als einmal vor, und Purg. II, 27. nennt er auch den Engel, der die Seelen nach dem Fegefeuer überſetzt, *galeotto;* ſelbſt im 15ten Jahrhundert überſetzte *Varchi* noch *nauta* durch *galeotto.* Auch führten in früheren Zeiten mehrere fürſtliche Perſonen in Italien den Namen *Galeotto*, z. B. *Galeotto Manfredi*, *Galeotto Malateſta*, die beym *Villani* vorkommen; dieſs alles beweiſt, daſs dieſer Name damals keine entehrende Bedeutung hatte. Dieſe hat das Wort erſt ſpäter erhalten. *Galeotto* hieſs bekanntlich auch die Mittelsperſon, deren ſich *Lancelot* in ſeinen Liebesintriguen mit der *Ginevra* bediente, und aus dieſem der Zeit allgemein geleſenen Roman ward nachher der Name *Galeotto* überhaupt den Perſonen gegeben, welche die Rolle eines Unterhändlers in Liebesangelegenheiten ſpielten; dieſs bezeugt ſchon der älteſte Commentator des Dante, *Benvenuto von Imola;* und ſo iſt auch die Vermuthung höchſt wahrſcheinlich, daſs des Boccaccio Dekameron dieſen Beynamen gleichfalls wegen der vielen darin enthaltenen Schwänke verliehen Inhalts, wodurch daſſelbe gleichſam als ein Kupler und Gelegenheitsmacher zu betrachten war, erhalten habe. Uebrigens ſind die italiäniſchen Literatoren noch bis jetzt nicht einig darüber, ob der Beyname *principe Galeotto* dem Dekameron vom Boccaccio ſelbſt, oder erſt ſpäter von andern beygelegt worden, obgleich das erſte wahrſcheinlicher iſt, da es ſchon in der älteſten und beſten der vorhandenen Handſchriften, die in Florenz unter dem Namen *l'Ottimo* (nämlich *codice*) aufbewahrt wird, und von der Hand des *Amaretto Manelli*, eines Zeitgenoſſen des Boccaccio, iſt, dieſen Beynamen führt. Hr. *Soltau* hat denſelben durch *Schalk aller Schälke* überſetzt. — Th. *I.* S. 162. und Th. *III.* S. 357. iſt *Caſtello* nicht paſſend durch *Schloſs* gegeben, da es vielmehr in dieſen Stellen einen Flekken, oder ein kleines Bergſtädtchen bezeichnet, wie *Caſtel Giuliano* und *Certaldo* waren und noch ſind. — S. 254 heiſst es: „in einer groſsen Schlacht, die er erſt an einem groſsen Heer Araber *gethan* hatte," ſo wird wohl nicht leicht jemand in gutem Deutſch erzählen. — S. 255. „als plötzlich an einem Tage verſchiedene Windsbräute aufſprangen;" im Italiäniſchen ſteht bloſs: *ſi levaron ſubitamente un giorno diverſi venti*, Hr. *S.* hätte alſo nicht nöthig gehabt, hier das im Plural ungewöhnliche Wort *Windsbräute*, und *aufſpringen* ſtatt *ſich erheben*, *ſich empören*, zu ſetzen. — S. 297. „entſtand daraus zwiſchen den beiden Völkern ein heftiger Kampf und ein ſchwerer und anhaltender Krieg;" im Italiäniſchen ſteht: *nacque tra l'una nazione e l'altra grandiſſima nimiſtà* etc. alſo richtiger *groſse Feindſchaft*, und dann der Krieg; der Kampf pflegt nicht dem Kriege vorher zu gehen, ſondern erſt während des Krieges ſtatt zu haben. — S. 411. „welcher (Kloſterbruder) trotz ſeinem runden Geſichte und anſehnlichen Bauche etc.;" im Italiäniſchen ſteht: *quantunque foſſe tondo e groſſo uomo*, wo *tondo* und *groſſo* in figürlicher Bedeutung zu nehmen ſind, und wo dann jene Stelle heiſsen würde, *welcher ein dummer und einfältiger Menſch war; groſſo* iſt eben ſo viel als die Redensart *di groſſa paſta*, *von grobem Schrot und Korn*, und *tondo* iſt auch jetzt noch im gemeinen Leben mit *ſtupido* gleichbedeutend; auch führt das *Vocabolario della Cruſca* gerade dieſe Stelle aus dem Boccaccio, unter der erwähnten figürlichen Bedeutung von *ſemplice*, *groſſolano* an. — S. 419. „Lebt wohl, Pater." Im Italiäniſchen ſteht: *Frate bene ſta.* Hr. *S.* ſcheint dieſe Redensart, die hier zum erſten male vorkommt, noch nicht gekannt zu haben, als er mit dieſer Stelle beſchäftigt war, da er ſie durch „lebt wohl, Pater" überſetzt. Sollte ſie dieſs bedeuten, ſo müſste ſtehen: *Frate ſtate bene.* Die Redensart *ben ſta*, oder *ben gli ſta* aber iſt in der gemeinen Volksſprache bloſs interjectiv, und bedeutet ſo viel als: *es geſchieht ihm recht.* In der Folge kommt dieſe Redensart noch einige mal vor, und erſt Th. *III.* S. 15. hat Hr. *S.* den Sinn derſelben richtig ausgedruckt, dort heiſst es nämlich im Original: *Frate bene ſta, io me n'ho di coteſte coſe*, und in der Ueberſetzung richtig: „Das wäre mir was rechts, das alles hab' ich ſelbſt." — S. 430. „und bey den Umzügen zu trompeten;" im Italiäniſchen *e bucinavaſi.* Hr. *S.* hat hier *bucinare* mit *buccinare* verwechſelt; letzteres heiſst *trompeten*, aber *bucinare* und *bucinarſi*, welches von *boce* oder *voce* herkommt, bedeutet *murmeln, leiſe ſprechen*, alſo das Gegentheil von *buccinare*, und hier ſoviel als *Gebete murmeln.* — S. 434. „und einen Tiſch dahin ſtellen laſſen, der ſo beſchaffen iſt, daſs du mit den Füſsen die Erde berühren, und mit dem Rücken auf dem Tiſche liegen könneſt mit ausgebreiteten Armen, wie ein Gekreuzigter;" im Italiäniſchen *e quivi avere una tavola molto larga, ordinata in guiſa, che ſtando tu in piè vi poſſi le reni appoggiare, e tenendo gli piedi in terra diſtender le braccia a guiſa di Crucifiſſo* etc. Hr. *S.* ſcheint hier kein richtiges Bild der Stellung gehabt zu haben; auch kann *tavola* eben ſowohl ein *Bret* als einen *Tiſch* bedeuten; ſo wie es auch die Bedeutung von *Gemälde* hat. Die Stelle würde alſo richtiger ſo lauten: und ein breites Bret dahin ſtellen laſſen, dergeſtalt, daſs du auf den Füſsen ſtehend, den Rücken gegen das Bret ſtützen könneſt, mit ausgebreiteten Armen u. ſ. w. *Puccio*, dem dieſe Buſsübung vorgeſchrieben wird, ſollte nicht über dem Tiſche liegen, ſondern, an denſelben bloſs angelehnt, ſtehen

ſtehen mit ausgebreiteten Armen; und für dieſe Stellung waren auch die Pflöcke, deren weiter unten erwähnt wird, nothwendig, um ſich daran mit den Händen zu halten, damit ihm die Arme in der ausgeſtreckten Haltung nicht erlahmten. — Die Note S. 474. iſt unnöthig, da der Sinn des Textes vom Ueberſetzer nicht richtig verſtanden iſt. Es iſt dort von keinem Hauſe die Rede, das mit der einen Seite am Abhange eines hohen Hügels liegt, wie Hr. S. irrig meynt; ſondern man darf bloſs ein gewöhnliches italiäniſches Haus mit flacherem Dache annehmen, über welches die Männer von einem danebenſtehenden Hauſe zum obern Stocke des Hauſes hineinkommen. Da die Scene der Begebenheit in Florenz iſt, welches in der Ebene liegt, ſo ſieht man leicht, daſs von keinem am Abhange eines Hügels gelegenen Hauſe die Rede ſeyn kann. — S. 554. „wenn ihr es recht anfangen wolltet, ſo hättet ihr uns klug machen ſollen, wie Maſetto die Nonnen.“ im Originale heiſst es: *voi avreſte, volendo a noi inſegnare, potuto apparar ſenno; come apparò Maſetto da Lamporecchio dalle monache;* es muſs alſo im Deutſchen heiſsen: „So hättet ihr klug werden ſollen wie Maſetto durch die Nonnen klug ward.“ Hr. S. hat *apparare*, welches mit *imparare* gleichbedeutend iſt, und *lernen* heiſst, mit *inſegnare*, *lehren*, verwechſelt; und daſs es in dieſer Bedeutung hier nicht ſtehen könne, erhellt auch daraus, daſs *dalle monache*, und nicht *alle monache*, ſteht.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. 1) *Nürnberg* u. *Sulzbach*, b. Seidel: *Geſchichtstabelle von Pfalz Baiern, vom Erſcheinen der Nation* 591. *vor Kr.* (Chr.), *bis zum Entſchädigungs-Vertrage* 1803., als Leitfaden für die vaterländiſche Jugend bearbeitet von *G. P. von Gemünden*, Profeſſor an der Kurfürſtlichen Militär-Akademie zu München. 1805. 1 Bog. gr. fol. (12 Kr.)

2) *Ebendaſ.: Zeit-Tafel der Geſchichte von Pfalz-Baiern vom Urſprunge der Nation bis zum Entſchädigungs-Vertrage.* Zum Schulgebrauche verfaſst von *G. P. von Gemünden* u. ſ. w. 1805. 1 Bog. gr. fol. (12 Kr.)

3) *Ebendaſ.: Kulturs-Tabelle der Baiern vom Urſprunge der Nation bis zum* 18. *Jahrhunderte*, zum Schulgebrauche bearbeitet von *G. P. von Gemünden* u. ſ. w. 1805. 1 Bog. gr. fol. (12 Kr.)

Den Zweck von Geſchichtstabellen, Schülern, oder auch ſolchen Perſonen, die in dem Studium der Geſchichte ſchon weiter fortgerückt ſind, eine kurze und deutliche Ueberſicht ihrer Hauptmomente zu verſchaffen, folglich nur wichtige Begebenheiten, welche dem Zuſtande der Staaten, oder Völker eine andere Wendung gegeben haben, darin aufzunehmen, kennt der Vf., wie aus ſeinem Vorbericht erhellt, wohl; hat aber auf die Bedingungen, unter welchen derſelbe allein erreicht werden kann, nicht hinlänglich Rückſicht genommen. Nicht nur kommen in Nr. 1. ſehr viele ziemlich unbedeutende Thatſachen, ſondern auch ſolche Nachrichten vor, die nichts weniger, als hiſtoriſch gewiſs ſind. Der Vf. pflanzt alle Hypotheſen und Irrthümer, welche die allzupatriotiſchen Geſchichtſchreiber Bayerns ohne alle Kritik bisher verbreitet hatten, gutmüthig fort. Gleich am Anfange läſst er die Bojer von Sigoves nach Bojohemum führen, in der Vorausſetzung, daſs dieſe ein und daſſelbe Volk mit den Bayern geweſen ſeyen, was doch bey weitem nicht erwieſen iſt. Selbſt die Toliſto-Bojer, welche in Macedonien einfielen, führt er in ſeiner bayerſchen Geſchichte auf. Die Bayern machen ſich nach dem Ende des oſtgothiſchen Reiches *mit fränkiſcher Hülfe unabhängig*, u. dgl. m. Auſserdem, daſs es unzweckmäſsig iſt, ſolche unhaltbare Vermuthungen in eine hiſtoriſche Tabelle einzutragen, und einen Zeitraum (den von 591 bis 8 vor Chriſto), wovon wir nicht das geringſte mit Zuverläſsigkeit wiſſen, zu einer beſondern Periode der bayerſchen Geſchichte zu machen, ſind hier auch der Thatſachen bey weitem zu viele aufgehäuft, als daſs durch dieſe Tabellen eine deutliche Ueberſicht erhalten werden könnte. Daſs Taſſilo I. im J. 597. einen Waffenſtillſtand mit den Slaven ſchloſs, daſs Theodo um das J. 716. in Rom war, daſs Wolf II. ſich von Mathilde trennte, daſs Ludwig I. im J. 1191. mündig wurde, daſs Ludwig II. ſeine Gemahlin enthaupten lieſs, ſind Nebenumſtände, die in der bayerſchen Geſchichte keine Hauptveränderung hervorgebracht haben. Was lernt man endlich aus ſolchen allgemeinen Ausdrücken, wie folgende ſind: Welf II. regiert ſanft und weiſe; Heinrich IX. unentſchloſſen; Otto der Erlauchte regiert ruhmvoll?

Nr. 2. enthält nichts anders, als Zahlen ohne Text. Der Vf. will nämlich dadurch das Gedächtniſs ſeiner Schüler in Hinſicht auf die Zeitrechnung üben; ſie ſollen ihm diejenigen Begebenheiten auswendig erzählen, welche in jedes auf der Tabelle bezeichnete Jahr fallen. Dieſe Methode, mit Klugheit und Sparſamkeit angewandt, mag wohl ihren Nutzen haben. Soll es aber frommen, wenn auch viel unwichtige Nebenſachen mit Jahrszahlen bezeichnet ſind? Und wird nicht der Schüler der allzugroſsen Laſt derſelben unterliegen? Dieſe Tabelle enthält nicht weniger als 498 Zahlen.

In Nr. 3. fehlt es hier und da gleichfalls an zweckmäſsiger Auswahl. Was in den erſten zwey Perioden über Lebensart, Verfaſſung, Religion u. ſ. w. der Bojer, die hier durchaus für Bayern gelten, angemerkt iſt, dürfte eben ſo gut auf einer Tabelle der Culturgeſchichte der Germanen, oder zum Theile der Gallier überhaupt ſtehen. Lebensart und Charakter, Sitten und Gebräuche machen hier zweyerley Rubriken aus; mehrmalen finden wir aber galliſche und germaniſche Gebräuche mit einander vermiſcht. Der Vf. giebt den Bojern die Götter Maan, Thor, Theut u. ſ. w. wie nicht weniger Druiden, und Druidinnen. Auch ſcheint er vergeſſen zu haben, daſs er eine Tabelle geben wollte; er hat beynahe nichts anders, als die äuſsere Form einer Tabelle beobachtet; er giebt nicht blos die Punkte an: er erzählt förmlich; nur daſs ſeine Erzählung unter verſchiedenen Aufſchriften in Spalten abgedruckt iſt. — Daſs der Vf. durchgehends Kriſtof, Kriſtenthum, Sinode u. ſ. w. ſchreibt, wollen wir nur nebenher bemerken.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 13. Auguſt 1806.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Frölich: *Das Dekameron des Boccaccio.* Von *D. W. Soltau* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der in Num. 192. abgebrochenen Recenſion.*)

Theil *II.* S. I. der Vorrede würde ſowohl der „*Smum* des Neides," als die zur Erklärung dieſes Wortes angehängte Note füglicher weggeblieben ſeyn, da Boccaccio bloſs *l'impetuoſo vento ed ardente della invidia* ſagt, und ein Ueberſetzer ſeinem Autor keine ſolche fremden und geſuchten Ausdrücke anheften ſoll. — S. IV. „daſs jener verheerende Wind mich nicht häſslich verſengt, daſs er mich zwar nicht entwurzelt, aber doch niedergedrückt; und daſs mich der Neid u. ſ. w." im Original ſteht bloſs: *Nè per tutto ciò l'eſſer da cotal vento fieramente ſcrollato, anzi preſſo che divadicato;* alſo kürzer und richtiger: „daſs jener verheerende Wind mich nicht heftig geſchüttelt, ja faſt entwurzelt u. ſ. w." — S. 30. ſteht *Franz von Aſſizes* ſtatt *Franz von Aſſiſi;* ebendaſelbſt *Liſetta da Caquirino*, welches richtiger heiſsen ſollte: *Liſette* aus dem Hauſe *Quirino:* denn *ca* iſt die gewöhnliche Abkürzung von *caſa*, und in den guten Ausgaben ſteht auch *de ca Quirino.* — Dem *canal maggiore*, der Venedig durchſchneidet, thut Hr. *S.* wohl zu viel Ehre an, wenn er ihn S. 41. in der Note als einen „Arm des adriatiſchen Meeres" definirt; auch ſteht ebendaſelbſt im Text nicht, wie Hr. *S.* ſagt: „ſprang hinab ins Meer," ſondern bloſs *ſi gittò nell' acqua;* der Begriff von Meer verſchwindet ſchon in den Lagunen, geſchweige denn in einem Kanal mitten in der Stadt, der nicht breiter als eine Straſse iſt. — S. 238. „wie ſie fanden, daſs ſie glücklich entronnen," müſste entweder heiſsen *entronnen waren*, oder *entrannen.* — S. 256. *pigneta* iſt nicht „Tannenwald," ſondern Fichten- oder eigentlicher Pinienwald. Tannenwälder giebt es in den ebenen Gegenden Italiens nicht. — S. 261. „nebſt ſolchen anderweitigen Gäſten, die euch ſelbſt beliebig ſind," ſehr ſchleppend gegen das Original, wo es bloſs heiſst: *et altre che vi piacerà.* — S. 263. iſt *maſtini* durch „Saurüden" überſetzt, wo *Rüden* oder *Jagdhunde* hinreichend geweſen wäre. — S. 281. „Mit dem Roſenkranz in der Hand war ſie *bey allen Wallfarthen* zugegen" *ad ogni perdonanza* würde hier dem Zuſammenhange gemäſs richtiger heiſsen: *überall* (in allen Kirchen nämlich) *wo Ablaſs ertheilt wird.* — S. 282. „als daſs wir, wie die Aſche, die Kohlen lebendig erhalten;" *ſe non da guardare la cenere intorno al focolare* heiſst: als daſs wir die Aſche auf dem Herde hüthen; *ebendaſelbſt* „und überhaupt werden die meiſten auch ſchon vor den Jahren alt." Im Ital. *e la maggior parte ſono da molto più vecchj che giovani*, welches heiſst: und die meiſten ſind im Alter tüchtiger als in der Jugend. *uomo da molto*, ein tüchtiger Menſch, ſteht im Gegenſatz mit *uomo da poco* einer der zu wenigem nütze iſt. — S. 326. „mit dem Pinſel, der Reisfeder und dem Grabſtichel;" *con lo ſtile e con la penna o col pennello*, mit dem Stift, der Feder oder dem Pinſel. Von Grabſtichel ſteht im Originale nichts, auch konnte zu Giotto's und Boccaccio's Zeiten, die mehr als 100 Jahre vor Erfindung der Kupferſtecherey lebten, davon noch nicht die Rede ſeyn. — S. 330. „Geht doch, ihr Haſen!" *andate gocciolonì; gocciolone* können wir im Deutſchen wörtlich durch *Tropf* geben; und *geht doch ihr Tröpfe!* würde hier auch paſſender ſeyn. — S. 339. „die gleichſam aus der Aſche wieder auferſtand" *quaſi dal fuoco riſuſcitata*, würde hier paſſender gegeben werden durch: die gleichſam aus dem Feuer gerettet oder geriſſen war. — S. 345. längs der Rennbahn der Adimari" *per lo corſo degli Adimari.* Beſſer wäre hier wohl *corſo* auch im Deutſchen beybehalten, da *Rennbahn* den ganzen Begriff des *corſo*, einer Hauptſtraſse in groſsen Städten, wo an gewiſſen feſtlichen Tagen Wettrennen gehalten werden, nicht ausdrückt. Unter Rennbahn würde man einen ausſchlieſsend zum Wettrennen beſtimmten Platz, etwa wie der *Circus* bey den Alten war, verſtehen. *Ebendaſelbſt* „mit ſeinem Geſchwader" *brigata* heiſst in dieſer Bedeutung vielmehr eine fröliche Geſellſchaft. — S. 350. „des heiligen Freyherrn Sanct Anton." *Barone* iſt hier nicht ganz paſſend durch Freyherr wieder gegeben; bloſs *Herr* oder *geſtrenger Herr* wäre beſſer geweſen. In alten Zeiten, wo man den Ehrentitel *Barone*, wie hier, auch den Heiligen beylegte, bedeutete es nichts mehr als ein groſser Herr. Späterhin erhielt es auch die üble Bedeutung von *Straſsenräuber*, *Spitzbube* und iſt auch noch jetzt als Schimpfwort dieſes Sinnes in Italien üblich; aber in dieſer Bedeutung würde man es eben ſo wenig paſſend durch *Freyherr* überſetzen können. — S. 352. „Er war ein ärgerer Schelm als Cacus;" im Ital. ſteht: *il quale era tanto cattivo, ch' egli non è vero che mai Lippo Topo ne faceſſe alcun cotanto.* Da man nicht weiſs, wer dieſer *Lippo Topo* war, ſo iſt die Anſpielung auf ihn unverſtändlich, und der Ueberſetzer konnte ihr eine verſtändlichere unterſchieben; aber wir zweifeln, ob dem gröſsten Theil der Leſer die von dem Ueberſetzer gewählte Anſpielung auf den Cacus verſtändlicher ſeyn werde. — In derſelben Xten Novelle des ſechsten Tages, welche von dem

Frate Cipolla handelt, und eine der drolligſten im *Decamerone* iſt, hat Hr. *S.* ſeinen Autor in der Reiſebeſchreibung des *Frate Cipolla* noch an Mönchswitz zu überbieten geſucht. Beym Boccaccio heiſst es: *Per la qual coſa meſſom' io per cammino, di Vinegia partendomi et andandomene per lo borgo de' Greci, e di quindi per lo reame del Garbo cavalcando e per Baldacca pervenni in Parione, donde non ſenza ſete dopo alquanto pervenni in Sardigna* etc. bey Hn. *S.* heiſst dieſe Stelle: „ich machte mich deſswegen auf den Weg, reiſete von *Weinſtadt* aus nach *Griechiſch Täuſchenburg*, von dort ritt ich durch das Königreich *Kniffland* und durch *Siehdichvorien* bis nach *Wurſtwiederwurſt*, und kam endlich ziemlich durſtig nach *Sardellien* u. ſ. w., und ſo geht es durch noch mehrere Länder der Schlaraffenwelt bis nach *India Paſtinaca*. — S. 355 u. 357. iſt *biſaccia* durch *Felleiſen* überſetzt; richtiger wäre *Querſack*, ein aus zwey Beuteln beſtehender Sack, den man übers Pferd oder über die Schultern hängt, und deſſen ſich die Bettelmönche bedienen; Felleiſen iſt *valigia*.

Theil *III.* S. 27. „daſs ſie im Frauenſtifte in Faenza arbeiteten;" *che eſſi lavoravano nel moniſtero delle donne di Faenza*, heiſst in richtiger Ueberſetzung: „daſs ſie im Kloſter der Nonnen von Faenza arbeiteten." Ein Kloſter in Florenz nämlich hieſs *Monaſtero delle donne di Faenza*, und aus dem Zuſammenhange erhellet, daſs die Maler nicht in Faenza, ſondern in Florenz arbeiteten, ſonſt hätte auch Calandrino nicht ſo gleich zu ihnen hinlaufen können; auch muſste nach Hn. *S's.* Ueberſetzung im Texte *in Faenza* ſtehen. — S. 45. iſt *e ſentiva del guercio*, und ſchielte ein wenig, nicht ausgedrückt. — S. 107. „zerbrach ſich eine Rippe," im Original ſteht *ruppeſi la coſtia*, zerbrach einen Schenkel. Der Ueberſetzer ſagt zwar am Ende dieſer Novelle in einer Note, daſs er das Gemälde von der Grauſamkeit des Rinieri etwas weniger hart gehalten habe; doch gehört es wohl nicht mit zu dieſer Milderung, daſs er die Magd ſtatt eines Schenkels eine Rippe brechen läſst. — S. 227. „Du wirſt ſie recht beſaurüſſeln." Der Ueberſetzer hat in dieſer Stelle die Farben noch ein wenig dicker und gröber aufgetragen als Boccaccio. Im Original heiſst die Stelle: *O, diſſe Bruno, tu te la griferai E' mi par pur vederti morderle con coteſti tuoi denti fatti a bischeri quella ſua bocca vermigliuzza, e quelle ſue gote, che pajon due roſe, e poſcia manicarlati tutta quanta.* Hr. *S.* überſetzt dieſs: „Das denk' ich ſelbſt, ſprach Bruno, du wirſt ſie recht beſaurüſſeln. Mich däucht, ich ſehe ſchon dein halbes Dutzend Zähne wie Fallgattern nach ihrem rothen Mäulchen, und nach ihren Wängelchen fletſchen, und ſie nach Herzensluſt herumzauſen." *Grifare* heiſst eigentlich ſo viel als *ſtroppicciare col grifo*, mit der Schnauze reiben, und ſteht hier ſtatt: auf tölpiſche Art genieſsen; *beſchnüffeln* oder *beſchmatzen* wäre im Deutſchen alſo ſtark genug geweſen; *denti fatti a bischeri* heiſst eigentlich Zähne wie Lauten- oder Geigenwirbel, übel geformt und aus einander ſtehend. Dem Original getreuer und weniger überladen würde die Stelle alſo im Deutſchen lauten: „Du wirſt ſie artig beſchmatzen. Mich däucht, ich ſehe dich ſchon mit deinen Zähnen wie Lautenwirbel ihr rothes Mäulchen und ihre Roſenwängelchen beiſsen und ſie vor Liebe gar auffreſſen." — S. 229. iſt das *carta non nata* des Originals durch „Pergament" allein nicht ausgedrückt, es ſoll Pergament von dem Fell eines ungebornen Thieres ſeyn. — S. 238. *ronzini a vettura* ſind *Miethgäule*, nicht eben *Poſtgäule*. — S. 437. *origliere* nicht eben *Ohrküſſen*, ſo wenig wie *guanciale* Wangenküſſen heiſst, ſondern Kopfküſſen überhaupt.

Die Sprache in Hn. *Soltau's* Ueberſetzung hat Rec. im Ganzen rein und correct gefunden, bis auf einige Kleinigkeiten, zum Theil vielleicht Druckfehler, die er hier noch hinzufügen will. Hr. *S.* ſchreibt Th. *I.* S. 47. „wenn unter den wenigen Inſtrumenten die er ausfertigte, ſich ein einziges *richtige* (ſtatt richtiges) befunden hätte;" desgleichen ebendaſ. S. 109. von deſſen fertiger und *zierlichen* (ſtatt zierlicher) Beredſamkeit;" S. 114. „*dem* es anfing zu hungern" ſtatt den es anfing u. ſ. w. Oefter fanden wir *wenn* ſtatt *wann*, als zeitbedingend gebraucht, z. B. Th. *II.* S. 316. Th. *III.* S. 7. u. 43. Der fehlerhafte Gebrauch des *wie* zur Zeitbeſtimmung ſtatt *als*, findet ſich gleichfalls häufig durch das ganze Werk, und an ein paar Stellen ſogar zum Nachtheil der Deutlichkeit für den erſten Anblick. Bloſs dem *erſten* Theile iſt ein Verzeichniſs der Druckfehler angehängt; doch iſt im Ganzen der Druck ziemlich correct. Durch das ganze Werk ſteht immer, wir wiſſen nicht warum, *Eliſſa* ſtatt *Eliſa*.

KOPENHAGEN, auf Koſten der Geſellſchaft für die ſchöne Literatur, b. Schulz: *Det befriede Iſraël, et Priisdigt i den episke Poëſie i 18. Sänge, (Das befreyete Iſraël, ein Preisgedicht in der epiſchen Poëſie in 18. Geſängen,)* af *Jens Michael Hertz*, Sognepraeſt for Korſöer. 1804. 400 S. 8. (1 Rthlr.)

Dem Mangel, den der berühmte *Herder*, (*Geiſt der hebräiſchen Poëſie*, Th. 2.) rügt: daſs nämlich noch keiner von *Deutſchlands* hebräiſchen Epikern ſich verſucht habe, Iſraëls Befreyung und Ausbildung zum reinſten Gottesdienſt und freyeſten Staate würdig zu beſingen, wird hier von einem *däniſchen* Dichter, dem bisherigen Hauptprediger zu *Korſör* und jetzigen Domprobſt zu *Roeskilde*, *J. M. Hertz*, auf eine Art abgeholfen, welche, nach des Rec. Einſicht, wahre Hochachtung für des Vfs. Dichtertalent, Geſchicklichkeit, Kenntniſſe und ausdauernden Fleiſs erwecken muſs. Die Dichtung iſt leicht, flieſsend, anziehend und in manchen Stellen, wo es der Gegenſtand erfodert, wahrhaft erhaben und würdevoll. Die Charaktere ſind dem Geiſte des Zeitalters, woraus die Begebenheit entlehnt iſt, gemäſs entworfen, treu gehalten und trefflich ausgeführt. Die Schilderungen und Gemälde fallen eben ſo wenig in das Grelle und Groteske, als ſie matt und leblos ſind. Der Gang der Geſchichte könnte zwar hier und da

etwas rascher verwärts gehn und sollte nicht zuweilen unterbrochen seyn durch Berührung von Gegenständen, welche dem Hauptgegenstand entweder ganz fremd sind, oder doch nur in entfernter Beziehung auf ihn stehn; das hindert aber nicht, dass man nicht die Geschichte selbst immer im Auge behielt, sich von Anfang bis zu Ende des Gedichtes lebhaft für sie interessirt fühlte, und besonders durch die einfache und kunstlose Auflösung manches Charakters auf die angenehmste Art entschädigt sehn sollte für die kleine Ungeduld, worin man sich eine Zeitlang durch manches Räthselhafte und, wie es schien, gar nicht hierher gehörige versetzt sah. Schön und eines christlichen Religionslehrers würdig sind dabey die Spuren von erleuchteter Religiosität des Dichters, die in jedem dieser 18. Gesänge gefunden werden, und die ihn nur selten einmal verleitet hat, von der Gottheit erhabnere Ideen einfliessen zu lassen, als sie dem Geiste des Zeitalters, wohin die Begebenheit gehört, gemäss sind. — . Rec. bedauert es aufrichtig, dass er bey seinen Lesern *ausserhalb* Dänemark nicht so viel Kenntniss der dänischen Sprache voraussetzen darf, als dazu gehört, um ein Gedicht, wie dieses, zu verstehn und zu würdigen; sonst würde er sein bisher gefälltes Urtheil mit Stellen belegen, welche dem Vf. gewiss die Achtung des Kenners verschaffen würden: *innerhalb* Dänemark aber wird ohnehin kein Freund der schönen Wissenschaften, und besonders der heiligen Poësie, das Werk selbst ungelesen lassen. Nur den Wunsch kann Rec. nicht unterdrücken, dass sich irgend ein Dichter, der mit beiden Sprachen, der dänischen und der deutschen, eine gleich vertraute Bekanntschaft hätte (etwa *Abrahamson* oder *Baggesen*), dazu verstehn möchte, dieses Meisterwerk, wo nicht vollständig, so doch auszugsweise, ins Deutsche zu übertragen; wobey sich dann kleine Flecken, wie z. B. dass zuweilen verschiedenen Personen derselbe Name beygelegt wird, wodurch (wie im 7ten und 8ten Gesange) leicht Verwirrung entstehen kann; oder dass *Hiobs* Geschichte mit eingeflochten wird; wodurch im 3ten Gesange der eigentliche Geschichtsfaden auf eine nicht erwartete, ob gleich auch nicht ganz unangenehme, Art zerrissen wird — leicht würden verwischen lassen. Schwerlich ist in neuern Zeiten eine Dichterarbeit mit grösserm Rechte gekrönt worden, als diese Ehre von der kopenhagner Gesellschaft zur Beförderung der schönen Wissenschaften dem *Hertz'schen* Preisgedicht wiederfahren ist; worüber selbst einer der ersten dänischen Dichter (der berühmte Prof. *Rahbek*) das Urtheil fällt, es gehöre „unter die nicht sehr zahlreichen klassischen Dichterwerke der dänischen Sprache, die ihre Achtung oder ihren Werth allein mit dem Untergange der Sprache selbst verlieren können."

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ZÜRICH, b. Orell, Füssli u. Comp.: *Bildergallerie der Heimweh-Kranken. Ein Lesebuch für Leidende.* Von *Ulysses von Salis*, dem ältern. *Erstes* Bändchen. (1798.) *Zweyte* verbesserte Auflage. 1804. XVI u. 256 S. *Zweytes* Bändchen. 1800. 518 S. *Drittes* Bändchen. 1803. CII und 176 S. gr. 8. (4 Rthlr.)

Das *dritte* Bändchen dieser Schrift enthält sehr schätzbare Nachrichten von den Lebensumständen des am 25. August 1728. in dem Schlosse *Marschlins* in Graubündten gebornen und am 6. October 1800. zu *Wien* gestorbenen Vfs., eines Bürgers von Zürich, der in frühern Jahren (1757.) von seinem Hochgerichte zum *Podesta* von *Tiran* im *Veltlinerlande* gewählt worden war, und dieses Amt einige Zeit vortrefflich verwaltet hatte, in spätern Zeiten (1768.) die 24 Jahre nachher unter *Dumourier's* Ministerium wieder niedergelegte Stelle eines *königlich französischen Geschäftsträgers in Graubündten* annahm, und in dieser Eigenschaft durch seine überlegenen Geisteskräfte, viele Jahre lang, einen ungemein bedeutenden Einfluss auf die politischen Angelegenheiten dieses Theils der Schweiz hatte, im Jahr 1771. mit sehr beträchtlichem Geldaufwande die Erziehungsanstalt der Professoren, *Martin Planta* und *Nesemann* von *Haldenstein* nach *Marschlins* verpflanzte, und schon im J. 1777. die ihn tief schmerzende Auflösung dieses Philanthropins erlebte, wobey er einen grosen Theil seines Vermögens einbüsste; inzwischen immer noch, obgleich in beständigem Kampfe mit vielen Feinden, mit einigem Glanze leben konnte, als von dem Jahre 1790. an die furchtbaren Factionen seines Vaterlandes, und hernach die im J. 1798. ausgebrochene helvetische Revolution ihn bis an sein Lebensende unaussprechlich unglücklich machten. Man kann es ohne Wehmuth nicht lesen, wie kummervoll die letzten Jahre seines Lebens waren, und wie er den Kelch der Leiden bis auf die bitterste Hefe leeren muste. Am 30. Jun. 1794. ward er, weil er, um sein Leben zu retten, aus Graubündten sich entfernt hatte, von einem sogenannten „unparteyischen Gerichte" *in contumaciam* aus seinem Vaterlande *capitaliter verbannt*, *für vogelfrey erklärt* und *sein Vermögen confiscirt;* sein *sieben und neunzig jähriger* Vater lebte noch, als man mit solchen Proceduren gegen ihn vorschritt, und litt, so wie seine Kinder, mit unter den Verfolgungen der Parteywuth. Was er nachher in der Gegend von *Zürich* erfuhr, und wie er, nach einigen längern und kürzern Perioden von Ruhe, in denen er wieder Kraft zu neuen Leiden sammeln konnte, herumgetrieben wurde, bis endlich der Tod ihn von allen Widerwärtigkeiten befreyte, muss in dem Aufsatze selbst, dessen Vf. ein Sohn des Verewigten, Hr. *Carl Ulysses von Salis* (geb. 1759.) ist, nachgelesen werden. Dass die Religion seine Trösterin in so herben Schicksalen war, wie nur sie es dem Leidenden seyn kann, ist natürlich, und da sein immer reger Geist auch im Greisesalter, bey der Entfernung von Staatsgeschäften, in denen er so lange wirksam gewesen war, nicht unthätig seyn konnte: so schrieb er unter andern auch mit Beziehung auf *Stillings Heimwehbuch* diese *Gallerie der Heimwehkranken*, wodurch er

Lei-

Leidenden unter mannichfaltigen Einkleidungen die grofse Wahrheit tief einprägen wollte, dafs Leiden die kräftigsten Beförderungsmittel sittlicher Ausbildung sind. Die Ausführung ist freylich nicht so gerathen, dafs man dieser Schrift einen hohen ästhetischen Werth beylegen könnte; gleichwohl ist es dem Rec., dem ein Leidender, auch wenn er ausgelitten hat, immer noch etwas Heiliges ist, unmöglich, den Mafsstab einer strengen Kritik an diese Arbeit anzulegen. Mancher, der seufzend unter den Lasten dieser Zeit, und müde des Kampfs mit den Tyrannen der Welt, seinen Blick nach der *Heimath* in einem bessern Vaterlande richtet, hat diese *Gallerie* eines Mitgenossen der Trübsal mit Erbauung gelesen, und schon der Umstand, dafs das *erste* Bändchen, dessen erste ganz vergriffene Auflage in der Ostermesse 1798. erschien, von neuem gedruckt werden mufste, zeigt an, dafs das Buch ein zahlreiches Publikum gefunden hat. Sollte es den Menschenfreund nicht freuen, wenn eine Schrift Leidende aufrichtet und zum Ausharren stärkt, gesetzt auch dafs die Kunstform derselben nicht gerade die schönste für das Auge eines Kunstrichters wäre? Rec. will keine *Nessel* auf das Grab eines Mannes pflanzen, der nach dem Zeugnisse *H. L. Lehmann's*, Vfs. der *Republik Graubündten, historisch - geographisch - statistisch dargestellt*, (Magdeburg, b. Keil. 1797. Th. I. S. 184.) „durch seine Herablassung gegen jedermann, durch seinen weisen Ernst in Miene und Ausdruck, durch den scharfen Blick, der aus seinem Auge strahlte, und nur mit dem Blicke Friedrichs, des Einzigen, verglichen werden konnte, und durch den hohen Adel seines Herzens die Bewunderung und der Neid seiner Landsleute war." Lieber bringt er durch diese Anzeige den Vollendeten auf eine achtungsvolle Weise in das Andenken seiner Zeitgenossen.

Nürnberg, b. Campe: *Neue Vorschriften zur leichten Erlernung der wahren englischen Geschäfts-hand*, von *J. M. Mosser*. (Ohne Jahrzahl; doch Herbstm. 1805.) 7 Blätter, auf grofs quer Folio. Schweiz. Velin Pap. (12 gr.)

Diese englischen Schreibmuster sind wirklich schön, und sind das für eine englische Geschäftshandschrift, was *Fricks Vorschriften*, die vor ein Paar Jahren erschienen, für die beliebte berlinsche Geschäftshand seyn sollen. Sie unterscheiden sich von manchen englischen Handschriften, die Rec. zu sehen Gelegenheit gehabt hat, nur in der strengsten Präcision der Kunst des Kupferstechers, wodurch er eine anziehende Eleganz über die hier gelieferte Schrift zu verbreiten gewufst hat. In der Hinsicht sind diese Vorschriften geschmackvoller, wie viele Originale der besten englischen Schreibmeister, die Rec. in England vor mehreren Jahren sah. Besonders herrscht in Nr. 2. und 3. eine edle Simplicität, welche, verbunden mit den Regeln der Kunst, dem Kennerauge, einen wohlgefälligen Anblick gewähret. Die Blätter Nr. 4. 5. u. 6. haben, aufser den, die wahre Schönheit beleidigenden Verzierungs-Schnörkeln, die an manchen Buchstaben angebracht sind, auch durchgängig den Fehler, dafs die Buchstaben in der kleinen Currentschrift, oft zu sehr gedrängt werden, wodurch die allgemeine Regel der lateinischen Currentschrift überschritten wird, nach welcher zwischen zwey Buchstaben, die aus Endstrichen oder *o* entstehen, immer so viel Raum gelassen werden mufs, dafs zwischen den Schattenstrichen des Buchstabens einzeln auf sich selbst, wie z. B. in einem *h*, *m*, *n*, *p*, u. s. w. oder in der Entfernung zwischen zwey und mehreren Buchstaben in einem Worte, die von gleicher Höhe gezogen werden müssen, immer ein kleines *o* geschrieben werden könne. Diese Regel wird in Holland äufserst genau, in England weniger pünktlich, in Frankreich selten, und in Italien, Spanien und Portugal fast gar nicht beobachtet. Uebrigens sind diese Blätter sehr empfehlungswürdig.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Nürnberg*, b. Lechner: *Versuch einer Geschichte des der ehemaligen Cisterzienser - Abtey Langheim, nun dem Hause Brandenburg zugehörenden sogenannten Münchshofes zu Culmbach.* Bearbeitet von *G. W. A. Fikenscher*, Professor am Collegio illustri Christian Ernestino zu Baireuth, Adjunct der philosophischen Fakultät zu Erlangen u. s. w. 1804. 5½ Bog. gr. 8. m. zwey Kpfn. (10 gr.) — Diese, zur aller speciellesten Geschichte Deutschlands gehörige Schrift ist mit der erforderlichen Einsicht und Gelehrsamkeit abgefafst und desto zuverlässiger, da ihr Urheber mit Urkunden und andern handschriftlichen Hülfsmitteln, die er grofsen Theils ungeändert und unabgekürzt vorlegt, ausgerüstet war. Unsere Leser kann es allenfalls interessiren, wenn wir daraus berichten, dafs dieser, der Abtey Langheim gehörige Hof in der Stadt Culmbach im J. 1318. seinen Ursprung nahm, dafs er nach mancherley, meistens traurigen Schicksalen, besonders zur Zeit der Reformation und im dreyfsigjährigen Kriege, vom J. 1693. an, seine jetzige stattliche Form erhielt, durch den Lüneviller Frieden und durch den darauf erfolgten Reichsdeputationsrecefs mit seinem Kloster in die Entschädigungsmasse geworfen wurde, mit demselben an Bayern kam, und alsdann von diesem durch Vergleich dem Könige von Preufsen, als Besitzern des Fürstenthums und der Stadt Culmbach, überlassen wurde, und dafs dieser Hof mit seinem Zubehör jährlich über 12,000 Gulden abwerfe.

Berichtigung.

Nr. 166. der A. L. Z. 1806. S. 88. Z. 31. von unten (in der Recension der *Staatskalender von Zürich*) ist statt *acht Bürger* zu lesen: *achtzehn Bürger.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 14. Auguſt 1806.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

HAMBURG, b. Neſtler: *Ueber die Vereinigung des Kurfürſtenthums Hannover mit der preußiſchen Monarchie*, als Darſtellung deſſen, was der preuſsiſche Staat dadurch gewinnen werde, ſo wie auch der neuen Verhältniſſe, welche für *das Kurfürſtenthum Hannover* und *den preuſsiſchen Staat* aus dieſer Vereinigung hervorgehen werden. 1806. 70 S. 8.

Man hat alle Urſache, dieſe Schrift unter die beſten politiſchen Schriften des Tages zu zählen. Sie iſt als ein Seitenſtück zu der in Nr. 152 u. 153. d. J. angezeigten, aber keinesweges in Hinſicht auf dieſe als überflüſſig zu betrachten; indem ſie gröſstentheils die Vortheile der preuſsiſchen Monarchie, und des geſammten nördlichen Deutſchlands, die aus der königl. preuſs. Beſitznahme von Hannover flieſsen, auseinander zu ſetzen ſucht, die Vortheile, die für Hannover ſelbſt daraus entſpringen können, kürzer behandelt. In Abſicht der Gründlichkeit des Räſonnements und der Schreibart dünkt uns dieſe Schrift noch vor jener Vorzüge zu haben. Der uns unbekannte Vf. ſcheint ein geborner Hannoveraner zu ſeyn; wenigſtens verräth er ſehr viel Kenntniſs der innern Verfaſſung des Landes. Auch muſs ſeine Unparteylichkeit ſowohl als ſein wohlwollendes Gemüth ihm die ſtille Achtung und Liebe des Leſers erwerben. Folgender Auszug wird hinreichen, Aufmerkſamkeit auf dieſe Schrift zu erregen bey allen, die nicht ſchon der Titel ſie zu leſen reizte.

Durch die Acquiſition von Hannover gewinnt Preuſsen, nach Abzug des Verluſtes von Cleve und Anſpach, 500 Quadratmeilen Landes und 700000 Einwohner. Neufchatel und Valengin (von 15 Q. M. und 46000 Einw.) kommen aus guten Gründen hiebey nicht in Anſchlag. Das hannöverſche Land könnte zum Theil noch ſehr an Bevölkerung zunehmen. Denn wenn auch gleich das Fürſtenthum Göttingen, das Grubenhagenſche auf und neben dem Harze, das Fürſtenthum Kalenberg ſüdlich von Hannover, und an dem linken Ufer der Leine hinunter bis gegen Neuſtadt am Rübenberge und das Steinhuder Meer hin, auch manche Diſtricte beſonders im Süden des Osnabrückſchen voller Menſchen ſind, und hier der Akkerbau nicht viel höher getrieben werden könnte: ſo ſind doch die übrigen hannöverſchen Provinzen, als das Innere der Länder Bremen, Verden, Lüneburg, das weſtliche Hoya, das nördliche Kalenberg unter dem Steinhuder Meer, und ſelbſt einige Stücke des Lauenburgſchen und Osnabrückſchen gröſstentheils ein unfruchtbares Land, ein Sand- und Moorboden, für welchen die Natur nur wenig gethan hat. Hier könnte durch Fortſetzung der Moorkultur, durch fernere Theilung der Gemeinheiten, durch die Leichtigkeit des Abſatzes der vermehrten Producte nach den Seeſtädten, die Landeskultur noch ſehr viel gewinnen, und die Volksmenge anſehnlich zunehmen. Das Fabrikweſen iſt auch noch groſser Verbeſſerung fähig; doch warnt der Vf. mit vollem Rechte, daſs man hier nicht zu raſchen und gewaltſamen Maſsregeln ſchreiten möge, die dem Lande ſehr ſchädlich werden könnten. Der durchgehende Handel iſt ſo wichtig, daſs vielleicht an dieſem keine Provinz in ganz Deutſchland ſo viel gewinnt, als das Hannöverſche. Für jetzt iſt er von dem Handelsflore von Hamburg, Bremen, Altona und Lübeck abhängig. Der Vf. zeigt am Ende der Schrift, daſs Preuſsens eignes Intereſſe erfordere, den Handel dieſer Städte auf alle mögliche Weiſe zu beſchützen und zu befördern. Für dieſen Schutz könnten dann, der Billigkeit gemäſs, die Hanſeſtädte eine Subſidie an Preuſsen zahlen, zumal wenn dieſes ſich gezwungen ſähe, zur Erhaltung der Ruhe in Norddeutſchland einen Krieg zu führen. In dieſem Falle würde der preuſsiſche Staat, durch die Subſidie und durch den unmittelbaren Gewinn von der Nähe dieſer Städte, vollkommen eben ſo viele Vortheile erhalten, als wenn ſie ſeinem Scepter ganz unterworfen wären.

Wenn es nun aber unſtreitig iſt, daſs nicht die bloſse Zahl, die Induſtrie und die Wohlhabenheit der Einwohner den Maſsſtab von dem Zuwachſe an Kräften, den der Staat durch ſie erhält, welchen ſie einverleibt wird, abgebe, ſondern daſs die Stärke des Staats hauptſächlich auch auf der geiſtigen und moraliſchen Bildung ſeiner Bewohner beruhe: ſo iſt auch eben ſo gewiſs, daſs der preuſsiſche Staat in dieſer Rückſicht einen Zuwachs an den Bewohnern des Kurfürſtenthums Hannover erhält, ſo ſchön und ſo wichtig, wie er ihn lange nicht bekommen hat. „Die Anſtalten zur Bildung der Nation ſind im Ganzen ſo gut, wie irgendwo in Deutſchland, und das heiſst, zur Ehre der Deutſchen, wie irgendwo in Europa. Die höhern kennt auch das Ausland von einer vortheilhaften Seite; die höchſte, die Univerſität Göttingen, hat Vorzüge, die, in der Art vereinigt, wohl nur einmal angetroffen werden. Die niedern ſind ſeit den letztern Jahrzehnten erſtaunlich geſtiegen, und können ſich im Ganzen mit denen jeder andern Provinz von Deutſchland meſſen; ja ſie beſitzen ſogar einige ihnen eigenthümliche Vorzüge, welche wenige andre haben möchten. Dadurch iſt die ganze neue

Generation, bis zu den Aermſten und Niedrigſten herab, in Städten und Dörfern, im Beſitze der beiden erſten Bedingungen geiſtiger Cultur, des Leſens und Schreibens, und wer beides nicht verſteht, iſt eine ſeltne Ausnahme. Daher denn auch die Franzoſen die ſchönen Folgen dieſer Cultur an den Landgeiſtlichen, und an den niedern Volksklaſſen mit groſser Achtung gewahr wurden."

Von mancher Seite wird es dem preuſsiſchen Staate erleichtert werden, die Hannoveraner ſich einzuverleiben. Gleiche Sprache, Sitten, Religion; gleicher Culturſtand mit den nahe gelegenen, und gerade den wichtigſten Provinzen der preuſsiſchen Monarchie. Gleicher Charakter und gleiche Denkungsart des Norddeutſchen, ſo mannichfaltig verſchlungnes Intereſſe der benachbarten Provinzen. Mannichfaltige Freundſchaft und Familienverbindungen verknüpfen ſchon die Bewohner der beiden Staaten; ſchon lange griffen manche derſelben wechſelſeitig in einander; der preuſsiſche Staat beſonders zählt viele geborne Hannoveraner unter ſeinen Civil- und Militärbedienten, einige in den wichtigſten Stellen. Hier iſt nicht ein halbwildes Polen mit groſsen Koſten und gröſserer Mühe zu organiſiren, oder in einem finſtern Bisthum ein neues Licht anzuzünden; ſondern ähnliche Stoffe werden ſich leicht zu einem Ganzen verbinden.

Hingegen iſt *eine* Schwierigkeit zu überwinden, groſs und wichtig für einen Staat, der ſeine Stärke nicht bloſs in der Unterwürfigkeit, der ſie auch in der willigen Anhänglichkeit ſeiner Bürger ſucht, die Vorliebe der Hannoveraner für ihre bisherige Verfaſſung, Regierung, und die herrſchende Familie. Der Vf. ſetzt die Motive und die Gerechtigkeit dieſer Vorliebe S. 22 u. f. ſehr ſchön ins Licht. Und gewiſs man müſste die groſse und gute Denkart des itzt regierenden preuſsiſchen Monarchen ſehr wenig kennen, wenn man ſich einbilden wollte, daſs er dieſe Vorliebe an den Hannoveranern nicht zu ſchätzen wüſste. Kein weiſer und gütiger Fürſt kann ſich mit Vergnügen als Regenten eines Volkes denken, dem es völlig einerley iſt, unter welcher Regierung es lebe. Alſo iſt gewiſs auch Friedrich Wilhelm III. den Hannoveranern um dieſer Anhänglichkeit an die alte Regierung willen, ſofern ſie aus edeln Triebfedern des Patriotismus und der Dankbarkeit entſpringt, nur um deſto gewogener, je ſicherer er ſeyn kann, daſs, wenn die Zeit nur erſt das Unangenehme der Gefühle, welches eine ſolche Staatsveränderung mit ſich führt, in dem guten und braven Volke wird gedämpft haben, auch ſeine Regierung ſich eben dieſe Anhänglichkeit verſprechen könne, welche die ältern preuſsiſchen Staaten durch Bande der Liebe und herzlichen Achtung mit dem Throne verbinden. Der Vf. deutet S. 24 u. f. einige von den Maſsregeln an, welche es den Hannoveranern erleichtern werden, die Liebe, welche ſie dem alten Regenten zollten, auf den neuen überzutragen. Gewiſs wird man ſich bey der neuen Adminiſtration hüten, die ſchon beſtehenden guten Einrichtungen, nur um etwas Neues oder Anderes zu machen, abzuändern; gewiſs wird ſie die einſichtsvollen, gebildeten Patrioten des Landes mit ihren Wünſchen und Vorſtellungen hören. „Ihnen, ſagt der Vf., hat das Vaterland viel zu verdanken für Dienſte, die ſie ihm bey den franzöſiſchen Machthabern leiſteten; es wird ſie nie vergeſſen; es hat ihnen gröſstentheils die Achtung zu verdanken, welche jene fremden Krieger dem Charakter der Hannoveraner zollen müſſen. Sie werden Gelegenheit finden, die Wünſche des Landes zum Throne zu bringen, und der ihn beſitzt, wird ſie hören: denn er iſt gut und gerecht. Möge er ſie denn auch erfüllen, ſo weit es nur irgend möglich iſt. So wird er ſich die Liebe und Achtung ſeiner neuen Unterthanen erwerben, und dieſs ſind die Stützen eines Thrones, die allein nie wanken."

Da es nun aber hier doch, ſetzen wir hinzu, nicht allein auf die perſönlichen Tugenden des Monarchen ankömmt, ſondern auch viel hierin von dem Charakter ſeiner Stellvertreter und Beamten abhängt: ſo muſs es jeden Patrioten und Menſchenfreund erfreuen, daſs, nach allen Nachrichten aus dem Hannöverſchen, ſich die zur neuen Organiſation des Landes unter der oberſten Leitung des talentvollen, hellſehenden, raſtlos thätigen und liberalen Staatsmanns, des Grafen *von der Schulenburg*, beſtellten Commiſſarien ſchon überall die Achtung und Zufriedenheit der Behörden, mit welchen ſie in Verhältniſſe gekommen ſind, erworben haben. Deſto mehr iſt aber auch zu wünſchen, daſs die lobenswürdige Anhänglichkeit der Hannoveraner an die bisherige Regierung nirgends in unartiges Benehmen, in kleinliche Bitterkeiten, in nutzloſe Störrigkeit gegen gebilligte Anordnungen der neuen Regierung ausarte.

Vortrefflich hat der Vf. die Vortheile entwickelt, welche aus der Verbindung der hannöverſchen Staaten für die Sicherheit derſelben, für die der preuſsiſchen Staaten überhaupt, ja ſelbſt für die Sicherheit Deutſchlands und Europens hervorgehn.

Preuſsen iſt nach der jetzigen Lage Europa's durch alle innern und äuſsern Verhältniſſe ganz dazu berufen, Beſchützer Deutſchlands, beſonders des nördlichen Deutſchlands, zu ſeyn; der Beſitz des Kurfürſtenthums Hannover ſetzt dieſe Macht dazu noch beſſer in Stand, als vorher, und ſie wird dieſen groſsen und ſchönen Beruf deſto leichter und vollkommener erfüllen, je lebhafter ſie ihn empfinden, und daſs ſie ihn empfinde, durch ihre Handlungen zu erkennen geben wird. Soll nun die Freyheit von Deutſchland erhalten werden: ſo müſſen Sachſen, Heſſen, Dänemark, und die dazwiſchen liegenden kleinern Mächte ſich feſt an Preuſsen anſchlieſsen, ſo daſs dieſe Macht der Mittelpunkt und die Seele des Bundes ſey. Um edeln Geiſt in dieſem Bunde aufrecht zu erhalten, um ihn zur Vertheidigung von Nationalehre, Eigenthum und Freyheit zu ſtärken, muſs Preuſsen durch alles, was es ſagt und thut, zu erkennen geben, daſs Selbſtvertheidigung und Entfernung alles fremden Einfluſſes ſein Zweck, aber auch nur dieſs ganz allein ſein Zweck ſey. Je mehr es hierin die öffentliche Meinung für ſich gewinnt,

winnt, desto fester und begründeter wird seine Macht werden. (S. 52.) Es darf nicht befürchten, dafs durch seine Bemühung, den Frieden so lange als möglich zu erhalten, seine Heere unfähig werden, Krieg zu führen, wenn er endlich nicht zu vermeiden ist. Zuletzt zeigt der Vf. noch, wie vortheilhaft, oder wenigstens gefahrlos, die Besitznahme von Hannover in Ansehung der Verhältnisse Preufsens gegen Frankreich, England, Dänemark, Schweden, Rufsland und Oesterreich sey.

Die Gerechtigkeit dieser Occupation berührt der Vf. gar nicht; vielleicht weil er es nicht nöthig fand, etwas darüber zu sagen. Sollte indessen jemand, durch die Beschwerden des Grafen v. Münster irre gemacht, über diesen Punkt noch in Zweifel schweben: so möchten wir ihn fragen, ob nicht die Art, wie Preufsen zum Besitz von Hannover gelangt ist, völlig der Art gleiche, wie 1715. der König v. England als Kurfürst von Hannover die Länder Bremen und Verden bekam. Dänemark hatte sie durch Eroberung 1712. von den Schweden an sich gebracht, und verkaufte sie an Georg I., gerade wie jetzt Hannover von Frankreich erobert, und durch Tausch an Preufsen abgetreten worden.

Dresden, a. K. d. Vfs.: *Gedanken eines oberlausitzischen Patrioten*, vom *Gr. v. R.* (*Jf. Wolf.* Grafen *v. Riesch.*) 1805. VIII u. 197 S. 8.

In 15 Kapiteln spricht der Vf. über Getreidemangel, Manufacturen und Fabriken, Activ- und Passivhandel, Land- und Commercialstrafsen, auch Communicationswege, Bettler und Vagabunden, Armenanstalten, Findel- und Waisenhäuser, Wittwen- und Besserungscassen, Zuchthäuser, Schulanstalten, Charakter der Wenden und Vergnügungen des Landvolks, Gesinde- und Dienerschulen, Dorf-Medicinal-, Dorffeuer-(Lösch-) Anstalten, Holzanbau und Forstcultur (eins ist wohl so viel als das andre), Obstbaumzucht auf den Dörfern (in Städten wird sie natürlich nicht betrieben), Schäferschulen und Veterinär-Anstalten — wenn nicht immer als gewandter Schriftsteller, (denn es giebt viele lange verwickelte Perioden, auch Sprachfehler), doch desto mehr als Patriot. Seine Bemerkungen sind freylich, wie er selbst einräumt, grofsentheils längst bekannte Klagen und Wünsche, doch zum Theil beherzigungswerth! Rec. hebt nur einige aus. S. 6. u. 7. wird der *Adel* mit denen, die fixen Gehalt haben oder von Zinsen leben, in *eine* Klasse gesetzt, der theuern Zeit wegen, besonders bedauert und, als *Stütze des Staats*, der Unterstützung empfohlen. Allein abgerechnet, dafs der Adel doch nicht *allein* Stütze, sondern nur *eine* Stütze des Staats ist, so gut als der Bürger und der Bauer: so besitzt er entweder Rittergüter und gewinnt also durch die Theurung mit dem Bauer zugleich, oder er hat die gröfsten und einträglichsten Stellen im Staate, und kann also auch die Theurung wohl ertragen, wenn er — sich nur einschränken will. Dafs übrigens ein grofser Theil des Adels unter dem Druck der Zeit leide, wer wollte das läugnen? — Bey dem Eifer gegen das Branntweinbrennen (S. 15.) hat der Vf. vergessen, dafs das allgemeine Brennverbot in Kursachsen ein Fallen der Kornpreise nicht im geringsten bewirkt habe. — Das S. 20. vorgeschlagne Corps Gränzhusaren von 30—40 Mann dürfte wohl viel zu gering seyn. — Die S. 28. gewünschten Aufwandsverbote und Kleiderordnungen sind das Grab der Industrie: darum hat man auch, wie die Geschichte zeigt, über dieselben von jeher nicht lange gehalten. — Die Einfuhr fremder Fabricate darf man, mit dem Vf. S. 29. nicht so unbedingt verwerfen. Wie z. B. wenn Einfuhrverbote fremder Artikel Verbote unserer Producte und Fabricate im Auslande erzeugen? Unsre Spitzen, unsre Kattune, Leinwand, Mousseline, Blechwaaren u. s. w. könnten ja bey weitem nicht alle im Lande verbraucht werden. — Die S. 80. vorgeschlagne *Armenpredigt* könnte in der That viel Gutes stiften. — Sollten die (S. 102.) zu einem Schullehrer-Seminar von den Landständen der Oberlausitz seit 1798. gesammelten Beyträge also wirklich noch zu gering seyn? Nach *Engelhardts* Erdbeschr. der O. und N. Lausitz betrugen sie 1800. schon 10300 Rthlr. und wurden bey den Landsteuerkassen mit 5 p. C. verzinset, welche man wieder zum Kapitale schlug. Wenn die Sache ja ins Stocken gerathen ist, möchte sie doch, von dem edeln Gr. *Riesch* aufs neue in Anregung gebracht, mit neuem Eifer betrieben werden! Brachten die würdigen Stände der Oberlausitz eine Landescriminalkasse, ein Collections-Werk, eine Brandassecuranzkasse (früher als in den Erblanden) zu Stande, warum wollten sie ihren Verdiensten durch ein Schullehrer-Seminar nicht die Krone aufsetzen! — Der Vorschlag (S. 109.), Candidaten auf Dorfschulen zu setzen, ist längst gründlich widerlegt worden. — Bey S. 120. wünschte Rec. zu wissen, auf welcher Akademie man die *wendische Sprache* lehre. — Eigene Diener- und Gesindeschulen anzulegen (S. 145.), dürfte wohl sehr schwierig seyn. Am besten werden sie ersetzt durch Institute, dergleichen seit 10 Jahren schon eins im Erzgebirge mit dem gröfsten Nutzen besteht, und wozu selbst die *Kurfürstin* Beyträge giebt. (s. *Engelhardts* Erdbeschr. Kursachsens, 3te Aufl. B. I. 226.) — Gegen des Vfs. Vorschlag (S. 150.), aus Dorfchirurgen *halbe* Mediciner zu machen, werden die *ganzen* Medici, unter Protection des Sanitäts-Collegiums, gar sehr protestiren. — (Die Feuerprobe S. 162. sollte wohl: *Lösch-* oder *Feuerlöschprobe* heifsen.) — Die Furcht, dafs, wenn die Holzconsumtion fortgehe, wie bisher, in 20 Jahren kein Holz zu Sparrwerken mehr da seyn werde, ist, bey der Aufmerksamkeit, welche man jetzt der Forstcultur widmet, wohl zu grofs. — S. 193. scheint der Vf. die *Schäferschule* zu Rennersdorf bey Hohnstein nicht gekannt zu haben (s. *Leonhardi* und *Engelhardt*).

Möchten übrigens doch mehrere Gutsbesitzer ihre Zeit und ihr Geld so edel anwenden, als der Vf. dieser Schrift, der, laut öffentlicher Nachrichten,

ten, auch Prämien auf landwirthschaftliche Erfindungen gesetzt, und den Ertrag dieser Schrift für die Armenanstalt auf seinem Rittergute bestimmt hat.

Ohne Angabe des Druckorts und Verlegers (am Ende steht: PASSAU, gedr. b. N. Ambros): *Aussichten der Bewohner der Stadt Passau nach dem Eintritte der kur-baierschen Regierung*; dem denkenden Theile derselben dargestellt von ihrem Freunde *Sebastian Wagner*, bischöflichen Vikariats-Rathe daselbst. 1803. 12 Bog. 8. (12 gr.)

Um den Passauern, die durch den Reichsdeputationsschluss 1803. Unterthanen des damaligen Kurfürsten, jetzigen Königs von Bayern, wurden, die neue Regierung angenehm zu machen, folglich sie ihnen zu empfehlen, hätte es sich der gutgesinnte und edeldenkende, sonst auch schon als Schriftsteller bekannte, Vf. leichter machen können, und würde sich zugleich der Erreichung seines Zweckes besser versichert haben, wenn er nicht überall zu weit ausgeholt, und eine gewisse Umständlichkeit vermieden hätte. Fast jeden seiner Hauptsätze schickt er bekannte und allgemeine philosophische und politische Betrachtungen voraus, erläutert sie noch überdiess mit vielen Stellen aus den neuesten und besten Werken deutscher Philosophen, Politiker und Dichter, die fast auf allen Seiten unter dem Text angebracht sind, und behauptet alsdann, auf sie gestützt, die bayersche Regierung handle ihnen gemäss. Zur Probe lese man nur einmal, was S. 75 f. zum Lobe ihrer Handlungsweise in Rücksicht auf die Religion geschrieben steht. Statt in einigen Zeilen etwa zu sagen, diese Regierung begünstige oder befördere die echte, auf Moralität gegründete Christusreligion: so hebt Hr. *W.* folgendes lange *Pneuma* an: „Da aber insbesondere die *christliche Religion* es ist, welcher sich der Staat, den sie regieret, geweihet hat, so macht sie sich also auch im Einzelnen die mögliche Beförderung des *ächten Christenthumes* zum angelegensten Geschäfte, — die Beförderung nämlich *jenes Christenthumes*: — welches nebstdem, dass es überhaupt alle interessanten Fragen der Menschheit genugthuend beantwortet, und alle Forderungen der praktischen Vernunft zuverlässigst befriedigt [hierzu eine Note aus *Ildephons Schwarz*], die rechtmässigen Wünsche des Herzens beruhigt [hierzu eine Stelle aus ebendemselben], insbesondere den Menschen, sich selbst und seine Hoheit in ihrer ganzen Würde kennen und fühlen lehrt [hier eine Stelle aus *Herder*], diese Hoheit und Würde aber sowohl an sich, als auch an jeden Menschen zu achten gebietet [hier wieder *Ild. Schwarz*] — welches in der Heiligkeit des Willens" u. s. w.: denn es folgt nun noch ein Dutzend solcher *welches*, alle belegt mit Stellen aus *Kant*, *Wieland*, *Reinhold*, *Jerusalem*, *Kosegarten*, *Tiefstrunk*. Und an diesen Auswuchs sind zwölf volle Seiten verschwendet! — Mit S. 122. beginnt die Anwendung auf Passau. Es werden nämlich die *allgemeinen und besondern Erwartungen* aufgezählt, die für die Bewohner der Stadt Passau aus den umständlichst erörterten Principien, Maximen, und dem Geiste ihrer neuen Regierung hervorgehen, durch dieselben gegründet und gerechtfertigt werden. Den Beschluss machen drey poetische Stellen aus *Heydenreich*, *Klopstock* und *Tiedge*.

Da Hr. *W.* eine so schöne ausgebreitete Belesenheit in den besten deutschen Schriftstellern an den Tag legt: so befremdet es billig, dass er sich dabey keine reine und ästhetisch schöne Schreibart angewöhnte; dass er z. B. noch schreiben kann: *eurerlche*, *Köpfen*, *Hilfen* (im Plural), die *gewunschene* Sache, *fernere*, *Realisirbar* statt *ausführbar* u. s. w.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Göttingen*, b. Dieterich: *Begriff des Idealismus*. Ein philosophisches Gespräch. 1803. 80 S. 8. (6 gr.) — In diesem Gespräche unterreden sich *Dion*, *Criton* und *Menon* über die Philosophie. Das Princip der Freundschaft soll als das Princip dieser Wissenschaft dargestellt werden. „Alle Sterbliche haben in der Freundschaft die höchste Uebereinstimmung der Geister, zugleich aber in der Uebereinstimmung der Geister die Wahrheit gesucht" (S. 17.). Die Uebereinstimmung eines Menschen mit einem andern ist (ebendas.) die eigentliche und absolute Wahrheit. In der Freundschaft ist die vollkommenste Uebereinstimmung des Subjectiven mit dem Objectiven, also auch das vollkommenste Wissen. Dieses Wissen wird S. 22. mit dem Grundsatze der Identität $A = A$ in Zusammenhang gesetzt. Dieser Satz ist das allgemeinste Urtheil und man sucht den Zusammenhang dieses logischen Urtheils mit jener ursprünglichen Einheit, welche sich in der Freundschaft findet. Von dem absoluten moralischen Urtheil ist der Freundschaft, ist das logische Urtheil der Identität nur abstrahirt. Das Wesen der moralischen Natur besteht dazin, dass ein Mensch den andern achtet und anerkennt wie sich selbst. Er muss sich und den Andern als *frey* anerkennen. Zweifel entspringen nur in der Trennung des Objectiven und Subjectiven, dem empirischen Bewusstseyn. Alle logische und mathematische Wahrheit ist nur unter Voraussetzung der moralischen Wahrheit. Nur die Tugendhaften haben eine philosophische Gewissheit. Unsre Philosophie ist Idealismus genannt worden; weil sie die unendliche Aufgabe unsers Geistes, das Ideal der göttlichen Einheit und Vollkommenheit, vor unsern Augen zu erhalten strebt. Die Freundschaft, welche dieses Ideal in sich erschafft, und die Kunst, welche es darstellt, sind Bürgen, dass das Ideal kein Traum sey.

Wir zweifeln, dass der Vf. mit seinem Princip der Freundschaft unter den Philosophen Glück mache. Einzelne Stellen dieser kleinen Schrift, die eine jugendliche Hand zu verrathen scheint, haben uns angezogen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 15. Auguſt 1806.

GRIECHISCHE LITERATUR.

HAMBURG, b. Perthes: *Thucydides.* Ueberſetzt von *Maximilian Jacobi.* — *Erſter* Band. 1804. 345 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Man möchte erwarten, daſs vor allen Schriftſtellern des helleniſchen Alterthums nächſt den Dichtern Geſchichtſchreiber, zumal die, welche als Muſter der Darſtellung gerühmt werden, mit vorzüglichem Fleiſse unter uns geleſen und bearbeitet würden. Zum Theil finden wir dieſe Erwartung befriedigt. Herodot und Xenophon haben fleiſsige und ſcharfſinnige Editoren gefunden, ſind in den letzten Jahrzehenden mehrmals überſetzt, und werden auf Schulen und Univerſitäten häufig geleſen. Vernachläſſigt dagegen, zumal in Vergleich mit dieſen, erſcheint *Thucydides*, und auf ihn auch jetzt noch anwendbar das Epigramm der Anthologie:

ὦ φίλος, εἰ σοφὸς εἶ, λάβε μ' ἐς χέρας· εἰ δὲ πέφυκας
νηῖς μουσάων, ῥίψον ἃ μὴ νοέεις.
εἰμὶ γὰρ οὐ πάντεσσι βατός· παῦροι δ' ἀγάσαντο
Θουκυδίδην Ολόρου, Κεκροπίδην τὸ γένος.

Freund, wenn ein Weiſer du biſt, nimm mich in die Hände; doch bliebſt du
Kundlos der Muſen, hinweg wirf, was du nimmer verſtehſt.
Denn zugänglich bin ich nicht jeglichem: wenige lieben
Oloros Sohn, den Athen ſeinen Thukydides nennt.

Dazu ſchien auch noch ein eignes Schickſal der beſſern Bearbeitung dieſes Schriftſtellers in den Weg zu treten. Der ſel. *Gottleber*, der ſich ihr unterzogen hatte, ſtarb vor der Vollendung ſeiner Arbeit. An ſeine Stelle trat *Bauer*, der ſich dazu ſchon damals durch ſeine Abhandlung *de lectione Thucydidis optima interpretandi diſciplina* (Lipſ. 1753.), auch durch die von ihm herausgegebenen *Thucydidis orationes c. animadv. et ind.* (Lipſ. 1758.) hinlänglich legitimirt hatte. So erſchien der *erſte* Band 1790.; aber auch *Bauer's* Arbeit ward wieder durch ſeinen Tod unterbrochen, und erſt 1804. erſchien durch Hn. Prof. *Beck's* Beſorgung der *zweyte* Theil dieſer Ausgabe, von deren Verdienſten wir nächſtens Bericht erſtatten werden. Auſserdem erſchienen nur Abdrücke (Wien 1785., Zweybrücken 1788 u. 89., Bremen 1791.), die wenig Eigenthümliches enthalten, aber als bequeme und zum Theil wohlfeile Handausgaben, an denen es bisher ganz gefehlt hatte, eine weitere Verbreitung des Textes hoffen lieſsen. Nur eine einzige einzelne Schrift gab einen kleinen, doch nicht zu verachtenden, Beytrag zur Kritik und Erklärung: *Thucydides editionis Bipontinae illuſtratus ac emendatus* a *Kiſtemaker* (Profeſſor der Philologie in Münſter). *Pars prima complectens quatuor libros priores.* 1791. 8. Aber eine Fortſetzung iſt bis jetzt nicht erſchienen. Und an eine deutſche Ueberſetzung wagte ſich ſeit 1760., in 44 Jahren, niemand. Mit Recht warnt Hr. *Jacobi:* „Keiner wolle unſerm vortrefflichen *Heilmann*, dem einzigen, glaube ich, der den Thucydides mit Geiſt und ziemlicher Treue in eine jetzt lebende Sprache überſetzte, den wohlverdienten Kranz vom Haupte nehmen. Nur wer, mit dem Original in der Hand, die Heilmanniſche Ueberſetzung genau durchforſcht, lernt ihren ganzen hohen Werth kennen, und den Verſtand und die Kenntniſſe ſchätzen, welche ſein Werk beleuchten." Ja wir meynen, daſs noch keiner, deſſen Arbeit über Thucydides öffentlich bekannt geworden iſt, dieſen Geſchichtſchreiber ſo verſtanden hat, wie unſer *Heilmann*. — Wir wurden daher bey der Ankündigung dieſer neuen Ueberſetzung ein wenig beſorgt um Hn. *Jac.* Er hatte uns vor kurzem eine Ueberſetzung des Herodot gegeben, deren Unvollkommenheiten er, ein praktiſirender Arzt, mit dem Mangel an Hülfsmitteln und den Drangſalen einer kriegeriſchen Zeit, die ihn zu einer zerſtreuenden Arbeit getrieben, entſchuldigte. Zu ſchnell darauf folgt eine Ueberſetzung des Thucydides. — Unwillkürlich faſt erinnerten wir uns der Schilderung beider Hiſtoriker aus Quintilian X, 1.: „Gediegen und kurz und ſtets andrängend ſey Thucydides, lieblich und heiter und gemächlich ſich ausbreitend Herodot; jener gefalle in gereizter Heftigkeit, dieſer bey ſich hingebenden Affecten; jener rede wie vor Volksverſammlungen, dieſer wie im häuslichen Geſpräch; jener mit Kraft, dieſer mit Anmuth." Es giebt Schauſpieler, die in jeder Rolle groſs ſind: aber es giebt gewiſs wenig Schriftſteller, welche in dem kurzen Zeitraum eines Quinquenniums jetzt ſchrieben heiter und leicht wie Herodot, jetzt kraftvoll und andrängend wie Thucydides: denn es iſt ja der Stil nur ein Abdruck von des Denkens Form, und dieſe ändert ſich um ſo ſchwieriger, erhärtet vielmehr, je eigenthümlicher ſie bloſs *einem* Charakter paſst. — Indeſs fanden wir die Ueberſetzung beſſer, als wir erwartet hatten: der Sinn iſt im Allgemeinen ſo ziemlich richtig getroffen, und der Stil iſt freylich nicht der Stil des Thucydides, hat aber mehrere Tugenden des mittleren Tones, der ſich zwiſchen dem Gemeinen und der höheren Proſa hält, ſo daſs man ſich

freuen mag, dafs ein blofser Dilettant das Griechiſche mit ſolcher Sorgfalt lieſt und das Deutſche ſo gut ſchreibt.

Hier würde unſer Urtheil ſtehen bleiben, wenn die Ueberſetzung ohne Vorrede erſchienen wäre: dieſe Vorrede — nützt in etwas, ſchadet aber weit mehr dem Vf. und ſeinem Buche. „Seit *Heilmann's* Ueberſetzung iſt faſt ein halbes Jahrhundert verfloſſen; und wer des Urtheils darüber fähig iſt, weifs, wie wenig ihre Sprache unſern gegenwärtigen Forderungen entſpricht; wie wenig ſie in dieſer Hinſicht mit Vergnügen geleſen werden kann, und wie oft durch ſie allein der Sinn und Geiſt des Vfs. auf eine unleidliche Weiſe entſtellt wird. Auch iſt nicht zu läugnen, dafs *Heilmann* doch oft nicht die mögliche Treue beobachtet, ja dafs er ſogar zuweilen einer, ihm elegant ſcheinenden, Wendung zu gefallen, den Sinn minder genau angegeben hat, als er es ohne Zweifel vermochte. Denjenigen, die das Bedürfniſs einer neuen Ueberſetzung des Thucydides fühlen, übergebe ich meine Arbeit, *kühn durch das Bewufstſeyn, Fleifs und Nachdenken daran nicht geſpart zu haben;* aber noch weit mehr niedergeſchlagen durch die Ueberzeugung, dafs *dieſe, ſo wie die beſten Arbeiten der nehmlichen Gattung*, nur in der minderen Unvollkommenheit ihren Ruhm ſuchen dürfen." Man gewinnt Vertrauen zu einem Manne, der alſo ſeine Arbeit ankündigt; und Rec. meynt, der gute Wille, die richtige Idee, die darin vorherrſchen, verdiene ſelbſt dann noch Auszeichnung, wenn ſich am Ende der Vf. auch über ſeine Kräfte getäuſcht haben ſollte. Er ſelbſt fordert auf, ſeine Ueberſetzung mit der Heilmanniſchen zu vergleichen; er tadelt an *Heilmann* Mangel der Treue, und läſst alſo von ſich ſtrengere Anſchliefsung an das Original erwarten; er findet beſonders *Heilmann's* Sprache mitunter unleidlich, und erregt in dieſer Rückſicht nicht gemeine Hoffnungen. Rec. hat nach dieſen höheren Forderungen die Vergleichung der Jacobiſchen Ueberſetzung mit dem griechiſchen Texte und *Heilmann's* trefflicher Arbeit gern angeſtellt; er hat dabey aufs neue die Schwierigkeiten einer vollkommenen Ueberſetzung des Thucydides recht lebhaft empfunden: mufs aber geſtehen, dafs dieſer *Vollkommenheit* Jacobi's Ueberſetzung nur in ſehr wenigen Stellen nahe kömmt. Sie iſt nicht blofs eine Ueberſetzung aus dem Griechiſchen in das Deutſch von 1804., ſondern ſie überſetzt auch den Thucydides in die Denk- und Sprechweiſe des Hn. *Jacobi*. Sie beweiſt im Ganzen Kenntnifs des Griechiſchen; wo es aber auf genauere und tiefere Einſicht der Sprache ankömmt, bey Gräcismen, bey Verbindung der Sätze durch Partikeln, iſt die Ueberſetzung oft ſelbſt da unrichtig und ungenau, wo *Heilmann* richtig überſetzt hatte; *Valla's* lateiniſche Ueberſetzung zur Seite des Textes hat zuweilen verführt. Ja im Ganzen giebt *Heilmann* die *Gedanken* des Thucydides und ihrem Zuſammenhang viel wahrer als Hr. *Jac.*, und man kann mitunter ganz paſſend zu Hn. *J's* Ueberſetzung ſich erſt die Erklärung in *Heilmann* nachſchlagen. Worin uns aber Hr. *J.* am wenigſten befriedigt hat, das iſt die Sprache, der Ton des Ausdrucks: von jener Gediegenheit und andrängenden Kürze, von jener Erhabenheit und Würde, für welche *Longinus* den Thucydides als Muſter aufſtellt, von dem ſo ſcharf ſich unterſcheidenden Charakter der Erzählung und der Rede — der Rede, die einem allzu alten Weine gleiche, deſſen feurige Kraft der Zunge unerträglich ſey, *Cic. Brut.* cap. 83. — von allem dem in unſerer Ueberſetzung wenig oder keine Spuren, worüber wir dem Vf. um ſo mehr Vorwürfe machen können, da er *Heilmann's* Sprache ſo hart tadelt, da er ſelbſt die höhere Bildung unſerer gegenwärtigen Sprache rühmt, da er alſo auch die Verpflichtung anerkennen mufs, die Schöpfer und Muſter dieſer Bildung um ſo ernſter ſtudirt zu haben, je näher ihr Charakter dem des Thucydides angränzt. Und wer hätte hier ein ernſteres Studium verdient, als *Johannes Müller?* Sein alterthümlicher Ton, ſeine mitunter kühnen Wendungen, ſeine edle erhebende Sprache zuweilen mit lyriſchem Schwunge: dieſs ſind die Eigenthümlichkeiten, denen der Ueberſetzer des Thucydides nachſtreben muſste. Jener mittlere Ton hat unſtreitig an ſich ſeinen Werth, und verdient mehr ausgebildet zu werden; nur gehört er nicht in eine Ueberſetzung des Thucydides: er giebt das Meiſterwerk eines Malers, eine Feuersbrunſt in dunkeler Nacht, mit verwäſſerten Farben wieder, und hier noch dazu mit manchem Verſehen in der Zeichnung.

Gleich der Anfang genügt nicht ganz: „Thucydides von Athen ſchrieb die *Geſchichte* des Krieges, *den* die Peloponneſier und Athener wider einander geführt haben. Er unternahm *das Werk* unter dem Beginn der *Feindſeligkeiten*, indem er *ſchon damals* erwartete, dieſer Kampf werde groſs und ungleich denkwürdiger als alle vorhergehenden werden, da beide Partheien (Parteyen) denſelben in dem höchſten Flor ihrer Kriegsmacht jeder Art unternahmen, und alle übrigen helleniſchen Staaten theils ſchon für die eine oder die andere Seite *erklärt*, theils *mit dem Gedanken der Theilnahme an dem Zwiſte beſchäftigt waren.*" Im Griechiſchen iſt dieſs Eine Periode; im Griechiſchen iſt verbunden ἀρξάμενος καὶ ἐλπίσας; im Griechiſchen ſteht ξυνέγραψε τὸν πόλεμον, ὡς ἐπολέμησαν: hätte Thucydides ſagen wollen, was Hr. *J.* ihn ſagen läſst, er würde, was eben ſo Griechiſch war, ἄν geſchrieben haben, allein er wählt das Ungewöhnliche; im Griechiſchen fehlen mehrere hier eingeſchobene Begriffe ganz, für den letzten Satz leſen wir blofs τὸ δὲ καὶ διανοούμενον; und die Staaten *waren erklärt* für *hatten ſich erklärt* iſt nicht deutſch. — Folgende keineswegs vollendete Ueberſetzung möchte ſich wenigſtens dem Griechiſchen mehr anſchliefsen: „Thucydides von Athen hat den Krieg der Peloponneſier und Athener, wie ſie gegen einander gekämpfet, beſchrieben, anfangend ſogleich beym Entſtehen deſſelben und vorahndend, es werde der Kampf an Gröſse und Denkwürdigkeit die früheren übertreffen, weil im höchſten Flor beide ihn unternahmen mit der geſammten Kriegsrüſtung, und man die übrigen Hellenen ihnen

ſich

ſich anſchlieſsen ſah, einige ſogleich, andere doch ſchon es gedenkend." — Aehnliche unnöthige Umſchreibungen und Abweichungen von der wörtlichen Treue und Gedankenverbindung des Originals finden ſich faſt in jedem Kapitel, wobey denn manche Veruntreuung des Sinnes mit unter läuft. Z. B. Kap. 3.: „Sehr zeugt auch dieſs für *den Zuſtand* der Ohnmacht, *in welchem ſich* jene alten Völkerſchaften *befanden* (τῶν παλαιῶν ἀσθένειαν), daſs, vor der troiſchen Zeit, Hellas keine *Unternehmung* gemeinſchaftlich ausgeführt zu haben *ſcheint.*" (οὐδὲν φαίνεται κοινῇ ἐργασαμένη; richtiger *Heilmann:* daſs Hellas offenbar nichts mit vereinigten Kräften vorgenommen.) „Ja ich glaube, daſs das Land damals noch dieſen gemeinſchaftlichen Namen gar nicht trug, und daſs er durchaus vor dem Hellen, des Deukalions Sohn, nicht vorhanden war; ſondern daſs jedes Volk, und vorzüglich das *am weiteſten verbreitete* Pelasgiſche, *den Gegenden, die es inne hatte*, ſeine Benennung lieh." Auch hier hat *Heilmann* den Sinn richtiger: „daſs vielmehr eine jede Völkerſchaft ihre eigenen Benennungen gehabt, worunter der Name der Pelasger ſonderlich von weitem Umfange geweſen." Denn *Jacobi's Gegenden* ſind im Griechiſchen gar nicht da; παρέχεσθαι iſt reciprok zu nehmen: ſie nannten ſich ein jeder nach ſeinem Stammnamen; und *das am weiteſten verbreitete* überſetzt *Valla's* lateiniſche Ueberſetzung: „*gens Pelasgica, quae latiſſime diffuſa erat, locis, in quibus degebant, nomen indidiſſe videtur*," nicht das griechiſche ἐπιπλεῖστον. Endlich von dem Kühnen in der Verbindung der Sätze des Originals: δοκεῖ δέ μοι οὐδὲ — εἶχεν, ἀλλὰ — — παρέχεσθαι, läſst die Ueberſetzung nichts ahnden, geſchweige daſs ſie durch nachgebildete Wendungen im Deutſchen die Schwierigkeiten der Erklärer zu löſen bemüht geweſen wäre. Wir ſtellen auch hier einen Verſuch zur Seite, nur um dem höheren Talente anzudeuten, was ſich erreichen laſſe, wenn man den Grundſätzen treu folgt, die *Luther* und *Voſs* bey ihren Ueberſetzungen beobachtet haben: „Es beweiſet mir aber auch dieſs der Alten Unvermögen ganz vorzüglich: vor der troiſchen Zeit nämlich erſcheint Hellas nie vereinigt zu irgend einer Unternehmung. Ja ich glaube, auch nicht dieſen Namen einmal trug das geſammte Land, ſondern vor Hellen des Deukalion Sohn ſey dieſe Benennung gar nicht da geweſen: nach einzelnen Stämmen, am ausgebreitetſten nach dem Pelasgiſchen, haben ſie ſich Namen gegeben." — Wenn Hr. *J.* die folgende Periode überſetzt: „Als aber Hellen und ſeine Söhne in Phthiotis mächtig wurden, und *als man ſie* zum Beyſtand in andre Staaten *rief*, begann der Name Hellenen *bey Einzelnen im täglichen Verkehr üblich zu werden;*" ſo hat er zwar Autoritäten für ſich: allein ἰσχυσάντων καὶ ἐπαγομένων αὐτούς ſind zu unmittelbar mit einander verbunden, als daſs man beide Verben anders als auf daſſelbe Subject, Hellen und ſeine Söhne, beziehen könnte, und αὐτούς ſind aus ἐν τῇ Φθιώτιδι die Phthioten; τῇ ὁμιλίᾳ aber, der abſolute Dativ ohne Präpoſition, entſpricht dem lateiniſchen Ablativ, *durch* ihren Verkehr; und „ein Name beginnt bey Einzelnen im täglichen Verkehr üblich zu werden" ſcheint nicht zu bedeuten, Einzelne wurden mit dem Namen genannt, ſondern: ſie nannten andere ſo. („Seit aber Hellen und deſſen Söhne in Phthiotis mächtig wurden und auszogen mit den Ihrigen zu Hülfe den anderen Gemeinden; ſeyen dieſe einzeln ſchon in der Gemeinſchaft mit jenen mehr und mehr Hellenen genannt worden.") Heiſst es aber bald darauf: „*Das geſammte Heer* nennt Homer in ſeinen Gedichten Danaer, Argiver und Achäer:" ſo weicht die Ueberſetzung erſt vom Griechiſchen ab: denn *das geſammte Heer* fehlt bey Thuc., ἀνακαλεῖν heiſst *laut rufen, mit Auszeichnung nennen;* und bringt dann den Thucydides in einigen Widerſpruch mit ſich ſelbſt, da unmittelbar folgt: „Eben ſo wenig redet Homer von Barbaren; wie mir ſcheint, weil man die Hellenen damals noch nicht, im Gegenſatz mit jenen, durch einen *gemeinſchaftlichen Namen* unterſchied." — Eben ſo iſt wenigſtens ungenau der Schluſs des Kapitels: „Zu jenem Kriege aber *konnten* ſie ſich verbinden (ξυνῆλθον), weil *die meiſten unter ihnen* damals ſchon der Seefahrt kundig waren (θαλάσσῃ ἤδη τὰ πλείω χρώμενοι)." Wahrſcheinlich hat *Valla* verführt: *in plerisque Graeciae partibus;* τὰ πλείω aber iſt, in der Mehrzahl der Gelegenheiten, ſehr häufig, oder wie *Heilmann* im Sinn richtig: „da ſie ſchon ſtark zur See handthiereten." — Unrichtig iſt Kap. 5.: „Bey den ältern Dichtern werden die *Umherſchiffenden* (καταπλέοντες) überall auf gleiche Weiſe gefragt: ob ſie *auch* Seeräuber ſeyen. *Valla: ultro citroque navigantes.* Allein καταπλέειν iſt *landen*, wie *Heilmann* richtig hat; und das ſtörende *auch* gehört dem Ueberſetzer. — Ungenau iſt Kap. 8.: „Zu den Seeräubern gehörten ebenfalls die Bewohner der Inſeln, die Karer und Phöniker (οἱ νησιῶται, Κᾶρές τε ὄντες καὶ Φοίνικες)." Richtiger *Heilmann:* „die Einwohner der Inſeln, ſo aus Kariern und Phöniciern beſtanden." — Unrichtig iſt Kap. 12.: „Die Athener ſchickten Pflanzvölker nach Ionien und auf *viele* Inſeln (τοὺς πολλούς, *Heilmann:* die meiſten); die Peloponneſier aber *vorzüglich* nach Italien und Sicilien." Ἰταλίας δὲ καὶ Σικελίας τὸ πλεῖστον Πελοποννήσιοι ᾤκισαν; *Heilmann:* „die Peloponneſier aber beſetzten *den gröſsten Theil* von Italien und Sicilien." Auch *Valla* wollte nicht, den Worten getreu, *den gröſsten Theil Italiens* von den Peloponneſiern anbauen laſſen: *Italiam et maximam Siciliae partem* überſetzt er, wahrſcheinlich weil ihm, und eben ſo auch wohl Hn. *J.*, in der wörtlichen Ueberſetzung des Griechiſchen eine hiſtoriſche Unrichtigkeit zu liegen ſchien. Allein *Italien* hieſs dem Herodot, Thucydides, ja ſelbſt dem Ariſtoteles noch nicht die ganze Halbinſel vom Faro bis zu den Alpen; ſondern ihnen war Italien nur das ſpäter ſo genannte Groſsgriechenland, Unteritalien, *Ariſtot. Polit.* VII. c. 10.: die ganze Halbinſel hieſs ihnen *Tyrſenia*, *Herodot* I. c. 163., VI. c. 22., in welcher letztern Stelle daher auch *Pauw*, weil er dieſe Bemerkung überſah, ändern will. — Hr. *J.* iſt beſonders mit der *Sprache* der Heilmanniſchen Ueberſetzung unzufrieden: wird auch durch ſie nicht, wie Hr. *J.* urtheilt,

theilt, der Sinn oft unleidlich entstellt; so erscheint sie uns doch häufig unedel. Allein auch bey Hn. *J.* lesen wir Kap. 13.: „die Hellenen begannen sich mehr *mit der See zu beschäftigen*" für das Gewählte τῆς θαλάσσης μᾶλλον ἀντείχοντο. Kap. 14.: „Später erst beredete Themistokles die Athener, die Schiffe zu bauen, *mit denen sie sich in der Folge schlugen*," αἷπερ καὶ ἐναυμάχησαν; edler bey *Heilmann:* „mit welchen sie nachher das Seetreffen gehalten." Kap. 39. in einer Rede: „Erst als sie sahen, *daß wir nicht stille dazu sitzen würden*," ἡμᾶς οὐ περιόψεσθαι. — Wir könnten auf die Weise ziemlich Kapitel für Kapitel unsere Kritik fortsetzen: allein eine Recension soll nur aus vielen Belegen einer Art zu einem allgemeinen Urtheile einige ausheben, nach unserm Wunsch vorzüglich, um den, dem die Kraft nicht versagt, aufmerksam zu machen, worin und wie Vollkommneres zu erreichen seyn möchte.

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Literaturgeschichte. *Hamburg*, gedr. b. Schniebes; *Narratio de Vita Petri Henrici Christoph. Brodhagenii*, Mathematum Professoris Publici in Gymnasio Hamburgensium illustri, publice scripta ab *Jo. Gurlitto*, Professore LL. Publ., et hoc anno Gymnasii Rectore, Directore et Professore Joannei, rel. 1806. 43 S. 4. — Diese *Narratio* gehört zu den wenigen guten Biographieen von Gelehrten, welche wir aus den neuern Zeiten besitzen, und kann der Ernestischen, Ruhnkenischen und Wyttenbachischen von *Gesner's*, *Hemsterhuis* und *Ruhnken's* Leben an die Seite gestellt werden, da sie sich durch Simplicität und Eleganz des Stils sowohl, als durch das Materielle und durch die Schilderung eines thätigen kraftvollen Charakters, wie er das ward, und was er erstrebte, ungemein auszeichnet. Wie *Ruhnken* in *Hemsterhuisens* Lebensbeschreibung die Darstellung eines vollkommnen Kritikers sich vorgesetzt hatte, so bemüht sich der Vf., in dieser Biographie den Werth der Vereinigung der Philologie und Mathesis auseinander zu setzen und zu beweisen, freylich unabhängig von dem Gegenstande der Biographie, dem sel. *Brodhagen*, dem die humanistischen Studien fast ganz fremd waren. Dieser Beweis dient als Eingang, und ist ohne Widerstreit vortrefflich gerathen. Wie unter allen Wissenschaften bekanntlich ein grosser unverkennbarer Zusammenhang ist, und niemand sich ohne Nachtheil seiner reinmenschlichen sowohl als zu gewissen Zwecken führenden Ausbildung nur einzig auf eine Wissenschaft allein, mit Ausschliessung aller übrigen, einschränken darf: so ist es insonderheit sehr schädlich, wenn Philologie und Mathematik ganz getrennt von einander studirt werden. Das classische Alterthum sah diess sehr wohl ein, und rechnete daher die Mathesis zu den *Humanioribus*. Nur erst im 17ten Jahrhunderte wich man hievon ab: aber ganz mit Unrecht. Die Vortheile, die das Studium der Mathematik für die Bildung und für die Philologie darbietet, sind gar zu einleuchtend und gross, und werden vom Vf. gut ausgeführt. So viel aber der Humanist, im neuern Sinne des Worts, aus dem Studium der Mathematik gewinnt, eben so viele Vortheile kann auch der Mathematiker aus dem Studium der humanistischen Wissenschaften ziehen, wenn er nur nicht wähnt, blossen Wortkram darin zu finden. Ausser dem Literarhistorischen, wozu er doch nur durch Hülfe der *Humaniorum* gelangt, gewinnt er durch dieses Studium die reellste Kenntniss der Geschichte der Menschheit, lernt einsehen, dass man nicht in allen Fächern so evident demonstriren könne, als in der Mathematik, von welchem Wahne sehr berühmte Mathematiker nicht frey waren. Daraus entspringt eine gewisse Toleranz und Entfernung von Arroganz. Dass das Studium so ausgebildeter Sprachen und die sorgfältige Lectüre von so geistreichen Schriftstellern vom wichtigsten Einflusse auf die Ausbildung der Geistesvermögen sey, die Moralität befördere, den Geist aufheitere, und eine Eleganz und Fülle zu sprechen und zu schreiben verleihe, leidet gar keinen Zweifel, und wird durch die Beyspiele so gebildeter Mathematiker, eines *Küstners*, *Pfaffs*, *Hindenburgs*, *Klügels* und *Lorenz* bestätigt. Der sel. *Brodhagen* gehörte nicht zu dieser Zahl. Von sehr geringen Aeltern zu Hamburg im J. 1753. am 25. Oct. geboren, genoss er nur einen schlechten Unterricht, und wollte Seemann werden. Indem er bey einem gewissen *Fruchtnicht* sich mit der Vorbereitung dazu beschäftigt, fühlt er, dass Astronomie und sphärische Trigonometrie unentbehrlich sey, und nun, dass man reine Geometrie wissen müsse. Was er also zuerst hätte lernen sollen, lernt er zuletzt. Zum Glücke fällt ihm, durch Hülfe eines Mathematikers, der ihn kennen lernte, *Wolfs* Auszug aus den Anfangsgründen aller mathematischen Wissenschaften in die Hände; ein Buch, das, bey aller seiner Unvollkommenheit, doch für die Erweckung der mathematischen Studien in Deutschland sehr nützlich gewesen ist, wie auch das Beyspiel des Prof. *Wünsch* zu Frankfurt a. d. O. zeigt. Erst im J. 1777. wurde er dem sel. *Büsch* durch eine Berechnung und Abzeichnung der Mondfinsterniss bekannt. Ihm verdankte *Brodhagen* alles: dieser würdige Mann sorgte für ihn väterlich, und nahm ihn unter die Mitglieder des Gymnasii auf; beging aber dabey den Fehler, dass er den jungen *Brodhagen* blos auf Mathematik einschränkte, und nicht auch zur lateinischen und griechischen Literatur, zur Geschichte, Philosophie u. dgl. anhielt, vielleicht weil er glaubte, dass er schon zu alt sey, um darin grosse Fortschritte zu machen. Inzwischen lernte er vorzüglich durch Hülfe seines Freundes *Dalençon*, jetzigen Prof. am Johanneum, Französisch, Englisch und Italiänisch, und bezog, durch *Büschens* Unterstützung, die Universität zu Göttingen, wo er drey Jahre verweilte und 1782. zu *Büsch* zurückging. 1783. ward er Lehrer an der Handlungsakademie, an *Norrmanns* Stelle, in der Technologie, Chemie, Naturgeschichte, Waarenkunde. 1787. verliess er, seiner Heyrath wegen, das Büschische Haus. 1790. ward er Mitglied der hamburgischen Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe, und hielt Vorlesungen für Seeleute, als diese aber aufgegeben wurden, für auserwählte Zuhörer des Sonntags, nach eigens gedruckten Blättern. Er verfertigte die Kalender von Hamburg, Altona, Lübeck, Bremen, Stade, Hildesheim, und verfasste viele andre gemeinnützliche Schriften. 1797. ward er Prof. der Mathematik am Gymnasio. Sorgfältig erzählt der Vf. die Ursachen und den Erfolg der Krankheit, des Wahnsinns, woran *Brodhagen* am 25. May 1805. starb. Zuletzt schildert der Vf. *B's* Geist, Gelehrsamkeit, Lehrart, Charakter, unbefangen und geistreich, und schliesst mit der beurtheilenden Anzeige der *B*'schen Schriften, in welcher die hinzugefügten Urtheile vom Hn. Prof. *Pfaff* in Helmstädt herrühren. Angehängt ist noch ein *Appendix numerando percensens Professores Matheseos in Gymnasio Hamburgensi ab a.* 1613. *usque ad a.* 1800.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 16. August 1806.

GRIECHISCHE LITERATUR.

HAMBURG, b. Perthes: *Thucydides.* Uebersetzt von *Maximilian Jacobi.* u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 196. abgebrochenen Recension.*)

Nur noch wenige Proben wollen wir in den drey Büchern, deren Uebersetzung dieser *erste* Band enthält, ausheben aus den bekanntesten Abschnitten, da wir voraussetzen dürfen, dass der Uebersetzer auf diese vorzüglich den Fleiss, von dem er rühmt, verwandt haben werde. — B. I. Kap. 22.: „Den Ohren wird *meine Geschichte*, da sie nicht mit Fabeln ausgeschmückt ist, weniger schmeicheln. Wer aber die Thatsachen selbst erforschen will, und die Erzählung derselben darum *für nützlich hält*, weil ähnliche Begebenheiten, wie die gegenwärtigen, nach menschlicher Weise, einmal wiederkehren werden; der wird Grund genug finden, sie *für nützlich zu halten*. Sie soll mehr ein Besitz für ewige Zeiten, als ein für den augenblicklichen Genuss ausgearbeitetes Werk seyn." Die Stelle gehört freylich zu den schwierigern des Originals; Hr. J. hat mehr einen Sinn im Allgemeinen herausgenommen, ohne strenge Rücksicht auf die grammatische Verbindung, und dem *Thuc.* eine ihm völlig fremde Tautologie aufgebürdet: „wer die Erzählung für nützlich hält, der wird sie für nützlich halten." Uns scheint der Zusammenhang der Gedanken nothwendig folgender zu seyn: „Für Unterhaltung wird vielleicht das Nichtfabelhafte der Begebenheiten so an und für sich (αὐτῶν sc. τῶν ἔργων) minder anziehend seyn (ὅσοι δὲ βουλήσονται τῶν τε γενομένων τὸ σαφὲς σκοπεῖν, καὶ τῶν μελλόντων — — ἔσεσθαι ὠφέλιμα κρίνειν, αὐτὰ ἐρκούντως ἕξει; κτῆμά τε — —. ξύγκειται); wer aber den Wunsch haben wird, *theils* das Vergangene zuverlässig zu wissen, *theils* das Zukünftige zweckmässig und mit Urtheil zu behandeln (εὖ χρῆσθαι erklärt *Lucian* das ὠφέλιμα κρίνειν): dem werden die Begebenheiten selbst genügen; und als Besitzthum vielmehr für die Nachwelt, nicht als Preisstück für die augenblickliche Unterhaltung sind sie dargelegt." Im Griechischen entsprechen sich wie τῶν γενομένων und τῶν μελλόντων ἔσεσθαι eben so τὸ σαφὲς σκοπεῖν und ὠφέλιμα κρίνειν. Verbindet man nun, wie gewöhnlich geschieht, αὐτὰ mit κρίνειν: so ist das Pronomen hier eben so überflüssig, wie man dagegen bey ἐρκούντως ἕξει ein Subject vermisst; die Worte aber: κατὰ τὸ ἀνθρώπειον τοιούτων ὄντων καὶ παραπλησίων sind Umschreibung von τῶν μελλόντων πάλιν αὖθις ἔσεσθαι, „das was künftig einmal wieder, nach dem Kreislauf der menschlichen Dinge, ähnlich dem Vergangenen, sich ereignen wird." — Die Rede der Korinther in Athen Kap. 37. beginnt:

Ἀναγκαῖόν, Κερκυραίων τῶνδε οὐ μόνον περὶ τοῦ δίξασθαι σφᾶς τὸν λόγον ποιησαμένων, ἀλλ' ὡς καὶ ἡμεῖς τε ἀδικοῦμεν, καὶ αὐτοὶ σὺν εἰκότως πολεμοῦνται, μνησθέντας πρῶτον καὶ ἡμᾶς περὶ ἀμφοτέρων, οὕτω καὶ ἐπὶ τὸν ἄλλον λόγον ἰέναι· ἵνα τὴν ἀφ' ἡμῶν, τε αἰξίωσιν ἀσφαλέστερον προειδῶτε, καὶ αὐτῶνδε χρείαν μὴ ἀλογίστως ἐπάγησθε.

Da die Korcyräer nicht allein von ihrer Aufnahme in euren Bund geredet, sondern uns zugleich der Ungerechtigkeit *angeklagt und sich beschwert haben*, dass wir einen unbilligen Krieg wider sie führten: so ist es nöthig, dass auch wir jener beiden Punkte zuerst gedenken, und demnächst zu *andern Gegenständen* unserer Rede übergehen, damit ihr einsehen mögt, dass unsere Forderungen *eurer Sicherheit angemessener sind*, und ihr nicht ohne Grund *den angebotenen Vortheil* abschlagt.

Offenbar sind τὴν ἀφ' ἡμῶν, αἰξίωσιν, unsere gerechte Forderung, und τὴν τῶνδε χρείαν, die blos durch die Noth erzeugte Bitte der Kerkyräer, einander entgegengesetzt. Erweiterungen des Griechischen sind hier wie überall; und auf den rhetorischen Vollklang, auf das tönende Ἀναγκαῖον, womit die Rede anhebt, ist keine Rücksicht genommen. „Nothwendig ist uns, da die Kerkyräer nicht blos für ihre Aufnahme in den Bund geredet haben, sondern auch dass wir Unrecht thäten und sie unbillig bekriegt würden, zuerst beider Punkte zu erwähnen und dann zum übrigen Vortrage fortzugehen, damit ihr unsere Forderung fehlloser anerkennt, und diesen Nothanruf nicht ohne Grund abweiset." — In der berühmten Leichenrede des Perikles B. II. Kap. 35. — 46. sind die Gedanken meist richtig wiedergegeben; allein ihre Verbindung ist oft unnöthig geändert, Erweiterungen sind zu häufig, und Veredlung des Ausdrucks, rednerischer Periodenbau, sind durchaus vernachlässigt; wo das Original, mitunter blos durch edlern Ausdruck und Lebhaftigkeit der Wendung, einer poetischen Stimmung näher führt, lässt die deutsche Uebersetzung meist in der Ruhe des zergliedernden Logikers. Z. B. Kap. 36.:

Ἄρξομαι δὲ ἐκ τῶν προγόνων πρῶτον. δίκαιον γὰρ αὐτοῖς καὶ πρέπον δὲ ἅμα ἐν τῷ τοιῷδε τὴν τιμὴν ταύτην, τῆς μνήμης δίδοσθαι.

Ich beginne mit unsern Vorfahren; *da es sowohl recht als* schicklich ist, *ihrer bey dieser Gelegenheit zu gedenken.*

„Beginnen werde ich von den Vorältern zuerst. Denn es ist gerecht und schicklich zugleich bey solcher Feyer, diese Ehre des Andenkens ihnen zu erzeigen."

Kap. 37.: *μέτεστι δὲ κατὰ μὲν τοὺς νόμους πρὸς τὰ ἴδια διάφορα πᾶσι τὸ ἴσον, κατὰ δὲ τὴν ἀξίωσιν, ἧ ἕκαστος ἐν τῳ εὐδοκιμεῖ, οὐκ ἀπὸ μέρους τὸ πλεῖον ἐς τὰ κοινὰ ἢ ἀπ' ἀρετῆς πρoτιμᾶται· οὐδ' αὖ κατὰ πενίαν, ἔχων δέ τι ἀγαθὸν δρᾶσαι τὴν πόλιν, ἀξιώματος ἀφανίᾳ κωλύεται.*

Bey Privatſtreitigkeiten ſind die Geſetze für alle gleich. Und *was das bürgerliche Anſehn betrifft*, ſo *hängt* dieſs von den Verdienſten *ab*, wodurch ein Bürger ſich auszeichnet, und nicht von der Klaſſe, *zu der er ſich zählt*. Auch die Armuth hindert ihn nicht, durch das geringe Anſehen, *deſſen er ihrentwegen genieſst*, der Stadt nützlich zu ſeyn, wenn er es vermag.

„Nach den Geſetzen widerfährt bey perſönlichen Streitigkeiten Allen gleiches Recht, und wo es auf Würdigung ankömmt, wird jeder, worin er bewährt ſcheint zu öffentlichen Geſchäften, nicht nach ſeiner Klaſſe ſowohl, als nach Tüchtigkeit hervorgehoben; auch iſt keiner bey Armuth, wer dem Staate irgend zu nützen weiſs, durch des Anſehens Unſcheinbarkeit gehindert."

Und wer mögte in einer ſolchen Rede zu leſen erwarten: „Wir beweiſen in Gefahren nicht mindere Kühnheit, als die Lacedämonier, *die es ſich ohne Aufhören ſauer drum werden laſſen*, τῶν ἀεὶ μοχθούντων"? — Einer der beſſern Theile der Ueberſetzung iſt die Beſchreibung der Peſt B. II. Kap. 49 — 54., weil hier der Gegenſtand ſelbſt vom Gewöhnlichen abwich, und dadurch zu einem edlern Tone zwang. Auch die lebendige Darſtellung der Bürgerkriege durch ganz Hellas B. III. Kap. 82. iſt in der Ueberſetzung ziemlich gut gehalten: denn ganz rein von dem, was ein deutſcher Thucydides verſchmähen würde, bewahrt ſie ſich nicht; z. B.: der ward gelobt, der, wenn man ihm *etwas Böſes anhaben* wollte, *vorbaute*; oder: Bürger, die ſich zu keiner Partey hielten, wurden von beiden *unter die Füſſe getreten* (διεφθείροντο). Bey Stellen indeſs, wo das Original Schwierigkeiten hat, findet man hier keine Hülfe, z. B. B. III. Kap. 31. — Die Manier des Hn. *Jac.*, erklärende Zwiſchenſätze oder Epiſoden der Originale als Anmerkungen unter den Text zu ſetzen, moderniſirt die alten Hellenen, und nimmt ihrem Stile manche Eigenthümlichkeit, die wir, im Vergleich zu unſern ſo oft ſtörenden Anmerkungen, als Vorzüge rühmen.

PARIS, b. Vf.: *Harangue de Périclès*, ou Oraiſon funèbre des Athéniens morts dans les combats, *avec* (?) le texte Grec, la traduction, et des notes critiques, par *J. B. Gail*, Profeſſeur de Littérature Grecque au Collége de France, Membre de la Société royale des Sciences de Göttingue, de celle de Nancy etc. etc. An XI. (1803.) 8. (1 Fr. pap. ordin. u. 1 Fr. 50 cent. pap. vel.)

Dieſe Ueberſetzung der Leichenrede des Perikles aus Thucydides iſt nach denſelben Grundſätzen gearbeitet, welchen Hr. *Jac.* folgt, durch Umſchreibungen auszuhelfen, wo wörtliche Anſchlieſsung an das Original den Sinn nicht deutlich und wahr wiederzugeben ſchien; allein im Ganzen hat die franzöſiſche Ueberſetzung entſcheidende Vorzüge vor der deutſchen des Hn. *Jacobi*. Selbſt die Gedanken giebt ſie richtiger; vorzüglich aber hat ſie höhere Lebhaftigkeit, edlern Ton und mehr rhetoriſche Würde, und läſst einen Eindruck zurück, der dem Eindruck des Originals zwar nicht gleich, aber beſonders für den Franzoſen ihm um vieles ähnlicher iſt, als der Eindruck der Jacobi'ſchen Ueberſetzung für den deutſchen Leſer. Der Hellene erhebt durch Kraft und kunſtvolle Abmeſſung in Gedanken und Ausdruck zu ernſtvoll heiterer Würde; der Franzoſe durch rhetoriſche Kunſt zu leichter Heiterkeit nicht ohne Ernſt; der Deutſche — ſieht man ihn ſo dem Franzoſen gegenüber — erſcheint matt und ſteif, und läſst träge und kalt, wiewohl ihm unverkennbar höhere Anlage zu Kraft und Würde inwohnt, und dem Franzoſen dagegen deutſche Treue ewig fremd bleiben dürfte. — Kap. 39.:

Qui ne ſait, que pour fondre ſur notre territoire, les Lacédémoniens appellent à leur ſecours leurs alliés et leurs eſclaves? tandis que vous, heureux Athéniens, ſeuls et marchant à l'ennemi ſans autres forces que les vôtres, vous remportez presque toujours une facile victoire dans un pays étranger, ſur des hommes qui défendent leurs foyers et leurs Dieux domeſtiques. — Cependant après une affaire contre quelques-uns de nos détachemens, vainqueurs, ils ſe vantent de nous avoir défaits tous: vainqus, dé ne l'avoir été que par la nation toute entière.

Der Beweis liegt am Tage. Nicht allein, ſondern von allen Hülfsvölkern unterſtützt, bekriegen die Lacedämonier unſer Land; wir hingegen ziehen mit eigener Macht in fremde Länder, kämpfen dort wider die ihr Eigenthum vertheidigenden Bewohner, und tragen gewöhnlich den Sieg davon. — — Werden die Lacedämonier aber mit einer Abtheilung handgemein, und *erringen den Vortheil über einen kleinen Haufen*: ſo rühmen ſie ſich, unſere ganze Macht geſchlagen zu haben. Beſiegt hingegen *ſprechen ſie*, wir hätten alle vereint wider ſie gefochten.

πεπτώκασιν τε τινὲς ἡμῶν, πάντως ἀνέχοῦσιν ἀπωθεῖσθαι, καὶ νικῶντες, ὑφ' ἑπάντων ἡσσᾶσθαι.

Kap. 40. *Auſſi n'eſt il perſonne parmi nous, qui ne ſoit capable ou de concevoir des idées heureuſes ou d'apprécier celles des autres, parce que ſelon nous, ce qui nuit à l'action, ce n'eſt pas la prudence qui diſcute avant d'entreprendre; mais la précipitation qui s'engage avant d'avoir diſcuté.*

Auf ſolche Weiſe erlangen wir Fertigkeit in der Beurtheilung und dem Entwurf dieſer Angelegenheiten, indem wir *nicht allein nicht* glauben, daſs die Rede der Ausführung hinderlich ſey; ſondern vielmehr, daſs es ſchade, wenn man ſich nicht durch *Geſpräch* mit den Dingen bekannt macht, die ausgeführt werden ſollen.

Richtiger iſt im Franz. Kap. 35.: „*Comment en effet, garder un juſte milieu, en louant des actions ſur la vérité deſquelles il eſt difficile d'établir une opinion conſtante?*" ἐν ᾧ μόλις καὶ ἡ δόκησις τῆς ἀληθείας βεβαιοῦται. *Jacobi*: „wo man ſelbſt dem miſstraut, was die Wahrſcheinlichkeit für ſich hat." [Der Lobredner ſetzt die Thaten voraus; es iſt daher ſchwer für ihn, das richtige Maſs zu treffen, nicht zu viel und nicht zu wenig zu ſagen, wenn die Meinung über das, was wirklich geſchehen iſt, noch ſchwankt, wenn einige behaupten, es ſey mehr; andere, es ſey weniger gethan.] — Richtiger *Gail* Kap. 41.: „*Nous n'avons beſoin ni d'un nouvel Homère, ni de toutes les fables dont l'agrément*

ment soutient une illusion que bientôt détruit la vérité des faits;" τῶν δ' ἔργων τὴν ὑπόνοιαν ἡ ἀλήθεια βλάψει. *Jacobi:* „noch eines andern Dichters (bedürfen wir), der zwar für den Augenblick das Ohr vergnügt, *den wahren Sinn der Thaten aber veruntreut.*" (Offenbar heifst das Griechische: deſſen im Gemüth gefaſste poetiſche Darſtellung (ὑπόνοια) der Thatſachen doch gegen die Wahrheit verliert.) — Einzig richtig überſetzt *Gail* Kap. 43.: „*La terre, oui la terre entière est la tombe des grands hommes, et ce n'est pas seulement dans leur patrie que des colonnes et des inscriptions publient leur gloire. Gravé, non sur la pierre, mais dans le souvenir de tous les peuples, leur nom pénètre jusques dans les contrées étrangères.*" ἄγραφος μνήμη παρ' ἑκάστῳ τῆς γνώμης μᾶλλον ἢ τοῦ ἔργου ἐνδιαιτᾶται. Auch *Heilmann* hatte die ſchöne Stelle ſchon völlig richtig verſtanden: „Das Andenken derſelben erhält ſich auch ohne Schrift bey jedermann, nicht ſowohl in Stein und Erz, als in den Gemüthern der Menſchen." Hr. *Jac.* dagegen überſetzt: „auch im fremden Lande wohnt bey einem jeden die ungeſchriebene Erinnerung, *ihres Ruhms vielmehr als ihrer That.*" — Unrichtig iſt der Anfang der Rede: „*Plusieurs des orateurs que vous venez d'entendre à cette tribune,*" als hätten an dieſem Tage der Todtenfeyer ſchon Mehrere vor Perikles geſprochen. Hr. *G.* weiſs zwar, dafs der Staat nur Einen Redner wählte, meint aber, ſo überſetzen zu müſſen, weil im Griechiſchen ſtehe: ἤδη εἰρηκότων, die eben jetzt, *tout à l'heure*, geſprochen haben: denn εἰρηκα ſey ein *praesens perfectum.* So richtig dieſs letzte iſt, ſo wenig folgt daraus, dafs die *actio perfecta* des Redens nun gerade in dem gegenwärtigen Augenblick vollendet ſeyn müſſe, ſondern (*tempus praesens*) die gegenwärtige Zeit kann einen ſehr weiten Zeitraum umfaſſen. Selbſt wenn Thuc. ſtatt ἤδη geſchrieben hätte: ἐν τοῖς προτέροις πολέμοις, konnte er doch nicht anders ſagen, als εἰρηκότων: denn die Zeit nach der Vollendung iſt ſo lange die fortdauernd gegenwärtige, bis erſt eine neue Handlung hinzugefügt wird, die nach der Vollendung der Rede folgte. Der Aoriſtus war hier nicht an ſeiner Stelle, da in ihm nicht nothwendig die Vollendung der Handlung liegt, die hier nicht in hiſtoriſcher Erzählung, ſondern mit einigem rhetoriſchen Vollklang, auch des Gedankens, ausgedrückt werden ſoll. Dem Aorift würde entſprechen: die meiſten von denen, die hier bereits einmal redeten. — Richtiger iſt Kap. 37. durch „*Il ne rencontrera pas sur vos fronts cet air sombre et chagrin qui, pour n'être point une punition, n'en est pas moins pénible.*" die Stelle οὐδὲ ἀζημίους μὲν, λυπηρὰς δὲ τῇ ὄψει ἀχθηδόνας προστιθέμενοι; als von *Jacobi* überſetzt: „Wir ſtrafen zwar an Geld; nicht aber durch Züchtigungen, die dem Auge wehe thun." (οὐδὲ geht nämlich auf den ganzen Satz, alſo οὐδὲ προστιθέμενοι ἀχθηδόνας, ἀζημίους μὲν λυπηρὰς δὲ τῇ ὄψει.

Der griechiſche Text dieſer Rede, ſo wie der darauf folgenden Beſchreibung der Peſt, iſt nach *Duker* abgedruckt, mit Anmerkungen, die im Ganzen wenig bedeuten, aber einen ſtrengen Grammatiker zeigen, wie wir Hn. *G.* auch aus ſeinen übrigen Ausgaben griechiſcher Klaſſiker kennen. Er hat dieſen Abdruck veranſtaltet, um, wie er in der Dedication an Bonaparte, damals noch Bürger erſten Conſul ſagt, den Zöglingen der franzöſiſchen Schulen das Verlangen einzuflöſsen, nicht in den doch immer unvollkommenen Ueberſetzungen, ſondern in den Originalen der Meiſterwerke dieſe ſo reiche, ſo wohlklingende, ſo dichteriſche Sprache zu ſtudiren. Auch, erzählt er, habe wirklich ſeit drey Jahren die griechiſche Sprache wieder Liebe gewonnen. Man ſcheine überzeugt, dafs nur aus den Griechen zu ſchöpfen ſeyen die wahren Principien der Künſte, der Poeſie, der Beredtſamkeit, der Moral, der Politik, und dafs, ohne griechiſche Literatur, es nie bey irgend einem Volke eine gute Literatur gegeben habe. — Nach der ſpäter vom Staat geordneten Einrichtung der Lyceen und Primärſchulen, welche das Griechiſche vom öffentlichen Unterricht ganz ausſchlieſst, auch, nach anderen Schilderungen zu urtheilen, ſcheint es faſt, als habe hier den Vf. die Liebe zu ſeinem Studium über das allgemeine Intereſſe für daſſelbe getäuſcht; oder es blieb diesmal ohne Gewinn, den Menſchen das Gute zuzutrauen.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Dyk: *Lateiniſche Chreſtomathie aus den Metamorphoſen des Ovidius;* für die mittlern Claſſen der Gymnaſien. Herausgegeben von *G. E. Gierig*, Prof. an dem Lyceum und Gymnaſiarchen in Fulda. 1806. VI u. 360 S. 8. (18 gr.)

Bey dieſer lateiniſchen Chreſtomathie, welche zunächſt für die mittelſte Claſſe des neuorganiſirten Gymnaſiums zu Fulda beſtimmt iſt, hat der Herausg. ſeine alte Bekanntſchaft mit Ovid ſowohl als ſeinen guten Ruf im Schulfache rühmlich behauptet. Er läſst kleinere Erzählungen, welche für den jungen Schüler vorzügliche Anmuth haben, wie *Dädalus* und *Icarus* (Metam. VIII, 183—235.), *Philemon* und *Baucis* (VIII, 617.—724.) u. dgl. vorangehen, und ausführlichere, worunter die Bearbeitung philoſophiſcher Lehrſätze den Beſchluſs macht, darauf folgen. Zur Vergleichung ſind ein Paar Stellen aus dem *Lucrez* und *Virgil* eingerückt. Ohne Zweifel wird dadurch bey einem guten Lehrer der Zweck, den der Vf. zu erreichen wünſcht, erreicht werden können, nämlich den Verſtand des Schülers mit Sach- und Sprachkenntniſſen zu bereichern, ſeine Urtheilskraft zu ſchärfen, ſeine Phantaſie zu bilden, und ſein Gefühl für dichteriſche Schönheiten mancher Art zu erwecken oder zu beleben. Zur Beförderung dieſes vielfachen Nutzens hat der Vf. kurze Anmerkungen und Inhaltsanzeigen beygefügt, wobey er auch die Abſicht hat, dem Lehrer hier und da Anlafs zu weitern Erklärungen zu geben. Wenn wir aber auch die Zwecke und die Wahl des Vfs. billigen: ſo finden wir doch weder die Inhaltsanzeigen, noch die kurzen Anmerkungen ſo geeignet, dafs den Schülern

und

und Lehrern dadurch so viel geholfen wäre, als man billiger Weise verlangen könnte. Da dieſs Leſebuch für die mittelſte Claſſe des Gymnaſiums beſtimmt iſt: ſo muſs man annehmen, daſs die daran theilnehmenden Schüler bereits die Syntax, viele Wörter, Redensarten und Kenntniſſe aus der alten Geographie und Geſchichte inne haben, und im Stande ſind, ein Wörterbuch zu gebrauchen. Für ſolche Schüler muſs alſo das, was ſie nicht, oder nur mit zu vieler Mühe, im Lexicon finden können, angeführt werden. Es ſcheint alſo höchſtens ſchon genug zu ſeyn, dem Schüler kurze, aber deutliche Fingerzeige über Poeſie und poetiſche Sprache, womit er nun bekannt gemacht werden ſoll, zu geben, doch immer mit der nöthigen Vorſicht, dem Lehrer nicht vorzugreifen: denn ein *Commentarius perpetuus* ſetzt den Lehrer nicht ſelten in Verlegenheit, und veranlaſst ihn, um bey ſeinen Schülern das erforderliche Anſehn zu behaupten, zu unzweckmäſsigen Abſchweifungen. Alles Uebrige muſs dem Lehrer vorbehalten bleiben, welchem ein ſolches Vordociren, wie z. B. in der übrigens nützlichen braunſchweigiſchen Schulencyklopädie herrſcht, eben ſo peinigend als niederſchlagend ſeyn muſs, wenn er iſt, wie er ſeyn ſoll: und zum Glücke fehlt es jetzt an jungen Männern dieſer Art, welche ſich in Göttingen, Halle, Leipzig u. ſ. w. zum Schulamte gebildet haben, gar nicht mehr. Irrt ſich Rec. demnach nicht: ſo müſſen Bemerkungen über das, was *raſtrum, ſuis (ſibi a natura aſſignatis), mollia otia, mergi, fulicae* u. dgl. bedeuten, eben ſo überflüſſig erſcheinen, als die einfachen Anzeigen, daſs etwas maleriſch, witzig, ſchön, charakteriſtiſch, tautologiſch ſey, daſs *ſupinae manus* ſo aufgehoben wären, daſs das Innere nach oben gerichtet ſey: denn mit ſolchen Händen beteten die Alten u. dgl. Bisweilen ſtieſs auch Rec. auf Unrichtigkeiten. S. 38. wird geſagt, daſs der *Epopeus* die Ruderer mit der Stimme und mit einem Hammer, den er in der Hand hielt, commandirt habe. Allein die Griechen hatten bey einer ſolchen Gelegenheit den Hammer *(portiſculus)* nicht, ſondern der κελευστὴς commandirte, wie etwa, nach *Macartney's* Nachricht, noch die Chineſen, bloſs mit der Stimme: vgl. *Xenoph. Hellen.* V, 1, 8. ed. *Schneider. Arrian. de Expedit. Alexandri* VI, 3, 5 ſq. ed. *Schmieder.* Die Römer aber gebrauchten dazu den Hammer. So *Gronovii Obſervatt.* IV, 26. p. 834. f. ed. *Lipſ.* Ob dem Vf. über *caelare* und über die Weberey der Alten die richtigern Vorſtellungen eigen ſeyen, ſcheint Rec. zweifelhaft. Daſs *glans* p. 4. (Met. I, 106.) bloſs die Eichel, jedoch die eſsbare von *quercus eſculus Linn.*, bedeute, leidet keinen Zweifel; alſo war es unnöthig, die weitere Bedeutung des Worts anzuführen. S. 308. iſt *Creta* ein Druckfehler für *Croton.* Aber auch für den Lehrer iſt wenig Hülfe. Er müſste ſehr ungeſchickt ſeyn, wenn er nicht ſolche Inhaltsanzeigen machen könnte, als die gegebenen ſind. Wäre es nicht rathſamer geweſen, daſs der mit ſeinem Autor ſo vertraute Vf., wenn er dieſe Abſicht recht erfüllen wollte, dem Lehrer mit literariſchen Nachrichten nachgeholfen, und die beſten Quellen nachgewieſen hätte? Nur ſelten iſt es geſchehen: vielleicht, wenn ſich Rec. recht erinnert, gar nur einmal S. 309. bey Gelegenheit des *Pythagoras.* Für Kritik iſt übrigens gar keine, oder doch ſeltene Nachhülfe zum Beſten des Lehrers beygebracht. Die Winke in den Anmerkungen zu weitern Erläuterungen ſind zwar nicht zu verachten: ſie zeugen vielmehr von dem richtigen Geſchmack des Vfs.; aber ſie ſind gewöhnlich zu kurz, und werden doch manchen ſelbſt guten Lehrer nicht ſelten in Verlegenheit ſetzen. In der Vorrede verſpricht der Vf., wenn dieſe Chreſtomathie Beyfall finde, ähnliche aus andern Auctoren für die mittlern Claſſen zu verfertigen, da in den obern ganze Bücher geleſen werden müſſen. Wir unſern Theils ermuntern den Vf. dazu, mit der Vorausſetzung, daſs er den Zweck ſeiner Arbeit und die Claſſen, für welche ſie beſtimmt iſt, ſcharf ins Auge faſſe, und ſeine Anmerkungen mit ſtrenger Ueberlegung darnach einrichte.

BERLIN, b. Frölich: *Clavis Virgiliana* ſive Explicatio vocabulorum difficiliorum plerumque omnium, formularumque dicendi complurium, quae in Virgilii operibus occurrunt. Auctore *Frid. Aug. Ludewig.* P. I. *Bucolica et Georgica.* 1805. 230 S. 8. (18 gr.)

Das ohne Vorrede in die Welt geſchickte Buch ſoll ſich vermuthlich durch ſich ſelbſt empfehlen. Es iſt keine, nach der Buchſtabenfolge der Wörter geordnete, Clavis, ſondern es erklärt von der erſten Ecloge an bis zum Schluſſe des Landwirthſchaftsgedichts in kleinen Minelliſchen oder Junkeriſchen Scholien nach der Reihe die vorkommenden leichten und bekannten, ſo wie die ſchwereren und ſeltneren Wörter und Redensarten, ohne doch die Stelle eines Commentars zu erſetzen, zu dem mehr als die nothdürftige Erklärung einzelner Wörter und Formeln erforderlich iſt. Den Erklärungen ſelbſt fehlt es oft an Richtigkeit oder Beſtimmtheit. Ecl. 1, 12. *Usque adeo, nam, quum.* v. 27. *Libertas, Dea erat Romanis quae ad ſupplices faciem vertebat, unde dicitur: reſpexit.* Ecl. 3, 7. *Vir, homo puris moribus.* v. 103. *faſcinare*, verſehen. Die Latinität, die ſich in dieſer Clavis vernehmen läſst, und der Druck ſind nicht immer die correcteſten. Kurz, man thut dieſem Buche noch zu viel Ehre an, wenn man es mit *Schaufelbergers Clavis Homerica* in Eine Klaſſe ſetzt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 18. Auguſt 1806.

NEUERE SPRACHKUNDE.

1) Magdeburg, b. Heſſenland: *Engliſches Leſebuch* in *drey* Abtheilungen vom Leichtern zum Schwerern. Mit Sprachlehre und Wörterbuche begleitet. Für ſolche die ſich ſelbſt im Engliſchen üben wollen; hauptſächlich aber für Anfänger und Vorgerückte in Schulen. Von *Wilh. Jul. Wiedemann*, Rector der Stadtſchule zu Neuhaldensleben. 1805. XV u. 366 S. 8. (20 gr.)

2) Leipzig, b. Hinrichs: *Hand- und Leſebuch der engliſchen Sprache und ihrer klaſſiſchen Schriftſteller:* oder Auswahl der intereſſanteſten Aufſätze aus allen Theilen der engliſch-klaſſiſchen Literatur, zum Unterricht und (zur) Unterhaltung. Zuſammengeſtellt von *G. A. Müller*, Lehrer der engliſchen Sprache an der Univerſität zu Halle. 1804. *Zweyte* Auflage. XII u. 388 S. 8. (1 Rthlr.)

3) Leipzig, b. Fleiſcher d. j.: *Allgemeiner Engliſcher Briefſteller;* oder: Muſter Engliſcher Original-Briefe für Alle, welche die Engliſche Sprache lernen wollen, beſonders für Kauf- und Geſchäftsleute. In *drey* Abtheilungen: 1) Unterrichtende Briefe. 2) Handels- und Geſchäftsbriefe. 3) Freundſchafts- und vermiſchte Briefe; nebſt einem Anhange von Empfehlungskarten und Einladungs-Billets. Zur Erleichterung des Ueberſetzens mit einer Erklärung der ſchwerern Wörter und Redensarten verſehen von *J. C. H.* 1805. XIV u. 391 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Auch unter dem Titel:

The art of Correſpondence; or: Models of engliſh original letters. Divided into three parts: I. Education. II. Trade and family-affairs. III. Friendſhip, and miſcellaneous letters; with an appendix containing cards of compliment, and bills of invitation.

4) Leipzig, b. Hinrichs: *Handbuch für Reiſende, um ſich mit den nöthigen Ausdrücken auf Reiſen und bey den mannichfaltigen Vorfällen des menſchlichen Lebens bekannt zu machen.* Von der Frau *von Genlis.* In vier Sprachen: Engliſch, Deutſch, Franzöſiſch und Italieniſch. 1804. XVI u. 335 S. 8. — Mit gleichlautenden Titeln in der Engliſchen, Franzöſiſchen und Italieniſchen Sprache. (1 Rthlr. 10 gr.)

5) Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Gegenſtände der älteſten Geſchichte.* Ein engliſches Leſebuch aus den beſten engliſchen Schriftſtellern zuſammengetragen und mit einem vollſtändigen deutſchen Wortregiſter verſehen. 1804. 106 S. 8. (18 gr.)

6) Leipzig, b. Hinrichs: *Roſamond. A tale for inſtruction and amuſement of youth, by Mr. R. L. Edgeworth.* Translated by M. *Fr. Herrmann. III* Parts. With plates. 1806. VI und 107 S. 8. Mit gleichlautendem deutſchen Titel. (1 Rthlr.)

Auch franzöſiſch unter dem Titel:

Roſamonde. Hiſtoire inſtructive et amuſante pour la Geuneſſe. Par Mr. *R. L. Edgeworth.* Traduit par M. *Fr. Herrmann. III* parties. Avec figures. (1 Rthlr.)

7) Leipzig, b. Rabenhorſt: *The Governeß;* or, the little female Academy. Calculated for the entertainment and inſtruction of young Ladies in their education. By the author of *David Simple.* A new edition. 1802. X u. 154 S. 12. (12 gr.)

8) Dresden, b. Walther: *A Journey from this world to the next.* By *Henry Fielding*, Eſq. 1805. 208 S. 8. (18 gr.)

Es iſt eine angenehme Erſcheinung, daſs eine Sprache, in der ſo viele vorzügliche Schriftſteller aufgetreten ſind, und die ſich als Sprache, trotz ihres gemiſchten Urſprungs, ſo ſehr auszeichnet, in wenigſtens einem Theile des ſprachluſtigen Deutſchlands anfängt ſo viele Verehrer zu finden. Aeuſſerſt leicht und faſslich, in Anſehung der Beugung und Abänderung ihrer Redetheile, bietet ſie uns in ihrer Syntax das künſtlichſte Gebäude dar, das je aus der menſchlichen Philoſophie hervorging. Sind dieſe Gründe ſchon hinreichend, das Studium der engliſchen Sprache überhaupt zu empfehlen, ſo wird ihre frühe Erlernung ſich uns noch in anderer Hinſicht als höchſt vortheilhaft zeigen. Ohne des Umſtandes zu erwähnen, daſs die unendlichen Schwierigkeiten in ihrer Ausſprache dann am leichteſten zu überwinden ſind: ſo könnten wir ſie als eine Vorſchule zu den alten Sprachen anſehen. Der etymologiſche Theil ihrer Grammatik iſt äuſſerſt einfach; ihre Syntax höchſt künſtlich und doch faſslich; und es finden ſich in ihr Schriftſteller, deren Werke Gegenſtände betreffen, die in die Ideenwelt des Knaben, des Jünglinges eingreifen: welche Vortheile, die bey den ſchwierigern Sprachen des Alterthums entbehrt werden, wo Sprache und Sachen meiſtens zugleich erlernt werden müſſen. Durch eine ſolche Sprache, wie die Engliſche, unter den Umſtänden vorbereitet, wird der

Lehrling sich den alten mit Eifer widmen, von denen er bey der jetzigen Verfahrungsweise nur zu oft zurückgeschreckt wird. Welcher Verfahrungsweise ist nun aber beym Unterricht der Vorzug einzuräumen? Soll man nach französischer Sitte kleine Schüsselchen dem Lehrling vorsetzen, die mehr zum Kosten als zum Sattessen sind; oder soll man ihn gleich mit derber, nahrhafter Kost nach englischer Weise bewirthen? Die meisten scheinen, nach den vielen Chrestomathien und Handbüchern, womit das Publikum überschwemmt wird, für das erstere zu seyn, ohne zu bedenken, dass so nie das Interesse für die Sachen erregt werden kann, welches nothwendig ist, die Erlernung einer Sprache angenehm zu machen; und dass der Genius der Sprache von dem Eigenthümlichen des einzelnen Schriftstellers in der Vorstellung des Jünglings sich nie klar und deutlich absondern wird. Doch ist, wie aus obigen Werken erhellt, in Hinsicht des Englischen auch für die gesorgt worden, welche dieser kleinlichen Methode abhold sind.

Nr. 1. enthält eine Sammlung der verschiedenartigsten Stücke, dem Plan des Herausgebers gemäss, der Altes und Neues, Ernstes und weniger Ernstes, Kürzeres und Längeres, kurz alles so bunt unter und neben einander aufnehmen und zusammen stellen wollte, wie er glaubte, dass es den jungen Lesern, und auch jedem den Jahren nach älteren Anfänger des englischen Sprachstudiums am angenehmsten und nützlichsten seyn würde. Den zuerst aufgestellten lustigen Einfällen, Anekdoten und Fabeln sind jedesmal die Bedeutungen der darin vorkommenden Wörter, und die nothwendigsten grammatischen Bemerkungen angehängt, die bey den schwereren Stücken und Gedichten seltener werden, und welche für diesen Theil ein Wortregister am Ende ersetzt. Eingeschaltet ist eine kurze Uebersicht der englischen Sprachlehre, die manches Gute enthält. Auch die Worterklärungen sind meistens treffend. Einige, dem Ganzen anklebende, Flecken wird der Herausgeber bey einer zweyten Auflage leicht tilgen. *Get* lautet nie wie *git*, *Tear* nie wie *jehr*, auch *new* nicht wie *nu*, wie S. 58. behauptet wird, es müsste denn unter dem gemeinsten Volke seyn. *Master* (S. 64.) wird in der Bedeutung *Meister* nicht *Mehr*, sondern beynahe wie *Master* ausgesprochen. Der Gebrauch der Artikel, die wohl sehr unpassend, besonders in einer englischen Sprachlehre, Geschlechtswörter genannt werden, hätte weit genauer und besser aus einander gesetzt werden können, wenn die Substantive nach den durch sie bezeichneten Begriffen wären in Klassen getheilt worden. *My betters* (S. 76.) heisst noch öfter, die vornehmer sind als ich. — *Te* (S. 79.) braucht man auch bey der Anrede höherer oder dichterischer Wesen. — *I will give ye a taste of it*, muss man durchaus keinem Engländer nachsprechen. — *To shall* (S. 84.) existirt nicht; *I shall* hat keinen Infinitiv. — *Whole the day, whole the night* (S. 123.), eine Wortfügung, wovon der Herausg. schon anderswo will gesprochen haben, ist der englischen Sprache fremd. *Liberty* (S. 293.) darf des Reimes wegen nicht *libertei* ausgesprochen werden; der Engländer ist oft schon befriedigt, wenn sich der Reim nur seinem Auge bildet. Abbrechungen wie *po-int*, *so-me*, *ta-ke* sollten in einem solchen Handbuche den Lehrling nicht irre führen.

Nr. 2. ist eine den Freunden solcher Bruchstücke empfehlungswerthe Sammlung von Auszügen aus geographischen und historischen Werken, die sich nicht auf die blosse Beschreibung von Städten, Ländern und ihren Merkwürdigkeiten beschränken, sondern auch manche anziehende Erzählung enthalten. Diesen folgen Aufsätze moralischen Inhalts aus den vorzüglichsten englischen Schriftstellern; und das Ganze beschliesst eine Reihe mit vielem Geschmack gewählter Gedichte, von denen einige bisher noch ungedruckt gewesen sind.

Nr. 3. muss jedem willkommen seyn, der, nicht damit zufrieden, die Schätze der englischen Literatur verstehen und benutzen zu können, auch die Fähigkeit zu erlangen wünscht, sich in der englischen Sprache mit entfernten Freunden zu unterhalten. Wir finden hier Muster von Briefen aller Art, nach welchen die Jugend, besonders angehende Kauf- und Geschäftsleute ihren Briefstil im Englischen bilden können. In der *ersten* Abtheilung treffen wir auch auf eine Auswahl von Lord *Chesterfields* Briefen an seinen Sohn, die, wie bekannt, so manche treffliche, und für Jünglinge wichtige Bemerkung über die Nothwendigkeit und beste Art sich auszubilden enthalten. In der *zweyten* Abtheilung werden alle die Sachen durchgegangen, die nur irgend in den Wirkungskreis eines Kaufmanns fallen können. Den gemischten Briefen sind fünf von *Sterne* an *Eliza Draper* angehängt; und dem Ganzen folgt eine nach den Numern der Briefe und Aufsätze geordnete, und dem jedesmaligen Zusammenhange angepasste Erklärung der schwereren Wörter und Redensarten, die den Gebrauch des Werkes, das sich durch Correctheit nicht weniger als durch die getroffene Auswahl empfiehlt, gewiss sehr erleichtern werden.

In der Vorrede zu Nr. 4., einem Werke, welches dazu bestimmt ist, dem Leser eine vollkommene Kenntniss aller Idiotismen des Englischen, Französischen und Italiänischen zu verschaffen, wird mit Recht bemerkt, dass in dem Theile einer jeden Sprache, der im gemeinen Leben herrscht, ihr wahrer Charakter, ihr eigenthümlicher Geist und ihre eigentliche Originalität enthalten ist. Da man nun bey der Erlernung einer fremden Sprache aus klassischen und wissenschaftlichen Schriften meistens mit diesem Theile unbekannt bleibt, oder nur in einem geringen Grade fähig wird, sich darin auszudrücken: so soll diesem Mangel durch vorliegendes Werk abgeholfen werden, welches auch wirklich die zweckmässigste Einrichtung erhalten hat. Es sind durchaus nur solche Gegenstände darin abgehandelt worden, die im gewöhnlichen Umgange vorkommen; um die Vergleichung der Abweichungen und Eigenthümlichkeiten einer jeden Sprache zu erleichtern, ist es in Spalten gedruckt

wor-

worden, so dafs alle vier Sprachen neben einander stehen; und, was in jeder Hinsicht ein gutes Vorurtheil für die Ausführung des Unternehmens erregen mufs, und bey ähnlichen Arbeiten selten der Fall ist, die Uebertragung in jede der fremden Sprachen ist von jemanden besorgt worden, dem sie Muttersprache war. Ueberall hat Rec. auch den Ausdruck rein und passend gefunden.

Nr. 5. ist eine kleine, aber zweckmäfsige Sammlung abgebrochener Stücke aus der griechischen und römischen Geschichte (die ersteren aus *Gillies*), und aus *Pope's* Uebersetzung der Ilias. Jedem Bruchstücke sind einige, zum Verständnifs nothwendige Anmerkungen, und dem Ganzen ein Wortregister angehängt, welches jedoch einiger Berichtigungen bedürfte. So heifst nicht *account*, sondern *on account, wegen*. *Light* in der Bedeutung *laut* ist dem Rec. völlig unbekannt. Dem Infinitiv ist im Englischen, wenn nicht die Construction ein anderes gebeut, das *to* so nothwendig, dafs er ohne dasselbe, wie hier überall geschehen ist, nie aufgestellt werden kann.

Nr. 6., wovon jedoch nur der *erste* und *zweyte* Theil in des Rec. Händen sind, die eigentlich den *dritten* und *vierten* Theil eines unter dem Titel *early lessons* erschienenen Werkes ausmachen, verdient in jeder Hinsicht einen ausgezeichneten Platz unter den für das kindliche Alter bestimmten Schriften. Die Lehren, die der durch andre Schriften schon bekannte Vf. auf die angenehmste Art und durchaus praktisch seinen kleinen Lesern und Leserinnen darin einzuschärfen sucht, sind, vorsichtig bey der Wahl ihrer Vergnügungen zu seyn, und sich fortdauernde Thätigkeit zur Pflicht zu machen. Die dem Original zur Seite stehende Uebersetzung ist im Ganzen richtig und treu; nur hie und da wäre die Feile zu wünschen. *Clogs* (S. 18.) sind nicht Stiefeln, sondern *Galloschen*, Ueberschuh. *Pencil* (S. 66.) bedeutet nicht einen Pinsel, sondern eine Bleyfeder. *And then it would not signify* (S. 20.) heifst nicht, *und also würde nichts darauf ankommen*, welches hier keinen Sinn giebt, sondern, *und dann würde es gleich viel seyn*. S. 8. wäre zur Verständlichkeit des Ganzen die Bemerkung nothwendig gewesen, dafs die Chemisten in London vor den Fenstern ihres Ladens Flaschen mit gefärbtem Wasser stehen haben, die bey ihnen die Stelle eines Aushängeschildes vertreten; auch hätte S. 40. *the tuck of my gown*, worüber die Wörterbücher keinen Aufschlufs geben, näher bestimmt werden müssen; es ist nämlich *the tuck* der Einschlag oder die Falte unten an einem Frauenzimmer-Kleide. Auch hier findet man die unrichtigsten Abbrechungen der Wörter, als: *ta-ke, need-le, hu-ve, hou-sewife, flo-wer, so-mething*, die ein für die Jugend bestimmtes Werk durchaus nicht entstellen sollten. — Die französische Uebersetzung, der gleichfalls das Deutsche zur Seite steht, verräth, so weit Rec. sie verglichen hat, einen sprachkundigen Verfasser.

Nr. 7. hat mit dem vorigen Werke fast gleichen Zweck, und ist für die Bildung junger Frauenzimmer von nur etwas höherem Alter bestimmt. Nach dem Zusatze auf dem Titel *by the author of David Simple* ist es aus der Feder der Schwester des bekannten *Fielding* geflossen, die sich auch durch eine im J. 1761. herausgegebene Uebersetzung von Xenophons Denkwürdigkeiten des Sokrates als ein Frauenzimmer von vorzüglichen Kenntnissen bekannt gemacht hat. Es besteht aus kleinen Erzählungen, womit sich die Zöglinge einer Kostschule nach der Beylegung eines heftigen Streites in ihren Mufsestunden unterhalten, so dafs sie denselben ihre eigenen Lebensbeschreibungen einschalten. Durchaus zielt alles auf Bildung des jugendlichen Herzens hin. Es wäre das Werk daher als Lehrbuch sehr zu empfehlen, wenn nur der Abdruck gefälliger wäre und das Ganze nicht von so unendlich vielen Druckfehlern entstellt würde. Auch müfste, wenn es diesem Zwecke völlig entsprechen sollte, manchen Perioden wohl erst eine andere Einkleidung gegeben werden, die in ihrem jetzigen Baue zu verwickelt sind, als dafs sie Lehrlingen völlig verständlich gemacht werden könnten.

Nr. 8. kann zwar nicht dem, wenn auch zuweilen etwas gedehnten, im Ganzen jedoch äufserst anziehenden *Tom Jones* an die Seite gesetzt werden; auch fehlt der Satire die Lauge, welche *Swift's* Werken ihre Schärfe giebt: dessen ungeachtet folgt man dem Vf. gern, wenn er mit eindringender Geifsel die Thorheiten der Menschen züchtiget, und die Verkehrtheiten ihres Herzens aufdeckt. Am anziehendsten ist der Theil, wo der Kaiser Julian, zu wiederholten malen vom Thore Elysiums zurückgewiesen, und zu neuen Wanderungen auf der Erde verurtheilt, alle die Abenteuer erzählt, die er nach einander als Sklave, Jude, General, Erbe eines grofsen Vermögens, Zimmermann, Stutzer, Mönch, Violinist, Philosoph, König, Narr, Bettler, Prinz, Staatsmann, Soldat, Schneider, Alderman, Dichter, Ritter, Tanzmeister, und dreymal als Bischof bestanden hat. Willkommen wird gewifs jedem Freunde der englischen Literatur vorliegender Abdruck seyn, der sich auch durch sein Aeufseres sowohl als durch Correctheit hinlänglich empfiehlt.

JUGENDSCHRIFTEN.

FRANKFURT a. M., b. Mohr: *Neuer Kinderfreund.* Herausgegeben in Verbindung mit mehrern praktischen Erziehern, von *J. B. Engelmann.* 1803 — 1805. *Erster* bis *vierter* Theil. 187. 234. 251. und 251 S. 8. (3 Rthlr. 4 gr.)

Die deutsche Jugend hat der Kinderfreunde fast zu viele. Man schmeichelt ihr zu sehr, behandelt sie zu milde, und macht ihr bey der Bildung alles gar zu leicht; daher ernste Worte, Anstrengung des Geistes und männliche Leitung unsrer aufwachsenden Generation weniger behagen, als zu wünschen wäre. So zahlreich aber auch ihre sogenannten Freunde sind, so giebt es doch nur wenige unter ihnen, die für ihr geistiges und sittliches Wohl, als Schriftsteller, auf eine zweckmäfsige Weise sorgen. Die Vff. die-

dieſes neuen Kinderfreundes gehören unter diejenigen, die Beachtung verdienen; ſie meinen es mit der vaterländiſchen Jugend aufrichtig, und arbeiten für ihre Unterhaltung und Belehrung mit ſichtbarer Neigung. Beyträge lieferten bisher, auſser dem Herausg., die Hn. *Ritter*, *Mieg*, *Dilthey*, *Willemer* und *Pauli*. Zur Fiction haben die Vf. nur ſelten ihre Zuflucht genommen, das Meiſte iſt von dem Gebiete der wahren Geſchichte herbeygeholt, was ſehr zu billigen iſt. Nicht ohne Theilnahme und Nutzen wird die Jugend die biographiſchen Nachrichten von Düval, Raphael, Mengs und Naumann, Engelmanns kleine Reiſebeſchreibungen, und manches andere aus dieſem Kinderfreunde leſen. Auch die weniger bedeutenden Beyträge haben doch wenigſtens den Vorzug, daſs ſie, in moraliſcher Hinſicht, ganz unanſtöſsig ſind. Das Ganze iſt von der Art, daſs man die Schrift in die Klaſſe der beſſeren Jugendſchriften ſetzen, und jungen Leſern von etwa zwölf Jahren empfehlen kann. Hie und da herrſcht freylich ein Ton, der, indem er naiv und traulich ſeyn will, ins Fade und Plauderhafte ausartet, und bisweilen eine widerliche Selbſtgefälligkeit des Vfs. verräth. Die Herausg., beſonders Hr. *Engelmann*, werden ſich in Zukunft davor ſorgfältiger in acht zu nehmen haben. Rec. bemerkt dieſs beſonders darum, weil er dieſer nützlichen Schrift recht viele Leſer und eine längere Dauer, wann auch in einer Fortſetzung unter einem andern Titel, und daher möglichſt ſorgfältige Entfernung aller Mängel und Flecken wünſcht. Daſs Hr. *Engelmann* ſich ſtreng an die *Adelung*ſche Orthographie hält, iſt ſehr zu loben — alle Jugendſchriftſteller ſollten ſich dieſs zum Geſetze machen; daſs aber in dem Kinderfreunde dennoch ſo viele Verſtöſse gegen die gedachte Rechtſchreibung, und orthographiſche Fehler überhaupt, vorkommen, iſt eine weſentliche Unvollkommenheit des Buches.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. Ohne Druckort: *Ein Wort über die Lage des kaiſerlichen Reichs-Kammergerichts nach dem Presburger Frieden.* 1806. 25 S. 8. — Dieſe kleine, in Wetzlar herausgekommene Broſchüre betrifft zwey Gegenſtände: I) das Verhältniſs des Gerichts gegen die drey Kurfürſten von Bayern, Wirtemberg und Baden, welchen in §. 14. des Friedens-Inſtruments die *volle Souveränität* (gleich Oeſtreich und Preuſsen), ſowohl in ihren alten als neuen Landen, zugeſichert wird. Der franzöſiſche Ausdruck *Souveraineté* habe eine ſchwankende Bedeutung, weil es den Franzoſen an einem Worte fehle, die *Landeshoheit* deutſcher Stände zu bezeichnen. Daſs aber hier keine *abſolute Unabhängigkeit* darunter verſtanden werde, erhelle aus der Gleichſtellung mit Oeſtreich und Preuſsen, welche die höchſten Reichsgerichte, in Anſehung ihrer deutſchen Erblande, in den nicht durch Privilegien eximirten Fällen, anerkannt, auch zur Unterhaltung des Reichs-Kammer-Gerichts bis hieher beygetragen hätten. Dem Kurfürſten von Salzburg werde §. 11. das Fürſtenthum Würzburg mit *voller Souveränität* zugetheilt, worunter bloſs die Landeshoheit verſtanden werden könne; ja im achten Artikel würden *ſouveraineté et propriété* als gleichbedeutende Worte gebraucht, und der *ſuzerainete* entgegen geſetzt. (Man ſieht wohl, daſs bey Abfaſſung des Friedenstraktats, womit es ſehr geſchwind zugieng, die Ausdrücke nicht genau abgewogen wurden: aber der Hauptanſtand liegt wohl *a*) in der, den Kurhäuſern Bayern und Wirtemberg zugleich ertheilten *Königswürde*, wodurch der Begriff ſouveräner Monarchen entſtand, welchen man inſonderheit gegen die Wirtembergiſchen Landſtände geltend gemacht hat; ferner *b*) in dem dabey gebrauchten Ausdruck: *confédération germanique*, wodurch dem deutſchen Reiche, deſſen Hauptſtütze bisher die Lehnsverfaſſung war, die Eigenſchaft eines bloſsen *Föderativ-Staats* gegeben wird.) II) Die Anſprüche des Gerichts auf Verſorgung, wenn daſſelbe bey den noch bevorſtehenden Veränderungen gar aufgehoben werden ſollte. Es beruhe in der allgemeinen Billigkeit und in der Analogie des §. 59. des Deput. Haupt-Schluſſes, daſs alsdann die Mitglieder des Gerichts, nicht etwa von ihren Präſentationshöfen, — die ohnehin zum Theil aufgehört haben, — ſondern vom ganzen Reiche, und zwar nach dem bisherigen Suſtentationsfuſse unterhalten würden. Das Kanzley-Perſonal, die Advocaten und Procuratoren etc., verdienten nicht weniger auf ſolchen Fall eine lebenslängliche Unterſtützung, welche, weil der etwanige Ueberſchuſs der Suſtentations-Caſſe vor der Hand nicht hinreichend ſeyn würde, durch *Erhöhung der Zieler* auf unbeſtimmte Zeit auszumitteln wäre. Hierdurch ſowohl, als mit Beyhülfe der alten herrenloſen Depoſiten-Caſſe, könnten zugleich die Kanzley-Rückſtände getilgt werden. Der Vf. würde weit beſſer gethan haben, wenn er bey dem erſten Gegenſtand der Abhandlung ſtehen geblieben wäre, und das Intereſſe der für ſouverän erklärten Fürſten, die bisherige Verfaſſung zu erhalten, patriotiſch dargelegt hätte, anſtatt für einen Fall, deſſen Wahrſcheinlichkeit zu zeigen man vermeiden ſollte, traurige Vorſchläge zu thun, mit denen man immer, nach erfolgter Kataſtrophe, zeitig genug hervortreten kann.

Schöne Künste. *Züllichau u. Freyſtadt*, in d. Darmann. Buchh.: *Revenche.* Luſtſpiel in zwey Aufzügen, nach dem Franzöſiſchen von *Friedrich Rochlitz.* 1804. 66 S. 8. (7 gr.)

Ebendaſ.: *Liebhabereyen*, oder *die neue Zauberflöte.* Luſtſpiel in vier Aufz., von *F. Rochlitz.* 1804. 163 S. 8. (16 gr.)

Das erſte Stück iſt nach einem franzöſiſchen Luſtſpiele, *la gageure imprevue*, bearbeitet. Der Beyfall, mit welchem es auf unſern Schaubühnen aufgenommen und wiederholt aufgeführt wurde, ſpricht für den Werth dieſer dramatiſchen Arbeit. Die Wahl des Stückes, die geſchmackvolle Bearbeitung deſſelben, und der ſehr gefällige Dialog, ſind Verdienſte die der Vf. auch hier erprobte.

Die bekannte Oper, welche der Titel von Nr. 2. nennt, ſteht mit dieſem Luſtſpiele in keiner andern Verbindung, als daſs die Handlung an eben dem Tage vorfällt, wo eine Liebhabergeſellſchaft, die gröſstentheils das Perſonal der Zauberflöte ausmacht, mit der Aufführung dieſer Oper beſchäftigt iſt. Der Vf. hat indeſſen dadurch den Vortheil erlangt, daſs die meiſten handelnden Perſonen durch bekannte Maskenformen ſich beſtimmt charakteriſiren: der tückiſche Hofrath iſt der *Mohr*; der leichtſinnige Lieutenant *Papageno* u. ſ. w.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 19. Auguſt 1806.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Tübingen, b. Cotta: *Winkelmann und ſein Jahrhundert.* In Briefen und Aufſätzen herausgegeben von *Göthe.* 1805. XVI u. 496 S. gr. 8.

2) Leipzig, b. Göſchen: *Johann Winkelmann.* Eine Rede von D. *Carl Morgenſtern*, Hofrath, Prof. und Bibliothekar zu Dorpat; nebſt *deſſen Rede über den Einfluß des Studiums der griechiſchen und römiſchen Claſſiker auf harmoniſche Bildung zum Menſchen.* Mit *Winkelmanns* Portrait nach *Mengs.* 1805. VI u. 108 S. 4.

„Seit dem es — heiſst es im *Göthiſchen* Werk — den Erziehungskünſtlern gelungen iſt, dem Genius der Zeit gehorchend, die meiſten, zur Veredlung und Würde des Geiſtes führenden Studien zu verleichten, und die beſten Kräfte faſt allein ſolchen Wiſſenſchaften zuzuwenden, wodurch Gewerbe, Finanzen und Krieg zu Lande und zu Waſſer gedeihen, ſeit dem bleibt für jemand, der hie und da den unverdorbenen Jüngling mit fremder Stimme in ein edleres Leben rufen möchte, auſser den Alten, die man aus ihren Schulwinkeln noch nicht ganz verdrängte, nichts anderes übrig, als Geſchichte der Erziehung und Bildung von Männern, die im Kampf mit den Hinderniſſen der Zeit und den innern Schwierigkeiten der Sachen durch angeſtrengte Kraft das Höchſte in dem gewählten Kreiſe erſtrebten.“ Ein ſolcher war unſer *W.*, einſt des armen Schuſters Sohn, aus Stendal, dann auf dem Kapitol Deutſchlands Stolz. Sechs und dreyſsig Jahre ſind nach ſeinem Hingang verſchwunden, und noch beſitzen wir keine Biographie des Vollendeten. Nachdem ſein Jahrhundert verfloſſen, ſoll der Würdige erſt ſeiner würdige Biographen finden. *Göthe's* Werk zerfällt in *drey* Abtheilungen: 1) *Winkelmanns* (27.) *Briefe an Berendis* (S. 1 — 160.). 2) *Entwurf einer Geſchichte der Kunſt des achtzehnten Jahrhunderts* (S. 161 — 386.). 3) *Schilderung Winkelmanns.* Die *zweyte* dieſer Abtheilungen ſcheint gröſstentheils den, als *Weimariſchen Kunſtfreund* bekannten, Prof. *Meyer* zum Urheber zu haben. Von der Schilderung *Winkelmanns* gehört unſtreitig nur der *erſte* Abſchnitt, welcher *Winkelmann als Menſchen* ſchildert (S. 387 — 440.), *Göthen* an; der *zweyte*, *Winkelmann als Archäolog* (S 441 - 452.), mag wohl wieder Hn. *Meyer*, ſo wie der *dritte*, *Winkelmann als Philolog* (S. 453 — 472.), wahrſcheinlich einen ſelbſt ſehr berühmten Philologen zum Urheber haben. Wir, um nicht bloſs mit dem Buch, ſondern auch mit *W.* ſelbſt deſto vertrauter zu werden, wollen das von *Göthe* herausgegebene mit *Morgenſterns* Werk zuſammenſtellen, wodurch unſre Darſtellung ſich mehr zu einem Ganzen runden, und manche Veranlaſſung zum Vergleichen ſich darbieten wird. Wir nehmen zuſammen *Morgenſterns* Rede über *Winkelmann* und *Winkelmanns* Briefe, nebſt *Göthe's* Schilderung. Haben wir dann *Morgenſterns* zweyte Rede, mit der Schilderung *Winkelmanns* als Philologen zuſammengeſtellt, ſo widmen wir zum Schluſſe dem Entwurf einer Kunſtgeſchichte in Beziehung auf die Schilderung *Winkelmanns* des Archäologen unſere Aufmerkſamkeit.

Sind zu einer Biographie *W's.* ſeine Briefe die Hauptquelle, ſo müſſen wir auch mit Dank erkennen, daſs zu deren künftiger, deſto beſſerer Benutzung das *Göthiſche* Werk ein mit Sorgfalt verfertigtes *Verzeichniſs ſämmtlicher Winkelmanniſcher Briefe in chronologiſcher Ordnung* geliefert hat. Wer ſie danach benutzt, dem liegt nun *W's.* ganzes Leben und Treiben in ſeiner Correſpondenz vor Augen, und er kann deſſen Charakter unmittelbar anſchauen. Bedauernswerth nur, daſs ſo viele ſeiner Briefe noch ungedruckt ſind. Mit Hn. *Mahlmann* (Zeit. f. d. eleg. W., St. 119., wo etliche Briefe an *Genzmer* mitgetheilt ſind) vereinigen wir daher unſern Wunſch, daſs beſonders der verehrte Fürſt von Deſſau an dem Schatz, den er beſitzt, uns doch eben ſo möge Theil nehmen laſſen, wie die Muſenliebende Herzogin Amalia hier gethan hat. *Morgenſtern* hat bey ſeiner kurzen Schilderung die Briefe beſonders vor Augen gehabt, mit Ausſchluſs der an Berendis gerichteten, von denen er nicht vermuthete, daſs ſie neue Hauptzüge zum Bilde geliefert haben würden, indem *W.* über gleiche Vorfälle ſeinen Freunden ungefähr auf gleiche Weiſe zu ſchreiben pflege. *W's.* Briefe aber haben, bey den allgemeinen Zügen von Redlichkeit und Derbheit, je nachdem ſie an verſchiedene Perſonen gerichtet ſind, einen verſchiedenen Charakter. Die theils aus Nöthenitz und Dresden, theils aus Italien, an ſeinen trauten Berendis geſchriebenen (er ſtarb als Kammerrath zu Weimar 1783.) machen beſonders die Epoche von *W's.* Religionsveränderung anſchaulich. Der Briefſteller — ſagt *Göthe* — zeigt ſich in der erſten Hälfte mit ſeinen dringenden, unüberwindlichen Wünſchen, in dem peinlichſten Zuſtande, auf dem Wege zu einem entfernten, neuen, mit Ueberzeugung geſuchten Glück. In der andern Hälfte behalten ſie ihren derben, losgebundenen Charakter; doch ſchwebt über ihnen die Heiterkeit jenes Himmels, und ein lebhaf-

tes Entzücken an dem erreichten Ziele beseelt sie. Ueberdiefs geben sie, verglichen mit andern schon bekannten gleichzeitigen, eine vollständigere Anschauung seiner ganzen Lage."

Unter höchst bedrängten Umständen widmete *W.*, der Knabe, sich den Wissenschaften. Früh schon liebte er die *griechische* Literatur besonders, und während er in Jena und Halle, ungewifs über seine Bestimmung, in Schultheologie, Lehnrecht, Staatsrecht, Arzneykunde, höherer Geometrie unher irrte, war einzig *Herodot* seine Erheiterung; nur dafs er, unter aufgedrungenen Beschäftigungen, noch die neuern gebildeten Sprachen erlernte, und unter *Hamberger* die Literaturgeschichte studirte. Sie setzte er als Hauslehrer beym Oberamtmann *Lambrecht* in Hadmersleben fort. Als Conrector in Seehausen las er vorzüglich die Alten, besonders Homer und Sophokles, und studirte mit Eifer die Geschichte. Unermüdlich treu in Besorgung seines Amts, erholte er sich in Nebenstunden durch weit aussehende Plane. Schon in dem Jüngling erregte Herodot den Vorsatz nach Aegypten zu reisen, und als er, durch Julius Cäsar betäubt, einst wirklich schon nach Gallien aufbrach, ward er nur durch Kriegsunruhen zurückgetrieben. Des Vaters Noth allein war es, die in Seehausen ihn zurück hielt; ungern ertrug er die beschränkte Lage. Kurz nach des Vaters Tod schreibt er an den durch seine Reichsgeschichte berühmten Grafen *Bünau*, und bittet ihn um einen Winkel unter den Schätzen seiner grofsen Bibliothek in Nöthenitz. Zu Fufs kommt er dort an, lebt da sechs Jahre lang, unermüdet arbeitend für den Grafen, nur freye Augenblicke für die eignen Zwecke benutzend. Da er nur zwey bis drey Stunden Schlafs sich gönnte, was Wunder, wenn seine Gesundheit litt! Um diese Zeit besucht der Kardinal *Archinto*, päpstlicher Nuntius am sächsischen Hof, des Grafen Bibliothek, bewundert *W's.* Gelehrsamkeit, bedauert den Kränkelnden. Nach Italien schlägt er ihm eine Reise vor, und eben Italien war das Land, wohin seine heifseste Sehnsucht ihn zog. Die Bedingung aber ist: Uebertritt in den Schos der allgemeinen Kirche.

Hier, mit dem J. 1752., beginnen die Briefe an Berendis. Alle Eigenheiten *W's.*, seine Hoffnungen und Wünsche, sein Streben und Wirken, seine Vollkommenheiten und Mängel, kann man aus der Briefsammlung an Berendis anschaulich kennen lernen. Nur eine Stelle mag zum Beweise dienen. 1753 „Erinnere dich jetzo, dafs du es an keiner Vorstellung gespart, mich in Seehausen zu behalten: es war fast nicht weniger gewagt, als nach Rom zu gehen. Ich war mir selbst nicht unbekannt, ich wufste, ich hatte nichts, was grofsen Herren gefallen konnte; *sola virtute armatus* gieng ich zuversichtlich aus meinem Vaterlande Ich gebe mich gern einer Liebe zur Veränderung schuld, die du mir nur gar zu oft vorwirfst. *Nullum magnum ingenium* — und das ist nur allzu wahr *(illud magnum praefiscine dixerim, nec mihi arrogem)*. Man mufs die gemeine Bahn verlassen, sich zu erheben. Die Weisen des Alterthums durchzogen unzählige Länder, Wissenschaften zu suchen. Du weifst, dafs ich allen Plaisirs abgesagt, und dafs ich allein Wahrheit und Wissenschaft gesuchet. Du weifst, wie sauer es mir geworden; durch Mangel und Armuth, durch Mühe und Noth habe ich mir müssen Bahn machen. Fast in allem bin ich mein eigner Führer gewesen. Die Liebe zu Wissenschaften ist es, und die allein, welche mich bewegen können, dem mir gethanen Anschlag Gehör zu geben. Es ist mein Unglück, dafs ich nicht an einem grofsen Ort geboren bin, wo ich Erziehung und Gelegenheit haben können, meiner Neigung zu folgen und mich zu formiren. Dieses letzte fehlet mir, nebst der Fertigkeit, mich in ein paar fremden Sprachen gut auszudrücken. Kann es aber ohne Umgang mit Menschen und aufser der *grand monde* erhalten werden? Du würdest dazu nicht Rom zuerst wählen, und ich vielleicht auch nicht, wenn ich meinem Triebe widerstehen könnte. Gott und die Natur haben wollen einen Maler, einen grofsen Maler aus mir machen, und beiden zum Trotz sollte ich ein Pfarrer werden. Nunmehr ist Pfarrer und Maler an mir verdorben. Allein mein ganzes Herz hänget an der Kenntnifs der Malerey und Alterthümer, die ich durch fertigere Zeichnung gründlicher machen mufs. Hätte ich noch das Feuer oder vielmehr die Munterkeit, die ich durch ein heftiges Studiren verloren, ich würde weiter in der Kunst gehen. Nunmehro habe ich nichts vor mir, worin ich mich hervorthun könnte, als die griechische Literatur. Ich finde keinen Ort als Rom geschickter, dieselbe weiter, und wenn es seyn könnte, aufs höchste zu treiben. Es ist bey allem diesem nicht auf Bewirkung eines scheinbaren gröfseren Glücks angesehen" — „Ich habe rechtschaffen und seit meinen akademischen Jahren, wie du weifst, unsträflich (menschlich zu reden) gewandelt. Ich bin treu gewesen ohne Absichten; ich habe gearbeitet ohne Schein einer Gefälligkeit: Gott hat mir Leben und Gedeihen gegeben. Ich habe mein Gewissen rein gehalten, wie sollte ich es verletzen, wenn mich jemand, der mich befördern will, nöthiget, ihm und seinen Glaubensgenossen, die in göttlicher Offenbarung nicht gegründet sind, aber die auch selbige nicht umstofsen, beyzupflichten?" — „Bisher habe ich nicht eigentlich gewufst, was es in Rom werden würde. Nunmehro ist mirs eröffnet; mir wird Angst und bange. Mein Trieb, Freundschaft und Dankbarkeit sind in mir grausam wider einander empört. Oft verwerfe ich, was ich verlanget; dann verlange ich wieder, was ich verwerfe. Ich bin in grofser Unruhe. Die Sache ist zu weit gekommen."

Gern liefse Rec. *Winkelmannen* sich selbst malen, und theilte, wenn es der Raum gestattete, noch manches mit von dem, was er oft nicht ohne tiefe Rührung, nie ohne die innigste Theilnahme hat lesen können. Welch eine treffliche, liebenswürdige Seele ist es, die sich in diesen Briefen offenbart! Selbst die Schwächen derselben dienen nur mehr, sie uns zu befreun-

freunden. Beengt uns seine kummervolle, peinliche Lage in Dresden das Herz, so hebt uns sein Muth, sein männlicher Sinn wieder empor. Sein Leben ist ein steter Kampf mit dem Schicksal. Täuschende Gönner halten den Emporstrebenden zurück, aber sein Eifer für Wissenschaft und Kunst siegt über jeden Druck. Verrätherische Freundschaft bricht die Blüthe seines Herzens, kann aber doch sein Vertrauen nicht tödten, das sich oft rührend äufsert. Welche Zartheit in dieser Seele, und zugleich welche Festigkeit! Welch eine rastlose Thätigkeit! Nach einem kalten Frühling, einem stürmischen Sommer des Lebens lacht ihm endlich ein milder Herbst. Er lebt in der Sonne der Freundschaft, schmeckt den süfsen Genufs der seligen Freyheit. Ungeachtet aber er, der sich nicht erinnern konnte, in Sachsen jemals gelacht zu haben, jetzt in dem Winkel seiner vier Zimmer, den er sich im Traume nicht besser bilden können, auf seine Weise höchst glücklich war, gab er sich doch keiner weichlichen Ruhe hin: denn bey seinem Wirken sah er niemals auf das, was er gethan hatte, nur immer auf das, was zu thun noch vor ihm war. 1767. schrieb er an seinen Freund: „Da ich ein ungebundener Mensch bin, so erwecket sich jetzo, da ich mehrentheils 50 Jahre auf dem Nacken habe, die alte Lust Griechenland und den Orient zu sehen, und ich kämpfe mit mir zwischen der Reise nach Deutschland und jener. — Grofse Dinge würde ich machen, wenn ich nur zehn Jahre weniger hätte. Unterdessen bin ich fröhlich, wie ich irgend gewesen bin, und ich setze mit an, wo getrunken wird."

Leider wählte der herrliche Mensch die Reise nach Deutschland, wo unbezwingliche Sehnsucht ihn bald wieder nach dem geliebten Rom zurück trieb. Er sollte es nicht wieder sehen! In Triest raubte, auf der Rückreise, eines raubgierigen Mörders verruchte Hand das theure Leben. (1768.)

„Wenn man — sagt *Göthe* — dem würdigsten Staatsbürger gewöhnlich nur einmal zu Grabe läutet: so finden sich dagegen gewisse Personen, die durch Stiftungen sich dergestalt empfehlen, dafs ihnen Jahresfeste gefeyert werden. In diesem Sinne haben wir alle Ursache, das Andenken solcher Männer, deren Geist uns unerschöpfliche Stiftungen bereitet, auch von Zeit zu Zeit wieder zu feyern." Gewöhnliche Menschen wirken durch das, was sie haben, grofse durch das, was sie sind. Welche würdigere Fragen daher kann man beym Fest ihres Andenkens, aufwerfen, als: *Was waren sie? Wie wurden sie es? Was haben sie dadurch geleistet?* Auch sind es diese Fragen, welche *Göthe* und *Morgenstern* beantworten wollen, jeder seinem Zweck gemäfs, auf seine Weise.

Beobachtend den Menschen in Bezug auf die Wissenschaften, die Kunst und das Leben, unterscheidet *M.* in ihm *betrachtende*, *darstellende* und *handelnde* Vermögen. In *W.* findet er mit einem rein auffassenden Sinn, mit Klarheit und Schärfe der Anschauung verbunden das glücklichste Gedächtnifs, aus welcher Verbindung jene Combinationsgabe hervorgegangen sey, deren der Kritiker der Kunstgebilde nicht weniger als der Schriftwerke bedarf. (Diese Combinationsgabe aber scheint dem Rec. blofs eine Frucht jener reichen, umfassenden, immer beweglichen Phantasie, welche, eng verbündet mit Vernunft, den echten Sterlingswitz hervorbringt, ohne welchen in Wissenschaft und Kunst nichts Grofses ausgerichtet wird, von welchem aber die Psychologen noch viel zu wenig zu wissen scheinen. Das glücklichste Gedächtnifs macht, ohne diese Vermögen, keinen *Winkelmann*.) Da nun jene Combinationsgabe bey ihm mit einem *männlichen Verstande* verbunden war, der in das Verworrene Licht und Ordnung bringt, und mit einer *scharfen Urtheilskraft*, die das Wesentliche vom Zufälligen, das Bedeutende vom Unbedeutenden sondert: so gieng aus der Verbindung dieser Kräfte der *systematische Geist* hervor, welcher ihm gerade zu *dem* Geschichtschreiber der Kunst eignete, der er ist. (Durch welche Anlagen aber ward er überhaupt, und mit so unbezwinglicher Gewalt, zu dem Gebiet der schönen Kunst gezogen?) — Durch seine darstellenden Kräfte nimmt er unter den Schriftstellern, welche *Künstler* zu heifsen verdienen, einen hohen Rang ein. Hoher zarter Sinn für das Schöne; feurige und keusche Phantasie. Bey einem glühenden Enthusiasmus jene ruhige Klarkeit, jene tiefe Stille des Gemüths, die von keinem Hauch uneigennütziger Leidenschaft getrübt, den Himmel treu zurückstrahlt, der sich in ihr spiegelt. Platons göttliches Feuer durchdringt Xenophons Einfalt, und ein ganz eigenthümlicher Charakter geht hervor. *W.* — gediegener, kräftiger, gedankenreicher, als *dieser*, auch an erlesenem Schmuck jenem ähnlicher, da er aus der Fülle erwählter Gelehrsamkeit so oft Gedanken der Alten, wie ausländische Blumen, seinem Kranz einflicht, weifs, durch das wunderbare Geheimnifs der Aehnlichkeit seiner Seele mit einer Seele aus der schönsten Griechenzeit, im Ganzen seiner Composition, so wie in ihren Haupttheilen, das Gepräge reiner, hoher, oft erhabner Einfalt zu bewahren. Durchaus antik erscheint sein Stil. — Der wahrhaft grofse Schriftsteller war gewöhnlich der, dem ein Mensch seyn, ein in sich und durch sich ausgebildeter ganzer Mensch seyn, von allem das Höchste war. Die gröfsten Gelehrten waren nicht gerade klassische Menschen; aber die wahrhaft klassischen Schriftsteller waren es. Also: *W.* als Mensch. Von früher Jugend auf eine geheime Unruhe, bis er auf seine eigenthümliche Bahn kam, die er, mit besonnener Freyheit, sich selbst zeichnete und brach. Als Hauptzug in seinem Charakter zeigt sich fester, durch Hindernisse und Schwierigkeiten nicht zu besiegender *Mannsinn*. Doch war er ein Mensch, kein Gott. Kernmenschen, durch die etwas vorwärts kommt, bedürfen der Macht der Leidenschaft, und die Leidenschaft grofser Seelen ist *edle Ruhmbegierde;* auch *W's.* Sein *Selbstgefühl* zeigt sich öfters schneidend und derb im Urtheil über andre; aber *in Briefen* legt man die Worte nicht auf die Goldwage, zumal bey einem

Mann

Mann von so leicht überwallendem Temperament. Doch gestand *W.* Uebereilungen, denen er bey seiner Lebhaftigkeit oft unterworfen war, gern, und nahm sie, auch unaufgefordert, zurück. Wie mit dem starken Selbstgefühl wahre *Bescheidenheit* bestand, lehren eigne Urtheile über eigne Schriften, und kräftiger die That. *Freymüthig* und *offenherzig* im Umgang, schmeichelte er auch den Grossen nicht, deren Umgang ihm, dem aus dem Schulstaub hervorgetretenen, schmeichelte. Wie derb aber gegen Anmassung, kannte auch seine *Dienstfertigkeit*, seine *Freude an Mittheilung seiner Kenntnisse, seiner Gedanken und Gefühle* gegen Würdige keine Gränzen; von seiner Wohlthätigkeit erfuhr man erst nach seinem Tode. Das Alterthum praktisch in sich darzustellen schien sein Ziel, und er glich den höheren Alten in *Liebe für die Freyheit*, *Patriotismus* und *Freundschaft*, die bey ihm durchaus das Gepräge des Antiken trug, wie seine Werke und sein ganzes Leben. *Liebe*, aber die höhere, reine, fühlte er nur Einmal, für die Gattin seines Freundes *Mengs*. Dass ein Geist von diesem Schwunge in den reinsten Momenten seines Daseyns sich froh zum Urbild alles Guten und Schönen erhub, sagt sich selbst, wem das eigenste Wesen, das innerste Leben einer solchen Seele nicht fremd ist. Die *Sehnsucht nach Ruhe* spricht uns bey ihm mit leiser Wehmuth an; doch gab es im Ganzen wenig glücklichere Menschen: denn genügsam, zufrieden, mit ruhiger Klarheit wahren Genuss und das, was seiner Natur gemäss war, von dem, was ihr fremd erschien, sondernd, war er in seiner ganzen, höchst einfachen Lebensweise. So war, so lebte *W.*

Dies dass Gemälde, welches *M.* von ihm entwirft. Dem Zweck des *Redners*, Jünglinge durch ein grosses Beyspiel zu wecken, entspricht es völlig, dass der Vf. sich über die Stimmung des blossen Betrachters erhebt, und gewiss wird seines Enthusiasmus reine Flamme die Herzen der Zuhörer entzündet haben. Auch müssen wir, jenen Zweck erwägend, billigen, dass er bey seiner Schilderung als Psycholog verfuhr: denn so verhinderte er, indem er die Nacheiferung doch weckte, am sichersten die gefährliche Nachäffung, zu welcher Jünglinge im Gebiet der Künste nur zu leicht hingerissen sind. Wie sehr das Gemälde dem Urbild gleiche, kann jedem eine, wenn auch nur flüchtige, Vergleichung mit *W's.* Briefen an Berendis zeigen.

Wie ähnlich auch im Wesentlichen das von *Göthe* dem von *M.* entworfenen Gemälde ist und seyn muss, so verschieden ist die Manier beider Schilderer: denn stellte *M.* als Redner und Psycholog, so stellt *G.* mehr als Dichter dar. Geht der Psycholog von den Theilen auf das Ganze, sucht aus dem Einzelnen das Ganze zusammen zu setzen: so fasst hingegen der Dichter gleich anfänglich die Idee des Ganzen. Der Blick in die Tiefen der Menschennatur ist ihm geschärfter als keinem, weil er früh schon die Augen seines Geistes nach innen zu wenden durch sein ganzes Wesen genöthigt ist. Dunkel erahndet er die Welt und die Menschen, bevor er sie noch kennen lernt; und zündet ihm späterhin sorgsame Beobachtung das Licht des Verstandes an: so wird er als Zeichner der Charaktere, Sitten und Gesinnungen bald ein vollendeter Meister seyn, ohne die dabey ins Spiel gesetzten Kräfte vielleicht gegen einander abgewogen zu haben. Kein Zweifel, dass gerade dies ein Punkt ist, worin *Göthe* gross genannt zu werden *verdient*. Eine Welt der verschiedenartigsten Charaktere lebt in seinen Darstellungen, und nicht nur Wahrheit und Treue der Zeichnung, auch das hat er mit Homer und Shakespear gemein, dass er jeden Charakter mit gleicher Liebe zeichnet, wozu bey dem Dichter, ausser der Fähigkeit, jedem leicht die eigenste Seite abzugewinnen, eine Art von Spinozismus gehört, welcher in jeder Individualität doch immer das grosse Eine der Naturnothwendigkeit sieht, und jede an ihrem Platze zu schätzen weiss. Daraus entspringt bey ihm ein ganz anderes Interesse, als das befangene des Theilnehmers, jene Freude an dem blossen Daseyn, welche, indem sie ihn in eine leidenschaftlose, heitre, behagliche Stimmung versetzt, zugleich über seine Darstellung sich verbreiten muss, und uns in ruhiger Klarheit der Ansicht, heiterm, gleichmässigem Fortbewegen wohlthun wird. Dieses ist auch die Wirkung, welche gegenwärtige Schilderung von *W.* hervorbringt, den *G.* um so richtiger auffassen, um so tiefer durchdringen musste, je verwandter sich beider Naturen sind. Dieselben Studien, dieselben Ansichten, meist dieselben Neigungen, Aehnlichkeit, wenn auch nicht in den früheren, doch in den späteren Schicksalen, so wie *G's.* selbstgemachte Bekanntschaft mit Rom, eigneten, verbunden mit den vorher genannten Eigenschaften, *G.* vorzüglich zu einem Charaktermaler *W's.*, und alles zusammen muss uns zu nicht geringen Erwartungen berechtigen, welche auch, wiewohl wir nur Skizze, nicht Ausführung erhielten, grossentheils erfüllt worden sind. Ueberall erkennen wir des Zeichners feste Meisterhand, freuen uns der so wahr aufgefassten Idee des Ganzen und der so wohlthuenden Manier der Darstellung. Kein Auszug kann die letzte kennen lehren, es bleibt uns also nichts als eine kurze Mittheilung der ersten übrig.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

Druckfehler.

Nr. 123. der A. L. Z. 1806. S. 365. Z. 15. v. u. ist nach dem Worte: *niederschlägt* einzuschalten: *ein leidendes Gefühl.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 20. Auguſt 1806.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Tübingen, b. Cotta: *Winkelmann und ſein Jahrhundert.* In Briefen und Aufſätzen herausgegeben von *Göthe* u. ſ. w.

2) Leipzig, b. Göſchen: *Johann Winkelmann.* Eine Rede von Dr. *Carl Morgenſtern* u. ſ. w.

(*Fortſetzung der in Num.* 198. *abgebrochenen Recenſion.*)

Eine antike Natur, worin Gefühl und Betrachtung nicht zerſtückelt ſind, die an ihrem eigenen Selbſt, an dem engen Kreiſe ihres Vaterlandes, an der bezeichneten Bahn des eigenen und mitbürgerlichen Lebens einen ſo tiefen Antheil nimmt, mit allem Sinn, aller Neigung, aller Kraft auf die Gegenwart wirkt, des Menſchen innere und äuſsere Verhältniſſe zur Welt mit groſsem Sinn darſtellt und anſchaut, Glück zu genieſsen und Unglück zu ertragen gleich geſchickt iſt, eine ſolche Natur ſtellt ſich *Göthen* in *W.* dar. Sie aber iſt nur mit einem heidniſchen Sinne vereinbar (S. 397. treffend charakteriſirt). Daher waren ihm die chriſtlichen Religionsparteyen ſehr gleichgültig, und der heftige Kampf bey Veränderung ſeiner Religion entſtand nur aus dem Widerſpruch, worin ſein Entſchluſs mit der Ueberzeugung Anderer ſtand (beſonders ſolcher, die ihm ſehr theuer waren). Aus eben jenem Geiſt entſprang ſein Gefühl der Freundſchaft. Wenn aber jenes tiefe Freundſchaftsbedürfniſs ſich eigentlich ſeinen Gegenſtand erſchafft und ausbildet: ſo würde dem alterthümlich geſinnten nur ein einſeitiges, ein ſittliches Wohl zuwachſen, die äuſsere Welt würde ihm wenig leiſten. Forderung alſo jetzt des ſinnlich Schönen, und das ſinnlich Schöne ſelbſt, in Natur und Kunſt. Für dieſe Schönheit war *W.*, ſeiner Natur nach, fähig, er ward ſie in den Schriften der Alten zuerſt gewahr; aber ſie kam ihm aus den Werken der bildenden Kunſt perſönlich entgegen. Durch die Freude des Genuſſes ward er zuerſt zu den Kunſtſchätzen hingezogen; allein zu Benutzung, zu Beurtheilung derſelben bedurfte er noch der Künſtler als Mittelsperſonen: *Lippert*, *Hagedorn*, *Oeſer*, *Dieterich*, *Heinecke*, *Oeſterreich*. Wo nicht genugſam vorbereitet, doch einigermaſsen vorgeübt, trat er endlich ſeinen Weg an, und gelangte nach jenem Lande, wo für jeden Empfänglichen die eigenſte Bildungsepoche beginnt. (Herrliche Schilderung Roms von S. 407.) Aber *W.* hätte lange Zeit in den weiten Kreiſen alterthümlicher Ueberbleibſel nach den ſeiner Betrachtung würdigſten Gegenſtänden umhergetaſtet, hätte das Glück ihn nicht ſogleich mit *Mengs* zuſammengebracht.

Kunſtgeſchichte. Aeuſsere Umſtände, die ſein Wirken begünſtigen: Literariſches Metier, Card. Albani, Glücksfälle. Von ſeiner Alterthümlichkeit als Schriftſteller. Immer finden wir ihn in Thätigkeit, mit dem Augenblick beſchäftigt, ihn dergeſtalt ergreifend und feſthaltend, als wenn der Augenblick vollſtändig und befriedigend ſeyn könnte, und eben ſo lieſs er ſich wieder vom nächſten Augenblicke belehren. Er war durchaus eine Natur, die es redlich mit ſich ſelbſt und mit andern meynte; beſchäftigte ſich immer mit ſich ſelbſt, ohne ſich eigentlich zu beobachten. Weniger ausgeſprochene Grundſätze, als richtiges Gefühl. Im Leben wie im Schreiben bewährt ſich durchaus jene antike Anlage, die Sicherheit des Punktes, von dem man ausgeht, die Unſicherheit des Zieles, wohin man gelangen will. *Aeuſsere Verhältniſſe und deren Einfluſs auf ihn: Geſellſchaft, Fremde, Welt, Unruhe.* „Wenn er ſich, durch ſeine frühere Lebensart wenig vorbereitet, in der Geſellſchaft anfangs nicht ganz bequem fand: ſo trat ein Gefühl von Würde bald an die Stelle der Erziehung und Gewohnheit, und er lernte ſehr ſchnell ſich den Umſtänden gemäſs betragen." „Wir finden bey ihm das unnachlaſſende Streben nach Aeſtimation und Conſideration; aber er wünſcht ſie durch etwas Reelles zu erlangen. Durchaus dringt er auf das Reale der Gegenſtände, der Mittel und der Behandlung; daher hat er eine ſo groſse Feindſchaft gegen den franzöſiſchen Schein."

Die nützliche Vergleichung der Schilderung des Dichters mit jener des Pſychologen und dem Urbild bleibe jedem ſelbſt überlaſſen. Nur dieſs bemerken wir, daſs wir die Seite des Herzens an *W.* bey *G.* weniger berührt finden. Statt deſſen zeigt ſich der Dichter als Kenner der Welt, der Kunſt und Roms. Manche herrliche Bemerkung des erſten überraſcht äuſserſt angenehm; der Kenner Roms verbreitet über manches ein helleres Licht, was ohne dieſe Kenntniſs dunkel bliebe; von dem Kenner der Kunſt beherzige man beſonders, was er S. 406. über die Nachahmung der griechiſchen Werke in Malerey und Baukunſt, S. 411. über die Geſchichte der Kunſt, S. 429. über die *monumenti inediti* geſagt hat. Die nicht angegebene Stelle S. 412. ſteht im *Vellej. Paterc.* B. I, 16 ff., die S. 414. im *Quintilian* XII, 10, 3—9.; beide ſind in der That Andeutungen einer möglichen, ja nothwendigen Kunſtgeſchichte, und bey *Quintilian*, wenn wir ihn weiter verfolgen, finden wir ſogar eine Aehnlichkeit mit *W.* In *Junius* Werke *von der Malerey der Alten*, wo die Stelle aus *Vell. Pat.* auch angezogen iſt, findet man ähnlicher Andeutungen mehrere. — Ob *Quintilians Viſiones* (die φαντασιαι der Griechen)

gerade *seltsame* Erscheinungen seyen, wäre wohl noch die Frage. *Φαντασμα* ist bey den Alten immer bildliche Idee, und es wurde unter *φαντασια*, *φανταστον*, *φανταστικον*, *φαντασμα* unterschieden. Bey *Longin* werden die *φαντασιαι* durch *εἰδωλοποιΐαι* umschrieben, und von Simonides wird gesagt: *Ἡν οὐκ οἰδ' εἰ τις ὀψιν ἐναργεστερον εἰδωλοποιησε Σιμωνιδου.* Wahrscheinlich hat *Quintilian* unter Theon, von dem ein Muttermord Orests bekannt ist, einen *εὐφ~νταφιωτον* gemeynt, *qui sibi res, voces, acta secundum verum optime finxit.* Vgl. VI, 2, 29 ff. *Wahrheit der Darstellung* möchte also wohl eher gemeynt seyn, vielleicht im Gegensatz von des Apelles *ingenio et gratia.* Ob übrigens *Göthe* gleich gut den Einfluss *der Philosophie* gewürdigt habe, ob *W's* Blick hier nicht weit richtiger war, das haben wir nach S. 424 ff. Ursache zu bezweifeln. Der Kunstfreund ohne alle Rücksichten musste wohl eine andre Philosophie lieben, als die trübselige, die, dem Leben entflohen, sich in die düstern Schulwinkel verkriecht. Eben so wenig möchten wir S. 426. den Abschnitt *Poesie* unbedingt unterschreiben, zumal da *W's* eigne Aeusserung in den Briefen S. 39. dem Urtheil offenbar widerspricht.

„In der Gestalt, wie der Mensch die Erde verlässt, wandelt er unter den Schatten, und so bleibt uns Achill als ewig strebender Jüngling gegenwärtig. Dass *W.* früh hinweg schied, kommt auch uns zu Gute. Von seinem Grabe her stärkt uns der Anhauch seiner Kraft, und erregt in uns den lebhaftesten Drang, das, was er begonnen, mit Eifer und Liebe fort und immer fort zu setzen." Also schliesst *G.* seine Schilderung; o, werde sein Wunsch doch erfüllt! Vermöge des Bandes, das alle die Menschheit bildenden Wissenschaften und Künste zu fröhlicher Gemeinschaft umschliesst, und zu einem grossen Ganzen harmonisch vereinigt, wird der Einfluss eines grossen Mannes, der die Menschheit in und durch sich auszubilden bestrebt war und in seinen Werken ausprägte, beynah unermesslich, und auch *W.* hat weiter gewirkt, als auf den ersten Anschein kaum glaublich dünken möchte. Wer ihn und sein Jahrhundert einst wirklich zu schildern unternehmen wollte, dem würde es obliegen, jenen Einfluss nach allen Seiten hin beobachtend zu verfolgen; hier ist blos Rücksicht genommen auf das, was zunächst ihn beschäftigte, Studium des classischen Alterthums und schöne Kunst. Dankbar auch dieses anerkennend, betrachten wir jetzt die hierüber eröffneten Ansichten.

II. Finden wir in jeder Ansicht, im ganzen Ton des Mannes, der (S. 453—472.) *W.* den Literator schildert, einen Geist, der, unzufrieden mit der gemeinnützigen Seichtigkeit und dem Geschwätz eines, alles Edle und Hohe mit klügelndem Dünkel zum Gemeinen herabziehenden, Zeitalters, durchaus den Stempel echt classischer Bildung trägt; der bey grosser Gelehrsamkeit nicht den Menschensinn; bey aller Tiefe und Schärfe eines seltnen kritischen Talents nicht den höheren Sinn in den Werken und für die Werke der unverschrobenen, kernhaften, in Leben und Streben energischen Alten verlor; dann werden wir bekennen müssen, eben in ihm sey der Mann gefunden, der *W.* den Literator zu schildern so würdig, als geschickt war. Hatte *G.* als Dichter sich die Frage aufgeworfen: *was war W.*, so wirft dieser eine von jenem fast übersehene auf: *wie wurde er W.?* Mit dem Vf. bedauern wir, dass es zur Kenntniss seiner ersten Bildung allzuwenige Data giebt, wünschen aber ebenfalls *W.* Glück, dass jene erste Bildung wahrscheinlich nur negativ war, und also in seiner herrlichen Natur nichts verdarb. Von gleich schwachem Einfluss auf seine Entwickelung war sein Leben als Schüler in Stendal, Berlin (und Salzwedel, dessen hier nicht gedacht wird, s. *Gurlitt*), und als Student in Halle. (Von Einfluss war unstreitig seine erste Reise nach Dresden von Halle aus, deren auch nicht gedacht ist.) *W.* selbst bekannte, *daß er beynahe in allem sein eigner Lehrer gewesen*, und hat das wohl mit jedem ausgezeichneten Geist gemein. Erst als Hofmeister, Conrector und Bibliothekar trat er seiner eigentlichen Bestimmung näher, durch das Studium der alten Classiker, welches damals in Deutschland nur in dem gemeinen Dienste von Brot erwerbenden Disciplinen stand. Einfluss der *Schriften der Akademie der Inschriften* auf ihn, in deren Mitte auch *Caylus* seine antiquarische Laufbahn begann; S. 463. *W.*, seitdem er die Alten genauer zu studiren begann, richtete sein ganzes Augenmerk auf dasjenige, was auf Kunst und Künstler mehr oder weniger bezüglich war. Eben deshalb glauben wir kaum, dass, wenn er (S. 461.) auf einige Zeit nach Leyden zu gehen den Muth gehabt hätte (woran es ihm gewiss nicht fehlte), er seine Sphäre gefunden hätte, zumal da der Vf. S. 468. selbst sagt: „Dann misskannte *W.* offenbar seinen Beruf, wenn er von Zeit zu Zeit den Vorsatz fasste, an die philologisch-kritische Bearbeitung eines Griechen zu gehen." Das Schicksal zeigte ihm einen andern Weg (S. 461.), auf dem er eine Gattung von Studien neu beleben oder vielmehr schaffen sollte, die von den Besten vorhin einseitig, von wenigen stillen Kennern mit Geschmack, von niemand mit dem Inbegriff der dazu nothwendigen Fähigkeiten und Vorkenntnisse, mit Einsicht in die Kunst, und mit einem dem Alterthum gleichgestimmten Gefühl getrieben wurde, — Archäologie. (Hier wäre in einer ausführlichen Charakteristik etwas zu erörtern, woran keiner seiner Schilderer scheint gedacht zu haben: *W's* Naturanlage zum Künstler, seine Verwandschaft mit Platon, deren der Vf. S. 468. gedenkt, und der Umstand, dass, bey solchen Eigenschaften, die von ihm aufgestellte Theorie der Schönheit ihm so natürlich als eigenthümlich seyn musste. Gewiss hätten wir ohne alles dieses die Geschichte der Kunst nicht so, wie sie ist. Vgl. über deren Entstehung mit dem, was der Vf. sagt, *W's* eigne Aussage in der Vorr. zu den Anm. über d. Gesch. d. K.) *W.* forschte historisch, erhob sich aber zu dem, was die Blume aller geschichtlichen Forschung ist, zu den grossen und allgemeinen Ansichten des Ganzen und zu der tiefsinnig aufgefassten Unterscheidung der Fortgänge in der Kunst und der verschiedenen Stile, worüber ihm

ihm nur dürftige Wahrnehmungen anderer Beobachter vorgegangen waren (S. 467.). Er hatte hierin nicht alles erschöpft, wozu ein weit gemächlicheres Sammeln und Prüfen nöthig war. Welche Massen einzelner kleiner Data müssen wohl durchforscht beysammen seyn, um in diesem Theile von Geschichte etwas Vollendetes hervorzubringen. Möchten Andre sich hier zu Berichtigungen vereinigen, und ihm da, wo er wie ein Seher so viele gröfsere und kleinere Erscheinungen in Einen Blick aufnimmt, als Deuter und Dolmetscher ihm nachgehen! (S. 470.) (Wenn solche Leute denn doch auch nothwendig sind, warum denn ihnen durch Herabsetzung, wie S. 462., die Freude an ihrer nützlichen Arbeit verderben! *Lessing* hat Recht: Keine Mühe ist vergebens, die einem andern Mühe erspart kann. Und die Vorstellung, Dank zu verdienen, mufs eben so angenehm seyn, als die Vorstellung bewundert zu werden.)

Wie jenem sey, *W.* hatte etwas aus den Alten gewonnen, was die Philologen von der Gilde gewöhnlich zuletzt oder gar nicht lernen, weil es sich nicht aus, sondern an ihnen lernen läfst — ihren Geist. Mit diesem Geist schrieb er alles (S. 469.). So weit der Vf.

W. schrieb darum mit diesem Geist, weil derselbe, wie *Göthe* gezeigt hat, ihm inwohnte. Darum behaupten, der nur könne ihn an den Alten vollends lernen, welchem er von Natur schon eigen sey, wäre zu rasch geschlossen: denn er läfst sich mehr oder minder aneignen. Vieles kommt hiebey auf die Methode, die Alten zu benutzen, an, welche seit *W.* sich so verändert hat, dafs die humanistischen Kenntnisse jetzt als unabhängig und für sich bestehend auftreten können. *Ernesti*, der, was *humaniora* seyen, sehr gut wufste, schrieb (1756.) eine Abhandlung *de intereuntium humaniorum literarum causis*, welche man nur lesen darf, um einzusehen, wie nothwendig der Gang und Drang jener Zeit eine andre Richtung in diesen Studien machte. Geht die Gegenwart immer mit der Zukunft schwanger: so mufste diese neue Richtung in der Zeit nach ihm nur immer nothwendiger werden, und es ist daher als wahres Glück zu betrachten, dafs eben da, als das blofse Wiederholen und Erklären dessen, was die Alten gewufst und gethan, Verlust für das Leben schien, das Studium des classischen Alterthums als schönstes Beförderungsmittel für die Bildung zur Menschheit betrachtet zu werden anfing. Dem von *W.* geweckten *Herder* ist hier sein Verdienst nicht abzusprechen; und *Morgenstern* denkt genau in *Herders* Geist, wenn er in seiner *zweyten Rede* den schönsten Einfluss des Studiums der alten Classiker in harmonischer Bildung zum Menschen sieht. Niemand wird erwarten, dafs in dieser Rede der Gegenstand erschöpft sey, genug wenn der Redner, dem die Empfänglichkeit seines Auditoriums Gesetze vorschreibt, an welche der Schriftsteller nicht gebunden ist, Ueberzeugung bewirkt, und Interesse für seinen Gegenstand erregt. Beides ist vom Vf. geschehen, und wir fühlen uns verbunden, sein Werk jungen Studirenden angelegentlich zu empfehlen. Er zeigt, harmonische Bildung zum Menschen bestehe in der gleichmäfsigen Entwickelung des Sinnes für Wahrheit, Güte und Schönheit, und durch nichts wird dieser Sinn so sehr belebt, geweckt und geschärft, als durch das Studium der Alten. *Der Wahrheitssinn*, wie er sich beym Auffassen und Betrachten zeigt, zuerst in *Philosophie*. „Der von der Sokratischen Schule ausgehende gesunde Geist ergofs sich durch das ganze Alterthum; selbst die, welche bey abstractern Untersuchungen jenes Sinnes zu ermangeln scheinen, werden fast immer durch die dem Alterthum gemeinschaftliche Liebe für das, was wahr, einfach, der Natur, dem Leben, der Erfahrung gemäfs ist, aus Labyrinthen auf den rechten Weg zurück geleitet. Denn die Alten haben beym Philosophiren ein richtiges, geübtes Augenmafs." *In Poesie.* „Auch hier blieben sie der Natur näher, indem sie nach Wahrheit und Kraft der Darstellung strebten, welche die Neuern so oft durch Schminke entstellen und schwächen." (Vgl. *Göthe's* Schilderung S. 395. Hier ist *M.* viel zu kurz.) „In Philosophie und Poesie haben die Alten mehr Originalschriftsteller, durch welche die Phantasie des Lesers in ein lebhafteres Spiel gesetzt, sein Verstand lebendiger beschäftigt, der in ihm schlafende Funke des Erfindungsgeistes leichter entzündet wird." Aber auch in so fern wir des Wahrheitssinnes beym Handeln bedürfen, wird er durch die Alten sehr unterstützt. Die Alten wurden mehr durch Beyspiel und Umgang gebildet, als durch Lehre und Vorschrift. Die ganze Art des Unterrichts und der Erziehung ging vielmehr auf das Praktische, als bey uns. Frühzeitig lernten sie sich ansehen als Theilnehmer eines Gemeinwesens, als Söhne des damals über alles theuern Vaterlandes. Daher bey den Alten die Richtung aller Begriffe auf das Praktische; daher jene männliche Kraft, die ihre Schriften beseelt; daher jene festen, grofsen Zwecke, worauf bey ihnen alles hinstrebt. Bedarf es nun zum Handeln auf der Stelle eines lichtschnellen Blicks, der bey jeder Sache den rechten Punkt trifft: so — u. s. w." Benutzung der Dichter und Historiker hiezu. „Keiner schritt zur Geschichtschreibung, als nach Thaten." *Bildung des Sinnes für das Gute* wird belebt, sowohl durch Kenntnifs der Geschichte des Alterthums, als durch Einprägung der besten Sittenvorschriften bey den Dichtern, Historikern, Rednern, Philosophen. „Die Moralphilosophie der Alten zeigt den naturgemäfsen Gang, den sie in Untersuchung der sittlichen Natur des Menschen nahmen." Verhältnifs derselben zu neuern (S. 92 ff.) *ἀνδρεία* der Alten; indem wir sie kennen lernen, wird die Seele zum Manne. „Nicht blofs in männlicher Schätzung menschlicher Kräfte zeigt sie sich, noch mehr beym Bestehn von Gefahren, bey Verachtung des Schmerzes und der Wollust, bey Todesverachtung. *Bildung des Schönheitssinnes.* „Wissenschaften, zu deren Vervollkommnung es anhaltender Anstrengung des reinen Verstandes bedarf, wie Metaphysik; Wissenschaften, die nur durch lange Beobachtung und Erfahrung bestehn können, wie Physik, angewandte

wandte Mathematik, Aſtronomie, Chemie, Naturgeſchichte konnten in neuern Zeiten zu einer vorher unbekannten Stufe der Vollkommenheit gelangen. In den ſchönen Redekünſten dagegen, in Poeſie und Beredſamkeit, gebührt den Alten die Palme." — „Durch gehörige Ausbildung des Sinnes für das Wahre, Gute und Schöne können wir werden, was in den blühendſten Zeiten Griechenlands die waren, welche καλοι καγαθοι genannt wurden." „*Dieſe* Richtung muſs dem Studium der alten Literatur ihr Lehrer geben, will er nicht unwürdig ſeyn des Jahrhunderts, worin ihm zu leben vergönnt ward." „Alle Reſte des Alterthums können in doppelter Rückſicht betrachtet werden, in *hiſtoriſcher* oder *exemplariſcher*. — Wer die Alten bloſs aus dem erſten Standpunkt betrachtet, der macht aus der Alterthumskunde Gedächtniſswerk. Anfangen muſs er freylich auf dieſem Wege; allein dann erheb' er muthig den Blick empor zu jenen Höhen, wohin der Weg führt —" *Winkelmann* gab dieſe Richtung; und wer, wie mehrere unſerer berühmten Humaniſten, dieſer Richtung folgt, darf nicht beſorgen, daſs durch ihn die *ſtudia humanitatis* entwürdigt, oder verkleinernder Nachrede ausgeſetzt werden.

III. Auch die griechiſche *Kunſt* iſt eine Schule der Humanität; unglücklich iſt, wer ſie anders betrachtet. Dieſs war die Anſicht *Herders*, deſſen Ideen über das claſſiſche Alterthum zuſammenzuſtellen, ein ſehr glücklicher Gedanke war. *Herder* bekannte dankbar, daſs ihm ſeine Anſicht durch *W.* eröffnet worden. Und in der That hat der eine noch beſchränkte Vorſtellung von *W's* Geiſt, der ihn von dieſer Seite noch nicht im rechten Lichte betrachtet hat, und alſo eins von ſeinen Hauptverdienſten nicht würdigt. Daſs deſſen in der Schilderung *W's* als Archäologen (S. 441—452.) gar nicht gedacht worden, muſs daher ſehr befremden. Daſs *W.* die Ableitung der griechiſchen von ägyptiſcher Kunſt mit Grund verworfen, die Monumente von ägyptiſchen Geſchmack in beſtimmte Klaſſen geordnet, Aufklärungen über die Monumente der etruriſchen Kunſt gegeben, ſie den Griechen vindicirt; daſs er die ſchönen in Griechenland und Rom entſtandenen Monumente zuerſt unter kunſthiſtoriſchen Beziehungen, nach Kennzeichen des verſchiedenen Geſchmacks und Arbeit der verſchiedenen Zeiten betrachtet; daſs er in einzelnen Punkten zu Erinnerungen Gelegenheit gebe, ſeinen beſondern Werth aber durch Zuſammenwirken gelehrter Kenntniſſe mit lauterm Kunſtſinn erhalte: — das iſt alles, und alſo nichts Neues, noch Erſchöpftes, was wir von *W.* hier erfahren. So ſehr wir alſo den wackern Vf. auch ehren: ſo können wir doch nicht umhin, frey zu bekennen, daſs wir eine genügende Charakteriſtik *W's* des *Archäologen* dennoch nicht von ihm erwarten: denn dazu gehört noch etwas andres als Künſteinſicht. Dieſe beſitzt der Vf. allerdings in keinem gemeinen Grade, und wird ſich gewiſs durch ſeinen *Entwurf einer Kunſtgeſchichte des achtzehnten Jahrhunderts* den Beyfall und Dank der Künſtler eben ſo verdienen, wie ſchon einſt durch ſeine in den Horen mitgetheilten Beyträge zur Geſchichte der neuern bildenden Kunſt.

Um ſich einen Standpunkt auſser dem XVIII. Jahrhundert zu bereiten, von welchem daſſelbe überſchaut werden kann, wirft der Vf. dieſes *Entwurfs* erſt Blicke auf den Geſchmack, die Werke und Meiſter des XVII. Jahrh. Der manierirenden Periode nach dem Ableben der groſsen Meiſter bis auf die *Caracci* von Bologna, welche zum völligen Umſchwung und zur Verbeſſerung des Kunſtgeſchmacks am meiſten beytrugen, gedenkt er nur kurz. Sehr treffend aber werden die drey *Caracci* und deren groſse Schüler, welche das allgemeine Kunſtverdienſt derſelben gleichſam unter ſich getheilt, theilweiſe gepflegt und veredelt haben, *Guido Reni*, *Dominichino*, *Albani*, *Lanfranco*, *Guercino* und *Schidone*, der ſich vor der Klippe des Niedrigen nicht verwahrte, charakteriſirt. *Michelangelo da Caravaggio* und ſein Schüler *Spagnoletto* ſtellten ſich dem edlern Geſchmack ganz entgegen und traten als entſchiedne *Naturaliſten* auf, d. i. ſie ahmten die Natur, mit ſinnlicher Anſchauung, treu nach, doch ganz ohne Wahl der Formen, noch mit beſtimmter Rückſicht auf den erforderlichen Charakter ihrer Figuren zum beygelegten hiſtoriſchen Zweck. In gleichen Rang mit jenen werden geſetzt *Allori*, *Mannozzi*, *Honthorſt*, *Moſ. Valentin*; *Peter Franz Mola* erhält ſeinen Platz zwiſchen ihnen und den Künſtlern von der edlern Gattung. *Nic. Pouſſin* bildete ſich mehr nach den Antiken; *Andr. Sacchi* und *Peter von Cortona*, gleichzeitig mit jenen blühend, blieben ebenfalls dem reformirten Kunſtgeſchmack der Caracci nicht treu.

Als die neuere Kunſt am ſchönſten blühte, wurde die Landſchaft noch nicht als eigner Kunſtzweig bearbeitet, ſondern die Künſtler brachten, erforderlichen Falls, bloſs in ihren hiſtoriſchen Gemälden landſchaftliche Gründe an, als ſchmückendes Nebenwerk, nach Beſchaffenheit mehr oder weniger ausgeführt. Die Niederländer *Matth.* und *Paul Brill* arbeiteten zuerſt ausſchlieſslich in dieſem Fach, und traten mit Beyfall in Rom auf. Die *Caracci* (beſonders *Hannibal*) gaben der Behandlung aller Theile mehr Freyheit und Abwechslung, wählten die Gegenſtände mit beſſerm Urtheil und Geſchmack. *Dominichino's* liebliche, *Lanfranco's* groſse, *Guercino's* heitre und *Albano's* reizende Behandlung. *Pouſſin* und ſein Schwager *Kaſp. Dughet* bilden den eigentlich heroiſchen Stil, und *Claude Lorrain* übertrifft jeden andern weit an reicher Fülle und Lieblichkeit der Gedanken, an maleriſcher Wirkung von Licht und Schatten, an unnachahmlicher Anmuth, Heiterkeit und Uebereinſtimmung des Colorits. *Salvator Roſa* iſt den Häuptern in dieſer Kunſt beyzugeſellen.

(*Die Fortſetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 21. Auguſt 1806.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Tübingen, b. Cotta: *Winkelmann und ſein Jahrhundert.* In Briefen und Aufſätzen herausgegegeben von *Göthe* u. ſ. w.

2) Leipzig, b. Göſchen: *Johann Winkelmann.* Eine Rede von D. *Carl Morgenſtern* u. ſ. w.

(*Fortſetzung der in Num. 199. abgebrochenen Recenſion.*)

Nach den Abſchnitten über *untergeordnete Gattungen der Malerey* (weder Bataillen- noch Thierſtücke, weder Bambocciaten noch Stillleben, kaum Portraitmalerey kann *untergeordnet* genannt werden, und der Vf. hat hier Stil und Art nicht unterſchieden) und *über Kupferſtecherey und Holzſchneidekunſt* kommt der Vf. auf die *Bildhauerey*, welche im 16ten Jahrhundert eben ſo wie die Malerey in häſslich übertriebene Verdrehungen verfiel, aber durch den Kunſtgeſchmack der Caracci allmälige Rückkehr vom Irrthum zum Rechten und Guten ſpüren lieſs. Den gröſsten Einfluſs äuſserten *Franz Gresnoy* (Fiamingo), *Al. Algardi* und *Bernini*, welche vortrefflich geſchildert werden. — Von der Kunſt, Edelſteine zu ſchneiden, nur Andeutung. Die *Literatur der Kunſt* war in jenem Zeitraum unbedeutend, und zwiſchen der Alterthumskunde und der Kunſt, welche gegenwärtig ſo nahe Beziehungen erhalten haben, beſtand zur damaligen Zeit noch die abſoluteſte Trennung; das ganze Studium der Antiquitäten wurde bloſs zur Erweiterung der Geſchichts- und Sprachkenntniſſe angewendet. Zu dem Wichtigſten, womit die Literatur der Kunſt bereichert wurde, gehört des *Leon. da Vinci Tractat von der Malerey.* (Vollſtändig ſind die Literarnotizen nirgends, aber verſtändiges Urtheil begleitet ſie.)

Jetzt folgt eine *allgemeine Ueberſicht*, werth, den *Winkelmanniſchen* an die Seite geſetzt zu werden. *Von welchen Urſachen das Steigen und Fallen der Künſte abhänge?* Dieſe noch nicht aufgelöſte Frage iſt es, von welcher auch hier wieder eine Antwort verſucht wird. Dem katholiſchen Religionseifer des 13ten, 14ten und 15ten Jahrhunderts, meynt der Vf., ſeyen wir die Gründung und den Wachsthum der bildenden Künſte ſchuldig geworden. „So lange die heiligen Stiftungen aller Art ihnen ein weites Feld, würdige und zahlloſe Gelegenheit gaben, ſich zu zeigen, ſo lange ſtiegen ſie raſch und freudig empor. Düſtre, mönchiſche Ideen ſcheinen dem Künſtler wenig hinderlich zu ſeyn: denn er bearbeitet, erheitert und verſchönt dieſelben" (in Italien vielleicht, ſonſt gewiſs nicht! Und wie lange muſste auch da nicht die Periode der wiſſenſchaftlichen Reformation vorangegangen ſeyn!) Nachher waren die Künſte *Mode*, ſie gefielen, waren aber nicht Nothdurft, muſsten der Welt dienen, den Launen auf mancherley Weiſe ſchmeicheln. Ausgedehnter, aber auch gemeiner, wurde ihre Anwendung; die mindere Würde zog Beſtreben nach gröſserer Fertigkeit, das Bedürfniſs ſchnell zu arbeiten die Manier, die Manier aber das Geiſtloſe, Handwerksmäſsige nach ſich.

Tiefer noch als der Vf. ſah der Freund, welchem er die gewichtige Bemerkung von S. 206—213. verdankt: denn kein Zweifel, daſs beſonders *die Beſchaffenheit der Religion, welche ſich der Künſte bedient, ſo wie die Beſchaffenheit der Gegenſtände, auf deren Darſtellung ſie angewieſen ſind, auf den Charakter und das Schickſal der bildenden Künſte den entſchiedenſten Einfluſs gehabt hat.* Ob da der Katholicismus ſo vortheilhaften Einfluſs haben könne, als uns neuerlich etliche phantaſtiſche Kapuzinerapoſtel vorpredigten, oder ob wir uns aus Indien für die Kunſt Heil verſprechen dürfen, wie neuere Gymnoſofiſten wollen, darüber urtheile man künftig erſt, wenn man dieſe Bemerkung geleſen und geprüft hat. Es ergiebt ſich, daſs der katholiſche Kultus mehr die Malerey als die Plaſtik begünſtigte. (Hier ſchon lag, nach des Rec. Urtheil, der Keim zur Verderbniſs, weil die Malerey doch weit mehr auf der Oberfläche bleibt, bey weitem nicht ſo in das innere Weſen dringt, als die Plaſtik, und indem ſie dem Sinn *durch Reiz* mehr ſchmeichelt, den Geiſt leicht um die Erhebung bey Betrachtung der Idealität der Formen betrügt. Leider gieng dieſe ſelbſt in der neuern Plaſtik verloren.) „In der alten Kunſt entlehnte die Malerey ihren Stil von der Plaſtik, nicht allein in Formen, Stellungen und Ausdruck, ſondern ſogar auch in der Compoſition. In der neuern Kunſt hingegen iſt die Sculptur immer dem Stile der Materie gefolgt, und hat dem Maleriſchen nachgeſtrebt." (So wurde eine durch die andere und mit der andern verdorben, und dieſer Undulismus iſt auch in die neuere Kunſttheorie übergegangen, ein Grund, warum die bildenden Künſtler häufig ſo ſchlecht mit ihr berathen ſind.) Geſetzt nun aber, dieſs wäre nicht geſchehen, würde dann wohl der Katholicismus günſtiger für die neuere Kunſt gewirkt haben? Keinesweges! denn „keins der Weſen, welche in dem Mythus der neuern Volksreligion enthalten ſind, hat einen beſtimmten, in äuſserer bildlicher Darſtellung auf Einheit zu bringenden Charakter." Daher nothwendig Mangel an Idealität, Undulism, mehr Umſicht, als Anſicht, endlich Einſchränkung in die Sphäre des Wirklichen, vornehmlich auf das Bedeutende und Charakteriſtiſche. Ueber dieſes alles fehlt

der neuern Kunſt die Hauptſache, das Nackende, und der geübte Sinn an demſelben. Würden wir in einer Venus nicht mehr die Nacktheit, als die Schamhaftigkeit ſehen?

Darf uns aber unter allen dieſen Umſtänden ein einreiſsendes Schwanken im Geſchmack wundern? „Dieſes, deſſen Urſache, im Ueberhandnehmen der Empirie zu ſuchen iſt, bereitete das Plagiat vor. Leichtigkeit und Weichheit, die ans Unbeſtimmte grenzte, würden für unerläſsliche Bedingungen der Malerey gehalten; im Uebrigen glaubte man das Vollkommne aus ſo verſchiedenen Muſtern und Theilen derſelben zuſammenſetzen zu können, daſs innere Einheit und Uebereinſtimmung nothwendig aufgegeben werden müſsten." „Der Hang zum Weichen, und zum Schein einer leichten und freyen Behandlung in der Malerey, der immer mehr zunehmend war, führte nach und nach zur Bedeutungs- und Charakterloſigkeit über. Der reine einfache Begriff von der Kunſt war verloren gegangen, unendliche (allzuviele) Muſter hoben einander wechſelſeitig auf."

Der Vf. geht zur Kunſtgeſchichte des 18ten Jahrhunderts über, die er in drey Abſchnitten vorträgt: 1) bis 1750., 2) bis 1775., 3) bis 1800. Mit den Schülern Peters v. Cortona und Bernini's, Luca Giordano (der Geſchwindmaler), Baciccio und Pozzo beginnt das Jahrhundert. Sie werden, da ſie wenig mehr als mechaniſche Kunſtfertigkeit beſitzen, und über dem Viel- und Geſchwindmalen höhere Kunſtzwecke aus den Augen ſetzen, *Praktikanten* genannt. Carlo Maratti wollte, mit ſtrengern Grundſätzen und einem höhern Begriffe von der Kunſt, den eklektiſchen Weg einſchlagen, und aus den Werken der vorzüglichſten Meiſter einen eigenthümlichen Stil ſich bilden; brachte es aber nur bis zum *Plagiat*. Seine und des, ihm an Ruhm und Kunſt nächſten, Cignani's Schüler werden mit dem Namen der *Plagiarier*, Franz Solimena's in Neapel aber als *Macchianten* bezeichnet (*a macchie*, d. i. fleckenweiſe malen), weil ſie bey frevelhaft oberflächlicher Leichtigkeit im Zeichnen und der Behandlung, bey ſchlechtem Geſchmack und gehaltloſer Erfindung, das Auge nicht anzuziehen, ſondern durch grellen Contraſt von Licht, von Schatten und Farben, Fleck gegen Fleck geſetzt, gewaltſam zu blenden ſuchen. Wurden Landſchafts- ſo wie Bataillenmalerey zu jener Zeit weniger geübt: ſo erſcheint hingegen die Moſaik (über welche hier viel Belehrendes mitgetheilt wird) in ihrem vielleicht höchſten Glanze. Wenig von Italiänern, mehr von Ausländern, wurde die Kupferſtecherkunſt geübt; Dorigny, Audenaert, Weſterhout, die Brüder Aquila, Jac. Frey und Pitteri zeichneten ſich darin aus. Unter den Bildhauern gab es noch Nachahmer des Fehlerhaften, Uebertriebenen, Sauſenden der Manier Bernini's; die gröſsere Zahl aber folgte einem ſtrengern Stile und Geſchmack. Indeſs nichts von den idealen Muſtern des Alterthums, das Nackte bloſs dem Modell, ohne weitere Wahl, die Falten dem Gewande des Gliedermannes nachgebildet. Zwar ahmten ſie die Natur mit Treue nach, aber einförmig und nach gemeinen Muſtern; Spuren von Schönheit und edler Gröſse der Formen zeigen ſich nur ſelten. Guido, Rusconi, Mazzuoli, Pet. le Gros, de Roſſi, Monot, Slodts und Verſchaffelt werden gewürdigt. Von den Stempelſchneidern wird der Familie Hamerani und Hedlingers, von den Steinſchneidern Sirletto's und Lorg. Natters gedacht.

Der Zuſtand von Kunſt und Geſchmack hatte ſich in des Jahrhunderts erſter Hälfte nicht merklich gegen die vorhergehende Zeit verändert; ihr äuſseres Anſehen war noch eben ſo krankhaft als damals; doch die innere Dispoſition hatte ſich etwas verbeſſert. Für die Alterthumskunde wirkten wohlthätig der Abt Gori und Graf Caylus, die Vorbereiter einer Kunſtgeſchichte und verbeſſerter Einſicht in das Weſen der alten Kunſt, wozu auch der Kardinal Albani und Baron Stoſch durch ihre Sammlungen nicht wenig beytrugen.

Glänzend beginnt die erſte Periode von des Jahrhunderts zweyter Hälfte: denn *Mengs* und *Winkelmann* blühen in ihr. Zu weit würde es uns führen, mit dem, was der Vf. über *Mengs* ſagt, deſſen eigne Aeuſserungen in ſeinen *Gedanken über die Schönheit und den Geſchmack in der Malerey*, oder in dem *Schreiben an Pons* (gewiſſermaſsen dem Vorläufer dieſer Kunſtgeſchichte), wozu uns mehr als einmal die Veranlaſſung nahe genug lag, zu vergleichen; wir überlaſſen dieſes jedem ſelbſt, bloſs des Vfs. Urtheil über *Mengs* mittheilend. Ein bedeutender Vortheil für ihn war es, daſs er nicht in der Schule eines damals in Ruf ſtehenden Malers gebildet ward. Dürftig in ſeinen Erfindungen, gelang ihm auch die Ausführung der einzelnen Theile beſſer, als die Uebereinſtimmung des Ganzen, obſchon er es an ernſter Ueberlegung, an Aufwand von Fleiſs und Mühe nicht fehlen lieſs. Er ſetzte aber den höchſten, wünſchenswertheſten Zweck der Kunſt in die Schönheit der Formen, und war raſtlos bemüht, dieſen Zweck zu erreichen. Im Schönen der Form beſteht denn auch eben ſein gröſstes, ſein ganz vorzügliches Verdienſt, womit er unter den neuern Künſtlern ſich glänzend auszeichnet, weil vorher keiner dieſen Theil eigentlich bezielt hatte. *Mengs* am nächſten ſtand Battoni, der, obwohl in Maratti's Schule gebildet, doch durch die von Mengs eingeführte gröſsere Aufmerkſamkeit auf ſchöne Formen zu ſorgfältigerer Wahl derſelben genöthigt ward. Joſ. Reynolds zog, Mengs zuwider, welcher nächſt den Antiken Raphaels Werke für die edelſten Muſter in der Kunſt erkannte, den Michel Angelo vor. Gav. Hamilton verdient dankbares Andenken, denn er ſah das Mangelhafte, Beſchränkende der ſonſt gewöhnlich dargeſtellten hiſtoriſchen, allegoriſchen, oder aus der chriſtlichen Mythe geſchöpften Gegenſtände, und hielt ſich dafür an die Homeriſchen Dichtungen. Die Forderung des Poetiſchen wurde mehr rege.

Mit groſsem Ruhm arbeitete, als Landſchafter, *Dietrich*, wiewohl ihn Fertigkeit der Hand bis nahe an die Gränzen der Manier verleitete; *Piraneſi* und *Cunego* förderten die Kupferſtecherkunſt. Wenn *Cava-*

vaceppi als Bildhauer in eignen Werken kein auſserordentliches Talent zeigte: ſo hat er doch durch Reſtauration von Antiken unläugbare Verdienſte. Zu den gröſsten Steinſchneidern gehört *Pichler*, der mit Natters Geſchicklichkeit reineren Geſchmack verband, und den Antiken nahe kommt. Unter der Literatur dieſer Periode wird *Winkelmanns* nur beyläufig gedacht, da tiefer in ſeinen Geiſt einzudringen doch ſehr nothwendig geweſen wäre. *Leſſing* ſtellte, wie *W.* und *Mengs*, den Grundſatz auf, daſs bey den Alten Schönheit das höchſte Geſetz der bildenden Künſte geweſen ſey, eine Maxime, welche auf Geſchmack und Kunſt groſsen Einfluſs gehabt, ja das Meiſte beygetragen hat, ihnen ihre dermalige Geſtalt zu geben. Man wendete ſich an Raphael und die Antiken, entwöhnte ſich des akademiſchen Geſchmacks, und zeigte ein regeres Bemühen für poetiſchen Werth und Erfindung.

Im letzten Viertel des Jahrhunderts begegnen uns zuerſt ganz entgegengeſetzte Naturen, *Heinr. Fueſsli* und (der verſchollene) *Müller*, nachſtrebend den gewaltigen Formen Michel Angelo's, und die weibliche *Angelika Kaufmann*. Gleich lehrreich iſt, was dort über die Nachahmung jenes Vorbilds, hier über weibliche Kunſt und Fähigkeiten geſagt wird; nicht glaublich aber dünkt es uns, daſs der Vf. *Fueſsli's* eigentlichen Sinn erfaſst habe. *Maron* und *Unterberger*, geſchickte Künſtler, die aber nichts von Erheblichkeit hervorbrachten. *Füger*, *Böttner*, *Bergler*, *W. Tiſchbein* werden geſchildert; ein Wort dann über diejenigen, welche kunſtloſe Simplicität als den beſten Geſchmack empfohlen. (Sollte dieſs nicht nothwendige Folge des Leſſingiſchen Grundſatzes geweſen ſeyn?) *Gagneraux* war ein Vorläufer *Davids*, und deſſen Schülers *Drouai*, in deren Werken ſich der Charakter der neuern franzöſiſchen Kunſtſchule ganz ausſpricht. Seitdem *David* auftrat, iſt die galante und fade Manier der *Vanloo* und *Boucher* ziemlich verſchwunden; man nimmt allgemein in den Producten franzöſiſcher Künſtler mehr Ernſt, Wiſſenſchaft, und fleiſsigere Ausführung, die ein Streben nach der Form anzeigt, wahr. Bey dem faſt durchgängigen Mangel am Gemüthlichen gelingen ihnen angeſtrengte Bewegungen und ſtark muskulirte Körper gewöhnlich beſſer, als ſchöne zarte Geſtalten, die eines reinen Naturſinns bedürfen und ſich noch überdem weniger mit dem grellen Contraſt von übertriebenen Licht- und Schattenpartieen vertragen. *Des Marés*, *St. Ours*, *Burger* aus Savoyen, Madam *le Brun* beſchlieſsen die Reihe der franzöſiſchen Maler. Unter den Engländern that ſich in geſchichtlichen Darſtellungen *Turno* hervor; unter den Deutſchen war *Aug. Nahl* in Caſſel der vorzüglichſte. *Flaxmanns* wird wegen ſeiner Umriſſe unter den Malern gedacht; über die Sucht der Umriſſe ein Wort zu ſeiner Zeit. Aus dem letzten Jahrzehend werden genannt *Ramberg*, *Landi*, *Camuccini*, *Pietr. Benvenuti* und *Karſtens*, welcher am ausführlichſten geſchildert iſt (und von welchem uns jetzt *Fernow* mit einer trefflichen Biographie beſchenkt hat, die wir in aller Künſtler Händen wünſchen).

Hackert gründete als Landſchaftsmaler ſeinen Ruf immer mehr, und hat ohne Widerrede den bedeutendſten Einfluſs auf die Richtung gehabt, welche die Landſchaftmalerey zeither genommen. Er lenkte vom Idealen zum Realen, predigte durch ſein Beyſpiel den Naturalismus, ward aber auch die Urſache des beſſer beobachteten Colorits, des Tons und der Luftperſpective. Die charakteriſtiſche Darſtellung der Gegenſtände gewann, es wurde mit mehr Wahrheit aber auch ein mehr proſaiſcher Geſchmack eingeführt. *Moore*, *Wouthy*, *Kobel*, *Dieſs*, *Genelli* und *Klengel*, *Thiers*, *Larive*, *Boguet*, *Denis*, *l'Abruzzi* und *Fidanza*. Durch *Ducros* wurden die Aquarellmalereyen (kolorirte Zeichnungen) eine eigne, vielgeübte Kunſtgattung. *Biermann*, *Kniep*, *Mako*, die beiden *Hummel*. Einige Bemerkungen über die Eigenſchaften, Vortheile und Unvollkommenheiten der Aquarellmalereyen verdienen Beherzigung. Durch *Seidelmann* ward die Manier, Figuren und Landſchaften mit Sepia zu tuſchen, eingeführt. *Kölla*, *Erich*, *Becker*, *Gmelin*, *Steiner*. *Reinhards* aus dem Vogtlande wird als eines trefflichen Landſchaftmalers beſonders gedacht. *Kügelchen*, *Vogel*, *Wattweff*, *Koch*, *Rohden*. Unter den untergeordneten Gattungen der Malerey verdiente der Böhme *Peters* als Thiermaler, der mit reinem Naturſinn noch die lockenden Eigenſchaften einer ſchönen markigen Behandlung und glänzender Farbe verbindet, Auszeichnung (ſeine Zeichnung aber iſt ſchüchtern). Die Kupferſtecherkunſt hat durch *Volpato* und deſſen Schwiegerſohn *Morghen* kräftig zur Ausbreitung des beſſern Geſchmacks durch alle Reiche der geſitteten Welt mitgewirkt. *Lips*, *Feodor* der Kalmücke, *Hackert*, *Gmelin*. Die Bildhauer *Trippel*, *Sergel* und *Zauner* hatten ſich nach antiken Muſtern gebildet, *Canova* im Plaſtiſchen ungefähr die Stufe erſtiegen, auf welcher *Mengs* als Maler ſtand. Beide ſtrebten nach der Schönheit in den Formen, durch Nachahmung der Antiken, und beide haben auch ihren Vorſatz in einzelnen Theilen und Gliedern gar oft erreicht; hingegen niemals zur Einheit des Ganzen gelangen mögen (können). Beide führten ihre Werke mit groſser Sorgfalt aus, ordneten einzelne Gruppen gut an, glänzen aber ſelten durch die Erfindung. *Döll*, *Buſch*, *Scheffauer* und *Dannecker*, *Ruhl*, *Schadow*, *Flaxmann*, *Hudſon*, *Penna*, *Ciracchi*, *Franzoni*. *Karl Albacini* wuſsten mit Reſtaurationen an Antiken am beſten umzugehen. *Marchant*, *Hecker*, *Cades*, *Amaſtini* waren die beſten Stein-, *Schwendimann* der geſchickteſte Stempelſchneider.

Die Bahn einer beſſern Erkenntniſs alterthümlicher Kunſt betraten nach *W.*: *Fea*, *Guatani* und *Viſconti*. *Meyer* aus Hamburg, *Randohr*, *Bartels*, *Moritz*, *Heeren*, *Zoega*, *Hirt* werden nur genannt. *Reifenſtein* hat eine Vergleichung der Wachs- und Oelmalerey, *Hirt* ein Wort zu ſeiner Zeit, über Schönheit und Charakteriſtik veranlaſst. Rec. hat es ſtets geſchienen, als ob die, welche Schönheit ohne Charakter einführen möchten, nicht wüſsten, was ſie wollen, und *Winkelmann* wenigſtens haben ſie nicht nach ſeinem Geiſt erfaſst. Will man erfahren, ob

der

der Vf. in diesem Fall sey: so vergleiche man nur S. 366. mit S. 445.; wenigstens wird man dann sich gestehen müssen, der Vf. habe sich das Problem von der Schönheit noch nicht völlig aufgelöst, und verbinde mit dem Ausdruck *Form* keinen bestimmten Begriff. Sollen unsre Künstler nicht misleitet werden: so müssen die *W. K. F.* mit *Hirt* sich versöhnen, und dieser muss jene anerkennen.

Nachdem wir diese Mittheilung gemacht, sey es uns vergönnt, ausser den schon eingestreuten, noch einige Anmerkungen beyzufügen. S. 305. *Unterberger* ist zu Rom gestorben, *Maron* aber lebt noch. S. 346. wird *Unterberger* ebenfalls als noch lebend angeführt. S. 307. *Böttner* starb 1806. S. 313. Hier fehlt unter den Italiänern *Ant. Cavallucci*, der einer Erwähnung keineswegs unwürdig ist. S. 316. Die Ursache, warum die französische Schule römische Geschichtsstoffe wählte, lag wohl in der republikanischen Zeit. S. 320. Die Idee zu Luna und Endymion hat *Schütz* en *Göthe* gegeben. S. 332. *Wouthy* ist wirklich manierirt, er hält sich nicht an die Natur, und schreibt sich ab. S. 337. hätte des Genuesers *Campovecchio*, eines Schülers von *Hackert*, gedacht werden sollen, dessen Landschaften in Aquarella recht brav sind. Auch hat man Oelgemälde von ihm. S. 346. *Sablet* ward zu Rom der Porcellainmaler genannt, weil seine Farben Glasfarben scheinen. S. über ihn Journ. d. Liter. u. Kunst, Zürich 1805. 3. Heft. S. 206. War ein Liebling von *Luc. Bonaparte*, und dem Kard. *Fesch*. S. 350. *G. Hackert* starb zu Florenz 1806. S. 352. *Herder* brachte *Trippeln*, wegen der getreuen Nachahmung seines Schädels, fast zur Verzweiflung. S. 353. Nach der Beurtheilung anderer Künstler ist der Genius das Bessere am Werk, nur zu verblasen ist er; hingegen ist die Figur der Religion steif, bewegungslos und schlecht gedacht. Vgl. *Fernows* Beurtheilung dieses Canovaschen Werks in den *römischen Studien* S. 94 ff. S. 356. *Ceracchi* wurde zu Paris als Haupt einer Verschwörung gegen Bonaparte hingerichtet. S. 362. hätte von *Reifenstein* auch erwähnt werden sollen, dass er in der That einigen Künstlern sehr weh that, und dass viele derselben nichts weniger als mit Unrecht auf ihn zürnten. *Reifenstein* ist viel zu parteyisch beurtheilt. *De Lera* muss heissen *dell' Era*. S. 363. möchte über die Enkaustik doch wohl zu sehr abgesprochen seyn, wenigstens ist es nicht unrathsam, auch fernerhin sich zu bemühen, die wahre Methode von der Enkaustik der Alter herauszubringen. Ueberhaupt ist anzumerken, dass der Vf. von mehrern der genannten Künstler die spätern Arbeiten nicht gekannt hat, in welchem Fall sein Urtheil bisweilen anders ausgefallen seyn würde.

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Würzburg* u. *Bamberg*, b. Göbhardt: *Privatgedanken über das Recht deutscher Landesherrn gegen Religion und Kirche nach der heutigen teutschen Staats- und Kirchenverfassung*, mit Hinsicht auf das zukünftige neue deutsche Concordat durch wirkliche Fälle bey Regierungen und Vicariaten erläutert, von *Joh. Richard v. Roth*, kurerzkanzl. Oberappellationsrath, des deutschen Staatsrechts Prof. und derm. kurerzkanzl. Subdelegirten bey der kais. R. Executions-Commission an den Kur- und Oberrheinischen Kreisen. 1805. 122 S. 8. (12 gr.) — Der Titel dieser Abhandlung verspricht offenbar mehr, als die Ausführung leistet. Der Vf. geht nicht weiter, als die gesetzlichen Bestimmungen des westphälischen Friedens über das Diöcesan- und Reformationsrecht in Ansehung der Katholiken sowohl, als der Protestanten zusammen zu stellen, und zu zeigen, was der Reichsdeputationshauptschluss hierin für Veränderungen hervorgebracht habe. Die angehängten Fälle, die meist Differenzen zwischen dem kurerzkanzlerischen Vicariate und den Regierungen derjenigen benachbarten Fürsten, über deren Territorien die Aschaffenburger Diöces sich erstreckt, betreffen, sind nicht von der Art, dass dadurch die Hauptgrundsätze viel Licht gewinnen; und eine besondere Hinsicht auf das künftige deutsche Concordat findet man auch nicht; es müsste denn schon in dem liegen, was der Vf. für rechtlich bestehend nach der deutschen Verfassung und dem Systeme der Hierarchie hält. So wenig man übrigens mit den meisten Sätzen und der Auslegung des Vfs. unzufrieden zu seyn Ursache hat, so sehr vermisst man doch gerade über den Punkt, der den reizbarsten Stoff zu Irrungen enthält, das ist, über die Gränzen der bischöflichen Gewalt in Beziehung auf die säcularisirten Lande ein befriedigendes Urtheil. Hr. *v. R.* meynt S. 42., der Reichsdeputationshauptschluss habe in Ansehung der Diöcesangewalt und der geistlichen Gerichtsbarkeit der Bischöfe nichts geändert, und nach den Grundsätzen der katholischen Kirche auch nichts ändern können. — Das Reichsgesetz, das die Trennung des bischöflichen Amtes von der weltlichen Regentengewalt zur Folge gehabt hat, hat freylich über die Verhältnisse beider nichts ausgesprochen; aber welche Quellen liefern denn die angeblichen Grundsätze der katholischen Kirche, durch welche jene Gränzen unabänderlich fixirt seyn sollen? Die Wortsonderungen S. 28. werden es doch wahrlich nicht seyn sollen! „Der *Fürst* ist Regent des *Staats*, der deutsche *Bischof* Regent der *Kirche*; jener hat die *weltliche*, dieser die *geistliche* Regierungsgewalt." Wer vermag zu behaupten, dass es die oberste Staatsgewalt bey dem, was Irrthum und Herrschsucht zum Umfange der bischöflichen Rechte nach und nach gezogen haben, immerhin lassen müsse? Die schwankende Ansicht des Vfs. bringt ihn selbst in Verlegenheit, wo es auf bestimmte Anwendung ankömmt. So wird S. 97—104. das landesherrliche *Placet* bey geistlichen Verordnungen, nach dem allgemeinen Staats- und Kirchenrecht, nicht misskannt; auch wird zugegeben, dass die Bestimmungen der k. Wahlcapitulation in Betreff der geistlichen Gerichtsbarkeit und der bischöflichen Gewalt bey der jetzigen Gestalt der Dinge nicht wohl mehr in Ausübung kommen könnten; bey allem dem sollen doch die deutschen Bischöfe fordern können, dass sie bey ihrer Freyheit von dem landesherrlichen Placet geschützt werden, weil der *Besitzstand* für dieselbe spräche! — Als wenn nicht eben die Frage wäre, ob dieser Besitzstand gegen unverjährbare Rechte der Staatsgewalt und nach eingetretener Scheidung des geistlichen Oberhirtenamts von der weltlichen Regierungsgewalt sich aufrecht erhalten könne!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 22. Auguſt 1806.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Tübingen, b. Cotta: *Winkelmann und ſein Jahrhundert.* In Briefen und Aufſätzen herausgegeben von *Göthe* u. ſ. w.

2) Leipzig, b. Göſchen: *Johann Winkelmann.* Eine Rede von D. *Carl Morgenſtern* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der in Num. 200. abgebrochenen Recenſion.*)

Was S. 370. über Raphael und deſſen Verklärung, S. 380. über Landſchaftsmalerey geſagt iſt, verdient wohl überdacht zu werden; in Anſehung der letztern Stelle aber würde der Vf. wohl thun, ſich beſtimmter zu erklären, damit er nicht den Verdacht errege, nicht im Klaren zu ſeyn. Zu dem, was über die Verklärung geſagt worden iſt, fügen wir nur bey, daſs in der Zuſammenſetzung doch wohl eins dem andern hätte aufgeopfert, eins oder das andre nämlich in der Entfernung hätte angebracht werden ſollen. Zu S. 385. bemerken wir, das Groſse beſtehe nicht im Koloſſalen. Polyklets Herkules, von Martial gerühmt, war nur einen Schuh *hoch*, aber unendlich *groß* in den Formen. *Wieland* befindet ſich in Anſehung des Zeus von Phidias in demſelben Irrthum. Hiebey jedoch nicht weilend, wenden wir uns bloſs zum Reſultat der bisherigen Unterſuchung, welches dieſes iſt: Im Wiſſen, Wollen und Urtheilen trat ein etwas unſicherer, ſchwankender Zuſtand ein; es entſtanden Parteyen und dieſe erregten Parteygeiſt. Die Partey der Atomiſten, derjenigen, deren Urtheil mehr auf einzelne Theile gerichtet iſt, als daſs es ſich zur Anſchauung des Ganzen erhöbe, ſtellte ſich denjenigen entgegen, welche eine Totalität, d. i. einen durchgehenden Charakter und Uebereinſtimmung verlangen und ſich weniger um das Einzelne bekümmern. Die Schönheit der Formen iſt befördert worden. Noch aber gereicht den neueſten beſten Producten der beiden Hauptzweige bildender Kunſt der mangelnde Einklang des Ganzen zum Vorwurf; man kann aber ſagen, die Forderung der Totalität und beſonders des Charakteriſtiſchen, wodurch jene herbeygeführt werden müſsten, ſey fort und fort lauter und dringender geworden. Soll die Kunſt noch mehr verbeſſert werden: ſo muſs ſie in den Erfindungen dem Gemeinen, Flachen, Leeren ausweichen, das Hohe, Edle, Poetiſche der Gedanken ſuchen, in der Ausführung aber vornehmlich das Charakteriſtiſche bezwecken; kurz, ſagt Rec., ſie muſs *Winkelmann* recht verſtehen lernen.

Den Beyfall der *Künſtler*, ſagten wir oben, werde dieſe Kunſtgeſchichte *verdienen*, und ſagten dieſs wohl überlegt, indem der Vf. eben ihnen durch ſeine Erfahrung, ſeine tiefen Einſichten in die Kunſt vorzüglich nützlich wird. Schön ſchlieſst ſich ſein neues Werk an die alten, verdienſtlichen und nicht fruchtloſen Bemühungen der Weimariſchen Kunſtfreunde an, denen wir den beſten Fortgang wünſchen. Nur um *Geſchichtſchreiber* der Kunſt zu ſeyn, dürften des Vfs. Kräfte nicht hinreichen; denn betrachten wir ſein Werk in dieſer Hinſicht: ſo können wir nicht läugnen, daſs wir nicht nur weiten umfaſſenden Blick und Combinationsvermögen, ſondern auch den philoſophiſch-hiſtoriſchen Geiſt darin vermiſſen, welchem die Reihe der einzelnen Begebenheiten als ein Ganzes im Zuſammenhang mit Urſachen und Folgen ſich darſtellt. Ein ſolcher Geiſt würde dieſe Kunſtgeſchichte, die übrigens allerdings unſern Dank verdient, ſchicklich in das vorliegende Buch eingewebt haben, da man jetzt kaum begreift, wie ſie hereinkommt. *Winkelmann und ſein Jahrhundert* war uns zu ſchildern verſprochen worden. Wer uns dieſs verſpricht, von dem erwarten wir, er werde *W.* zum Mittelpunkt ſeiner Darſtellung gewählt haben, uns den ſittlichen, politiſchen, kirchlichen, literariſchen und artiſtiſchen Charakter des Jahrhunderts, deſſen Einfluſs auf *W.*, und *W's* Einfluſs auf ihn ſchildern: allein *W.* iſt gänzlich aus dem Geſicht verloren, und der artiſtiſche Charakter des Jahrhunderts wird iſolirt geſchildert. Doch nein, auch das nicht, nur der Charakter *der Künſtler*. Daſs dieſs ein doppelter Fehler ſey, braucht wohl nicht erſt gezeigt zu werden. Freylich aber hätte dann der Vf. auch tiefer in *W's* und des Jahrhunderts Geiſt eindringen, und noch manche andre Forſchungen anſtellen müſſen. Wäre dieſs geſchehen, dann würde noch deutlicher in die Augen ſpringen, wie nothwendig es ſey, daſs *unſer* Jahrhundert mehr und mehr auf *W.* zurück komme, in ſeinem Geiſte fort und immer fort wirke, ſtatt daſs man jetzt noch nicht einmal begreift, wie er in unſre Bildung eingegriffen und in Wirkungen, die weiter als auf die Studirſtuben ſich erſtrecken, noch immer unter uns lebt. Es iſt ein Fehler des Buchs, daſs in demſelben durchaus nicht dargethan wird, *was W. geleiſtet hat*, und wir nach ihm zu leiſten haben. Wie viel Schönes und Herrliches alſo auch das Buch giebt, das Verheiſsene iſt es nicht; aber eine allen Dank verdienende Vorarbeit für einen künftigen Biographen, der auch manche, ſelbſt von *G.* noch gelaſſene Lücke ausfüllen wird. Rein indeſs geht der Wunſch aus unſerer Seele hervor, daſs auch das, was die Vff. jetzt uns gaben, in dem groſsen Umkreis des Lebens und der Bildung zeitig mit-

wirke: denn sie wollen wahrhaft das Gute. Wann aber war es nöthiger, dafs dieses lebhaft erregt werde, als eben jetzt? *G.* schrieb jetzt, *Winkelmann und sein Jahrhundert*, ein kommender *Winkelmann* schreibt vielleicht dereinst — *Göthe und sein Jahrhundert* — !!

1) Braunschweig, in d. Schulbuchh.: *Neues Real-Schullexikon*, enthaltend die zur Erklärung der alten Klassiker nothwendigen Hülfswissenschaften, vornehmlich Geographie, Geschichte, Philosophie, Alterthümer und Mythologie. In Verbindung mit einigen Gelehrten herausgegeben von *C. P. Funke.* — *Erster* Theil. 1800. VI u. 1072 S. *Zweyter* Th. 1801. 1136 S. *Dritter* Th. 1801. 1262 S. *Vierter* Th. 1802. 1020 S. *Fünfter* Th. 1805. VI u. 1041 S. in gespaltenen Columnen. gr. 8. (16 Rthlr.)

2) Hamburg u. Mainz, b. Vollmer: *Kleines Real-Schullexikon*, ein bequemes Hülfsmittel für die studierende Jugend zum Verstehen der alten Klassiker. Herausgegeben von *C. Ph. Funke.* — *Erste* Abth. 1804. 732 S. *Zweyte* Abth. 1805. von S. 733 — 1310. (3 Rthlr. 12 gr.)

Wiewohl der Plan des *grofsen* Funk'schen Real-Schulwörterbuchs nicht mit ganz sichrer Hand gezeichnet und die Ausführung zu ungleich gearbeitet, zu bändereich (Callimachus Ausspruch bewährt sich hier: τὸ μέγα βιβλίον ἴσον τῷ μεγάλῳ κακῷ) und sehr vieler Berichtigungen und Ergänzungen bedürftig ist: so mufs man doch dem Hn. M. *Richter* in Dessau, welchem Hr. *F.* die Arbeit anvertraut hatte, die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, dafs er aus einer Menge guter, zum Theil der besten und neuesten Werke das seinige mit vielem Sammlerfleifse zusammengetragen und zu einem reichen Repertorium gemacht hat. Sollte nun etwa noch der versprochne Ergänzungsband, wozu, wie wir wissen, auch andre Gelehrte Beyträge eingesandt haben, vom Vf. oder noch lieber von einem Philologen von Profession geliefert werden: so wird die Klasse von Lehrern, die keinen Zugang zu grofsen Bibliotheken hat, und die Liebhaber überhaupt, in diesem Real-Lexikon ein sehr belehrendes und umfassendes Wörterbuch besitzen.

Für das Bedürfnifs der Schuljugend und für die Vermögensumstände der Menge gehört durchaus ein kleineres Handlexicon der Art, wie es Hr. *Funke* der Verlagshandlung des gröfsern antrug, und, da diese sich nicht auf den Verlag einlassen wollte, der Vollmerschen Handlung überliefs. Dieses kleine Real-Schullexicon giebt sich aber für etwas mehr als blofsen Auszug des grofsen, und hat theils eine Anzahl neuer Artikel, theils mehrere alte berichtigt und umgearbeitet.

Vergleicht man die Dürftigkeit und Beschränktheit des für sein Zeitalter sehr nützlichen *Hederich* mit dem Reichthum u. der Vielseitigkeit des grösern Funkschen Werks: so sieht man mit Vergnügen, wie viel wir an Hülfsmitteln zu einer humanen und liberalen Geistesbildung der in den classischen Studien einzuweihenden Jugend vor jener Zeit voraushaben. Aber eben dieser Reichthum, welcher auch das noch viel weitläufigere Bergsträfserische Realwörterbuch über die classischen Schriftsteller der Griechen und Römer drückte, mag den geschickten Vf., der doch mehr als Zeitbürger bey diesen Studien sich aufgehalten zu haben, als ganz darin einheimisch zu seyn scheint, in nicht geringe Verlegenheit versetzt haben. Das unermefsliche classische Gebiet mufste im Ganzen und in seinen Theilen übersehen, alle Hülfsmittel, die zur Kenntnifs desselben führen, studirt werden, ehe sich an eine sichre und erschöpfende Auswahl des Nothwendigen und Wichtigen denken und sowohl das Zuviel als das Zuwenig vermeiden liefs. An den der Extension und Intension nach so verschiedenartigen Auszügen bemerkt man immer die verschiedenartige Beschaffenheit der Hülfsmittel, welche dem Vf. zu Gebote standen, die er gewöhnlich mit einer Treue benutzt, die im Streben, alles Gute daraus aufzufassen, zu weitläufig wird. So sind manche Artikel zu Abhandlungen angewachsen. Andre, wo die Hülfsmittel den Vf. verliefsen, sind zu kurz und zu wenig befriedigend; manche Artikel, die man hier sucht, sind unter der unübersehbaren Menge von Gegenständen der Aufmerksamkeit des Vfs. entschlüpft.

Nicht alles, was *Hederich*, der zum Grunde liegt, begreift, ist hier aufgenommen. So sind als nicht zur Sache gehörig die Artikel aus der heiligen oder biblischen Philologie weggeschnitten. Eben so die *technischen* Ausdrücke der Grammatik, Rhetorik, Logik und Poetik, welches wir billigen, nicht, als wenn sie, nach dem Ausdruck des Vorredners, „eigentlich nichts zur Erklärung classischer Autoren beytragen," sondern weil bey dem ohnedem so weiten Umfang des Werks nothwendig Einschränkungen zu machen und manches in eigne Lexica zu verweisen war. Daher wir es auch gut geheifsen haben würden, wenn der Vf. z. B. die alte Geographie, die einen so grofsen Theil dieses Werks einnimmt, einem eignen Lexicon überlassen hätte (das Funksche, Weimar, Industrie-Compt. 1800. ist nur gar zu mager), und wenn er wegen der mythologischen Artikel einzig auf *Schwabe's Hederich* und auf *Nitschens* mythologisches Wörterbuch, das wir uns nicht erinnern beym Vf. angeführt gefunden zu haben, verwiesen hätte, um so mehr, da einmal die meisten Schulmänner und Schüler im Besitz des einen oder des andern von diesen Werken seyn möchten.

Um über einzelne Fächer und Artikel noch ein und anderes zu bemerken, führen wir an, dafs die alte *Geographie*, vorzüglich aus *Mannert*, so weit er heraus war, geschöpft, aber auch sonst die bessern Hülfsmittel benutzt sind, z. B. über die geographischen Vorstellungen der ältesten Zeit *Vossens* Untersuchungen, über Persien *Heeren* u. s. w. Einen Mafsstab von der verschiednen, zum Theil beträchtlichen Ausdehnung mehrerer Artikel zu geben, bemerken wir Nilus Th. III. S. 1033 — 42. Persepolis S. 220 — 32. Persis S. 240 — 59. Roma, Beschreibung und

Ge-

Geschichte der Stadt, nebst Abriss der ganzen röm. Geschichte Th. IV. S. 964—1004! Das Allgemeine über die Erdbeschreibung der Alten fasst der Artikel *Geographia* Th. II. S. 648—62. nach *Voß* und *Mannert* zusammen.

In den *mythologischen* Artikeln hätte sich der Vf. zum Theil viel kürzer fassen, und z. B. Fabeln, wie die von Philemon und Baucis, die jeder in seinem Ovid gelesen hat oder nachlesen kann, nicht *in extenso* erzählen, dagegen aber, statt so unbedeutender Compendien, wie *Ramler* und *Moritz*, immer die Quellen nachweisen sollen.

Die *Geschichts*-Artikel sind ebenfalls mit grosser Umständlichkeit abgehandelt. Man sehe nur Antonius Triumvir Th. I. S. 227—234. Augustus S. 442—253. Cäsar S. 584—592. (*Meißners* Biographie ist nicht angeführt). Epaminondas Th. II. S. 340—345. (auch hier fehlt *Meißners* Monographie); Epimenides S. 363—365., wobey *Heinrich's* Schrift über ihn zu benutzen war; Lycurg Th. III. S. 306—319.; Philipp von Macedonien Th. IV. S. 323—336.; Phocion S. 386—393., bey welchen drey letztern *Vogel's* Biographieen derselben nicht erwähnt werden. In den Artikeln dieses Fachs wird die Allg. Weltgeschichte am fleissigsten benutzt.

Was die Geschichte der Philosophie anlangt, so ist das Allgemeine über die philosophischen Systeme der Alten in dem Artikel *Philosophia* Th. IV. S. 358—375. vorgetragen worden. In dem Artikel *Academia* vermissten wir die Angabe des Gemeinschaftlichen der akademischen Schulen. Bey Anaxagoras ist *Carus* Abh. *de theologia Anaxagorae* nicht angegeben. Beym Xenophanes war *Fülleborn* zu nennen u. s. w. Uebrigens sind *Meiners*, *Tiedemann*, *Tennemann*, *Buhle* u. a. benutzt.

Aus dem Fache der Alterthümer zeichnen wir Einiges aus. Die Erziehung bey den Aegyptiern, Persern, Griechen und Römern wird unter *Educatio* Th. II. S. 257—284. abgehandelt. Ungern vermissten wir einen Artikel Ἐξηγηταί, da diese nach den verschiednen Bedeutungen des Worts eine wichtige Rolle in der alten Welt spielten. S. *Ruhnk. Tim. h. v.* und *C. P. Thorlacius de Graecorum gustu antiquitatis ambitioso virisque, quorum erat monumentorum veterum memoriae invigilare.* Hafn. 1797. Die Gärten der Alten werden, zum Theil nach *Böttiger*, unter dem Artikel *Horti* Th. II. S. 940—946. geschildert. Der Artikel *Mysteria* ist Th. II. S. 896—903. nach *Meiners*, *Ste Croix* und *Dornedden* bearbeitet; die *Eleusinien* besonders Th. III. S. 299—312. *Persona*, die Larve, ist nicht ganz befriedigend bearbeitet, und wie es mit Zuziehung der Böttigerschen Abh. über die Masken hätte geschehen können. Unter φενάκη wird Th. IV. S. 296—302. ausführlich von den Perücken der Alten und den verschiednen Arten des Haarputzes bey den Römern, nach *Nicolai's* Schrift, gehandelt. *Prodigium* Th. IV. S. 734—749. ausgezogen aus *Steger's* Schrift. Sehr viel Raum ist dem aus *Forkel* gezogenen Artikel *Musica* Th. III. S. 844—880. eingegeben. Unter *sacrificia* Th. V. S. 17—26. vermisst man *Wolfs* Abh. in dessen kleinen Schriften. Von Handbüchern ist in den antiquarischen Artikeln vornehmlich *Potter* und *Adams* in Requisition gesetzt.

Die *archäologischen* Artikel sind grossentheils aus *Siebenkees* entnommen. Die schöne Baukunst ist unter *Architectura* Th. I. S. 297—303. nach *Stieglitz* abgehandelt; die Säulenordnungen werden nach ebendemselben unter *Columna* S. 911—918. auseinandergesetzt. Bey *Columna Trajani* fehlt *Heyne's* Epistel *de columna Trajani* hinter *Engel de expeditione Trajani ad Danubium*, Vindob. 1794. Bey *Phidias* wird *Völkels* Schrift über den Tempel des Jupiter zu Olympia nicht genannt. Von der *Mosaik* wird nach *Gurlitt* und *Stieglitz* Th. III. S. 881—884. unter *musivum opus* gehandelt. Ueber Steinschneiderkunst nach *Gurlitt* unter *gemma* Th. II. S. 634—638., über Malerey sehr ausführlich nach *Riem* und *Siebenkees* unter *pictura* Th. IV. S. 450—468. Eine Geschichte der bildenden Künste überhaupt nach *Siebenkees* unter *Statuaria ars* Th. V. S. 429—440. u. s. w. Bey den *Onyxen* und *Sardonyxen* finden wir der Veltheimschen und Böttigerschen Forschungen nicht gedacht.

Verschiednen Dichtungsarten, als der Elegie, der Tragödie, Komödie, Satyre, dem Mimus (wobey *Zieglers* Abh. anzuführen war), sind besondre Artikel gewidmet, dagegen wieder andre, als das Epos, die äsopische Fabel, die poëtische Epistel, fehlen.

Die meisten Ungleichheiten und Mängel dürften sich in den *literärischen* Artikeln wahrnehmen lassen, in welchen vornehmlich die *Fabricius*'schen Bibliotheken, *Saxe*, *Harles* u. a. m. benutzt sind. Wir bemerken nur Einiges, wie es sich uns aus mehrerem zufällig darbietet. Der Artikel von *Aesopus* ist gar zu kahl, und nicht einmal *Bentley's* Ansicht über ihn angegeben; *Ammonius* der Grammatiker fehlt; von *Antonin's* Selbstbetrachtungen fehlen *Gataker's* Hauptausgabe und die neuen Uebersetzungen von *Schulz* und *Reche*. Vom Artikel *Aristophanes* könnte man sagen, dass manches darin nach dem alten Hederich schmecke, wenn dieser nicht viel ehrenvoller von dem genialischen Komiker gesprochen hätte, als unser Vf. in Folgendem: „Er hatte unerschöpflichen, aber nur zu oft gemissbrauchten Witz, eine bösartige Satire und schmutzige Ausdrücke und Gedanken, weil seine Sitten selbst nicht besser waren. Seine Einbildungskraft war ausserordentlich lebhaft, von einem gewissen lustigen Charakter, und voll närrischer Bilder. Athens Bürger waren damals schon gänzlich verdorben, eitel, leichtsinnig, unbeständig, ohne gute Sitten und Ehrfurcht gegen die Götter; mehr geneigt über elende Possen zu lachen, als sich durch nützliche Lehren bessern zu lassen." Vom *Aristoteles* wird Th. I. S. 349—361. sehr ausführlich gehandelt. Unter *Arrianus* sind so wenig als unter *Epictetus* die sogenannten *dissertationes Epictetae*, oder die vom *Arrian* herausgegebenen philosophischen Hefte des *Epictet* erwähnt, auch nicht die *Schweighäuser*'sche Ausgabe der *Monumenta philosophiae Epictetae*, so wie auch unter Cebes und Epictet *Schweighäuser's* besondre Handausgabe dieser beiden fehlt, 1798. Der Artikel *Apu-*

leius

tejus ist sehr kahl, und es wird weder der Elmenhorstschen Ausgabe seiner Werke, noch der Oudendorpschen von den Metamorphosen gedacht. An *Archias* sollte seine Stärke im Improvisiren hervorgehoben und *Ilgen's* Schrift über ihn in dessen *Opusce. philoll.* T. II. P. I. angeführt werden. *Conon* der Mythograph fehlt. *Cicero* ist Th. I. S. 815—818. verhältnissmäßig zu kurz abgefertigt, und von seinen einzelnen Schriften sind, gegen des Vfs. sonstigen Gebrauch, keine Ausgaben angeführt worden. Nicht einmal *Middleton's* klassisches Werk über ihn wird genannt. *Homer* Th. II. S. 911—918. mit Benutzung der Wolfischen Ansichten und Erörterungen; *Juvenalis* zu mager, und schlechter als der Artikel *Persius;* von *Eratosthenes* Catasterismen fehlt *Schaubach's* Ausg., und von seinen geographischen Schriften die Seidelsche Bruchstück-Sammlung; unter *Orpheus* Th. IV. S. 1222—1233. gehört zu dem Gedicht von den Steinen *Tyrwhitt's* Ausgabe und Untersuchung über das Alter dieses Gedichts. Auch wird *Schneider's* von *Ruhnken* bestrittne Meinung über das Alter des Orphischen Argonautengesangs mit Stillschweigen übergangen. Unter *Peutingeriana tabula* Th. IV. S. 272. herrscht eine besondre Verwirrung in den Worten: „*Mannert's* Abh. befindet sich an folgender Schrift von *Engel: Res Trajani ad Danubium gestae — auctore C. Mannert*, Norimb. 1793. 8." Das ist ja der Titel der Mannertschen, und nicht der Engelschen Schrift, die nicht mit jener zusammen, sondern unter dem oben von uns angeführten Titel besonders erschienen ist. Wir vermissen einen Artikel *Oratores Attici* (wenn sie gleich einzeln an ihrem Ort aufgeführt werden), der das Allgemeine über sie und über den Alexandrinischen Canon derselben, nach Anleitung der Ruhnken'schen Geschichte derselben, vortrüge. Unter *Parthenius* fehlt die von *Heyne* Gött. 1798. besorgte Ausgabe. Ueber die Artistischen Werke der Philostrate waren *Heyne's* und *Jacobsens* kritische und artistische Bemerkungen nachzuweisen. Unter *Sallustius* musste der Tellerschen Ausgabe gedacht werden, und, wenn einmal Uebersetzungen angeführt werden sollten, der Abtschen. Sonderbar sticht es mit der fast kleinlichen Umständlichkeit des Artikels *Theophrast*, der selbst die Meinungen der Leipziger, Göttinger und Tübinger gel. Anzeigen über die Charaktere aufstellt, ab, dass weder die neuere Entdeckung der beiden letzten Kapitel dieser Schrift, noch die Zusätze der Vaticanischen Handschrift, noch die Siebenkeesischen, Schneiderschen und Coray'schen Ausgaben erwähnt sind. Beym *Zosimus* fehlt die Reitemeiersche Ausgabe.

Fehler der Art wird man sich beym Gebrauch des Werks leicht selbst unter der Hand verbessern. Sie sollen daher keineswegs das ganze Werk herabsetzen, das vielmehr so gut ausgeführt ist, als es selten bey bestellten und auf fremden Auftrag übernommenen Arbeiten der Fall zu seyn pflegt.

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Jena* u. *Leipzig*, b. Gabler: *Versuch über die Gewährsleistung*, von *Joh. Bernh. Müller*, Landrichter zu Ronneburg. 1805. 116 S. 8. (12 gr.) — Die Bearbeitung einzelner Materien in besondern Schriften erregt immer die Erwartung, dass der Vf. sich recht eigentlich vorgesetzt habe, der Wissenschaft einen materiellen Gewinn zu verschaffen. Davon sind aber Rec. in dieser Schrift keine Proben vorgekommen. Der Vf. nimmt zwar einen kleinen Anlauf aus der Metaphysik der Sitten, geht auf die allgemeinen Begriffe der Verbindlichkeit und der Verträge zurück, und zeigt, dass die dem Acceptanten von seinem Auctor zu leistende Entschädigung nicht nur unter einem kategorischen Imperativ der Vernunft, sondern auch des positiven Rechts stehe. Allein die Sache selbst gewinnt hiedurch keine andere und bessere Ansicht, als man bisher immer schon davon gehabt hat. Was hiernächst von der Verbindlichkeit zur Gewährsleistung selbst vorkommt, ist, genau betrachtet, nicht viel mehr, als was die, beynahe auf allen Seiten citirten, Lehrbücher *Hellfeld's* und *Thibaut's* schon enthalten, mit einigen Erläuterungen, die sich leicht darüber geben lassen. Hätte der Vf. seine Leser noch etwas weiter führen wollen: so würde noch Manches mit dem Gesagten zu vergleichen gewesen seyn. Besonders hätte auch *Franzke* im Commentar der Pandekten *Tit. de evictione* vorzüglich eine Nachlese verdient, weil die ganze Lehre daselbst sehr ausführlich beleuchtet ist. Da der Vf., nach dem Eingange zu urtheilen, auf philosophische Genauigkeit viel hält: so wird ihm vielleicht der Zweifel nicht unwillkommen seyn, ob die Verbindlichkeit des Veräusserers, für die *Mängel* der Sachen zu haften, eigentlich hieher gehöre? Der römische Ausdruck *evictionis praestatio*, und das deutsche Wort, *Gewährsleistung*, sind nicht von gleichem Umfange. Jener betrifft den Verlust, den Jemand durch Urtheil und Recht leidet. *Gewähren*, *Gewährsleistung* hingegen bezeichnet überhaupt so viel, als für etwas haften, dafür einstehn, dass es vorhanden sey. Und dies lässt sich allerdings auch auf die *Beschaffenheit* einer Sache beziehen. Man kann füglich sagen, der Verkäufer ist schuldig, die Sache frey von Fehlern zu gewähren. Uneigentlich ist schon in diesem Betrachte der Ausdruck *Gewähr der Mängel*. Nicht diese, sondern vielmehr das Gegentheil derselben, — *die Güte der Sache* — soll der Verkäufer gewähren. Wenn aber nun der Vf. gleich anfangs die Gewährsleistung durch einen Akt erklärt, wodurch der Auctor den Acceptanten des auf ihn übertragenen, ihm aber *evincirten* Rechts wegen entschädigen, und demselben das Interesse leisten muss: so sieht ein Jeder, dass zu dieser eigentlichen *Evictionsleistung* die sogenannte Gewähr der Mängel gar nicht gehöre. Wollte der Vf. auch davon handeln: so hätte er den Gegenstand seiner Schrift anders erklären, dann aber auch §. 8. sich nicht blos auf eine Angabe der Mängel, die der Verkäufer zu verantworten hat, einschränken, sondern demnächst auch die verschiedene Art der Klagen, welche deshalb Statt finden, näher angeben müssen, was dann besonders eine Vergleichung der gewöhnlichen Vorstellung des Verhältnisses der *redhibitorischen*, und der Klage *quanti minoris*, mit andern anscheinlich richtigern Ansichten der Sache, welche *Feuerbach's* Civilistische Versuche und *Thibaut's* P. B. darüber enthalten, veranlasst haben würde.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 23. Auguſt 1806.

BIBLISCHE LITERATUR.

ERLANGEN, b. Palm: *Unterſuchungen, die wahre Anſicht der Bergpredigt betreffend*, von D. *Joh. Wilh. Rau*. 1805. VI u. 186 S. gr. 8. (14 gr.)

Dieſe Schrift führt das weiter aus, was der Vf. zum Theil ſchon vorher in drey Programmen über die Bergrede Jeſu kurz geſagt hatte. Er ſucht den Ungrund und die Unhaltbarkeit verſchiedener, beſonders in neuern Zeiten ſehr beliebt gewordenen Hypotheſen über dieſen merkwürdigen Abſchnitt, ins Licht zu ſetzen, und liefert dadurch zu der ſo höchſt nöthigen Wiederbegründung einer einfachern und unverkünſtelten Schriftauslegung einen ſehr ſchätzbaren Beytrag.

In der *erſten* Unterſuchung (S. 1—19.) wird die Identität der Reden, Matth. 5—7. und Luc. 6, 20—49., vertheidigt, und der Satz bewieſen, daſs Matthäus *denſelben* Vortrag Jeſu in einem längern, Lucas aber in einem kürzern Auszuge mitgetheilt habe. S. 2. fehlt die beſtimmte Anzeige der Stellen, die Matthäus in der Bergpredigt, Lucas aber bey anderer Gelegenheit (Kap. 11—13. und K. 16.), als Ausſprüche Jeſu anführt. (Ueberhaupt bedürfte der ganze Abſchnitt, Luc. 9, 51. — K. 18, 14., der ſo viel Eigenthümliches hat, und gewiſſermaſsen ein für ſich beſtehendes Ganzes ausmacht, wohl einer eignen genauern Unterſuchung, als ihm bis jetzt zu Theil geworden iſt.) S. 7. wird nur ein *zwiefacher* Unterſchied der Bergrede bey Matthäus und Lucas bemerkt, woraus man zu erweiſen geſucht habe, daſs beides ganz verſchiedene Vorträge wären; nämlich Lucas habe *eigene* Zuſätze, und einige in beiden Reden befindliche Ausſprüche hätten bey dieſem einen andern Sinn, als im Matthäus. Hiezu kommt aber noch, daſs Lucas (Kap. 6, 34. 35. 37. 38. 43—45. 47. 48.) einiges ausführlicher hat, als der in dieſer Rede ſonſt weit vollſtändigere Matthäus; woraus ſich auch ein ſcheinbarer Beweis hernehmen lieſse, daſs dieſs nicht *dieſelbe*, und zwar von Lucas (oder von einem frühern Schriftſteller, dem Lucas folgte) ins kurze gezogene Rede ſey. Unter den in beiden Recenſionen dieſes Vortrags enthaltenen, aber nach der Meinung einiger Ausleger in verſchiedenem Sinn angeführten, Ausſprüchen Chriſti hätte vorzüglich auch Matth. 5, 6. und Luc. 6, 21. bemerkt werden ſollen; welche Stellen zwar S. 62 f. erwähnt ſind, aber nicht in Beziehung auf dieſen vermeynten Doppelſinn.

In den folgenden Unterſuchungen werden vornehmlich die neuen Auslegungsverſuche über die Bergpredigt von *Zachariä*, *Michaelis*, *Pott*, *Eichhorn*, *Schmidt*, *Jenichen*, *Storr*, *Wunibald*, *Schweitzer*, *Paulus* u. a., berückſichtigt und beſcheiden geprüft. Die *zweyte* (S. 19—41.) iſt über den Urſprung der Bergrede, in ihrer jetzigen Geſtalt; die *dritte*, über die Perſonen, für welche Jeſus ſie beſtimmte (S. 41—147.); — wo eine gedrängtere Kürze den vortheilhaftern Totaleindruck der Gründe ſehr befördert haben würde; — und die *vierte* über den Zweck dieſer Rede, S. 147—186. Beynahe am Ende dieſer Schrift (S. 166.) wird das πρωτον ψευδος bey vielen neuern Verſuchen über die Bergpredigt ganz richtig darein geſetzt, daſs man ſie als eine, an die *Apoſtel* gerichtete *Einweihungsrede* zu ihrem Amte betrachtet habe. Dieſs gab dann eben die Veranlaſſung, daſs man alles, was in einer *ſolchen* Rede am unrechten Ort zu ſtehen ſchien, davon abgeſondert wiſſen wollte, und das Ganze für einen *Cento* erklärte, der aus mehrerern, zu verſchiedenen Zeiten und vor verſchiedenen Zuhörern gehaltenen, Reden Jeſu zuſammengeſetzt ſey. Wäre es aber unter dieſen Umſtänden nicht rathſamer geweſen, die dritte Unterſuchung, wenigſtens ihren Hauptpunkten nach, der zweyten vorangehen zu laſſen? und hätte nicht manches, was erſt in der vierten Unterſuchung vorkommt, ſchon in die zweyte (von S. 23. an) aufgenommen werden müſſen? Dahin rechnen wir beſonders die treffenden Bemerkungen S. 180 f., über die höchſt auffallende Uneinigkeit aller der Ausleger, die der Zerſtückelungs-Hypotheſe zugethan ſind. — Nach des Vfs. Meinung, ſpricht Jeſus in dieſer Rede weder allein zu den *Apoſteln*, noch auch zu dem zahlreich vor ihm verſammelten *Volke*, (obgleich dieſes mit zuhören durfte,) ſondern *nur* zu ſeinen *Schülern* und *Anhängern* überhaupt; und beide Evangeliſten haben daraus bloſs das Weſentliche, mit Uebergehung mancher Zwiſchenſätze, wiedergegeben, ungefähr auf eben die Art, wie wir es in ſo vielen Auszügen aus Jeſu Vorträgen bey Johannes finden. Dieſs iſt ein Mittelweg zwiſchen zwey Extremen neuerer Interpreten, da man nämlich dieſe Rede, in ihrer gegenwärtigen Geſtalt, entweder mit *Pott* u. a. für ein planloſes und ganz unzuſammenhangendes Gewebe von Gnomen, Sentenzen, und abgeriſſenen Lehrvorträgen Jeſu, oder mit *Jenichen* und *Storr* für ein wohlgeordnetes, und in allen ſeinen Theilen genau verbundenes Ganzes, erklärt hat. Die Meinung des Vfs. von den *Perſonen*, für welche dieſer Vortrag beſtimmt geweſen ſey, hat viel gleiches mit *Knapp's* Behauptung, in einem Programm vom J. 1801. (*Scripta var. argum.*, S. 423—426.); welches aber, wie aus den Bemerkungen über Matth. 5, 3, S. 57 f.

S. 57 f., deutlich erhellt, Hn. *R.* ganz unbekannt geblieben ist. Der Unterschied besteht nur darin, dass *K.* das ἐδιδασκεν ΑΥΤΟΥΣ Matth. 5, 2., weder auf die ὀχλους, noch auf die μαθητας (v. 1.) *allein*, sondern auf *beide zugleich* bezieht, so dass Jesus zwar zunächst die μαθητας *(discipulos primae secundaeque admissionis) angeredet*, aber dabey doch auch recht eigentlich die Absicht gehabt habe, zugleich *alle Anwesende* (τους ὀχλους και τους μαθητας, wie es Matth. 23, 1., und in andern ähnlichen Stellen heisst,) zu belehren. Bey dieser, dort aus den Evangelisten selbst weiter erläuterten Vorstellung, fallen manche Schwierigkeiten weg, die von Hn. *R.* nicht ganz beseitigt werden konnten, z. B. bey den Stellen: Matth. 5, 13. K. 6, 9 — 13. und Luc. 6, 39. 40., von denen er sogar zu behaupten geneigt ist (S. 74. 94. 119. 166.), dass sie ursprünglich nicht zur Bergpredigt gehört hätten; wodurch denn der vorher zurückgewiesenen Hypothese von den *Centonen*, gegen seine Absicht, von neuem der Zutritt gestattet wird.

Bündig zeigt die Abhandlung über den Zweck der Bergrede (S. 149 f.), dass Jesu Absicht nicht gewesen sey, das *Wesentliche seiner ganzen Lehre*, und nicht einmal seine *Sittenlehre*, hier *vollständig* vorzutragen; vielmehr wollte er nur, — wie es S. 178. und 169 f. ausgedruckt wird, — *durch einige gewählte Beyspiele einen Begriff von seiner Sittenlehre geben*, vornehmlich *im Gegensatz gegen Pharisäische Grundsätze, vor denen er warne.* Letzteres wird als der *besondere* Zweck Jesu angegeben; den *allgemeinern* aber setzt er, nach S. 168., darein, „dass er *seine Anhänger* noch fester mit sich verbinden, und (hier würden wir hinzusetzen: „sowohl *diese*, als auch *andere, die ihm zuhörten*,") für seine gute Sache habe gewinnen wollen." Es ist eine wahre Bemerkung (ebendas.), dass Jesus in dieser Rede besonders dadurch auf seine Lehre aufmerksam zu machen gesucht habe, dass er denen, die sich dazu bekennen, und der von ihm gepredigten Tugend huldigen würden, grosse Segnungen verheisse. Aber ausser den, aus Matth. 6 und 7. angeführten, Stellen wäre vornehmlich auf den Eingang zu dem ganzen Vortrag, Matth. 5, 2 — 12. und Luc. 6, 20 f., hinzuweisen gewesen. Der Begründer des neuen ethischen Gottesreichs spricht hier auf gleiche Art, und in gleicher Absicht, wie die Stifter neuer weltlichen Reiche und Pflanzstädte in ihren Manifesten und Einladungsreden. Seine neue Verfassung und Gesetzgebung empfiehlt er durch Vergleichung mit den bisher bestandenen, beginnt mit Seligpreisungen der Bewohner und Anbauer der ihnen durch ihn eröffneten neuen Welt, und deutet zugleich an, was dazu überhaupt erfordert werde, wenn man hier Bürgerrecht erlangen und behaupten wolle. Mehr als dieses war in einer solchen Einladungsrede weder nöthig, noch dienlich. Wer sich dadurch bewegen liess, Bürger seines Reichs zu werden, oder es zu bleiben, der erhielt in seinem Reiche, oder bey seiner Nachfolge, nach und nach, so wie es seine Bedürfnisse erheischten, ausführlichern Unterricht, nicht nur über seine sämmtlichen Rechte, sondern auch über seine Pflichten, und über den einzig richtigen Weg, auf welchem er zum Ziele seiner hohen Bestimmung gelangen könne.

In der Stelle Matth. 5, 17., wird S. 80. das πληρωσαι mit den meisten Neuern durch *vollständig machen* erklärt. Zwar kann πληρωσαι *an sich* dies bedeuten; aber es bedeutet dieses sonst *nie*, wenn es mit νομος verbunden wird. Da heisst es vielmehr immer: *erfüllen, beobachten;* also hier: den Anordnungen und Vorschriften (des Gesetzes und der Propheten) ein Genüge leisten. Dies sagt der Messias auch anderwärts oft von sich. Auch er selbst wollte, wie er es v. 19. von seinen Jüngern verlangt, ποιειν (vergl. Ebr. 10, 7. 9.) και διδασκειν (ουτω), Gottes Gesetz beobachten, und andern die Beobachtung desselben durch Lehre und Beyspiel empfehlen. Das ἑως ἀν παντα γενηται, v. 18., erklärt der Vf.: *bis alles* vollendet *seyn wird*, d. i. bis ich mein ganzes Geschäft werde ausgeführt haben; und setzt hinzu: „Auf eine ähnliche Art kommt auch sonst παντα im N. T. vor." Sehr richtig. Nur die als Beyspiel citirten Worte, Matth. 11, 27., παντα μοι παρεδοθη, gehören nicht hieher. Dafür wäre Joh. 19, 28. (παντα ἠδη τετελεσται) anzuführen gewesen: so wie zum Beweis, dass γινεσθαι statt πληρωθηναι oder τελεισθαι gesetzt werde, die Stelle Matth. 24, 6. 34. angeführt werden konnte. Was Jesus nach dieser Erklärung hier zu verstehen giebt, dass nämlich, nach Vollendung seines Geschäfts, ein Theil der Anordnungen des Gesetzes und der Propheten, seine Gültigkeit verlieren werde, das sagt er auf eine andere Art, und deutlicher, Joh. 4, 21. 22.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

MÜNCHEN, b. Lindauer u. Lentner: *Versuch einer pragmatischen Geschichte der baierischen und oberpfälzischen Mineralwasser.* Nebst chemischer Untersuchung derselben in 41 Tabellen, *der Bergnaphtha* bey *Tegernsee* und einer *Brunnenkarte.* Von *Johann Baptist Graf*, Ph. et Med. Dr., Medizinal- und Gen. Lazar. Inspections-Rath, Professor. *Erster* Band. mit 20 Tabellen. 1805. 144 u. XCVI S. Einleitung. *Zweyter* Band. m. 21 Tabellen u. fortlaufenden Seitenzahlen S. 145 — 360. gr. 8. (6 Rthlr.)

Bayern zählt, mit Einschluss der Oberpfalz, was man kaum glauben sollte, 37 Mineralquellen: die meisten derselben enthalten Schwefelwasserstoff, Hydrothionsäure und Kohlenstoffsäure (und entspringen kalt). Die chemische Untersuchung derselben mit Kochen, Reagentien etc. wurden mit jeder zweymal, im Früh- und Spät-Jahr wenigstens, mit einigen so gar vier bis fünfmal zu verschiedenen Jahreszeiten gemacht und die Resultate bey jedem einzelnen Band in Tabellen angehängt. Auf die chemische quantitative Analyse eines Mineralwassers hält Hr. *Gr.* mit Recht wenig: um aber den praktischen Arzt bey der Anwendung der bayerischen und oberpfälzischen Brunnen aus der Geschichte und der chemischen qualitati-

ven

ven und quantitativen Unterſuchung eine richtige Anſicht zu geben, entwarf er nicht bloſs die einzelnen Tabellen, ſondern fügte auch eine ſchön gearbeitete geographiſche Karte der Lage dieſer Bäder bey. Aus dem Ganzen erhellet, daſs Bayern Stahlwaſſer, Säuerlinge, eiſenhaltige Schwefelbäder, Schwefelwaſſerſtoffhaltige, Seifenquellen, ſalzige Waſſer u. ſ. w. enthalte, welche mancher ausländiſchen hoch berühmten Heilquelle zur Seite geſetzt zu werden verdienen. — Die Verhältniſſe, Verbindungen und Entmiſchungen des Waſſerſtoffes und Stickſtoffes, der Säurung und Baſirung der Stoffe, der Proceſs der Mineraliſirung eines Waſſers u. ſ. w. ſind in der neuern chemiſchen Sprache eines *Scherer's*, *Winterl's* u. ſ. w. vorgetragen. Seine Erklärung der Entſtehung der Kohlenſtofffäure iſt folgende: „der Stickſtoff entzieht dem Waſſer den Waſſerſtoff, und bildet Laugenſalz, während der Sauerſtoff des Waſſers ſich mit der in der unterirdiſchen Natur allenthalben verbreiteten Kohle verbindet, dieſelbe oxydirt und Kohlenſtofffäure bildet." Er iſt ferner der Meinung, daſs die warmen Quellen ein unvollendetes Präparat der Natur, oder daſs die Mineralwaſſer überhaupt ein Entmiſch- und Miſchungs-Proceſs ſeyen, wodurch oft die aus der Miſchung gebrachten Stoffe unter der Erde nicht mehr Zeit haben, oder auch nicht verwandte Stoffe genug finden, um eine neue Miſchung einzugehen. Der Vf. äuſsert hier auch die Idee, ob nicht die erſte Bedingung zur Fäulung die Entfernung des Kohlenſtoffs ſey, weil dieſer Stoff allen organiſchen Körpern beygemiſcht iſt, und die Fäulniſs-Erſcheinungen allezeit mit Entſtehung von Kohlenſtofffäure vereiniget ſind. — Wenn das Feuer auf den lebenden Organismus wirkt, geſchieht das mittelſt Entziehung oder durch Mittheilung des Oxygens? verbindet ſich das thätige Oxygen der Atmoſphäre mit dem Kohlenſtoffe zur Kohlenſtofffäure, oder wird dem Organismus Waſſerſtoff entzogen, der ſich mit dem beym Verbrennen in Thätigkeit geſetzten Oxygen der Atmoſphäre zu Waſſer verbindet? Faſt ſollte man das letzte glauben. — Alle Arzneyen, alle Dinge der Natur, die dem organiſch lebenden Weſen beygebracht werden, wirken nicht allein durch Oxydation und Desoxydation, ſondern auch durch Anziehen oder Neutraliſation der Stoffe, durch Aufnahme oder Abgabe von Stickſtoff, Kohlenſtoff, Sauerſtoff, Waſſerſtoff u. ſ. w. unter der Aegide der Lebenskraft. — Eine beſtimmte Miſchung unſerer Beſtandtheile bedinge die höchſte Stufe der Geſundheit: Aenderung dieſer Miſchung ſey Krankheit; Wiederherſtellung dieſer Miſchung: Heilen; gänzliche Entmiſchung: Tod. Mit vieler Beſcheidenheit äuſsert der Vf. ſeine Zweifel über die gewöhnlichen chemiſchen Unterſuchungen und Analyſirungen der Mineralquellen, wie die in dem Waſſer enthaltenen Säuren mit den Erden und Laugenſalzen verbunden ſeyen. — Die Regeln vor, während und nach dem Baden ſind auf wiederholte Erfahrung gegründet und mit Belegen aus einem neuern Lehrdichter (D. *Neubeck*, über die Geſundbrunnen) und einem ehrwürdigen Veteran aus dem 16ten Jahrhundert, D. *Mich. Savanarola de Balneis et Thermis* ſanctionirt. — In folgender Ordnung werden nun die merkwürdigſten Mineralquellen Bayerns und der Oberpfalz durchgegangen: *Benedict-Bayern* beſitzt einen Heilbrunnen, welcher Kochſalz, feuerfeſtes Laugenſalz im Ueberſchuſſe, kohlenſtofffaures Eiſen und vermuthlich (?) geſäuerte Bittererde enthält. Eine angehängte groſse Tabelle zeigt die Beſtandtheile deſſelben nach chemiſcher Analyſe mittelſt Reagentien in vier Momenten. Die Lage und die Literatur jeder mineraliſchen Quelle ſammt den Namen ihrer Schriftſteller gehen voran. In der Gegend von *Waldſaſſen*, zu deren Beſchreibung *Flurl* benutzt worden, befinden ſich folgende Quellen: der *Stahlbrunnen* bey *Wieſau:* er ſey das beſtimmte Surrogat für das Pyrmonter und Spaawaſſer; daher fügte der Vf. zum Vergleichen der chemiſchen Tabellen von *Wieſau* auch eine über den Pyrmonter-Brunnen bey. Eine andre Quelle daſelbſt, der ſogenannte *Stinker*, ſey dem Geſchmack und Gehalt nach, das wahre Egerwaſſer: dieſes aber ſtinkt an dem Franzbrunnen gewiſs nicht, enthält auch keine Schwefelleberluft. — Die *Hardecker* Quellen übertreffen (?) das Schwalbacher und Fachinger die *Kondrauer*, die Quellen bey *Fixen* und *Eckhartsgrün* ſollen wahre Säuerlinge ſeyn und das Selterwaſſer erſetzen. Die Salzquelle zu *Falkenberg* und die zu Benedictbayern können ſtatt des böhmiſchen Bitterwaſſers getrunken, ſo wie die Quelle zu *Fuchsmühl*, als die Einzige ihrer Art in Deutſchland der chemiſchen Analyſe zu Folge betrachtet werden, indem ſie das Eiſen als ſalzſaures Eiſenoxyd, und wirklich ſalzſaures Braunſteinoxyd enthält. Alle dieſe Mineralquellen liegen in und nahe um Waldſaſſen herum. — Derſelbe Band beſchreibt ferner den eiſenhaltigen *Neumarker Brunnen* in der Oberpfalz: die *Groſsalbertshofer*, gleichfalls eiſenhaltige Quelle im Sulzbachiſchen, die zugleich viel Kohlenſtofffäure enthält: das Schwefelwaſſer bey *Abach*, unweit Regensburg, das viel geſchwefelten Waſſerſtoff führen ſoll. — Die *Abenſperger* Mineralquelle hat gleichfalls Schwefelwaſſerſtoffgas mit Kohlenſtofffäure und kommt mit ihrem Nachbar, dem Abacherbad, ziemlich überein. — Der *Kloſterbrunnen zu Abenſperg* beſtehe aus gleichen Beſtandtheilen und habe daher ähnliche Wirkung. — Die Mineralquellen zu *Sippenau*, drittehalb Stunden von Abenſperg, verbreiten oft bey heiterer Witterung Morgens und Abends ¾ Stunden weit den Schwefellebergeruch. Aehnliche Schwefelquellen finden ſich bey *Gecking* und *Marching* unweit Neuſtadt an der Donau vor, welche aber ganz unbeſucht und faſt eingegangen ſind.

Der *zweyte* Band macht mit folgenden Mineralwaſſern bekannt: der *Höchenſtädter* Geſundbrunnen in Unter-Bayern unweit Paſſau führt Schwefelwaſſerſtoffgas mit kohlenſtofffauerm Eiſen; der zu *Tannenbrunnen* bey *Schwindbeck* 2½ Stunde von München iſt gleichfalls Schwefelwaſſerſtoffhaltig. — Die *Roſenheimer* Mineralquelle, oder der ſogenannte *Küpferling*, enthält Schwefelwaſſerſtoffgas, freye Kohlenſtoff-

ſtofffäure mit etwas Eiſen in laugenſalziger Verbindung und wird häufig gegen Gicht, Lähmung, Steinſchmerzen u. ſ. w. gebraucht. — Der *Sulzerbrunnen* bey Bolling in Oberbayern führt Schwefelleberluft, Eiſen, feuerfeſtes Laugenſalz und Kohlenſtofffäure. — Der *Eſchellohe* Geſundbrunnen, unweit des Kloſters *Etal*, beſitzt vorzüglich viel Schwefelwaſſerſtoffgas, der angehängten Tabelle zufolge. — Der Heilbrunnen zu *Tegernſee* oder das Bad zum *heiligen Kreutz* in Ober-Bayern führt geſchwefeltes Waſſerſtoffgas im Ueberfluſſe und kohlenſtofffaure-Kalkerde. Das ehemalige Kloſter würde ſich daſelbſt mit wenigen Koſten zu einer der beſten und ungleich wirkſamern Bade-Anſtalt als das zu *Nenndorf* leicht umſchaffen laſſen. — Die *Bergnaphtha* oder das *St. Quirinöl* ebendaſelbſt gehört zu den flüſſigen Bergharzen, iſt leicht entzündlich und nicht unangenehm von Geruch. — Das wirkſame *Adelholzerbad* unweit Traunſtein führt kohlenſtofffaures Eiſenoxyd und Kohlenſtofffäure im Ueberſchuſs mit Kalkerde und Laugenſalzen verbunden. — Der *Wemdinger Heilbrunnen* in Unterſchwaben unweit Nördlingen, Monheim zu, enthält Schwefelwaſſerſtoffgas, Kohlenſtofffäure, gebundene Schwefelſäure mit kohlenſtofffaurer Erde und Eiſen. — Das *Mochingerbad* oder der *Mariabrunn* unweit München, von dem uns D. *Leuthner* 1790. eine Beſchreibung gab, führt Kohlenſtofffäure im Ueberſchuſſe, kohlenſtofffaure Talk- und Kalk-Erde, kohlenſtofffaures Laugenſalz und etwas kohlenſtofffaures Eiſen. — Das *Scheftlarner* Mineralwaſſer, vier kleine Stunden von München, enthält faſt gleiche Beſtandtheile, als das vorhergenannte. — Auch der *Altenöttinger-Georgen-Brunnen* kömmt mit den erſterwähnten zwey ziemlich überein und führt kohlenſtofffaure Kalkerden und ſolches Laugenſalz mit etwas Eiſen. Es wird derſelbe ziemlich beſucht. — Die Mineralquelle zu *Mühldorf* iſt noch wenig bekannt; ſcheint aber, nach der beygefügten Tabelle, nicht unwirkſam zu ſeyn. Dafür iſt das *Waſſerburgerbad*, oder das ſogenannte *Agatiiwaſſer* viel bekannter und kommt mit der *Mochingerquelle* ziemlich überein. — Das *Kirchbergerbad* bey Reichenhall iſt gleichfalls wenig bekannt; die chemiſchen Beſtandtheile aber, nach der Tabelle zu urtheilen, treffen mit dem *Mochingerbrunnen* ziemlich überein. — Das *Kanizerbad*, in der Grafſchaft Werdenfels, enthält gleichfalls geſchwefeltes Waſſerſtoffgas und hat viel ähnliches mit dem zu Altenöttingen. — Der *Petersbrunnen* am Starenbergerſee, fünf Stunden von München, iſt ganz vernachläſſiget, ward aber ehedem vorzüglich gegen Hautkrankheiten gebraucht. Nicht weit davon befindet ſich die *Allmannshauſer* eiſenhaltige Schwefelquelle. — Der *Diezenbacher* Heilbrunnen in der Grafſchaft Wieſenſteig, hat viele Aehnlichkeit mit dem Schwalbacherwaſſer und enthält, nach der angehängten Tabelle, Kohlenſtofffäure im Ueberſchuſs, kohlenſtofffaures Eiſen, eben ſolches Laugenſalz mit Kalk und Bitter-Erde. — Der nun folgende *Nachtrag* von dem *Alberreitter* Sauerbrunnen, welcher noch kräftiger als der Egeriſche ſeyn ſoll, und das ſchätzbare Actenſtück darüber von 1668. hätte oben bey den Mineralquellen von Waldſaſſen eingerückt werden ſollen, ſo wie auch die *Mineralquelle* bey *Goſel*, zwey Stunden von Waldſaſſen, welche viel Kohlenſtofffauresgas enthält und mit dem *Waſſauerbrunnen* ziemlich übereinkommt. — Die *eiſenhaltige Quelle*, an dem ehemaligen *Fichtelſee*, führt, nach der beyliegenden Tabelle, kohlenſtofffaures Eiſen.

Rec. dankt dem würdigen Vf. im Namen des naturwiſſenſchaftlichen Publikums für dieſes intereſſante Werk, und fügt den Wunſch bey, daſs der bayeriſche Patriotismus, durch dieſes Werk geweckt, zur Verbeſſerung wenigſtens einiger dieſer, gewiſs ſehr wirkſamen Bade-Anſtalten thätige, hülfreiche Hand anlegen möge, damit doch die noch beſuchten z. B. in *Abach*, *Neumark*, *Wemdingen*, u. ſ. w. wegen ſchlechter Bewirthung, Baufälligkeit u. ſ. w. nicht auch wie ihre Schweſtern, in kurzem der gänzlichen Vergeſſenheit übergeben werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Wien*, b. Doll: *Wiens Umgebungen.* Vier mahleriſche Darſtellungen nach der Natur. Von *Friedrich Fröhlich.* 1805. 48 S. 8. m. e. ſaubern Titelkupfer, das einen Theil des Praters vorſtellt. — Hr. D. Med. F. (ſo viel Rec. weiſs, aus Bielitz in Schleſien) beſingt hier in *vier* Abtheilungen die Naturſchönheiten und künſtlichen Vergnügungen des Kahlenberges — der Brigittenau — Schönbrunns — und des Praters. Für den Topographen iſt hier nichts neues zu lernen: aber man lieſt das Gedicht im Ganzen mit Vergnügen und mit angenehmer Erinnerung an das, was man an dieſen Orten ſelbſt geſehen und genoſſen hat. Der Vf. entfaltet hier eine nicht geringe Anlage zum Idyllen-Dichter; ein feiner Sinn für Natur und Menſchheit drückt ſich in ſeinen Schilderungen aus. So heiſst es z. B.:

In vollen Haufen ſtrömt dort rechts herab
Der neubegier'gen Wallr frohe Schaar.
Laſst uns, o Freunde, ihrem Schritte folgen!
Es eilt der Menſch auf allen Lebenswegen
Mit Menſchen gern der Sorg und Luſt entgegen.

Manche Flecken unterbrechen hie und da den Genuſs des Leſers. So z. E. kommt S. 34. und 35. die nämliche Wendung vor: Dem ſelgen Anſchaun gänzlich hingegeben. S. 13. und 14. Der rege Geiſt des Sterblichen — die rege Bruſt — der Bäume rege Zweige — rege Kaiſerſtadt. Alſo auf zwey Seiten das nämliche Beywort viermal wiederholt. Eben ſo iſt das Wort *hehr* und *ſtrahlen* zu oft gebraucht: letzteres oft gar nicht glücklich.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 25. Auguſt 1806.

RECHTSGELAHRTHEIT.

KOBLENZ, in d. Laſſaulx. Buchh.: *Journal für Geſetzkunde und Rechtsgelehrſamkeit.* Herausgegeben von *F. Laſſaulx*, Avocé bey den Tribunalien zu Koblenz. *Erſter* Jahrgang. XII. (1804.), bis jetzt 10 Hefte; *zweyter* Jahrgang. XIII. (1805.) für jetzt von 1 — 6. Heft. (Der Jahrgang compl. 4 Rthlr.)

Hr. *L.* hat durch dieſes Journal ein verdienſtliches Werk unternommen. Beſonders nützlich iſt es für die deutſchen Provinzen des franzöſ. Reichs. Aber auch für das übrige Deutſchland, welches, den Zuſtand der Geſetzgebung und Rechtsgelehrſamkeit in Frankreich zu beobachten, ein wiſſenſchaftliches ſowohl als ein politiſches Intereſſe hat, enthält es viel Belehrendes und Merkwürdiges. Die Hauptgegenſtände, welche in dem Plane dieſer Zeitſchrift liegen, ſind: 1) *Die wichtigſten neuen Geſetze*, welche in Frankreich erſcheinen, finden ſich hier abgedruckt. 2) *Merkwürdige Proceſſe*, beſonders ſolche, wodurch ſtreitige Rechtsfragen in Beziehung auf den neuen Geſetzcodex entſchieden werden, erzählt der Vf., und führt mehrentheils die geſprochenen Erkenntniſſe mit den Entſcheidungsgründen an. 3) *Intereſſante Kriminalproceſſe.* 4) *Eigene Abhandlungen über einzelne Theile des (neuen) franzöſiſchen Rechts.* 5) *Miſcellen;* Nachrichten von neu herausgekommenen juriſtiſchen Schriften; Notizen über ſowohl lebende als verſtorbene franzöſiſche Rechtsgelehrte u. ſ. w.

1) In Anſehung der hier *abgedruckten franzöſiſchen Geſetze* haben wir den Wunſch, daſs der Herausg. am Schluſſe eines jeden Jahrganges ein vollſtändiges Regiſter, in welchem die Materien der Bequemlichkeit des Nachſchlagens wegen alphabetiſch geordnet ſeyn möchten, künftig mittheilen wolle. Daneben könnten auch die ſyſtematiſchen Ueberſichten der Geſetzgebung in jedem Jahre, wie der Vf. von der Legislatur des zwölften Jahres im 2. Heft des 2. Jahrg. gegeben hat, ebenfalls einen Platz erhalten. Unſerer Meinung nach würden die organiſchen Senatus Conſulte, wie z. B. das vom 28. Floreal XII., wodurch die Staatsverfaſſung des Reichs beſtimmt wird, von dem Plane dieſer Zeitſchrift auszuſchlieſsen ſeyn, da ſie durch ſo viele andere Zeitungen und öffentliche Blätter zur Kenntniſs des Publicums ohnedieſs gebracht werden, und der Platz in dieſem periodiſchen Werke der vollſtändigen Anzeige der Geſetze über das Privatrecht, das Criminalrecht, den Proceſs, die Polizey, die kirchlichen Verhältniſſe, und die für den Unterthan wichtigern Finanzeinrichtungen ungeſchmälert erhalten werden muſs.

2) Aus den von Hn. *L.* mitgetheilten *merkwürdigen Rechtsfällen* führen wir nur einiges an, und begleiten es mit einer kurzen Erinnerung. *a)* Von der *Verbindlichkeit der Kinder, ihre Aeltern zu ernähren*, werden zwey nicht ganz gleiche Fälle angeführt (Heft 3. Jahrg. I.) In dem einen ward dieſelbe als ſolidariſch betrachtet, in dem andern, da das von dem Beklagten geforderte Quantum deſſen Vermögenszuſtande nicht angemeſſen zu ſeyn ſchien, nur als partiell, ſo daſs der Ueberſchuſs von den übrigen Kindern eingeklagt werden ſollte. Wir bemerken: derjenige Theil des Geſetzbuchs, welcher von den ſolidariſchen Verbindlichkeiten handelt, enthält eine Verfügung im Art. 1202. des Inhalts: *La ſolidarité ne ſe préſume point: il faut qu'elle ſoit expreſſement ſtipulée.* Die vor uns liegenden Diſcuſſionen des Staatsraths enthalten nichts über den vorhin angeführten Fall; und es dürfte daher wohl nöthig ſeyn, daſs hierüber eine Deciſion erſchiene: ob und unter welchen Bedingungen und Modificationen die Verbindlichkeit der Kinder, ihre Aeltern zu ernähren, ſolidariſch ſeyn ſollte, ohne daſs es einer dieſsfallſigen Stipulation bedürfe? *b)* Im 4. Stück S. 39. wird behauptet, *daſs der Halbbruder die Geſchwiſterkinder ganz ausſchlieſse.* Wir ſind anderer Meinung. Der ganze Geiſt des franzöſiſchen Erbrechts geht dahin, die Halbgeſchwiſter nicht auszuſchlieſsen. Die Verlaſſenſchaft wird nur in zwey Theile, für die väterliche und für die mütterliche Linie, getheilt; die volle Geburt erbt in beiden Linien, die halbe nur in der ihrigen. Das Repräſentationsrecht in der Seitenlinie zu Gunſten der Geſchwiſterkinder iſt allgemein eingeführt, ohne die vollbürtigen von den Halbgeſchwiſtern zu unterſcheiden. Wo das Geſetz nicht unterſcheidet, da dürfen auch wir keinen Unterſchied machen. Art. 42. (nach der jetzigen Abtheilung des *Code* Art. 752.) wird von den Anhängern der entgegengeſetzten Meinung ganz falſch ausgelegt. Es iſt daſelbſt die Rede von folgendem Falle (in dem letzten Satze des Artikels in den Worten: *ſ'il n'y a de frères ou ſoeurs que d'un coté*). Der Verſtorbene hinterlieſs *nur* Halbgeſchwiſter und einen Vater oder eine Mutter. Das Wort *nur* (*ne-que*) zeigt deutlich an, daſs weder vollbürtige Geſchwiſter, noch vollbürtiger verſtorbener Geſchwiſter-Kinder, noch überhaupt Geſchwiſterkinder vorhanden ſind. Es kann alſo gar nicht von der Succeſſion derſelben die Frage ſeyn. Folglich kann dieſer Artikel auch nicht als entſcheidend über die aufgeworfene Frage betrachtet werden: ob das Halbgeſchwiſter die Geſchwiſterkinder

kinder ausschliefse oder nicht? sondern diese muss nach den andern Grundsätzen von der Erbfolge der Geschwister beurtheilt und beantwortet werden. Wie ist aber jene Stelle: *s'il n'y a de frères ou soeurs que d'un coté, ils succèdent à la totalité; à l'exclusion de tous autres parens de l'autre ligne*, zu verstehen? Der Gesetzgeber sprach vorher in demselben Artikel von einer Theilung (resp. der Quote) der Verlassenschaften in zwey Linien, im Falle wenn Geschwister aus verschiedenen Ehen da seyn sollten; z. B. der Verstorbene hatte einen Halbbruder von väterlicher, und einen Halbbruder von mütterlicher Seite. Es hätte also scheinen können, dass in dem andern Falle, da nur Halbgeschwister von einer Seite da wären, die entferntern Verwandten der andern Linie verlangen könnten, dass die Verlassenschaft (resp. die Quoten davon) in zwey Lineal-Portionen getheilt werden, und sie zur Erbschaft in ihrer Linie zugelassen werden müssten. Dem wollte der letzte Satz jenes Artikels vorbeugen, indem er sie in dem bestimmten Falle ausdrücklich ausschloss. Es konnten daher in dem S. 43 f. angeführten Falle, wo Philip Starsse drey Halbschwestern von der Mutter her, und von der andern Seite Descendenten von den Onkeln seines Vaters hinterliess, die letztern unmöglich einen Theil der Erbschaft erhalten, weil hier die Worte des Gesetzes klar und unwidersprechlich sie ausschlossen. *c)* Aus den im *6.* und 7. Heft angeführten Beyspielen sehen wir, dass der *Gerichtsbrauch* in Frankreich über die Frage *schwankend* ist: *ob es erlaubt sey, oder nicht, ein natürliches Kind zu adoptiren*? Zu einer Uebereinstimmung der Gerichte in diesem Punkte dürfte um so weniger Hoffnung seyn, da der (zu unserer Verwunderung ohne Discussion vorübergegangene) Art. 356. befiehlt, dass die Sentenz über die Zulässigkeit oder Unzulässigkeit der Adoption ohne Beyfügung der Entscheidungsgründe abgefasst werden, und den einfachen Ausspruch: *Il y a lieu* oder *Il n'y a pas lieu à l'adoption* enthalten solle. Unserer Seits sind wir der Meinung, dass die Adoption natürlicher Kinder, sie mögen anerkannt seyn oder nicht, unter den im *Code* bereits enthaltenen Bedingungen der Adoption überhaupt, erlaubt seyn müsse. *d)* Im *zweyten* Jahrgange und dessen *ersten* Stücke ist ein merkwürdiger *Conflict zwischen deutschen und französischen Gerichten und Rechten* erzählt. Die Testatorin, die vorher unleugbar ihren Wohnsitz auf dem linken Rheinufer in Coblenz gehabt hatte, war nach dem rechten Ufer in das Nassau-Weilburgische nach Thal Ehrenbreitstein gezogen, hatte daselbst ein Testament gemacht, und war daselbst kurz darauf gestorben. Hier entstehen nun zwey wichtige Präjudicialfragen: Wo hatte die Verstorbene ihr wahres Domicilium? und welche Gesetze sollen über die Auslegung der Handlungen, aus denen die Absicht, das Domicilium entweder beyzubehalten oder zu ändern, geschlossen werden kann, gelten, die französischen oder die deutschen? Wir können, um nicht weitläuftig zu werden, die besondern Umstände des Falles, welche es im Allgemeinen zweifelhaft machten, wo die Verstorbene ihr Domicilium gehabt habe, nicht anführen. Unserm Dafürhalten nach müssen aber hier die französischen Gesetze entscheiden, da die Erblasserin doch vorher unbezweifelt eine französische Bürgerin war, und folglich, wenn sie die Absicht hatte, ihren Wohnsitz zu verändern, dasjenige beobachten musste, was ihr die Gesetze ihres bisherigen Vaterlandes deshalb zur Pflicht machten. Nur ist zu bedauern, dass auch diese sehr unbestimmt sind. Der Beweis der Absicht, sein Domicilium verändern zu wollen, soll in Ermangelung einer ausdrücklichen Erklärung aus den Umständen geführt werden. (Art. 105. des G. B.) Wie schwankend! Ohne Zweifel wird dieser Artikel des G. B. früher oder später eine Revision erhalten. Die Bemerkungen, die der jetzige Kaiser von Frankreich noch als erster Consul im Staatsrathe über den so wichtigen Punkt von Veränderung und Beybehaltung des Wohnsitzes gemacht hat, und worauf wir bey einer andern Gelegenheit zurückkommen werden, zeugen von dem Scharfsinn dieses seltenen Mannes, und werden gewiss bey einer genauern Bestimmung der Gesetze über das Domicilium, so wie bey den mit den Nachbarn hierüber abzuschliefsenden höchst nöthigen Verträgen, in Erwägung gezogen werden. *e)* In dem zweyten Hefte S. 125. f. ist von einem Rechtsfalle die Rede, wo eine gewisse Martha Caillot über die ihr ausgesetzten Legate mit dem Erben sich auf eine gewisse Summe verglichen hatte; zur Sicherheit verpfändete dieser ihr alle seine Güter, insbesondere die Erbschaftssachen, welche, wie es in der Acte hiess, der besondern und privilegirten Hypothek der M. Caillot unterworfen bleiben sollten. Dieser Vergleich war vor dem neuen Gesetzbuche geschlossen. Gleichwohl hat das App. Gericht zu Aix dies darauf angewendet, und zwar auf eine, nach des Rec. Meinung, sehr gezwungene Weise. Nach dem neuen franz. Rechte (Art. 2161.) hat in dem Falle, da ein Gläubiger, welcher nach dem Gesetze berechtigt seyn würde, seine Hypothek auf alle wirkliche, oder auch auf die künftigen Güter des Schuldners eintragen zu lassen, auf mehr, als zur Sicherheit seiner Forderungen nöthig war, die Eintragung erwirkt hat, der Schuldner das Recht, die Reduction bis auf eine billige, nach einem im Gesetz angegebenen Verhältnisse zu bestimmende Summen zu verlangen. Vertragsmäfsige Hypotheken sollen aber dieser Verfügung nicht unterworfen seyn. Ungeachtet nun die Hypothek der M. Caillot, wie angeführt worden ist, sich auf einen Vertrag gründete: so hat das Gericht von Aix sie doch nicht für eine von der Reduction befreyte vertragsmäfsige Hypothek erklärt; und aus welchem Grunde? weil in dem Art. 2129. steht: Keine vertragsmäfsige Hypothek ist gültig, als wenn entweder in der authentischen Urkunde, woraus die Forderung entstanden ist, oder in einer spätern authentischen Akte die Eigenschaft und die Lage eines jeden verhypothecirten Grundstücks besonders ausgedruckt ist: Diese Verordnung nimmt nun das Gericht als eine Bestimmung des Wesens, gewissermafsen als die legale Definition der conventionellen Hypothek an; und da diese Merk-

male in der angeführten Hypothek nicht vorhanden sind: so erkennt dasselbe sie nicht für eine vertragsmäfsige an, sondern betrachtet sie — als eine legale. Unserer Meinung nach war vielmehr zu erwägen: ob auf diesen, vor dem neuen Rechte geschehenen Fall das letztere anwendbar sey, oder nicht? Wäre es anwendbar: so hätte vielmehr die ganze Hypothek für ungültig erklärt werden müssen: denn der Sinn des 2129. Art. kann nicht seyn, dafs alle conventionellen Generalhypotheken legale seyn sollen, sondern dafs sie ungültig sind, indem künftig der Vertrag, wodurch die Hypothek ertheilt wird, die speciell verhypothecirten Grundstücke bestimmt ausgedrückt und beschrieben enthalten soll. — *f)* Im 3. Hefte S. 207. finden wir eine paradoxe Behauptung des kaiserl. Procurators Merlin, dafs eine vor der Revolution geschlossene Ehe eines katholischen Geistlichen keineswegs für nichtig zu halten sey, da zwar die kanonischen, nicht aber die Civilgesetze dergleichen Ehen ausdrücklich verboten hätten.

3) Von den im Lassaulxschen Journal erzählten merkwürdigen *Criminal-Processen* erlaubt uns der Raum dieser Blätter nicht, eine vollständige Anzeige mitzutheilen. Sie sind auch zum Theil bereits durch andere Blätter bekannt (z. B. der — hier aber nicht vollständig berichtete Proceſs — gegen Moreau). Der *sechste* Heft des *zweyten* Jahrgangs enthält den Anfang der Geschichte einer seltsamen und *merkwürdigen Betrügerey*. Eine listige Person giebt sich für die verstorbene Marquise von Douhault aus, und weifs, unter der Vorspiegelung, dafs ihre Verwandten sie um ihr Vermögen hätten bringen wollen, weshalb man sie für todt ausgegeben, das Mitleiden so sehr zu erregen, dafs selbst in der Gegend, wo die wahre Marquise eine Zeit lang gelebt hatte und hinlänglich bekannt seyn mufste, 96 Personen sie für diejenige, deren Namen sie angenommen hatte, anerkennen. Dergleichen Begebenheiten sind interessant für den Richter. Wie behutsam mufs man doch seyn mit den Zeugen, und überhaupt bey Erforschung der Wahrheit! Wie sehr hat man gegen diejenigen Täuschungen und vorgefafsten Urtheile sich in Acht zu nehmen die nicht einmal in einem bösen Willen, sondern in einer gewissen Gutmüthigkeit und in dem natürlichen Unwillen gegen Unrecht und Unterdrückung ihren Grund haben.

(*Der Beschlufs folgt.*)

GESCHICHTE.

WIEN, gedr. b. Degen: *Epistolae Procerum Regni Hungariae* P. I. complectens Epistolas ab ao. 1490 — 1531. quas *Georg. Pray*, C. Ecclesiae M. Varad. Canonicus collegit atque Francisci II. honoribus dicavit *Adamus Revitzki de Revisnye* dum sub augustissimis Auspiciis in Acad. Theresiana assertiones ex universo jure progugnaret. 1805. 191 S. 8.

Die Theresianische Ritterakademie, welche schon durch Herausgabe des *Cod. Epistola Ottocari* der böhmischen und österr. Geschichte einen wichtigen Dienst erwiesen hatte, erfüllt nun einen sehnlichen Wunsch der ungr. Geschichtsforscher durch Herausgabe der Prayischen Sammlung der Briefe ungr. Grofsen. Bekanntlich kommen in seiner *Historia Regum Hung.*, zumal im *dritten* Bande, häufige Nachweisungen auf diese *Epistolas* vor, deren Vorrede von *Pray* schon im May 1799. unterzeichnet wurde, *Lünigs* Vorbild schwebte ihm bey dieser Sammlung vor Augen. Die meisten derselben nahm er aus dem Archiv der k. ungr. Hofkammer, zu dem ihm unter der höchstseligen Kaiserin Mar. Theresia der Zutritt sechs Jahre hindurch offen stand. Einige solcher Briefe theilte ihm der Exjesuit *Wagner* mit (vorzüglich die an die Stadt Bartfeld gerichteten), andere der Domherr zu Fünfkirchen *Jos. Koller* (namentlich die Briefe des päpstl. Gesandten Baro de Burgio), andere nahm er aus einer Szirmayschen Handschrift. Unter den *Proceribus* versteht er nicht nur ungr. Grofsen, sondern auch die Könige, Päpste, Gesandten u. a., und unter *Epistolis* weniger Privat Correspondenzen, als officielle Aufträge und Berichte. Man sieht daraus, dafs der Titel des Buchs vom Vf. hätte anders gefafst werden sollen. Der gröfste Theil besteht aus wirklichen öffentlichen Reichsakten.

Manches hier vorkommende ist schon sonst gedruckt. Z. B. einiges von den Briefen des Baro de Borgio, und der Anhang S. 179.; einiges ist aus den gedruckten *Epistolis Bembi* genommen (S. 22 f.); das Meiste war jedoch bisher nicht ans Licht gestellt, und auch das Gedruckte liefet man hier gern wieder, wegen des Zusammenhangs mit dem Uebrigen. Hie und da hat sich dagegen der Redacteur Auslassungen und Abkürzungen erlaubt, zumal in den *Epistolis Burgii*, welches keinem treuen Herausg. geziemt, und manches, was man doch gern gelesen hätte, hat er hier und in seiner *historia regum* nur berührt, aber nicht eingeschaltet (z. B. S. 79.). Auch an Druckfehlern mangelts nicht, welche zuweilen den Sinn entstellen (z. B. S. 89. statt *Post literas meas* soll es heifsen: *per literas meas*. S. 60. statt *servit a non exigua praefiti — servitia non exigua praefiti.*). — In der Reihe der wichtigen Briefe des Baro de Burgio fehlt jener vom 8. May 1526., auf welchen sich ein folgender bezieht S. 106. Der vom 8. May 1526. steht aber abgedruckt in *v. Engels* Gesch. des ungr. Reichs II. S. 59., und hätte zur Ergänzung eingeschaltet werden sollen. Solch ein wichtiges hinterlassenes Mspt des sel. *Pray* hätte einer treuen Pflege bey der Herausgabe anvertraut, es hätte dieser oder jener ungr. Geschichtforscher und Literator dabey zu Rathe gezogen werden sollen.

Was den Gewinn anbelangt, den die ungrische Geschichte aus dieser Sammlung ziehen kann: so ist derselbe für pragmatische Geschichtsforscher und Geschichtschreiber unschätzbar. Doch ist der Gewinn in Hinsicht der einzelnen Regierungen nicht gleich.

Die Geschichte der Regierung Wladimir II., wozu 50 Briefe und Aktenstücke gehören, enthält nur wenig neue unbekannte Erläuterungen. Beatrix, die

Wittwe

Wittwe des Matth. Corvinus, machte sich anfangs Hoffnung, dafs Maximilian sie heyrathen werde; aber dieser schrieb ihr bald einen Brief, worin er sie seine *Mutter* nannte, welches ihrer Hoffnung und ihrem Betragen bald eine andere Wendung gab (S. 4.). Das Rescript an das Borsoder Comitat vom J. 1495. (S. 16.) zeigt sehr deutlich die sich im Innern Ungerns damals entwickelnde polnische Anarchie. Dafs die Zapolyaische Partey es auch 1505. mit dem Clerus verdorben hatte, erhellt aus S. 23. Aus Politik schmeichelte Maximilian dem K. Wladimir II. mit der Hoffnung, dafs sein Sohn Ludwig dereinst Kaiser von Deutschland werden sollte; einstweilen aber erklärte er ihn für seinen dritten Sohn und *Vicarius Imperii.* (Urkunde vom 20. Jul. 1515. S. 49.) Der K. Wladimir II. verschenkte nach und nach die Codices der Corvinischen Bibliothek: so brachte 1514. Cuspinian den Zonaras aus Ofen mit sich, und Kaiser Maximilian liefs ihn durch Wilibald Pirkheimer übersetzen (S. 43.). — Reichhaltiger ist die Ausbeute für die Geschichte Ludwigs II.; aber Hr. *Pray* hätte noch viel mehr geben können und sollen, worauf er in seiner *Historia regum* aufmerksam gemacht hatte. So z. B. fehlt der wichtige Brief von Zapolya an Stephan Báthori, woraus in der *Historia* II. S. 580. 584. Bruchstücke stehen. Verbötzi liefs sich für das Tripartitum und zum Behuf einer Gesandtschaftsreise nach Deutschland und Rom 5 Den. von jeder Session 1518. bewilligen und zahlen (S. 59.). Eben derselbe, so Zapolyaisch er auch gesinnt war, erhielt noch im J. 1524. ein paar Belobungsschreiben vom Papste, weil seine geheimen Gesinnungen noch nicht in ihrer wahren Gestalt bekannt waren. Die wichtigsten Aktenstücke, die Berichte des B. de Burgio, des päpstlichen Gesandten am ungr. Hofe fangen vom Dec. 1524. an, und erläutern in einer Folgenreihe (welche jedoch ununterbrochener seyn könnte, s. oben) die wichtigsten Begebenheiten des Reichs und des Hofes bis zum J. 1526. Diese Begebenheiten vor der Mohátscher Schlacht erscheinen hieraus in einem ganz neuen Lichte. Die damaligen geringen Einkünfte der Krone s. S. 103. — Nicht minder lehrreich ist manches Beygebrachte über die Begebenheiten nach der Schlacht bey Mohács bis 1531. (S. 124 f.) und über Zapolya's Bemühungen, die Krone an sich zu reifsen. Als Zapolya Geld brauchte, schrieb er auch an die Ragusaner und forderte den der ungr. Krone gebührenden Zins (S. 168.). Was in den Manifesten Zapolya's unrecht vorgebracht wird, hat Hr. *P.* in Noten berichtigt. Rec. sieht der künftigen Fortsetzung dieser *Epistolae* mit Verlangen entgegen.

Köln, b. Rommerskirchen: *Victor Moreaus*, Obergenerals der französischen Armeen, *Leben und Feldzüge.* Aus dem Französischen übersetzt u. s. w. *Erster* Theil. 1804. XVI u. 164 S. 8. (12 gr.)

Es würde schlimm um den Ruhm und die Gröfse Moreaus stehen, wenn er nie einen andern Biographen erhalten sollte, als der Vf. der vorliegenden Compilation ist. Die Armeebülletins scheinen die einzigen Quellen zu seyn, aus welchen der Vf. seine Nachrichten schöpfte, und diese sind bekanntlich richtig oder falsch, je nachdem man sie in denselben rein und unverfälscht, oder unvollständig und verstellt aufzuführen den Umständen für angemessen erachtet hat. Von den in Deutschland seit einigen Jahren über Moreau erschienenen Schriften und einzelnen Aufsätzen mufs der Vf. keine gekannt haben, weil er sonst unmöglich ein von so vielen Unrichtigkeiten und falschen Darstellungen strotzendes Machwerk dem Publicum vorzulegen sich unterfangen haben würde. Da erstere in jedermanns Händen sind: so halten wir es für überflüssig, zum Beleg unserer Behauptung noch erst Beweise aufzustellen. Die flüchtigste Vergleichung dieses Werks mit jenen Schriften wird hinreichend seyn, unser Urtheil zu rechtfertigen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. *Breslau u. Leipzig*, b. Gehr u. Comp.: *Anleitung zur richtigen Behandlung der Multiplication und Division complexer Zahlen*, wie auch der *Lehre von der Proportion*, mit Anwendung auf die einfache und zusammengesetzte regula de tri und Kettenregel. 1803. 55 S. 8. (3 gr.) Die Veranlassung zu dieser Schrift gab dem Vf. ein Lehrbuch, in welchem Aufgaben in die Multiplication und Division verwiesen waren, die nach der Meinung unsers Vfs. eigentlich zur Regel de tri gehört hätten. — Es ist sonderbar, dafs unser Vf., der in gegenwärtiger Schrift so gründliche mathematische Kenntnisse zeigt, nicht einsieht, dafs bey jeder Multiplication und Division eben sowohl eine geometrische Proportion zum Grunde liegt, als bey jeder Regel de tri-Rechnung. Denn wenn ich sage: 3 mal 4 ist 12, so ist das so viel, als wenn ich setze: 1:3 = 4:12; oder 3 in 12 habe ich 4 mal: so ist dies so viel als: 3:12 = 1:4. Wie kann also der Vf. sagen: „Ein jeder, der da weifs, dafs der Begriff Multiplication nur zwey gegebene Stücke oder Factoren; und der Begriff Division ebenfalls nur zwey gegebene Stücke, nämlich Dividend und Divisor, enthalten, sieht ja leicht ein, dafs die Aufgaben: wenn täglich 12 Scheffel verbraucht werden, wie viel bedarf man in 14 Tagen? u. s. w., nicht, wie jener Vf. des Lehrbuchs sagt, zur Multiplication complexer Zahlen, sondern zur Regel de tri gehören." Denn wenn er nun auch jene Aufgabe durch die Regel de tri auflösen will: so wird ja doch nichts anders daselbst vorgenommen, als dafs 12 Scheffel mit der Zahl 14 multiplicirt werden. Indessen mag dies seyn; unser Vf. hat seine Lehren richtig und deutlich vorgetragen, und so mag die Veranlassung gewesen seyn, welche sie wolle.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 26. Auguſt 1806.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Koblenz, in d. Laſſaulx. Buchh.: *Journal für Geſetzkunde und Rechtsgelehrſamkeit.* Herausgegeben von *F. Laſſaulx* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der in Num.* 203. *abgebrochenen Recenſion.*)

4) Eigene Abhandlungen. 1) *Ueber die geſetzliche Erbfolge* nach dem neuern franzöſiſchen Rechte hat Hr. Notar *Pfender* eine unbedeutende Abhandlung geſchrieben (1ſter Jahrg. St. 1. 2. 4. 5.). Ganz unrichtig iſt die Behauptung, daſs, wenn entfernte Deſcendenten in gleichem Grade, z. B. lauter Enkel, oder lauter Urenkel vorhanden ſind, das Repräſentationsrecht wegfiele und, die Erbfolge nach Köpfen und nicht nach Stämmen geſchehe.

2) *Syſtem der Inteſtat-Erbfolge* vom Avoué *Grebel* in Coblenz (Jahrg. I. St. 8. 9. 10.), ſehr gut und lehrreich, beſonders durch die beygefügten tabellariſchen Darſtellungen der Succeſſionsfälle. Wir bemerken nur weniges dabey. *a*) Im Eingange ſagt der Vf. (St. 8. S. 118.): Die Verlaſſenſchaft eines Verſtorbenen, wenn er bey Lebzeiten nicht darüber ganz oder zum Theil verfügt hat, fällt nachſtehenden Perſonen anheim u. ſ. w. Da es aber nach dem franzöſiſchen Rechte einen nicht disponibeln Theil des Vermögens giebt, ſo muſs es ungefähr ſo heiſsen: die Verlaſſenſchaft eines Verſtorbenen, wenn er nicht darüber, ſo weit als es ihm die Geſetze erlauben, disponirt hat, u. ſ. w. *b*) Es iſt ein franzöſiſches Geſetz (a. 747.), daſs die Aſcendenten ein ausſchlieſsliches Erbrecht an denjenigen Sachen haben, die ſie ihren ohne Abkömmlinge verſtorbenen Kindern oder Enkeln geſchenkt haben, wenn dieſelben noch in Natur vorhanden ſind; und im Fall der Veräuſserung an deren rückſtändigem Kaufpreiſe. Sie erben auf gleiche Weiſe die Anſprüche, welche dem Geſchenknehmer auf Wiedererſtattung der Sachen zuſtehen mögen (*action en reprise*). Geſetzt: eine Frau, die von ihrem Vater 8000 Franken zum Heyrathsgut geſchenkt erhalten hat, iſt vor ihrem Manne kinderlos geſtorben, nachdem ſie vorher von letzterm die 8000 Franken zurück bezahlt erhalten hätte. In dieſem Falle hätte nun zwar der Vater keineswegs Namens ſeiner Tochter eine Rückforderungsklage (*action en reprise*), aber in ſeinem eigenen Namen, in ſo weit das Geld noch vorhanden oder auch ausgeliehen worden. So glauben wir des Vfs. Behauptung (S. 230. im 9ten St.) beſtimmen und berichtigen zu müſſen. — *c*) [zu S. 231. ebendaſ.] Wir haben in der Recenſion des franzöſiſchen Geſetzbuchs beym a. 43. von Erbſchaften (jetzt Art. 753.) die Dunkelheit des Ausdrucks gerügt. Er heiſst: „Wenn keine Geſchwiſter oder Abkömmlinge von ihnen *und in einer oder der andern Linie keine Aſcendenten am Leben ſind*: ſo *fällt* die Erbſchaft zur Hälfte *auf die überlebenden Aſcendenten* und zur andern Hälfte auf die nächſten Verwandten der andern Linie.“ Wenn in keiner der beiden Linien Aſcendenten vorhanden ſind (*à défaut d'aſcendans dans l'une ou l'autre ligne*), wie kann da die Hälfte auf die überlebenden Aſcendenten kommen? Hr. *Grebel* macht ſichs bey ſeiner Erklärung leicht. Er läſst nämlich die Worte *à défaut d'aſcendans* ganz weg, und nimmt einen Fall an, wo z. B. ein Vater oder ein Groſsvater väterlicher Seite, und von der andern Linie andere Verwandten vorhanden ſind. Wir haben über jenen dunkeln Artikel das anfängliche Project des Codex und die Discuſſionen des Staatsraths verglichen. Jenes drückt ſich weit deutlicher ſo aus: „In Ermangelung von Bruder oder Schweſter, oder deren Deſcendenten (heiſst es daſelbſt), und in Ermangelung von Aſcendenten in der einen oder andern Linie fällt die Verlaſſenſchaft auf die nächſten Verwandten, und zwar immer zur Hälfte in jede Linie.“ Die Veränderung, die alsdann mit dieſem Artikel vorgenommen wurde, hat keine Discuſſion veranlaſst.

3) *Syſtem der Vormundſchaften und Unterricht für Vormünder in der franzöſiſchen Republik.* Ein durch mehrere Hefte (I. Jahrg. 3. 4. 7. 8 und 9ter Heft) fortlaufender Aufſatz vom Herausg. Die Vorſchriften des Geſetzbuchs ſind darin in einer andern Ordnung aufgeſtellt. Wir ſind der Meinung, daſs bey einem weitläufigen und nicht in der beſten Ordnung abgefaſsten Geſetzbuche, wie das römiſche iſt, eine ſolche Anordnung der einzelnen Geſetze nach einem ſyſtematiſchen Zuſammenhange ein ſehr verdienſtliches Werk ſeyn würde; anders verhält es ſich aber mit einem ſo kurzen und im Ganzen genommen ſchon gut geordneten Geſetzbuche, als das franzöſiſche iſt. Wir glauben, daſs ein treuer Abdruck der Verordnungen von den Vormundſchaften in der vom Geſetzgeber beobachteten Ordnung ſchon hinlänglich ſeyn würde.

4) *Unterricht über die Errichtung von Inventarien* (I. Jahrg. 6. St.). Eine gute Zuſammenſtellung der Verordnungen des neuen franzöſiſchen Rechts über dieſen Gegenſtand.

5) *Eine Vergleichung der Inſtitutionen Juſtinians mit dem neuen franzöſiſchen Geſetzbuche.* Da die römiſchen Inſtitutionen keineswegs das römiſche Recht vollſtändig

dig enthalten: so kann eine Gegenüberstellung des französischen Rechts keineswegs vollständig die Aehnlichkeiten und Abweichungen beider Gesetzgebungen darstellen: und wir würden daher nicht zur Fortsetzung dieser Arbeit rathen.

6) *Ueber das Civil-Gesetzbuch der Franzosen, rücksichtlich auf dessen Abweichungen von dem gemeinen Recht und der vorigen französischen Gesetzgebung.* Eine Abhandlung vom Herausg., die unsern ganzen Beyfall hat. In diesem Geiste wünschten wir seine Anmerkungen zu seiner Uebersetzung des französischen Gesetzbuchs abgefasst, mit Weglassung alles blofs declamatorischen, was keine wahre Belehrung gewährt. Gewifs wird Hr. *Lassaulx* bey einer *zweyten* Ausgabe seiner Uebersetzung auf diesen Wunsch eines, gegen ihn wahrlich nicht eingenommenen Kritikers Rücksicht nehmen, und sein Werk wird an Nützlichkeit und Belehrung gewinnen. Wir begleiten seine Abhandlung, wovon nur der Anfang im 5ten und 6ten Heft des 2ten Jahrgangs steht, mit einigen Erinnerungen. *a*) Um das französische Gesetzbuch und die darin beobachtete Ordnung zu lobpreisen, bedarf es wirklich nicht der Vergleichung mit den Justinianeischen Institutionen. Man giebt ja diese nicht für ein Ideal einer systematischen Darstellung des bürgerlichen Rechts aus. *b*) Der *Titre préliminaire* des französischen Gesetzbuchs ist so kurz ausgefallen, weil man dachte: *omnis definitio in jure periculosa.* Rec. ist nicht der Meinung. Schwer ist es zwar, erschöpfende Definitionen und bestimmte, richtige allgemeine Rechtsgrundsätze aufzustellen; aber eben so nothwendig ist es auch; besonders wenn das Gesetzbuch so verhältnifsmäfsig kurz ist, dafs unzählige darin nicht speciell bestimmte Fälle täglich vorkommen. Enthält dann das Gesetzbuch nicht gewisse Grundregeln und Principien, nach welchen der Richter in den nicht besonders bestimmten Fällen analogisch erkennen und sich richten kann: so wird sein Ausspruch von Willkürlichkeiten nicht frey seyn. — *c*) Ueber den Verlust des französischen Bürgerrechts und über den bürgerlichen Tod (zu Heft VI. S. 433 ff.). Die Wirkungen sind in beiden Fällen nicht gleich. Im *ersten hört man* durch die im a. 17. beschriebenen Handlungen *auf, ein Franzose zu seyn*, man wird ein Staatsbürger desjenigen Landes, wo man naturalisirt worden ist, wo man sein Haupt-Etablissement ohne die Absicht, nach Frankreich zurück zu kehren, genommen hat. *Im andern Falle*, wo auf das Verbrechen der bürgerliche Tod als Strafe folgt, *bleibt man immer Franzose*, hat aber nur die im 25sten Artikel beschriebenen höchst traurigen Nachtheile zu leiden. Dieser Artikel ist also gar nicht auf den Fall, wo man aufgehört hat, ein Franzose zu seyn, anzuwenden. Auf diese Weise erklären sich die von dem Vf. S. 433. u. 439. gemachten Bedenken. — *d*) Zu S. 438. Der 11te Artikel des franz. G. B. heifst: „Der Fremde geniefst in Frankreich eben die Civilrechte, welche die Nation, zu der er gehört, den Franzosen durch Verträge eingeräumt hat, oder einräumen wird." Besser wäre es, den Artikel so zu fassen: Der Fremde geniefst in Frankreich eben die Civilrechte, welche bey der Nation, zu welcher derselbe gehört, der Franzose geniefst. Denn manche Nation steht mit Frankreich in gar keinen Verträgen. Ehemals war das Heimfallrecht noch allgemeiner, als in unsern jetzigen Zeiten. Das französische Gesetzbuch enthält keine ausdrückliche Aufhebung desselben. Wenn nun eine gewisse Nation mit Frankreich keinen Vertrag wegen Abschaffung dieses Rechts geschlossen hat, und von dieser Nation Einer in Frankreich stirbt, wird das Heimfallrecht in Beziehung auf seine Verlassenschaft in Frankreich ausgeübt werden? Billiger Weise mufs darauf gesehen werden, ob jene Nation gegen den in ihrem Gebiet verstorbenen Franzosen dieses Recht ausübt, oder nicht? Im erstern Falle übt es Frankreich gleichfalls aus, wenn auch gleich keine Verträge zwischen beiden Staaten bestehen; im letztern Falle übt es dasselbe nicht aus, wenn auch dieses Recht vormals ausgeübt worden wäre, und kein Vertrag die gegenseitige Aufhebung desselben festgesetzt hätte. *e*) Eine von den härtesten Folgen des bürgerlichen Todes ist die (a. 25.): „Die vorher geschlossene Ehe ist in Beziehung auf alle ihre bürgerlichen Wirkungen aufgelöst." Die Discussionen über diesen Theil des Gesetzbuchs sind sehr interessant. Die Bemerkungen des jetzigen Kaisers von Frankreich machen seinem Herzen eben sowohl als seinen Einsichten Ehre. *D'après ce système*, sagte er, *il serait donc défendu à une femme profondément convaincue de l'innocence de son mari, de suivre dans sa déportation l'homme auquel elle est le plus étroitement unie? ou si elle cédait à sa conviction, à son devoir, elle ne serait plus qu'une concubine. Pourquoi oter à ces infortunés le droit de vivre l'un auprès de l'autre, sous le titre honorable d'époux légitimes?* Vergebens: die Meinung des strengen *Tronchet*, der nur als consequenter Jurist sprechen zu müssen glaubte, ging durch. Wir hoffen mit Ueberzeugung, dieser Artikel werde früher oder später revidirt und menschlicher und gelinder abgefasst werden. Wenigstens verdienen die in der fortgesetzten Ehe mit einem solchen Verbannten gezeugten Kinder nicht, dafs sie als Baftarde betrachtet werden! Noch härter erscheint jene Verordnung, wenn man folgendes erwägt: Wenn jemand *in contumaciam* abwesend verurtheilt worden ist: so soll der bürgerliche Tod erst nach 5 Jahren, die auf die Vollstreckung des Urtheils im Bildnisse folgen, eintreten (a. 27.). Gleichwohl soll der Verurtheilte in der Zwischenzeit von der Ausübung der Civilrechte ausgeschlossen seyn. Was heifst das? Soll jener schreckliche, von dem Gesetz über den unschuldigen Ehegatten und über die unschuldigen nachher gebornen Kinder ausgesprochene, Fluch schon während der fünf Jahre eintreten, da doch das Urtheil in dieser Zwischenzeit noch wie zweifelhaft und unbestätigt betrachtet wird? — Der Stil des Vfs. ist allerdings in den erzählten Rechtshändeln sehr incorrect und holpericht. Dafs aber der Vf. etwas Besseres leisten könne, ergiebt sich aus andern Theilen des Werks, und wir bitten ihn daher, künftig auf den Vortrag in Erzählung der Rechtshändel mehr

Sorg-

Sorgfalt, als bisher, zu verwenden. S. 252. im 9ten Hefte des *erſten* Jahrgangs kommt ein ganz ſeltſames Wort vor: *gethätigt* für *verhandelt*.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Verſuch einer richtigen Beantwortung mehrerer*, theils in das gemeine, theils in das Herzogl. Braunſchweig-Wolfenbüttelſche Landes-Recht einſchlagenden, ſtreitigen oder doch nicht unintereſſanten *Rechts-Fragen*. Nebſt zwey beygefügten *practiſchen Ausarbeitungen*, als einer Vertheidigungs-Schrift in einem nicht unmerkwürdigen Criminal-Falle, und einer ausführlichen Probe-Relation aus Civil-Proceſs-Acten, von *Johann Wilhelm Auguſt Roſenthal*, Herzogl. Braunſchw. Lüneb. Land- und Lehns-Fiſcal, Amts-Juſtitiarius und Regierungs-Advocaten (nunmehrigen Kammer-Conſulenten) zu Blankenburg. 1805. 155 S. gr. 8. (16 gr.)

Es ſind zuſammen *zwölf* Rechts-Fragen, welche hier von S. 1—72. kürzlich, und mit der in der Vorrede geäuſserten guten Abſicht, den Vorzug einer richtigen Rechts-Theorie vor entgegenſtehenden Meinungen und der Autorität eines vermeintlichen Gerichtsgebrauchs zu behaupten, erörtert werden. In Anſehung der *ſechs erſtern*, welche aus dem gemeinen Recht entlehnt ſind, findet Rec. kein Bedenken, den Entſcheidungen des Vfs. meiſtens beyzutreten, obgleich eben dieſe Entſcheidungen gröſstentheils ſchon von mehreren Rechtsgelehrten gegeben, und die dafür angezogenen Gründe bereits bekannt, auch die Gründe der Gegner nicht immer vollſtändig und in ihrer ganzen Stärke dargeſtellt ſind. I. *Ob der Beſitzer des guten Glaubens alle Früchte, und zwar von Zeit der Einlaſſung, ohne Unterſchied dem klagenden Eigenthümer erſtatten müſſe?* Der erſtere Theil dieſer Frage wird dahin beantwortet, dafs der *poſſeſſor b. f. ſingularis* von den gezogenen Nutzungen zwar die conſumirten nicht zu vergüten brauche, wohl aber die noch vorhandenen, jedoch mit Ausſchluſs der uſucapirten, herauszugeben verbunden ſey; der letztere wird bejahet, jedoch mit der Ausnahme, wenn die Einlaſſung einen böſen Glauben zu bewirken nicht vermocht habe. Hierbey fehlt S. 19. nach L. 48. *D. de A. R. D.* noch die Hauptſtelle L. 25. §. 1. *D. de uſur. et fruct.*, ingleichen S. 10. bey Num. 3. L. 26. §. 1. *D. de furt.* Ferner ſoll die angef. L. 401. vermuthlich L. 4. §. 2. *D. fin. reg.* ſeyn. S. 11. ſollte noch die von *Brancht Obſſ. jur. Rom.* dec. I. c. 3. *et addend.* p. 227. aufgeſtellte Diſtinction, ob der Beſitzer, welcher die Sache für die ſeinige hielt, im Rechte, oder in der That geirrt habe, berührt ſeyn; auch gehört nach *Möckert* noch *H. G. Bauer diſq. an conſumtos, ex quibus locupletior exiſtit, fructus reſtituere teneatur b. f. poſſeſſor?* Lipſ. 1762. hieher. S. 15. konnte *Emminghaus* in Anm. z. Cocceji den Vf. noch auf mancherley abweichende Vorſtellungen anderer Schriftſteller hinweiſen, welche hier zu prüfen und zu beſeitigen waren. II. *Ob der Groſsvater väterlicher Seite zur Alimentation ſeiner unehelichen Enkel im Nothfalle verbunden ſey, wenn er ſeines Sohnes Erbe nicht geworden, auch ihm deſſen Stuprum nicht beyzumeſſen iſt?* Aus bündigen Gründen verneinet. III. *Ob dem Ehemanne an dem ganzen Vermögen ſeiner Ehefrau das Nutzbrauchsrecht zuſtehe, und ob daher jenes Vermögen, wegen der von der Ehefrau contrahirten Schulden, zum Gegenſtande einer Execution dienen könne?* Ganz natürlich mit Unterſchied zwiſchen Dotal- und Paraphernal-Vermögen, und in Anſehung des letztern mit Rückſicht, ob dem Ehemann nach einem beſondern Geſetze oder Vertrage ein Recht daran zugeſtanden worden, beantwortet. IV. *Wie der Richter auf eine von Eheleuten katholiſcher und evangeliſcher Religion angebrachte Eheſcheidungs-Klage zu erkennen habe?* Ganz nach *Schnaubert* Beytr. Th. I. Nr. 1., mithin hier überflüſſig. V. *Wie die Entſagung der weiblichen Gerechtſame einer Ehefrau beſchaffen ſeyn müſſe?* Antw. Dergeſtalt, dafs jedes Geſetz, worin die Rechtswohlthat der Frauensperſon, und insbeſondere der Ehefrau, enthalten iſt, namentlich angeführt, deſſen Inhalt möglichſt mit deutſchen Worten angegeben, und dabey bemerkt werde, dafs ihr alle dieſe Geſetze genau erklärt ſind; dafs ihr auch die Wirkung der Verbürgung und der Entſagung ihrer Gerechtſame bekannt gemacht worden, und dafs ſie deſſen ungeachtet, wenigſtens unter den Worten der ewigen Wahrheit: ſo wahr ihr Gott helfen ſolle, und ſein heil. Wort, den ihr als einer Frauensperſon und Ehefrau zuſtehenden Rechtswohlthaten entſagt habe. Hierbey iſt jedoch bey demjenigen, was gegen *Weber's* Theorie S. 39. u. 40. erinnert worden, der Zweifel, dafs in L. 30. *D. ad S. C. Vellei.* der *actio doli* ausdrücklich erwähnt iſt, unaufgelöſt geblieben. VI. *Ob ein in einer peinlichen Sache abgeleiſteter Eid auf Entſcheidung der Civil-Sache Einfluſs habe, oder umgekehrt?* Wird nur in ſo fern bejahet, als 1) der in einer Civilſache geleiſtete Eid den Criminalrichter zur Unterſuchung wider den Gegner des Schwörenden berechtigen kann, oder 2) der in einer Criminalſache geleiſtete Eid für die Civilſache alsdann entſcheidet, wenn der Gegenthail in der Criminalſache genugſam gehört worden, und die Civilſache ſo geeignet iſt, dafs ſie durch einen geſetzlichen Eid entſchieden, und dieſer ganz nach dem Inhalte des in der Criminalſache geleiſteten Eides normirt werden muſs, weshalb es der Wiederholung des Eides nicht bedarf, jedoch mit Nachlaſſung des Gegenbeweiſes durch Urkunden oder Zeugen, nicht durch Eidesantrag. — Den *ſechs letztern* in das H. Braunſchw. Landesrecht einſchlagenden Fragen legt Rec. in ſo fern mehr Intereſſe bey, als die Behandlung ſolcher partikularrechtlichen Fragen, wenn ſie wirklich zweifelhaft ſind, weit leichter landesherrliche Deciſionen oder Declarationen zu veranlaſſen pflegt. I. *Ob die unterlaſſene gerichtliche Beſtätigung eines unter Bauersleuten geſchloſſenen Contracts die Nichtigkeit des Geſchäfts bewirke, oder nicht?* Aus der Zuſammenſtellung älterer und neuerer Verordnungen wird durch Interpretation das Reſultat gezogen, dafs aus einem über Grundſtücke aufsergerichtlich geſchloſſenen Contract für die Contrahenten und deren Erben ein Klagerecht entſpringe, und nur das dingliche

liche Recht vor der gerichtlichen Auflaſſung nicht übergehen könne. II. *Ob die von dem Richter geſchehene Erſtreckung oder Verlängerung einer Nothfriſt* (ſo weit deren Prorogation zuläſſig iſt) *ſelbige in eine bloße Präjudicialfriſt verwandeln könne?* Verneint. III. *Ob der Mangel dreyer gleichförmigen Urtheile ohne Unterſchied eine weitere Erörterung der Sache zulaſſe, oder wie weit ſich die Wirkung nur erſtrecke?* So lange einer Partey noch zuläſſige, landesgeſetzlich gebilligte Rechtsmittel zuſtehen, könne eine Sache weiter verhandelt werden, bis drey gleichförmige Erkenntniſſe vorhanden ſeyn; im Mangel zuläſſiger Rechtsmittel hingegen ſey der Proceſs, ohne Rückſicht auf Gleichförmigkeit der Erkenntniſſe, beendigt. Anders konnte die Antwort ſchwerlich ausfallen! IV. *Ob durch die höchſten Verordnungen, die Verbindlichkeiten der Poſten aus der Aufnahme der Poſt- oder Paſſagier-Güter betreffend, die rechtliche Schuldigkeit eines Gaſtwirths nach gemeinem Rechte aufgehoben oder modificirt ſey?* Nach jener Verordnung brauchen die Poſtämter für den Schaden oder Verluſt nicht anders einzuſtehen, als wenn das Poſtſtück beym Aufgeben nach Beſtand und Werth genau angegeben war. Die Anwendbarkeit derſelben auf Gaſtwirthe wird billig verneint. V. *Ob es dem Richter frey ſtehe, den von einer Partey verlangten Rechtsſpruch einer auswärtigen Juriſtenfacultät oder eines Schöppenſtuhls bloß auf die Förmlichkeiten des eingewandten Rechtsmittels einzuſchränken?* Verneint. VI. *Ob durch die Verordnung vom 10. April 1800., die ſubhaſtationes neceſſarias betreffend, die Immiſſion aller Gläubiger aufgehoben worden ſey?* Antw. Bey hypothekariſchen Gläubigern ſey zwar die Immiſſion, als unnütze Formalität, durch gedachte Verordnung abgeſchafft; aber bey chirographariſchen ſey ſie, als das oft einzige Mittel, ihr Recht zu ſichern und den allgemeinen Credit zu befördern, billig zuzulaſſen. — Die auf dem Titel genannten *praktiſchen Ausarbeitungen* ſind nicht übel gerathen, und möchten zu dem in der Vorrede angegebenen Zwecke hier ihren Platz finden, obſchon ihr Stoff mehr Verwickelung haben müſste, um für merkwürdig geachtet zu werden.

ROSTOCK: *Des Durchlauchtigſten Fürſten und Herrn, Herrn Chriſtian Ludewigs, Herzogen zu Mecklenburg* u. ſ. w., *mit Dero Ritter und Landſchaft getroffener Landes-Grund-Geſetzlicher Erbvergleich vom Dato Roſtock den 18. April 1755.* 1806. 240 und 176 S. 8.

Die bisher vorhandenen Ausgaben des Mecklenburgiſchen Landesgrundgeſetzlichen Erb-Vergleichs vom 18. April 1755. ſind entweder in Folio, oder in Quartformat erſchienen, und haben kein vollſtändiges Inhalts-Regiſter, obgleich letztres in dem, zu Neubrandenburg 1764. herausgekommenen, Mecklenburg-Strelitziſchen Exemplare dieſes Grundgeſetzes noch am vollſtändigſten iſt. Um ſowohl jener, als dieſer Unbequemlichkeit abzuhelfen, und dem Publicum ein, auch für Reiſen und andere, dem groſsen Format nicht günſtigen, Umſtände dieſs, in ſo mannichfaltigen Veranlaſſungen zu gebrauchende, Geſetz in einem bequemen Format und mit einem genauen und vollſtändigen Regiſter verſehen zu geben, beſorgte der, durch ſein *Repertorium Juris Mecklenburgici* und durch ſeine *Mecklenburgiſche öffentliche Landes-Verhandlungen* um die wiſſenſchaftliche Bildung des Mecklenburgiſchen Rechts ſo verdiente, Bürgermeiſter der Vorſtadt Güſtrow und Deputirter von wegen der Städte des Wendiſchen Kreiſes zum Mecklenb. Engern-Ausſchuſs, der Hofrath und Doctor *Joachim Heinrich Spalding* dieſe, mit einem vollſtändigen Regiſter verſehene, Octav-Ausgabe dieſer Conſtitutions-Akte mit allen ihren Anlagen; jene enthält hier 240, und dieſe 176 Seiten. Zu bedauern iſt es aber, daſs Hr. *Sp.* dieſe Ausgabe auf einen bloſsen neuen Abdruck beſchränkt, und nicht vielmehr unter einem jeden Paragraphen kurz die, ihn modificirenden oder erläuternden, ſpätern Verträge oder Verhandlungen, wäre es auch nur mit kurzer Hinweiſung auf andre gedruckte Schriften, bemerkt hat. Dadurch würde dieſs Werk wahrhafte Brauchbarkeit und allgemein belehrendes Intereſſe erhalten haben, und gewiſs jedem um ſo mehr willkommen geweſen ſeyn, als die, vom Hn. Hofr. *Spalding* in öffentlichen Geſchäften verlebten, vielen Jahre und ſein bekannter deutſcher Fleiſs keine Modification oder Erläuterung eines Paragraphen des Landesvergleichs ſeiner Nachforſchung würden haben entgehen laſſen. Wichtig würde der Herausg. alsdann für *wahren Nutzen* gewirkt haben, anſtatt daſs er gegenwärtig nur der Bequemlichkeit des, wenn es das Studium von Werken dieſer Art gilt, ohnehin ſchon zu bequemen Publicums gehuldigt hat.

MATHEMATIK.

KÖNIGSBERG, b. Degen: *Elementargeometriſche Auflöſungen des Deliſchen Problems der Aufgabe vom Dreyſchnitt des Winkels* u. ſ. w., von *A. W. Wlochatius.* 1804. 103 S. 8. (16 gr.)

Seit zwanzig Jahren ſchon hatte der Vf. ſich bemüht, Auflöſungen der im obigen Titel erwähnten Aufgaben durch Elementargeometrie zu erfinden; jetzt glaubt er ſeinen Zweck endlich durch unabläſſiges Suchen erreicht zu haben, und legt ſeine Methoden dem mathematiſchen Publicum vor. Dieſe Auflöſungen mögen allerdings dem Vf. viel Zeit und Mühe gekoſtet haben; ob ſie aber den Namen der elementargeometriſchen, den ſie in ſo ferne verdienen, als blos Zirkel und Lineal dazu gebraucht werden, auch in der Rückſicht ſo genannt werden dürfen, daſs ſie ſich ſtrenge beweiſen laſſen, bezweifelt Rec. noch. Sie ſcheinen ihm nur *mechaniſche* Auflöſungen zu ſeyn; und er erſucht daher den Vf., ſeine Beweiſe noch einmal wieder vorzunehmen und ſtrenge zu prüfen. — Bis zur völligen Begründung der mathematiſchen Evidenz hätte auch Rec. gewünſcht, daſs der Vf. in einem weniger anmaſsenden Tone und nicht mit Seitenblicken auf das vergebliche Bemühen groſser Männer von ſeinen eigenen Erfindungen geſprochen hätte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 27. Auguſt 1806.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

HALLE, b. Hemmerde u. Schwetſchke: *Abhandlungen aus der menſchlichen und vergleichenden Anatomie und Phyſiologie* von *Fr. Meckel*, Prof. d. Med. zu Halle. 1806. 381 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

In dem weitſchichtigen Fach der vergleichenden Anatomie kann nichts von gröſserem Nutzen ſeyn, als wenn recht viele Schriftſteller einzelne Theile derſelben möglichſt genau bearbeiten. Nur auf die Weiſe kann ſie eine feſte Baſis gewinnen, und die einſeitigen Anſichten, welche nothwendig entſpringen müſſen, wenn man aus einzelnen iſolirten Beobachtungen (wie jetzt leider nur zu häufig der Fall iſt) allgemeine Reſultate ziehen will, werden vermieden und berichtigt. Mit vielem Dank betrachtet daher Rec. den *erſten* von den zwey in dieſer Schrift enthaltenen Aufſätzen: *Ueber die Schilddrüſe, Nebennieren und einige ihnen verwandte Organe*, S. 1—276. Der Vf. hat eine groſse Reihe zum Theil ſeltner Thiere (wozu ihm ſein Aufenthalt in Paris Gelegenheit gab) mit vielem Fleiſs verglichen, und wenn er gleich den ſchwierigen Gegenſtand nicht befriedigend aufklären konnte: ſo hat er doch mehr dazu beygetragen, als ſeine Vorgänger, und gelegentlich manchen Fehler derſelben berichtigt. Eine ſtrengere Ordnung wäre aber in einem ſo weitläuftigen Aufſatz um ſo mehr zu wünſchen geweſen, da kein Regiſter angehängt iſt, ſo daſs man die ohne Eintheilung in Kapitel oder Paragraphen mit manchen Unterbrechungen fortlaufende Abhandlung mit der Feder in der Hand leſen muſs, um die Reſultate nur einigermaſsen feſtzuhalten. — Bey der Beſchreibung der menſchlichen Nebennieren beſtätigt der Vf. die von ſeinem berühmten Vater aufgeſtellte Behauptung, daſs die Höle in ihnen ſich erſt nach dem Tode bilde, und in friſch unterſuchten Leichnamen fehle. Mehrere der Thierſectionen ſprechen auch dafür, und Rec. hat dieſelbe Erfahrung gemacht. Beym Meerſchweinchen fand der Vf., daſs die Nebennieren im Fötus zum Körper kleiner ſind, als im Erwachſenen. In einem Pekarifötus traf er die Aorta nirgends erweitert; die Dilatation, welche *Tyſon* und *Daubenton* in einiger Entfernung vom Bogen der Aorta dieſes Thiers beobachteten, war gewiſs alſo nur Krankheit, obgleich *D.* dieſs nicht zugeben wollte. Ein Aneurysma iſt ja bey Thieren auch ſo ſelten nicht, bey Pferden wenigſtens kommt es ſehr häufig vor. Bey allen Vögeln, die der Vf. unterſuchte, fand er die Nebennieren ebenfalls. Bey mehrern Landſchildkröten (zwey Paar der groſsen von Madagaſkar, einer *Teſtudo lutaria* und zwey *T. graeca*) fand er nichts, was er dafür nehmen konnte. *Perrault* will ſie in einer ſehr groſsen Landſchildkröte beobachtet haben; Rec. fügt hinzu, daſs *Schneider* (Naturg. d. Schildkröten S. 142.) ſie bey einer männlichen Fluſsſchildkröte nicht bemerkt hat; *Cuvier* (im *fünften* Theile ſeiner vergl. Anatomie) ſcheint keine eigene Beobachtungen darüber zu haben. Bey den Eidechſen fehlen ſie wahrſcheinlich auch, woferne man nicht ein paar kleine, von den Nieren entfernte (auch nicht bey allen vorkommende) Fettkörper dahin rechnen will. Ueber die gefranzten Körper der Fröſche erklärt ſich unſer Vf. nicht beſtimmt; *Cuvier* (*anat. comparée* T. IV. p. 82. T. V. p. 249.) hält ſie für dem Netz analoge Körper (*des eſpèces d'épiploons*). Bey den Schlangen fand ſie *Meckel* nicht. — Die Schilddrüſe iſt im Verhältniſs zum Körper bey dem Menſchen gröſser, als bey irgend einem andern Thier, das er verglich. Ueber die Varietäten in Hinſicht ihrer Arterien. Vergleichung der Drüſe bey Thieren. Indem er von den Affen ſpricht, widerlegt er zugleich die ſonderbare Hypotheſe Hn. *Schelver's*, daſs der Luftſack der Affen eine Metamorphoſe der Schilddrüſe ſey; eine Hypotheſe, die nicht das geringſte für ſich hat: denn die Schilddrüſe fehlt den Affen nicht, und hat nichts mit dem Luftſack gemein; ſolcher Hypotheſen bekommt man freylich jetzt genug, da jeder unreife Gedanke ausgeſprochen werden muſs. — Bey drey Hunden von ſehr verſchiedener Gröſse und Alter fand der Vf. die Schilddrüſe von derſelben Gröſse, Structur und Gefäſsvertheilung. Bey den Känguruhs iſt dieſes Organ auffallend klein. Unter den Cetaceen, denen *Hunter* dieſe Drüſe abſpricht, und zwar grade beym *Delphinus Phocaena*, den *H.* namentlich aufführt, glaubt der Vf., ſie in einem Fötus gefunden zu haben, ſo wie ſie auch *Steller* bey dem Manati ſehr groſs fand. Bey den Vögeln und Amphibien findet ſich nichts, das man mit Wahrſcheinlichkeit dafür nehmen könnte; bey den Fiſchen fällt mit dem Larynx auch die Stelle für jenen Theil weg. (*Cuvier* ſagt auch im *dritten* Theile ſeiner vergleich. Anatomie S. 533., daſs er ſie in mehrern Delphinen und Meerſchweinen gefunden habe; unter den übrigen Klaſſen hat er nur bey den Schlangen eine analoge Drüſe gefunden.) Ueber die krankhaften Degenerationen der Nebennieren und Schilddrüſen, woraus Rec. nichts ausheben kann, ſo wie auch dadurch nichts für die Beſtimmung dieſer Theile hervorgeht. Dann führt der Vf. ſeine Gründe auf, die ihn beſtimmen, einen Zuſammenhang zwiſchen den Nebennieren und Geſchlechtstheilen zu vermuthen.

In einem monſtröſen Fötus fand er beide nicht, da hingegen die Nieren da waren; er giebt aber ſelbſt zu, daſs der gleichzeitige Mangel jener Organe in dieſem Fall um ſo weniger ſtreng beweiſend iſt, da auch das Herz und viele andere Theile fehlten; auch die Geſchichte der Miſsgeburten beweiſet, daſs ſich ſchwerlich ein beſtimmtes Geſetz über den gleichzeitigen Mangel oder die gleichzeitige Luxurianz gewiſſer Organe aufſtellen läſst. (Rec. macht auch noch den Vf. auf den merkwürdigen Fall aufmerkſam, den *Adolph Murray* beſchrieben hat, ſ. ſchwed. Annalen B. I. St. 1. S. 122. Bey dieſem hydrocephaliſchen Kinde waren die Nebennieren von gewöhnlicher Gröſse, die Geſchlechtstheile aber fehlten, bis auf den unperforirten Penis und den leeren Hodenſack). In der Vorrede bemerkt der Vf., daſs zwar mehrere berühmte Anatomen die Nebennieren bey *Acephalis ſpuriis* ſehr klein gefunden haben; er aber bey mehrern eben ſolchen Miſsgeburten von Katzen, Hunden und Schweinen nie die Nebennieren kleiner getroffen habe, als bey gleich groſsen normalen Fötus derſelben Thiere. Ueberhaupt hat er bey mehrern Thieren den Satz beſtätigt gefunden, daſs die Nebennieren derſelben im Fötuszuſtande verhältniſsmäſsig kleiner ſind, als im gebornen, und noch mehr, als im erwachſenen Thiere. — Bey den Nagethieren ſind immer mit den Geſchlechtstheilen zugleich auch die Nebennieren ſehr ausgebildet. Ferner führt er für ſeine Meinung die Nähe und oft genaue Verbindung jener beiden Theile bey den Vögeln und einigen Amphibien, und bey einigen das gleichzeitige Zunehmen derſelben in der Brunſtzeit an, worüber manches Intereſſante geſagt wird; endlich ein paar dafür ſprechende pathologiſche Sectionen. Die Schilddrüſe ſcheint ihm nicht in dem Zuſammenhange mit den Geſchlechtstheilen zu ſtehen. — Die Bruſtdrüſe ſchien dem Vf. bey allen unterſuchten Fötus von Säugthieren verhältniſsmäſsig gleich groſs; bey mehrern, vorzüglich den Nagethieren, bleibt ſie auch im Erwachſenen. Bey den Tauchervögeln, doch auch nur bey dieſen, iſt ein analoges Organ, ungefähr an der Stelle, wo die Thymus bey den Säugthieren liegt; bey dieſer Gelegenheit mehrere ſehr gute Bemerkungen über die abweichende Form mehrerer Organe bey den Vögeln und Säugthieren. Einige krankhafte Veränderungen der Thymus, auch darunter ein paar eigne Beobachtungen. Vergleichung aller drey bis hieher einzeln betrachteten Organe; der Vf. glaubt ſie in einem allgemeinen Zuſammenhange, und nachdem er mehrere Meinungen durchgegangen iſt, ſpricht er für die von dem trefflichen *Autenrieth* geäuſserte, daſs ſie mit dem Reſpirationsproceſs in Verbindung ſtehen.

Der zweyte Aufſatz: *Fragmente aus der Entwickelungsgeſchichte des menſchlichen Fötus*, iſt gleichfalls ein rühmlicher Beweis von des Vfs. Genauigkeit im Zergliedern, und von ſeinem ſcharfen Blick, alles Merkwürdige aufzufaſſen. Man kann dieſen Aufſatz als einen ſchätzbaren Beytrag zur Geſchichte der Bildungsſtufen des Fötus betrachten, worin die Entwickelung mehrerer äuſserer und innerer Theile in einer lehrreichen Reihe von Sectionen verfolgt wird.

Leipzig, in d. Sommer. Buchh.: D. *Thomas Beddoes über die neueſten Methoden die Schwindſucht zu heilen*; beſonders über den rothen Fingerhut, den falzſauren Kalk, und über die Kuhſtall-Kuren. Aus dem Engliſchen (überſetzt), und mit einer eignen Abhandlung vermehrt von *K. G. Kühn*, der Med. u. Chir. Doctor, und Prof. d. Anatomie u. Chirurgie zu Leipzig. Mit einem Kpfr. 1803. 242 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Man kann dieſe Schrift als einen Anhang zu dem Verſuche des Vfs. über die Schwindſucht anſehen. Bey dieſer Krankheit ſind die Wirkungen der Temperatur auſser Zweifel geſetzt. Man ſandte daher ſeit langen Zeiten die brittiſchen Kranken dieſer Art in wärmere Länder; der Grund dazu ſcheint vollkommen richtig zu ſeyn, allein man macht davon eine ganz unrichtige Anwendung. Dem Vf. ſchien der Aufenthalt in Kuhſtällen das einfachſte, ſicherſte, und mit den wenigſten Unannehmlichkeiten verbundene Mittel, eine regelmäſsige gleichförmige Temperatur zu erhalten und höchſt wahrſcheinlich die Beſchaffenheit der Lungengeſchwüre zu verbeſſern. Da er die günſtige Wirkung deſſelben bloſs der Temperatur und den aus der gährenden Maſſe thieriſcher und vegetabiliſcher Subſtanzen erzeugten Gasarten zuſchrieb: ſo lieſs er in einem Falle die Kühe aus dem Stalle weg, den letzteren aber mit Materialien anfüllen, die gewöhnlich von den Gärtnern zur Bearbeitung der Miſtbeete genommen werden. In einem andern Falle lieſs er bloſs die Kranke in einem Behältniſſe zubringen, welches ſo eingerichtet war, daſs es eine beſtändig erhöhete Temperatur der Luft enthielt. Einige Beyſpiele von dem gewünſchten Erfolge dieſes Mittels, denen jedoch andere zur Seite ſtehen, in denen der Vf. nicht durchaus glücklich in ſeinen Verſuchen war, obgleich das Leben, bey ſchon zu ſehr überhand genommener Krankheit, noch eine Zeit lang dadurch gefriſtet wurde. Es war gewöhnlich ſehr deutlich zu bemerken, daſs eine gewiſſe Temperatur der Atmoſphäre unumgänglich für Schwindſüchtige nöthig ſey, ſo daſs ohne dieſelbe die Kranken ſich nicht nur nicht beſſerten, ſondern gar verſchlimmerten. Wenigſtens iſt der Vortheil, den Schwindſüchtige von dem Aufenthalte in einem künſtlich erwärmten Zimmer zu Hauſe haben werden, eben ſo groſs, als der, den ein Aufenthalt in dem veränderlichen und kühlen Klima von Portugal oder in Madera gewährt. Die erſte und wichtigſte Wirkung, welche durch die hohe Temperatur, worin ſich die Kranken des Vfs. anhaltend aufhielten, hervorgebracht wurde, war in den meiſten Fällen Entfernung ſämmtlicher hektiſcher Zufälle. II. *Ueber die Kraft und Wirkſamkeit der Digitalis.* Wo der Vf. der Gegenwart von Lungenknoten vollkommen gewiſs ſeyn konnte, war die Wirkung der Digitalis im Allgemeinen ſehr glücklich. Beſonders

ders wird dieselbe sehr durch eine gewisse Stärke und Vollkommenheit der Constitution begünstigt. Das Mittel bekömmt am schlechtesten bey dünner, magerer Diät; hat hingegen den vortheilhaftesten Erfolg, wenn die Kranken eine stärkende, nährende, reichliche Kost genieſsen. Wo inzwischen mit der Bildung und den Fortschritten der Lungenknoten sich zugleich eine pneumonische Entzündung verbindet, scheint freylich eine dünne, magere Diät unbedingt nothwendig zu seyn, die dann so lange, aber auch nicht länger, fortgesetzt werden muſs, bis der entzündliche Zustand aufgehört hat. Selten konnte der Vf., bey einer allmäligen Erhöhung der Dosis, weiter, als bis auf funfzig Tropfen der gesättigten Tinctur des Tages steigen. Bey andern erwachsenen Kranken war ein einziger Tropfen, des Tags ein-, zwey- oder dreymal genommen, hinreichend. In einem Falle brachten fünf Tropfen pro Dosi Ekel und Mattigkeit hervor; da hingegen ein einziger, dreymal des Tags genommen, den über hundert Schläge gestiegenen Puls auf seinen natürlichen Zustand herabstimmte und eine nervöse Atrophie hob. Andere aber konnten ohne allen Nachtheil täglich dreymal einen Theelöffel voll nehmen. Man sollte bey der Anwendung der Digitalis sehr genau auf ihre Wirkung auf den Puls Acht haben, wenn der Kranke liegt: denn im Stehen oder Sitzen, wo die Pulsschläge oft häufiger sind, könnte man vielleicht bewogen werden, die Gabe zu erhöhen, und dadurch Gefahr laufen, dafs der Puls tiefer sinkt, als mit der Bedingung des Lebens vereinbar ist. In Fällen, wo die gewöhnliche Art, die Digitalis anzuwenden, fehlschlägt, sollte man die Einreibung derselben mit Nachdruck vornehmen. Der Vf. kann jedoch über diese Art ihres Gebrauches nichts entscheiden, da er bey seinen Versuchen sie niemals allein anwandte. Wenn die Digitalis keine Wirksamkeit äufserte so wurde ihre Wirkung sehr nachdrücklich durch Opium in starken Gaben, bittere Substanzen, und die Meerzwiebel, zugleich mit ihr verbunden, unterstützt. Oft verband der Vf. sie auch mit dem Bilsenkraute und Schierling. Wo sie bey anfangender Schwindsucht durchaus nichts leistete, äufserte in manchen Fällen das versüfste Queckſilber sehr glückliche Wirkungen. Wenn die Digitalis in Zeit von drey Wochen keine Erleichterung verschafft: so leistet sie überhaupt selten Nutzen. Sie vermehrt, in solchen Dosen, dafs sie weder Uebelkeit, noch Ermattung hervorbringt, sehr gleichförmig die Kraft des Pulses, vermindert jedoch jederzeit die Zahl der Pulsschläge; sie erhöhet zugleich die Kraft des Magens, und wirkt betäubend, einschläfernd, schmerzstillend; ist folglich in Fällen nützlich, wo das Opium nicht anwendbar ist. Interessante Versuche über die Wirkung der äufserlich angewandten Digitalis und des Opium bey Fröschen und Kröten. III. *Bemerkungen über die Behandlung der Skropheln.* Beynahe hundert Kranken gab der Vf. dagegen den salzsauern Kalk, bey dessen Bereitung er keine besondern Umstände machte, und die in den Officinen gewöhnliche Salzsäure anwandte. Bey kleinern Kindern war die Gabe davon zehn Tropfen, und so stieg er, nach Beschaffenheit des Alters und der Umstände, bis zwey Drachmen, drey- oder viermal täglich genommen. Eine Drachme davon, mit einer Unze Wasser verdünnt, welches allenfalls mit einigen Tropfen Salzsäure säuerlich gemacht worden, hält er für den mittleren Mafsstab der Dosis, in welcher man das Mittel verordnen kann. Nur in sehr wenigen Fällen von der gewöhnlich vorkommenden Form der Skropheln sah er keinen glücklichen Erfolg davon. Es kömmt aber viel darauf an, dafs es eine beträchtliche Zeit lang anhaltend fortgebraucht werde, wobey jedoch längere Zwischenräume zu beobachten sind. Vorzüglich grofs und schnell ist seine Wirkung in Fällen, wo die Krankheit die Muskeln besonders stark afficirt. Ekel und Neigung zum Brechen betrachtet der Vf. als ein Zeichen einer allzu grofsen Dosis; ja zuweilen verträgt der Magen auch die kleinste Gabe nicht. Kaum jemals erregte das Mittel Laxiren: vielmehr mufsten oft noch eröffnende Mittel dazwischen genommen werden. IV. *Fälle und Beobachtungen über den Nutzen der Digitalis purpurea in der Lungenschwindsucht, nebst einer Theorie über die Art der Wirksamkeit dieses und anderer ihm ähnlicher Mittel*, von *D. Robert Kinglake.* Man würde wohlthun, die Digitalis nach und nach in den verschiedenen Formen der Tinctur, des Decoctes und des Aufgusses anzuwenden, ehe man sie für unwirksam erklärte. Doch wirkt sie in keiner derselben mit so gleicher Gewifsheit und Kraft, als in der Form von Tinctur, die der Vf. fast durchgehends nach *Drake's* Vorschrift (m. s. A. L. Z. 1800. Nr. 318.) bereiten, jedoch wenigstens acht und vierzig Stunden digeriren liefs. Die Tinctur verliert, wenn man sie in Vorrath aufbewahrt, mit der Zeit ihre Stärke, wenn sie von dem Pulver der Blätter abfiltrirt worden. Man sollte sie daher in demjenigen Glase, in welchem sie bereitet wurde, zum Gebrauche aufbewahren, und, so oft man ihrer nöthig hat, behutsam so viel davon abgiefsen, als jedesmal genommen wird; auch sich dabey hüten, sie nicht durch Schütteln des Glases zu trüben. Manchmal bewirkt die Digitalis einen völligen Mangel an Eſslust, begleitet von einem nicht wohl zu beschreibenden Gefühle von Leerheit im Magen, aber ohne alle Uebelkeit und Neigung zum Brechen; alsdann thut man wohl, sie mit einem Aufgusse von Quassia oder Chamillenblumen oder Ingwer zu verbinden. Funfzehn Krankengeschichten. Die Digitalis wirkt am heilsamsten in der Lungenschwindsucht, wenn sie bald die Härte des Pulses und die Zahl seiner Schläge vermindert, seine Stärke und Vollheit aber vermehrt, ohne dabey Ekel, Durchfall, Erbrechen, vermehrten Harnabgang, oder schmerzhaftes Herzklopfen, krampfhafte Zusammenziehungen und ängstliches Athemholen zu verursachen. Wenn sie völligen Eindruck auf den Körper gemacht hat: so wird dieser immer empfänglicher für ihre Einwirkung, und man mufs dann die Dosis beträchtlich, oft sogar fortschreitend, vermindern. Ihre Wirkung wird sehr nachdrücklich durch eine nahrhafte Diät während des Gebrauchs

brauchs unterſtützt: nur müſſen die Nahrungsmittel in kleinen Quantitäten und kurzen Zwiſchenräumen genommen werden, und der Kranke muſs, wo möglich, nach fünf Uhr Abends, wo die Exacerbationen ſich einzuſtellen pflegen, nichts genieſsen. Es ſcheint, daſs die Digitalis in kleinen Gaben und verhältniſsmäſsigen kurzen Zwiſchenzeiten mehr Nutzen leiſte, als in gröſseren Quantitäten und längeren Zwiſchenräumen. Man thut wohl, ſie ungefähr eine halbe Stunde vor der gewöhnlichen Wiederkehr des Fieberanfalles, beſonders der Abendexacerbation, zu geben. Ihr ununterbrochener Gebrauch ſcheint zu ihrer Wirkſamkeit weſentlich nothwendig zu ſeyn. Nach dem Vf. wirkt die Digitalis als kräftiges narkotiſches Reizmittel, indem ſie dem Magen, und durch dieſen dem ganzen Körper, beſonders aber dem Herzen und Pulsaderſyſteme, mehr bewegende Energie und Thätigkeit verſchafft. *Erſter* Anhang. *Ueber den äuſserlichen Gebrauch gewiſſer Mittel in der Schwindſucht.* Zur Empfehlung künſtlicher Geſchwüre auf der Bruſt. *Zweyter* Anhang. Ein Fall von wirklicher Schwindſucht, in welchem die vermehrte Stärke des Pulſes, und nicht die gröſsere Frequenz der Schläge, die Exacerbation des hektiſchen Fiebers anzeigte. *Ueber den Werth der Kuhſtallkur bey Behandlung der Schwindſucht.* Von D. *Karl Gottlob Kühn.* Wenn man bey der knotigen Lungenſchwindſucht vorzüglich auf Verhütung der Entzündung u. ſ. w. zu ſehen hat: ſo iſt eine trockne und mit Sauerſtoff reichlich verſehene Luft nicht anzurathen. Eben ſo, wenn die Schwindſucht nach heftigen und öfteren Blutungen entſtanden iſt. Hier iſt der anhaltend fortgeſetzte Aufenthalt in einem Kuhſtalle gewiſs zuträglich, beſonders wenn dabey die Vorrichtung getroffen wird, daſs die aus den Excrementen der Kühe ſich entwickelnden ammoniakaliſchen Dünſte dem Kranken nicht beſchwerlich werden können, indem man entweder die Abzugsrinne nicht unter dem Zimmer des Kranken anbringt, oder das Behältniſs, welches ſonſt Kühe einzunehmen pflegen, mit Dünger und andern Subſtanzen anfüllt, die während der fauligen Zerſetzung die Temperatur der ſie umgebenden Luft erhöhen und Stick- und Waſſerſtoff in hinreichender Menge entwickeln. In der ſogenannten ſchleimigen Schwindſucht iſt die Kuhſtallkur nicht angezeigt, ſondern vielmehr das Sauerſtoffgas. Die ſchicklichſten Jahrszeiten zu der Kuhſtallkur ſind Herbſt, Winter und Frühling, als die veränderlichſten und kälteſten: der Sommer iſt dazu wegen der erſtickenden Hitze, der vielen Fliegen u. ſ. w. nicht rathſam. Die Haupterforderniſſe bey dem Krankenzimmer ſind, daſs die Ausdünſtungen von den Kühen frey zu dem Kranken gelangen können, daſs der Harn des Viehes bald abflieſse, und daſs aller Luftzug möglichſt verhütet werde. Der Stall ſelbſt muſs ſo geräumig ſeyn, daſs noch einmal ſo viel Kühe darin ſtehen können, als wirklich darin ſind. Die Kühe müſſen jung und geſund ſeyn, und während der Kur ſehr gut genährt werden. Die einen Kranken in dieſem Aufenthalte leicht befallende Augenentzündung iſt ein bedeutender Zufall, der es ſogar nothwendig machen kann, die Kur ganz aufzugeben.

TECHNOLOGIE.

ERLANGEN, b. Palm: *Der Strumpfwirkerſtuhl und ſein Gebrauch, nebſt den damit verbundenen Maſchinen,* deutlich beſchrieben und durch genaue Abbildung aller einzelnen Theile umſtändlich erläutert, für Manufacturiſten und Freunde der Technologie, von *Karl Chriſtian Langsdorf*, Prof. der Mathematik u. Technologie auf der Ruſſiſch Kaiſerlichen Univerſität zu Wilna u. ſ. w., und von *Johann Michael Waſſermann*, Manufacturiſt zu Erlangen. *Erſter* Theil. Mit 14 Kpfrt. 1805. 120 S. gr. 4 (2 Rthlr.)

Wenn ſich die in zwey verſchiedenen Männern iſolirte theoretiſche und praktiſche Kenntniſs ſo zu einem Zwecke vereinigen, als in der hier angezeigten Schrift geſchehen iſt, dann wird es möglich, eine ſo bewunderswürdig künſtliche Maſchine, als der Strumpfwirkerſtuhl iſt, der mit Recht, als ein Meiſterſtück der Erfindungskraft, für das künſtlichſte Werkzeug aller Handwerker und Künſtler gehalten wird, mit ihren mehr als dritthalbtauſend Theilen, ſowohl der Anordnung als auch dem Gebrauche nach, verſtändlich zu beſchreiben. Hr. *Langsdorf* lieſs ſich von dem geſchickten und talentvollen Manufacturiſten, Hn. *Waſſermann*, über den Strumpfwirkerſtuhl und den darauf vorzunehmenden Arbeiten genau unterrichten. Alsdann vereinigten ſich Beide dazu, daſs Hr. *Langsdorf* die ausführliche Beſchreibung der Maſchine übernahm, Hr. *Waſſermann* aber die Beſchreibung der Stuhlarbeiten und der zu deren mannichfaltigen Abänderungen noch nöthigen beſondern Vorrichtungen, welche Beſchreibung Hr. L. durchſah. Auf dieſe Weiſe iſt in vorliegender Schrift einem groſsen technologiſchen Bedürfniſſe durch den Fleiſs zweyer verdienſtvollen Deutſchen abgeholfen worden. Denn was man bisher über dieſen Gegenſtand ſchriftlich abgefaſst hatte, befriedigte weder den bloſsen Liebhaber der Technologie, noch den Fabricanten ſelbſt. Beide aber werden bey Durchleſung dieſer Schrift finden, daſs hier ſo viel geleiſtet worden iſt, als nur immer geſchehen konnte, wenn das Buch durch vermehrte und beſonders perſpectiviſch eingerichtete Abbildungen einzelner Theile nicht übermäſsig vertheuert werden ſollte. Das ganze Werk zerfällt in zwey Abſchnitte, deren erſter *die Beſchreibung des Strumpfwirkerſtuhls* von *Langsdorf*, der zweyte aber *die Belehrung in der Bearbeitung dieſes Stuhls nach allen ſeinen Abweichungen* von *Waſſermann* begreift. Dieſs iſt aber auch alles, was ſich von dieſem verdienſtlichen Werke ſagen läſst, da eine genaue Inhaltsangabe nur für Sachverſtändige ſeyn würde, die das Werk lieber ſelbſt leſen werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 28. Auguſt 1806.

PHILOSOPHIE.

DILLINGEN, b. Brönner: *Religion, ihr Weſen und ihre Formen.* Ein Beytrag zur Religionsphiloſophie, von *Andreas Buchner*, Prof. der Phil. 1805. 128 S. 8. (12 gr.)

In *fünf* Abſchnitten: 1) Vom Weſen der Religion. 2) Formen der Religion. 3) Naturreligion — Heidenthum. 4) Hiſtoriſche Religion — Chriſtenthum. 5) Abſolute Religion — allgemeine Kirche — entwickelt der Vf. vorliegender Schrift ſeine religiös-philoſophiſchen Anſichten, die keine andern, als die *Schellingiſchen* ſind. Es gehört zur Eigenthümlichkeit der neuern Anhänger der abſoluten *Schellingiſchen* Philoſophie, daſs ſie in einem myſtiſchen, halb poetiſchen halb proſaiſchen, Tone ſchreiben, und zur Ergetzlichkeit ihrer ſelbſt und ihrer Leſer Blaſen werfen im Endlichen, welche Blaſen jedoch im Unendlichen und Abſoluten gleich wieder zerſpringen müſſen. Hierin beruht eigentlich ihr Geheimniſs und ihre Kunſt: dem Unkundigen ein wundervolles Treiben, dem Kundigen ein leeres Spiel ohne wahrhaft wiſſenſchaftlichen Gewinn, ohne praktiſche Haltung und praktiſchen Inhalt.

S. 3. heiſst es: „Die Erſcheinung der Dreyeinigkeit des abſoluten Weſens iſt die Offenbarung deſſelben, und conſtituirt das Univerſum der Natur, der Geſchichte und der Religion: die Erſcheinung nämlich der abſoluten Realität in den Formen der Endlichkeit iſt die Natur, die Erſcheinung der abſoluten Idealität, ihr Gegenbild die Geſchichte, die Erſcheinung aber der abſoluten Gleichheit beider in eben dieſen endlichen Formen iſt das, was wir die eigentliche Offenbarung Gottes, oder die Religion nennen." Was wir als Nothwendigkeit und Freyheit einander entgegenſetzen, iſt aus Gottes Weſen ausgeſchloſſen; ſeine Nothwendigkeit iſt die Freyheit ſelbſt, als das göttliche Geſetz, das uns bindet. „Dieſe ununterbrochene Gleichheit zwiſchen Natur und Freyheit — dem ewigen Vermittler — Gott in den Formen der Endlichkeit — das ewige Himmelreich in der Kirche auf Erden zu ſchauen, iſt das groſse Problem, welches eine Religionsphiloſophie löſen muſs." (S. 5.) Fortgehend in der Unterſuchung heiſst es S. 13.: „Das Weſen der Religion iſt nicht die abſolute Idealität, noch die abſolute Realität; ſondern die abſolute Indifferenz des abſolut Idealen und des abſolut Realen, Gott, als die ewige Einheit von der Natur und der Freyheit." In dieſer Angabe beſtätigt ſich jenes oben erwähnte Spiel zwiſchen dem Abſoluten und Endlichen. In der Endlichkeit giebt es zwey Blaſen, Natur und Freyheit; im Abſoluten aber zerſpringen dieſelben und löſen ſich in das klare Waſſer ihrer ewigen Einheit auf. Hierin beſteht alſo das Weſen der Religion, durch deſſen Seyn eine Religion eben Religion iſt, und durch deſſen Nichtſeyn ſie ſich als ſolche aufhebt (S. 9.). Hierin beſteht wohl unſtreitig auch die „einzige Freude des Lebens, der Gegenſtand des ſeligſten Genuſſes," welche der Vf. laut der Vorrede S. XIV. durch die Annäherung ſeines Geiſtes zur Gottheit fand. „Was religiös angeſchaut und empfunden wird, iſt von einer ganz beſondern Art, und ganz verſchieden von dem, was Natur und Geſchichte uns vorzeigt." (S. 14.) „Wie die Tiefe dem Körper Einheit, Schwere und Conſiſtenz giebt, ſo muſs auch Natur und Geiſterwelt durch die Religion zuſammen gehalten werden, wenn ein beſtehendes Ganzes, ein Univerſum, entſtehen ſoll. Sie iſt der Kubus, der in derſelben Einheit Wurzel und Quadrat zuſammenhält, Natur und Geſchichte, wie Wurzel und Krone, zum Baum des himmliſchen Lebens verbindet." (S. 20.) „Jede einſeitige Ausbildung führt von der Religion ab, keine aber mehr, als jene der Moral (!), deren Tendenz nach abſoluter Herrſchaft des Individuums, gänzlicher Selbſtſtändigkeit und Selbſtgenügſamkeit gerichtet iſt, die, alle höhere Geſetzgebung verſchmähend, nur ſich ſelbſt anbetet, Gehorſam aber und Unterwerfung ſchlechterdings verweigert." (S. 21.)

Wie nun das Weſen der Seele in einer unendlichen Vielheit und Mannichfaltigkeit der Leiber nach auſsen ſich gebiert, und um ins Daſeyn zu kommen, in der Individualität der Formen ſich darſtellen muſs, ſo muſs ſich auch das Weſen der Religion in beſtimmten Formen und Geſtalten ausdrücken. (nach S. 32.) Zur Erſcheinung wird jegliches Ding nur in ſo fern gehören, als in ihm Form und Weſen different ſind; denn die Abſolutheit beſteht in der abſoluten Indifferenz des Weſens und der Form. Die Zahl möglicher Religionsformen iſt zwar unendlich und unbeſtimmbar, aber die Reflexion reducirt ſie auf drey Grundformen, welche ſich wie erſte, zweyte und dritte Potenz, wie Realität, Idealität und Identität, zu einander verhalten. „Die endliche oder reelle Potenz in dieſer Dreyeinigkeit iſt die natürliche Religion, das Heidenthum; die unendliche oder ideelle Potenz iſt die hiſtoriſche Religion, die von Chriſtus, der ſie der Welt offenbaret, den Namen des Chriſtenthums trägt: die ewige oder abſolute Potenz iſt die Kunſtreligion, die Krone und Vollendung des Chriſtenthums, die allgemeine Kirche, die ewige

Stadt Gottes, mit deren Anfang das Chriſtenthum aufhört, in ſeinem Innern geſpalten zu ſeyn und mit der Naturreligion einen Gegenſatz zu bilden." (S. 46.) Hiernach mangelt der chriſtlichen Religion, wie wir ſie jetzt kennen und ſchätzen, nichts anders, als ein Zuſatz vom Heidenthum, oder eigentlich eine Verſchmelzung und In-Einsbildung mit demſelben, um ſeine Krone und Vollendung zu erreichen. Dadurch wird das Chriſtenthum, als hiſtoriſche Religion, zugleich *natürlich*, und man dürfte es alsdann nicht mehr im Gegenſatz gegen die natürliche Religion betrachten. Zugleich erhellt auch, daſs keine Religion natürlich zu nennen iſt, als eben das Heidenthum. Alle dieſe Sätze nehmen aus der *Schellingiſchen* Art zu philoſophiren Urſprung und Inhalt. *Schelling* ſelbſt hat ſie auf ſeine Weiſe dargeſtellt, und ſucht insbeſondre das Heidenthum durch die geheime muthmaſslich in den Myſterien vorhanden geweſene Weisheit zu heben. In der abſoluten, oder der Kunſtreligion „ſchauen wir Gott unter dem Bilde der abſoluten Indifferenz der Natur und des Geiſtes an" (S. 47.) ſagt der Vf. — Rec. hätte gewünſcht, bey dieſer Gelegenheit zu erfahren, wie die Indifferenz, d. h. ein Nichtzuunterſcheidendes, von Nichts und für Nichts verſchiedenes, ein Bild für die menſchliche Anſchauung werden könne. Für die Anbetung und Verehrung eines *Geiſtes* giebt es doch Analogie, nämlich den Menſchengeiſt, welchen ſich ſelbſt der Ehrende und Anbetende zuſchreibt; aber was für Analogie giebt es für eine Indifferenz des Geiſtes und der Natur, für ein weder das Eine noch das Andere? Wie ſich der Vf. ungefähr den Uebergang zu dieſer abſoluten Religion denkt, ſehen wir aus folgender Stelle. (S. 63.) „Heidenthum und Chriſtenthum ſind ſich gradezu, wie zwey Pole, der negative und der poſitive, entgegen geſetzt. Sie bekriegen ſich unaufhörlich einander, was freundlich dem einen, iſt feindlich und Sünde dem andern. So lange das Heidenthum herrſchende, exoteriſche Religion iſt, iſt das Chriſtenthum unterdrückt, und wird nur im Verborgenen, als eſoteriſche Religion, von einigen wenigen erkannt und geübt. Schlägt im Gegentheil die geiſtige Anſicht in die öffentliche Religion über, ſo muſs die Natur als Myſterium zurücktreten, und dort ſo lange verweilen, bis ſich, wie vorhin die natürliche, jetzt auch die geiſtige Religion zum Pantheismus ausgebildet hat, wo dann mit ihrem Maximum die Abſolutheit eintritt, und in der abſoluten Potenz die Einheit beider zurückkehrt, die Anſchauung zum Objecte, die Wiſſenſchaft zur Handlung, die Sehnſucht und das religiöſe Gefühl zur Wirklichkeit wird." — Ueber Chriſtus heiſst es S. 84: „Sein Leben, ſein ganzes Daſeyn war der Welt ein Geheimniſs. Seine Reden waren Gleichniſſe, ſeine Handlungen Symbole. Dem Geiſt war ſein Weſen, die Welt nur eine Allegorie deſſelben, ganz der gemeinen Denkweiſe ſeines Zeitalters zuwider. Er handelte nicht nach einem ſelbſt entworfenen Plane, ſondern nach dem ewigen Verhängniſſe. Sein Plan war der göttliche Wille, ſelbſt hatte er keinen Willen. . . . Jede Abſicht und eigner Wille raubt ihm ſeine Göttlichkeit und ſeine erhabne Würde. Ja wir können nicht einmal annehmen, daſs er eine Gemeine errichtet habe. Sein Werk war ganz göttlich, und darf nicht im mindeſten das Werk eines Menſchen werden." Der Hauptgedanke in dieſen Worten: Chriſtus unterwarf ſich ganz demjenigen, was er für göttlichen Willen erkannte: lieſs ſich deutlicher ſagen; es klingt aber wunderbar, daſs Chriſtus ohne Abſicht und eignen Willen gelehrt und gewirkt haben ſoll. Wäre er etwa ohne *Vernunft* geweſen? In dem Abſchnitt über die abſolute Religion oder die allgemeine Kirche ſagt der Vf. S. 212.: „Es iſt gleichſam eine magnetiſche Periode der Menſchheit, welche ſie bis an die äuſserſten Gränzen der Natur, und eine electriſche, die ſie bis an das Ende der Geſchichte unter mannichfaltigen Schickſalen hindurchführt. Hier wo im Lichte Magnetismus und Electricität, als beſondre Erſcheinungen zwar verſchwinden, aber in der Identität da ſind, flieſsen auch Natur und Geſchichte, natürliche und hiſtoriſche Religion in die eine *abſolute Religion* zuſammen, die keinen Gegenſatz mehr kennt, ſondern ewig ſich ſelbſt gleich, nur eine und die abſolute Identität iſt. Die abſolute Religion ſchaut Gott an weder als Körper, wie der Polytheismus, noch als Geiſt, wie der Monotheismus; ſondern als das *All*, wie der Polytheismus, und als das *Eine*, wie der vollendete Monotheismus. Als der dritten und abſoluten Potenz ſind in ihm Heidenthum und Chriſtenthum, als ſelbſtſtändige Formen, auf eine Weiſe verloſchen, wie im Cubus die Wurzel und das Quadrat als Beſonderheiten ſich zu dem Zwecke aufheben, um ein drittes Ganzes, ein All-Eins, ſich zur ewigen Wohnung zu bilden."

Hinlänglich läſst ſich aus dieſen Stellen die Tendenz der Schrift wahrnehmen, und zugleich jenes Spiel mit dem Unendlichen und Endlichen erkennen, welches allen angeführten Aeuſserungen des Vfs. zum Grunde liegt.

KÖNIGSBERG, b. Göbbels und Unzer: *Lehrſätze zu einer empiriſchen Pſychologie*, von D. *J. D. Metzger*. 1805. X u. 148 S. 8. (12 gr.)

Nach der Vorrede, hat der Vf. dieſe Schrift, um einen Leitfaden bey ſeinen Vorleſungen über die empiriſche Pſychologie zu haben, entworfen, und will in ihr kein vollendetes Syſtem, ſondern nur Lehrſätze und Materialien, die zu einem Gebäude der Seelenlehre, wie er ſagt, vielleicht tauglich ſeyn dürften, darbieten. Es würde daher unbillig ſeyn, mehr von ihm zu verlangen, als zu dieſem Zwecke erfordert würde. Allein auch bey einer ſolchen Reihe von Sätzen ſollte ein beſtimmter Begriff der Wiſſenſchaft, deren Vortrag an ſie gereihet werden ſoll, zum Grunde liegen. Dieſen vermiſst aber Rec. in der ganzen Schrift. Wenigſtens hat er ihn weder in der Einleitung beſtimmt angegeben, noch in dem Ganzen des Buchs ſonſt gefunden. In der Einleitung heiſst es: „des Menſchen eigentliches und an-

angemeſſenſtes Studium ſey der Menſch. Der Menſch ſehe ſich in mancherley Verhältniſſen mit den Auſsendingen und (übrigen?) Naturkörpern, oder mit den in ſeiner Geſellſchaft in bürgerlichen Verbindungen lebenden Menſchen, oder mit ſeinem Weſen, ſeinen Handlungen, ſeiner Denk- und Willens-Kraft. Ein jedes dieſer Verhältniſſe mache die Grundlage (den Gegenſtand) eines eignen Zweiges der Anthropologie, der Wiſſenſchaft von dem Menſchen, aus, die nach Maſsgabe dieſer Verhältniſſe eine *pragmatiſche*, *phyſiſche* oder *pſychiſche* Anthropologie genannt werden könne. Nach §. 2. iſt der Menſch als lebendes Geſchöpf der Gegenſtand der *phyſiſchen* Anthropologie, oder Phyſiologie. Einige Zeit nach ſeiner Geburt, ſetzt der Vf. hinzu, äuſsere ſich im Menſchen die Gegenwart und Verbindung eines inpalpablen Weſens, Seele genannt, mit ſeinem Körper, deren eigne Kräfte ſich mittelſt der Sinnenorgane allmählig bilden und entwickeln. Hierdurch werde der Menſch der Gegenſtand der *pſychiſchen* Anthropologie (*Pſychologia*). Die Pſychologie, heiſst es (§ 4.) ferner, pflege man einzutheilen in die *philoſophiſche* oder metaphyſiſche und in die *empiriſche*. Die *empiriſche* Seelenlehre gehe an dem Leitfaden der dem Körper und der Seele gemeinſchaftlichen Erſcheinungen (ſind das Erſcheinungen, welche ſich ſo wohl an dem Körper als an der Seele, oder ſind es Erſcheinungen, welche ſich an beiden in Verbindung zeigen?) zur Erforſchung der Eigenſchaften der Seele über." Rec. enthält ſich aller weitern Anmerkungen über dieſe Stelle, ſo vielen Stoff er dazu auch hätte, und ſchränkt ſich auf die Bemerkung ein, daſs nach derſelben der Vf. wohl ſchwerlich einen beſtimmten Begriff von der empiriſchen Seelenlehre habe, und das beſtätigt auch die ganze Ausführung des Buchs. Denn wer ſollte z. B. unter der Ueberſchrift: „Entſtehung der Begriffe" §§. 63—74. wohl eine Unterſuchung erwarten: ob es angeborne Begriffe gebe oder nicht. Der Vf., der dieſe Frage verneinend beantwortet, hätte wenigſtens deshalb nicht, wie es der Fall zu ſeyn ſcheint, nöthig gehabt, ſich darauf einzulaſſen, um §. 76. zu der pſychologiſchen Betrachtung der Sinne und der Sinnorgane zu kommen. — Rec. ſah ſich, indem er nirgend in dem ganzen Buche einen beſtimmten Begriff von der empiriſchen Pſychologie fand, um ſo unangenehmer getäuſcht, da er ſich aus der Vorrede in dieſer Hinſicht viel von dem Buche verſprochen hatte. Denn S. V. der Vorrede ſagt der Vf. daſs einige Lehrer der Pſychologie zu ſehr in das Gebiet der metaphyſiſchen Seelenlehre überſtreifen, und andere zu viel aus der phyſiſchen Anthropologie, wie der Vf. die Phyſiologie nennt, in die Erfahrungs Seelenlehre einmiſchen. — Hätte man ſonach nicht bey dem Vf. einen genauen Begriff von ſeiner Wiſſenſchaft ſuchen ſollen? Denn nur aus dieſem kann man wiſſen, daſs von der metaphyſiſchen Seelenlehre nichts in die empiriſche gehöre, und wie viel zum Behufe derſelben etwa aus der Phyſiologie entlehnt werden müſſe. — Doch bey dem gerügten Mangel könnte des Vfs. Buch immer noch viel Gutes enthalten; allein in der Hauptſache, dem was in die empiriſche Pſychologie gehört, möchte man wohl vergebens darnach ſuchen. Wenigſtens wird jeder das fürchten, der folgendes in dem Buche lieſet. „Das Gedächtniſs oder Erinnerungsvermögen, heiſst es §. 46., iſt die Fähigkeit einmal erhaltene Begriffe oder Vorſtellungen aufzubewahren, ſie ſich bey gegebener Veranlaſſung wieder zu vergegenwärtigen, zu ordnen und zu erneuern." §. 51. heiſst es: „Die Phantaſie oder *Einbildungskraft* wird mit dem Gedächtniſſe verwechſelt, wenn man ſie definirt als das Vermögen, ſich Gegenſtände in ihrer Abweſenheit darzuſtellen." Ferner §. 54: „Die Vernunft oder *Urtheilskraft* d. i. das Vermögen der Seele, die erhaltenen Vorſtellungen mit einander zu vergleichen, ihre Verhältniſſe durchzuſchauen und zu beurtheilen, iſt die wichtigſte und ſchätzbarſte der Seelenkräfte." — S. 37. wird geſagt, daſs wir das Daſeyn der Seele aus ihren Wirkungen gewahr werden, daſs ihre Natur und Beſchaffenheit aber unter die unentdeckten Geheimniſſe der Schöpfung gehören. — Läſst ſich eben daſſelbe nicht von den Körpern ſagen, wenn es Sinn haben ſoll?

PÄDAGOGIK.

Leipzig, b. Gräff: *Beyträge zur Kenntniſs einiger deutſchen Elementar-Schul-Anſtalten*, namentlich der zu *Deſſau*, *Leipzig*, *Heidelberg*, *Frankfurt* am Mayn, und *Berlin*, von *V. C. C. von Türk*, Herzogl. Oldenburgiſchem Juſtiz-Rath. 1806. 368 S. 8. (1 Rthlr.)

„Ueber Univerſitäten, Gymnaſien und hohe Schulen Deutſchlands fehlt es uns nicht an Notizen; wir kennen die innere Einrichtung der meiſten, und wiſſen, was hier und dort geleiſtet werde. Allein über den Zuſtand der niedern oder Elementar-Schulen unſers Vaterlandes iſt bisher nur wenig bekannt geworden."

Mit dieſer Bemerkung eröffnet der Vf. dieſe Schrift. Jeder, der mit dem Zuſtande des Schulweſens nicht ganz unbekannt iſt, wird ihre Richtigkeit anerkennen und ſich ihnigſt freuen, daſs ein Mann von der Einſicht und dem Gefühl, wie ſich Hr. *v. Türk* in dieſer Schrift bewährt, es unternommen hat, auf das hohe und dringende Bedürfniſs aufmerkſam zu machen, den groben, kaum glaublichen, Mängeln mit Ernſt abzuhelfen, unter welchen die Anſtalten, durch die der bey weitem gröſsere Theil der Menſchen ſeine *einzige Bildung* erhält, noch faſt überall, nur mit ſeltenen Ausnahmen, erliegen. Der Vf. ſcheint zu dieſem Geſchäft nicht ſowohl äuſsern als vielmehr den *edlen innern* Beruf gehabt zu haben, „daſs ihn (nach dem aus *Ulrich von Hutten* entlehnten Motto) Gott mit dem Gemüth beſchwert hat, daſs ihm *gemeiner*

Schmerz

Schmerz weher thut, und *tiefer*, *denn vielleicht etwas andern*, zu *Herzen geht.*" Um diesem Beruf zu genügen unternahm er eine eigne Reise durch Deutschland, untersuchte die Elementar-Schulen an den auf dem Titel genannten Orten, und zwar, wie er am Schlusse sagt, mit Genehmigung des Herzogs von Mecklenburg-Strelitz (in dessen Diensten er vorher war), für welchen Fürsten ursprünglich diese Bemerkungen nur bestimmt waren. Dank ihm, dass er sie öffentlich bekannt gemacht hat. Sie werden gewiss sehr viel Gutes stiften, wenn sie in die Hände recht vieler kommen, die zur Verbesserung des Schulwesens wirken können. Um dieses an unserm Theile möglichst zu befördern, versichern wir, dass diese kleine Schrift die interessantesten Bemerkungen über das Wesen und den Zweck von Elementarschulen und ihre bestmöglichste Einrichtung enthält, erläutert durch das *was ist* und *seyn könnte* und *sollte*. In *Dessau* und *Leipzig* ist hierin unstreitig schon sehr viel geleistet, wie hier sehr interessant dargestellt wird. In *Frankfurt* am Mayn ist man auf sehr gutem Wege. Noch angenehmer überraschend, und, dem Rec. wenigstens, ganz neu ist dasjenige, was hier von den trefflichen Fortschritten in *Heidelberg* seit der jetzigen (Kurbadenschen) Regierung gesagt wird, welches derselben um so mehr hohe Achtung erwerben muss, da sie in den überstandenen Kriegs-Bedrängnissen gewiss eben so sehr und mehr, wie manche andere den Grund finden könnte, Ausgaben für *diese Zwecke* — noch auszusetzen. Ein aufgehobenes Kloster ist hier zu einer Mädchen- und von jener ganz abgesonderten Knaben-Schule bestimmt. Bey jener, welche hier allein genau beschrieben wird, erhalten die Lehrer, nebst geräumiger Wohnung und einem Stück Garten, an Gelde und Naturalien 500 bis 550 rh. Fl.; die Lehrerinnen etwas weniger. Neben dieser ganz neu dotirten öffentlichen Anstalt blüht in *Heidelberg* noch die Privat-Töchterschule der Demoiselle *Rudolphi*, von der Hr. *von Türk* sagt, „dass er alle Forderungen an eine weibliche Bildungs-Anstalt hier *vollkommen erfüllt gesehen habe.*" Auch im *Anspachischen* und *Meiningischen* sah der Vf. sehr viel Gutes. Ueber *Berlin* liefert er einen sehr ausführlichen Aufsatz eines dortigen, mit diesem Gegenstande ganz vertrauten Mannes, welcher die Elementarschulen dieser Königsstadt in den letzten drey Jahrzehenden schildert. Leider erfüllt diese Schilderung mit Wehmuth und Befremden, dass es hier, wo hoher Grad von wahrer Aufklärung und Wohlstand sich schon so lange vereint befanden, wo Männer von grösster Einsicht und den edelsten Absichten während dieser drey Decennien (mit Ausnahme einer nicht sehr langen Periode) an der Spitze dieses Theils der Staats-Verwaltung standen, und in diesem Fache bewährte Gelehrte zur Seite hatten — so ungemein schlecht mit den Elementarschulen steht. Die Zahl derselben war, im Jahr 1805, — 65. Von diesen konnte zu den *ganz guten* (wenn man den Massstab nicht zu genau nimmt) gerechnet werden 14, zu den *guten* 16, zu den *mittelmäßigen* 10, und zu den durchaus *schlechten* alle übrigen, also 25! Aber, in welch einem hohen Grade diese fünf und zwanzig schlecht sind, wie höchst erbärmlich in ihnen ein so grosser Theil der Berlinischen Jugend von höchst unwissenden, ihre Pflichten gar nicht kennenden und gröblich verwahrlosenden Menschen verkrüppelt wird, — dies übersteigt wirklich alle Vorstellung! Rec. gesteht, dass er die Schilderung für übertrieben halten würde, hätte sie nicht gar zu sehr das Gepräge der Wahrheit, und erlaubte das nur mit Weglassung der Namen gelieferte Detail irgend einen Zweifel gegen die auch vom Hn. *v. Türk* versicherte Wahrheitsliebe des ungenannten, aber uns höchst achtungswerth gewordenen Vfs. Nur noch darüber hätten wir von ihm eine Erläuterung gewünscht, wie es möglich war, dass ein so höchst elender Zustand dieser Volksschulen in Berlin so lange unbeachtet, und, wurde er beachtet, ungebessert bleiben konnte. Dass es bey der höchsten Behörde nicht an Würdigung der Wichtigkeit dieses Gegenstandes fehle, beweiset die so gnädige Aufnahme des neuerlich von einigen Schullehrern mit Einsicht entworfenen, und mit edler Uneigennützigkeit freywillig unentgeltlich ausgeführten, unter Direction des Hn. Inspector *Küster* stehenden, Instituts zu Bildung von Jugendlehrern in den Städten, von dem wir, wenn es die so sehr verdiente Unterstützung erhält, die so nothwendige bessere Einrichtung der Elementarschulen Berlins und anderer grösern Städte der Preussischen Monarchie allmälig hoffen dürfen. Von den letztern berührt unser Vf. *Stettin*, und zu unsrer nicht mindern Verwunderung fand er auch in dieser so wohlhabenden Stadt durchaus keine guten Elementarschulen, und auch nicht *eine* weder öffentliche noch Privatanstalt zur Bildung der Töchter der wohlhabendern Einwohner!

Erlaubten es dem Vf. seine Verhältnisse den Plan auszuführen, von Provinz zu Provinz, von einem Reiche zum andern zu reisen, um die grosse Angelegenheit der Menschenbildung überall in Anregung zu bringen: so würde er auf den Namen eines *pädagogischen Howard* Anspruch haben, und, wie dieser edle Britte in den Straf-Anstalten, eine heilsame Reform in den Instituten der Bildung der zahlreichern Menschen-Klassen gewiss sehr befördern. Wir dürfen dieses auch gewiss uns schon von der Zeitschrift versprechen, zu welcher der Vf. uns Hoffnung macht, wenn er gehörig unterstützt wird, und deren Zweck seyn soll, den Zustand der Elementar-Schulen in allen Provinzen Deutschlands darzustellen, und zu zeigen, wie denen, die ihre Bestimmung nicht erfüllen, nachgeholfen werden könne.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 29. Auguſt 1806.

CHEMIE.

JENA, in d. akad. Buchh.: *Phyſiſch-Chemiſche Encyclopädie:* Zum Selbſtunterricht, und zum Gebrauche für Schulen; herausgegeben von *J. F. A. Göttling.*

Auch unter dem Titel:

Der phyſiſch-chemiſche Hausfreund: eine Zeitſchrift. Erſter Band, *ſechs* Hefte. 1804. 368 S. m. 5 Kpft. *Zweyter* Band. LVIII u. 320 S. (3 Rthlr.)

Die Idee, eine allgemein faſsliche Anleitung zur Chemie zu geben, welche zum Unterrichte ſchon auf Schulen angewandt, auch von denen benutzt werden könne, die nie auf Akademien waren, oder dahin gehen können, iſt ſehr gut, und verſpricht viele Vortheile. Denn die Phyſik, die ſchon in den Schulunterricht gezogen wird, intereſſirt gröſstentheils allgemein nur durch den Theil, der aus der Chemie entlehnt iſt; auch iſt die brauchbare Anwendung eigentlich phyſiſcher Grundlehren auf das gemeine Leben unvergleichbar weit geringer und unbedeutender, als die von chemiſchen Kenntniſſen werden kann. Iſt daher die Phyſik ein bedeutender Theil des Unterrichts auf Schulen; ſo iſts oder ſollte die Chemie noch weit mehr ſeyn.

Die Anforderung an ein ſolches Werk iſt vorzüglich Faſslichkeit und Deutlichkeit des Vortrages, mit Rückſicht darauf, daſs nichts gelehrt werde was andre Kenntniſſe, aus der Chemie ſelbſt, oder aus andern Disciplinen vorausſetzt, die man bey der gewöhnlichen allgemeinen Bildung und einem ſonſt geſunden Menſchen-Verſtand nicht erwarten kann; nöthige Vollſtändigkeit der abzuhandelnden Sachen, ohne üppige Verbreitung auf alles, was ſich möglicher Weiſe hierüber ſagen lieſse; und die gröſste Vorſicht, nichts als Thatſache vorzutragen, was bloſs Vermuthung, oder wohl gar erwieſenen Thatſachen entgegen iſt. Man darf hier alſo keine durchaus neue, noch nicht bewährte Entdeckung, keine theoretiſche Spitzfindigkeiten, oder polemiſche Abwägung der Vorzüge der verſchiedenen Syſteme erwarten. Der Vf. ſelbſt erklärt dieſe Zeitſchrift eigentlich für ein *weitläuftigeres Handbuch der populären phyſiſchen Chemie*, oder *ſeiner phyſiſchen Chemie für Jugendlehrer beym Unterrichte.*

Im *erſten* Theile findet man folgende Abſchnitte: *Allgemeine Anſicht der chemiſchen Thätigkeit; als Einleitung.* Anziehung, Zurückſtoſsung; Oxidation und Desoxidation; Kohlen-, Waſſer- und Stickſtoff, Schwefel und Phosphor, Kali und Natrum, Kalk, Baryt, Strontian, Talk-, Kieſel-, Thon-, Zirkon- und Glucin-Erde; Salz-, Fluſsſpath- und Boraxſäure. 23 Metalle (Als vorläufige nöthige Begriffe haben ſie hier ihren Platz: ſonſt möchte wohl hier manches Hypothetiſche, als factiſch, aufgeführt ſeyn). *Wärme, Hitze, Feuer* (praktiſche Anwendung auf Koch- und Feuerherde, nach *Rumford*). *Waſſer.* Hartes Waſſer werde ſchon durch Kochen verbeſſert, weil dadurch ein Antheil des Aufgelöſten geſchieden werde. (Dieſs iſt irrig; es wird nur ſo viel niedergeſchlagen, als vom verdampften Waſſer aufgelöſt war: der Reſt des Waſſers bleibt eben ſo ſchlecht. Der Zuſatz von Kali macht die harten Waſſer wirklich weich.) See-, und Mineral-Waſſer. Verbeſſerungsmittel fauler Waſſer: z. B. Kohlenpulver, womit man auch die Waſſerfäſſer auszuſpühlen habe. (Weit beſſer iſts, die innere Fläche der Fäſſer ſelbſt oberflächlich zu verkohlen.) Beſchreibung und Abzeichnung von *Cuchet's* Filtrir-Maſchine. *Atmoſphäriſche Luft: Sauerſtoffgas*, und deſſen Entbindungen und Wirkungen durch ſechs Verſuche gezeigt. Erwähnung des Stahliſchen Brennſtoffs. *Säure* und *Kali.* Gegenwirkung der Mittel und 11. Verſ. *Kohle; Kohlenſtoffe und Kohlenſäure.* Mannichfaltige chemiſch technniſche Benutzung der Kohle (die Entwickelung des eigentlichen Begriffs vom Kohlenſtoffe, der freylich in ſeinem ganzen Umfange nicht ohne Schwierigkeit iſt, iſt hier übergangen). *Abdampfung, Deſtillirung, und Sublimirung. Zerſetzung und Zuſammenſetzung des Waſſers, Waſſerſtoff und Waſſerſtoffgas.* (Die Folgerung aus dem Verſuche, daſs wenn Eiſen mit Waſſer, unter einer mit Queckſilber gefüllten Klocke, verkalkt, und ſich zugleich brennbare Luft zeigt, das Waſſer zerlegt werde, beruht nicht auf einer *reinen*, ſondern *gemiſchten* Erfahrung, deren Zuverläſſigkeit auf dem Vernunftſchluſſe beruht. — Bey dem Verſuche, Waſſerdämpfe über glühendes Eiſen zu leiten, iſt Fig. I. T. IV. citirt, findet ſich aber nicht auf der Kupfertafel IV.) Das electriſche Feuerzeug: — Mrs. *Fulhame's* Verſuche. *Einige phyſiſche Merkmale der Körper, welche auf chemiſche Unterſuchungen Bezug haben.* Hart, weich, ſpröde, dicht, dehnbar, elaſtiſch, porös, feſt, flüſſig. Die Adhäſion. *Chemiſche Affinität. Auflöſung und Niederſchlagung. Schwefel und Schwefelſäure. Fulhamiſche* Verſuche mit Schwefeldämpfen. *Chemiſche Oefen. Phosphor und Phosphorſäure.* (Nach *Weſtrumb* ſoll man in fauler Milch den völligen Phosphor vorfinden und entdecken können.) Scheidung der Säure aus den Knochen. Nutzen des

gesäuerten Bleys bey dem Harne, um das phosphorsaure Natron zu zersetzen.

Der *zweyte* Band fährt mit der Erwägung des Phosphors und der Phosphorsäure fort. Er leuchte, obwohl in atmosphärischer Luft, doch nicht im Sauerstoffgase, und dampfe auch nicht. Verpuffen des Phosphors durch Schlagen; dessen Erscheinung durch das Sonnenlicht nach *Böckmann;* reflectirtes Sonnenlicht und solches, das durch gefärbte oder mit solchen Flüssigkeiten angefüllte Flaschen fiel, und die *Argandsche* Lampe brachten keine Wirkung hervor. Reductions-Versuche durch Phosphor und dessen ätherische Auflösung. *Allgemeine Uebersicht der natürlichen, und bisher durch die Kunst dargestellten Salze.* Dies sind diejenigen Substanzen, die durch genaue Verbindung einer Salzbase, und einer Säure entstanden sind. Das Verhältniss ihrer Bestandtheile, ihrer Crystallgestalt, Auflösbarkeit und übrigen Eigenschaften, auch die technische Anwendung werden genau angezeigt. Den übrigen erdigten Salzen werden auch die aus der Ochroiterde beygefügt. Es werden nicht blos die Mineral-, sondern auch die Pflanzen- und thierischen Säuren, in ihren salzichten Verbindungen durchgegangen, (mit der Kohlensäure wird geschlossen): alsdenn die Salze mit unvollkommenen Säuren, oder die Salze mit der schweflichten, salpetrigen, phosphorichten und essigten Säure nachgetragen. Darauf folgen diejenigen Salze, welche mehr, als eine Base, mit einer Säure verbunden, enthalten. Uebersaure schwefelsaure Neutralsalze. Schwefelsaures 1) Kali Ammonium, 2) — Ammonium Natron, 3) — Kali Talkerde, 4) — Natron Talkerde, 5) — Kali Thonerde, 6) — Thonerde Kali Kalk, 7) — Thonerde, Kali Talk; 8) Salpetersaure Talkerde Ammonium, 9) Sauerkleesaures Kali Natron, und 10) Kali Ammonium, 11) Weinsaures Kali Natron und 12) W. K. Ammonium, und 13) W. K. Kali Talkerde. — Erwähnung der oxidirten Salzsäure. *Veränderung des einen Salzes in das andre, vermittelst doppelter Wahlaffinität, durch Erfahrung erläutert.* Versuche mit Glaubersalz und Salpeter, schwefelsaurem Ammonium und Salpeter, schwefelsaurem Kali und salpeterichtem Baryt, englischem Salze und salpetersaurem Kalke, schwefelsaurem Ammonium, und salpetersaurer Talkerde, Glaubersalz und Digestivsalz, schwefelsaurem Kali mit salzsaurem Baryt, schwefelsaurem Ammonium und Kochsalz, Schwerspate und kohlensaurem Kali, Glaubersalz und phosphorsaurem Kali, phosphorsaurem Natron, und schwefelsaurem Ammonium, phosphorsaurem Ammonium und schwefelsaurer Talkerde, phosphorsaurem Kali und Würfel Salpeter, phosphorsaurem Natron und salpetersaurem Kalke u. s. w. und noch 20 ähnliche Zersetzungen. *Salpeter und Salpetersäure: Cavendish's* Zusammensetzung aus Stickstoff und Sauerstoff, und Erzeugung des Ammoniums bey Zersetzung jener Säure: so dass die Bestandtheile derselben in der atmosphärischen Luft und im Ammonium vorhanden seyn, und die Entstehung dieser Säure in der Natur nur unter diesen Umständen geschehen müsse. Beyspiele von der Erzeugung des Salpeters in der Natur: jetzt könne man ihn durch künstliche erdigte Mischungen, durch zur Fäulniss geschickte Pflanzen-, und Thiertheile erzeugen. Art der Vorkehrung zu Salpeter-Wänden, die 1½ bis 2 Jahr erhalten werden müssen: Auslaugung derselben und Crystallisation.

Die Anlage und Ausführung des ganzen Plans dieser physisch-chemischen Encyklopädie lässt sich freylich deshalb nicht vollständig übersehen, weil diese beiden Bände die ganze Chemie lange noch nicht umfassen. Indessen hat der Vf. bis hierher die gute Ordnung befolgt, nichts unvorbereitet vorzutragen: so weit sich nämlich diese Ordnung in der Chemie befolgen lässt, wo das eine so sehr in das andre greift, dass das eine, was man zu einem Versuche oder Erklärung gebraucht, schon immer wieder Bekanntschaft des andern voraussetzt, so dass es im strengsten Sinne wohl unmöglich seyn möchte, irgend wo anzufangen, wo man nichts voraus zu setzen brauchte. Es wird also immer etwas, naturhistorisch, als Thatsache anzugeben und zu beschreiben seyn, dessen Entstehungsart oder Gründe in der Folge erst am schicklichen Orte nachzuholen sind, wenn man sich nur dieses Umstandes so wenig, als möglich bedient. So ist auch Hr. *S.* verfahren: der Vortrag ist ungemein fasslich und planmässig, und zum Selbst-Unterricht, nöthigenfalls, geeignet: so dass die Ausführung dem Plane des Vfs. wohl entspricht. Ob er nicht öfter gedrängter hätte schreiben können, kann derjenige nicht so genau beurtheilen, der mit den Materien bereits wohl bekannt ist. Auf alle Fälle wäre aber für den Anfänger eine entbehrliche Wortfülle weit weniger nachtheilig, als eine der Deutlichkeit nicht selten schädliche Gedrängtheit.

Da man übrigens zu eignen chemischen Versuchen die vorzüglichsten Hülfsmittel dazu bey der Hand haben muss: so hat der Vf. auch dazu die Hand geboten, indem von ihm eine kleine Sammlung physikalisch-chemischer Präparate zu erhalten ist, deren Anwendung er theils in seinem *Versuche einer physischen Chemie,* auf welche er verweiset, angegeben, theils auch selbst hier noch genauer bezeichnet hat. Dieser Präparate, (mit welchen zugleich die kleinen dazu erforderlichen Geräthe ausgegeben werden,) sind 45: sie werden, so weit man ohne Ansicht jenes Buches, schon ziemlich gut beurtheilen kann, hinlänglich seyn, sich von den nöthigsten chemischen Grundsätzen zu überzeugen, und man wird auch selbst manche merkwürdige in die Augen fallende Versuche damit anstellen können.

PHYSIK.

LEIPZIG, b. Breitkopf und Härtel: *Lucifer*, oder Nachtrag zu den bisher angestellten *Untersuchungen der Erdatmosphäre*, vorzüglich in Hinsicht auf das Höhenmessen mit Barometern, von *Christian Ernst Wünsch*, D. d. Ww. u. Hk. öffentl. ord. Lehrer der Math. und Phys. zu Frankf. a. d. Oder. 1802.

1802. 510 S. gr. 8. m. 3 Kupfer- und mehrern Rechnungstafeln. (3 Rthlr.)

Ebendaſelbſt: Zuſätze zu dem *Lucifer*, zu den bisher angeſtellten Unterſuchungen der Erdatmoſphäre. 1803. beide Nachträge zuſammen 11 Bogen. gr. 8. (1 Rthlr.)

In der Vorrede äufsert der Vf., dafs er mit zitternder Hand dem Publikum ein Buch übergebe, worin einige Lehren, die hisher alle Naturforſcher für völlig erwieſene Wahrheiten ausgegeben hätten, im Ernſte beſtritten, und, wenigſtens nach ſeiner Ueberzeugung, wirklich widerlegt wären. Für ganz neu erklärt er indeſſen ſelbſt die hier vorgetragenen Lehren nicht, da nicht allein der Satz: dafs die allmählige Abnahme der Dichte unſerer Atmoſphäre nicht von der aufwärts fortſchreitenden Verminderung ihres eignen Gewichts herrühre, — ſich ſchon in des Vfs. neuen Theorie von der Atmoſphäre und der Höhenmeſſung mit dem Barometer (Leipz. 1782) findet, ſondern auch noch andere, wiewohl nicht von Irrthümern freye Sätze eben dort vorkommen. Man kann daher in gegenwärtiger Schrift nur die Hauptſtücke, welche von den Wirkungen der Wärme handeln, als ganz neu betrachten. Den Namen *Lucifer* gab ihr der Vf., weil er glaubte, dafs ſeine Schrift manche Gegenſtände, die bisher noch zu ſehr im Dunkeln geſtanden hätten, beſſer ans Licht bringen könnte. Die in der Schrift ſelbſt aufgeſtellten Sätze ſind folgende. Das bekannte *Mariottiſche* Geſetz der Luftverdichtung iſt auf die Erdatmoſphäre in der Art, in welcher man es bisher auf ſie angewandt hat, nicht anwendbar. — Die permanent elaſtiſch-flüſſigen Weſen ſind in Hinſicht auf ihre Federkraft von den feſten elaſtiſchen Materien und Körpern ſehr verſchieden. Wenn ſich Queckſilber durch die wachſende Temperatur von — 12° bis + 212° Fahrenheit in arithmetiſcher Proportion ausdehnt, ſo dehnt ſich reine atmoſphäriſche Luft innerhalb dieſer Gränzen der Temperatur in geometriſcher Proportion aus, und jenes Volumen, welches eine beſtimmte Menge reiner atmoſphäriſcher Luft bey — 12° erfüllet, verhält ſich zu dem Volumen, welches dieſelbe Luftmenge bey + 212° einnimmt, wie 1 zu 4, wofern der Barometerſtand in beiden Fällen 28 Zoll beträgt. — Die kosmiſche Temperatur unſeres Erdballes verhält ſich zu der Temperatur des bey mittlerem Luftdrucke ſiedenden Waſſers wie 1 zu 4. — (Das heifst: wenn der Abſtand des Erdballs von der Sonne halb ſo grofs wäre als er wirklich iſt, ſo könnte er im Sonnenſchein gar kein Waſſer, ſondern blofs Waſſerdämpfe heben; oder im jetzigen Abſtande würden vier ſolche Sonnen eben daſſelbe thun.) Die ganze Atmoſphäre der Erde exiſtirt blofs durch zwey Kräfte, die wir Anziehung und Wärme zu nennen pflegen. Dieſer Hauptſatz, der auch in der Titelvignette verſinnlicht iſt, hat im Grunde keine andre Bedeutung als die Attractiv- und Repulſivkraft der Dynamiker. — In einerley Niveau iſt bey gleicher Temperatur die Atmoſphäre um den ganzen Erdball nicht gleich dicht. — Grofse prallige Felſengebirge äufsern gegen die Luft ebenfalls Affinität, und verändern dadurch nahe an ihnen herum, gewiſſermafsen, die Wirkung, welche von der Schwere für ſich allein in der Atmoſphäre hervorgebracht wird. Aus dieſen Sätzen hat der Vf. eine Formel zum Höhenmeſſen mit dem Barometer hergeleitet, welche die ſtrengſte Prüfung aushielt, indem in einem Falle Meſſung und Rechnung nur um 0, 1 Fufs von einander abwichen; wobey er aber bemerkt, dafs bis jetzt die zum Höhenmeſſen erforderlichen Inſtrumente die nöthige Vollkommenheit noch nicht erreicht haben, ſondern noch groſser Verbeſſerungen fähig ſind. Er glaubt, dafs ein gutes Manometer mit einem einzigen richtigen Queckſilber-Thermometer das ſonſt zum Höhenmeſſen nöthige Barometer mit ſeinen beiden Thermometern entbehrlich machen und in der Rechnung manchen Vortheil gewähren könne; eben ſo meynt er, dafs die genauere Beſtimmung der Geſtalt unſers Erdballes der koſtbaren und langwierigen Meridian-Gradmeſſungen künftig nicht mehr bedürfe. — Die bekannten Veränderungen des Druckes den die Atmoſphäre auf einer und eben derſelben Stelle des Erdbodens ausübt, haben ihren Grund hauptſächlich in dem Wechſel der Tages- und Jahreszeiten, und ihr Urſprung iſt blofs in Kleinigkeiten irdiſch, im Allgemeinen und Groſsen hingegen kosmiſch. Ein Anhang lehrt den Gebrauch der beygefügten Rechnungstafeln. Im erſten Kapitel geht des Vfs Beſtreitung eigentlich auf folgenden Schluſs, welchen man aus dem *Mariottiſchen* Geſetze gezogen hat: „Da die Dichte der Luft von beſtimmter Temperatur in dem Verhältniſſe geringer wird, in welchem der Druck abnimmt, ſo muſs jede Luftſäule im Freyen ſowohl, als in verſchloſſenen Räumen unten mehr verdichtet und ſtärker geſpannt ſeyn, als oben: denn die untern Schichten derſelben tragen das Gewicht der obern mit, und leiden daher mehr Druck als die obern." — Der Beweis des Vfs. iſt apagogiſch, und kann hier nicht deutlich dargeſtellt werden; auch erfordert es viel Aufmerkſamkeit, die Zuläſsigkeit der Folgerungen, wodurch er die gegenſeitige Meinung auf Abſurditäten bringt, gehörig einzuſehen. Der Vf. findet nun für nöthig einen ganz andern Weg als den bisherigen, einzuſchlagen, um das Geſetz der Auflockerung der Atmoſphäre zu entdecken, und eben hierzu ſoll die gegenwärtige Schrift die Bahn brechen. Er hat eine Reihe von Verſuchen mit gewundenen Stahlfedern angeſtellt und vergleicht die gefundenen Reſultate mit denen die bey der Luft vorkommen. Es iſt nämlich fürs erſte die Urſache der verſchiedenen Dichte und Spannung der Luft nicht in der *verſchiedenen Lage* und *Anziehung* ihrer kleinern Theile zu ſuchen, wie bey den Spiralfedern und vielen andern elaſtiſchen Körpern, ſondern lediglich in der verſchiedenen *Gravitation* und *Temperatur;* mithin kann ſich weder ihre Denſität noch Spannung im geringſten ändern, wenn ſich ihr Abſtand vom Mittelpunkt der Erde und ihre Temperatur nicht ändert, ihr Druck mag nun in der Höhe oder in der Tiefe ſo viel betragen als er immer will; bey einer Spiralfeder aber,

wie

wie sie in des Vfs. dritten Figur dargestellt ist, braucht man sogar die drückende Kraft nicht einmal zu ändern, und sie sinkt nach und nach dennoch zusammen. Fürs zweyte erfolgt auch bey einer solchen Feder durch den Druck nicht einmal eine Verdichtung ihrer kleinern Theile, sondern eine bloſse Beugung derselben, die denn freylich eine Erschlaffung der gesammten Spiralgänge zur Folge hat, so daſs nun freylich ein groſses Gewicht dergleichen schlaffe Spiralen mehr zusammen drängen muſs. Solche stärkere Verdichtung durch starken Druck erfolgt aber in der That bey der Atmosphäre allerdings auch, nur mit dem Unterschiede, daſs diese durch den Druck bewirkte Verdichtung bey der Atmosphäre durchaus gleichförmig, keinesweges aber oben schwächer als unten ist, und zwar darum weil die Luft, so lange sie die gleiche Wärme behält, nicht erschlafft, sondern allenthalben vermöge ihrer durch den Druck verstärkten Spannung eben so stark aufwärts zurück wirkt, folglich die höhern Schichten von unten hinauf eben so sehr zusammen drückt, als diese obern Schichten sie vermöge ihres Gewichts von oben herab zusammen preſsen. Aus den Versuchen mit den Spiralfedern ergab sich, daſs ihre Erschlaffung sich wie der Cosinus des Winkels verhält, welchen die Spiralgänge mit der Horizontalfläche machen. Jede einzelne Windung stellt nämlich einen Hebel der zweyten Art vor, der seinen Ruhepunkt in der Horizontalfläche selbst hat, und in der Mitte von der besondern Anziehung oder Cohäsion seiner materiellen Theile in die Höhe gespannt von dem daselbst ziehenden oder drückenden Gewichte nieder gedrückt und so in Ruhe erhalten wird. Der Vf. theilt ausführlich die Ansicht mit, die er von der Wirkung der Wärme hat; er macht es höchst wahrscheinlich, daſs die Wärme von einer bewegenden Kraft, nicht aber von einem eignen Stoffe herrühre; indessen haben diese Vorstellungen durchaus keinen Einfluſs auf seine Rechnungen. Um die Einflüsse, welche von der Anziehungskraft der Bergmassen auf die benachbarte Luft herrühren, zu bestimmen, wünscht der Vf., daſs man in Bergwerken, wo die Gruben-Luft mit der äussern von gleicher Beschaffenheit ist, die Höhen ober- und unterwärts messen möchte, welche den Barometerstand um eine Linie verändern; diese Entfernung würde unter der Erde (wobey natürlich immer die Temperatur mit in Rechnung gebracht wird) merklich gröſser seyn, als über derselben; weil an jenem Orte die Luft durch ihre Anhänglichkeit an den Seitenwänden unterwärts zu wenig drücken wird. Aus dieser Ursache schätzt der Vf. den Fehler einer barometrischen Höhenmessung von 2000 Fuſsen, wo das Barometer unten neben der Bergwand aufgehängt worden, gegen zehn Fuſs, die man zu viel rechnen würde. Es wäre Schade, wenn der viele Fleiſs und Scharfsinn, der aus dieser Schrift hervorleuchtet, um einiger etwas gewagten Sätze willen, verkannt werden sollte.

Von den *Zusätzen* betrifft einer zum ersten Hauptstück gelieferten, eine neue Bestätigung des Satzes, daſs der abwärts wirkende Druck, oder das Gewicht einer Luftsäule, mit Hülfe der dadurch verhältnissmäſsig erhöheten Spannung, sie ihrer ganzen Höhe nach durchaus gleich dicht zusammen preſst. Ein andrer Zusatz zum dritten Hauptstück zeigt, daſs die *Wilkischen* Versuche über die latente Wärme nichts gegen das vom Vf. aufgestellte Naturgesetz beweisen; und daſs der Satz: daſs die Brechung eines Lichtstrahls in der Atmosphäre der Dichte derselben bey jeder noch so hohen oder niedrigen Temperatur proportional sey, — noch gar nicht erwiesen, sondern vielmehr sehr zweifelhaft ist. Der Vf. beschreibt seine dieserhalb wiederholten Versuche sehr genau. Es sind auch Temperaturtafeln mitgetheilt. Zum vierten Hauptstück kommen bloſse Berichtigungen des Ausdrucks. Zum sechsten Hauptstück wird ein veränderter Beweis zu dem daselbst aufgestellten Satze: daſs die freye Luft von einer bestimmten Temperatur am Aequator mehr Dichte, als an den Polen besitze; beygebracht, wozu der Vf. durch *P. Frisi* veranlaſst ward. Zum siebenten Hauptstück wieder eine Berichtigung. Eben so zum achten Hauptstück. Auch Tafeln des Gefälles einiger Flüsse aus Barometer-Beobachtungen berechnet. Zum zehnten Hauptstück abermals Berichtigungen. Zum zwölften Hauptst. nähere Bestimmungen. Im zweyten Nachtrage kommt zuerst eine weitläuftige Discussion über die Geschwindigkeit vor, mit welcher der Schall in festen elastischen Körpern fortgepflanzt wird; worin besonders einige Aeuſserungen des Hn. D. *Chladni* in Anspruch genommen werden; das übrige betrifft barometrische Gegenstände, wobey eine weitläuftige Tabelle mitgetheilt worden ist.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Braunschweig*, b. Reichard: *Ueber den Werth der Krankheitsformen*, nebst *einem Beytrage zu der nähern Kenntniſs der Augenentzündungen*. Von *Konr. Friedr. Heyer*, der Medicin und Chirurgie Doctor, Professor am fürstl. anatomisch-chirurg. Collegium u. s. w. 1803. 49 S. kl. 8. (3 gr.) — In dieser kleinen Schrift sucht der Vf. die Form verschiedener Augenentzündungen getreu nach der Natur zu zeichnen. Für eine künftige Ophthalmonosographie hat eine solche Arbeit immer ihren unbestrittenen Werth, da es durchaus nothwendig ist, die Beschreibungen mehrerer Beobachter mit eigenen Ansichten vergleichen zu können, wenn der Nosograph ein vollständiges Gemälde der Krankheitsformen darstellen will. Uebrigens findet Rec. in diesen Blättern nichts, wobey die Kritik verweilen könnte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 30. Auguſt 1806.

NATURGESCHICHTE.

STOCKHOLM, b. Delén: *Förſök till Mineral-Hiſtoria öfver Lappmarken och Veſterbotten;* af Friherre *S. G. Hermelin.* (Verſuch einer Mineralhiſtorie von Lappland und Weſtbothnien.) 1804. gr. 4. mit drey ſaubern Kupfertafeln.

Nicht in allen Ländern wendet man ſo viel Aufmerkſamkeit und Fleiſs auf die Landeskenntniſs als in Schweden. *Warmholz* führt im *erſten* Thle ſeiner auch in dieſen Blättern (Jahrg. 1788. Nr. 118.) angezeigten *Bibliotheca Hiſtorica Suio-Gothica* ſchon 854 Schriften an, welche die Geographie Schwedens betreffen, und im 4ten Th. von *Lüdekens* Gelehrſamkeitsarchiv finden wir ein Verzeichniſs von mehr als 130 dort herausgegebenen Karten Schweden betreffend. Dem königl. Landmeſſer-Comptoir in Stockholm hat man ſeitdem mehrere Specialkarten ſchwed. Provinzen und dem um die ſchwediſche Landeskunde ſo verdienten Hn. Baron *S. G. Hermelin* die ſchönen *Chartor öfver Sverige med biſogade Ritningar* in zwey Abtheilungen zu danken. Mehrere gelehrte Schweden haben Reiſen in verſchiedene Provinzen des Reichs angeſtellt, und Beſchreibungen derſelben herausgegeben, und es erſcheinen bisweilen auf dortigen Univerſitäten genaue Beſchreibungen einzelner Kirchſpiele und Landesorte in akadem. Diſputationen, nicht nur in lateiniſcher, ſondern auch in ſchwediſcher Sprache. Seit einiger Zeit hat man auch beſonders angefangen, auf das entfernte und kalte Lappland ſeine Aufmerkſamkeit zu wenden, wovon die gedruckten Nachrichten *Sköldebrands*, *Wahlenbergs* u. a. zeugen. An dieſe ſchlieſst ſich nun der Vf. dieſer Schrift an, die beſonders für den Mineralogen und Geologen wichtig iſt. Das ſchwed. Lappland hat einen groſsen Vorrath von Eiſenerz, von Anbrüchen von Kupfererz, und an einigen Stellen von ſilberhaltigem Bleyerz. Beſonders iſt ein Theil von Torneå Lappmark, nämlich Jukkasjärvi Kirchſpiel, Luleå Lappmark, und zwar Gellivare und Jokkmohs Kirchſpiel, und ein Theil von Piteå Lappmark wegen der dort befindlichen Erzgänge und Mineralien bekannt. Zu Kemi Lappmark oder in Enonteki, Kirchſpiel in Torneå Lappmark, aber hat man bisher noch keine Anbrüche von Erz gefunden. Die Beſchaffenheit des Landes, die vielen Sandhaiden und Sümpfe, mit den mit Steinen und Sand bedeckten Bergrücken, die ſelten aus feſter Bergart beſtehen, ſcheinen davon die Urſache zu ſeyn. Zeigen ſich Gebirgsarten in dieſen Gegenden: ſo beſtehen ſie theils aus Granit auf den niedrigen Bergen, theils aus der gewöhnlichen Gebirgsart auf Felſen, die aus Glimmer und Quarz in gröbern und dünnern Schieferlagern beſtehen, ohne Kalkſtein oder andere der vorhergenannten Bergarten. Der Erz enthaltende Strich Lapplands geht von Nordweſt nach Südoſt, oder von dem dortigen hohen Felsrücken bis an den bothniſchen Meerbuſen der Oſtſee in Torneå und Luleå Lappmark. In dem angränzenden Theile, dem in Weſtbothnien liegendem Kirchſpiele, findet man an verſchiedenen Stellen Schwefelkies, hin und wieder zerſtreut etwas Kupfererz, und einige eiſenhaltige Bergarten; aber ſowohl da, als in den ſüdlichen Kirchſpielen Weſtbothniens (ein Land, das, nach dem Vf., nur durch die groſsen, von dem Felſengebirge und aus Lappmark herabſtrömenden Flüſſe angeſchwemmt iſt), hat man keine tauglichen Erzarten angetroffen, auſser etwas Eiſenſtein an der lappländiſchen Gränze.

Alle die genannten Kirchſpiele ſind ſowohl nach ihrer phyſikaliſchen, als ihrer mineralogiſchen Beſchaffenheit genau beſchrieben. Die Lage der Gebirge, die dortigen Erzgänge und deren Lage, Richtung, Gehalt und Ausbeute iſt unterſucht und angegeben, die dortigen Gruben und Hüttenwerke ſind beſchrieben, und von ihrer erſten Entdeckung und jetzigen Bearbeitung iſt eine hiſtoriſche Nachricht gegeben. Auch ſind die ſonſtigen dort gefundenen Mineralien angeführt. So beſteht z. B. im Junkasjärvi Kirchſpiel das Erz mehrentheils aus blauen in's Violette fallenden Kupferglas, mit etwas gelbem Kupferkies und grünem Talkſchiefer, mit feinem Quarz und Glimmer und einigen Kalkſpathkörnern, wozwiſchen ſich zuweilen ſchwarzblaues magnetiſches Eiſenerz, und octoëdriſche Eiſenerzkryſtalle finden. Das Erz hat in reinen Stufen zwiſchen einige 20 bis 50 Procent Kupfer, und dabey im Centner 7 bis 8 Loth Silber; auch hält ein Theil des Erzes etwas Gold. Das verfertigte Kupfer hat in 100 Mark einige 20 Loth Silber. Einige haben in andern da herum gelegenen Gruben auch Zinnober zu finden geglaubt; aber der dort theils derb, theils in grünem Quarz und gelbgrauem Thon angetroffene Eiſenocker, den man dafür gehalten, hat bey angeſtellter Unterſuchung weder Queckſilber noch Kupfer enthalten. In mehrern dortigen Gruben hat man an ſonſtigen Mineralien gefunden mehrere Arten Eiſenerz, Strahlſtein, Speckſtein, Braunſpath, Chlorit, Feldſpath, Kalkſpath, Glimmerſchiefer, Tremolit. Auch fanden ſich Schleifſtein, Bergkryſtalle (doch keine andern echten Steine, wofür man bisweilen einige Quarzkryſtalle und Kalkſpathe angeſehen hat), auch Bleyerz und etwas Schwefelerz. Einige Tonnen Bleyerz wurden von da nach Stock-

Stockholm gebracht, wo man ſolches zu Bleyerztiegeln und anderm Behufe dienlich fand. Auf eben dieſe Art geht der Vf. auch die übrigen Kirchſpiele durch. Er hat bey deren Beſchreibung theils die Sammlung von Mineralien des verſtorbenen Bergrath *Adlerſparre*, theils die jährlich an das Bergcollegium eingeſandten Berichte genutzt. Durch Luteå Lappland hat der Protonotar im Bergcollegium, Hr. *Robſam*, ſo wie durch Weſtbothnien der Kunſtmeiſter *Wallmann* und der Bergmeiſter *Swal* öftere Reiſen angeſtellt. Dieſe und ſeine eigenen zu den neuangelegten Gruben und Hüttenwerken angeſtellten Reiſen haben den Vf. in den Stand geſetzt, die hier gelieferten Nachrichten zu ſammeln. Man wird nicht übel thun, die 1796. herausgekommene geographiſche Karte über Weſtbothnien und das ſchwediſche Lappland dabey zur Hand zu nehmen. Der Vf. hat ſeiner Beſchreibung ſelbſt drey neue Karten beygefügt, nämlich 1) über Gellivari Erzgebirge, von *Robſam*; 2) über die Kupfer- und Eiſengruben zu Svappavaara, vom Bergrath *Adlerheim*; und 3) einen Riſs über die Granitlager in Lappiovaara, und die Anſicht von Yllaſtunturi. Aus dem Ganzen ſieht man, wie die Natur auch hier in dem höchſten Norden einen Schatz von Mineralien niedergelegt hat; nur Schade, daſs die groſse Entfernung, die Beſchwerlichkeit der Fuhren durch Rennthiere und des Transports, der Mangel an Menſchen und an Holz, da dort kaum krüpplichte buſchartige Birken wachſen, die Benutzung derſelben ſo ſehr erſchweren, und daſs die dortigen Gruben daher oft nicht der Mühe und der Koſten lohnen.

HALLE: *Specimen de Vegetabilium imprimis Filicum propagatione*, quod etc. publice def. Auctor *F. E. L. Fiſcher*, Halberſtadienſis. 1804. VI u. 40 S. 8. nebſt 1 Kpfrt. (8 gr.)

Pflanzen und Thiere, ſagt der Vf., ſind durch ein Mittelreich verbunden, welches in der Annäherung zu den Thieren von den Zoophyten, zu den Pflanzen von den Kryptogamen gebildet wird. In abſteigender Folge von den Sexualpflanzen zu den Kryptogamen ſieht man die Organe ſich vereinfachen, insbeſondere die der Fortpflanzung. Dieſe ſind im Pflanzenreiche entweder Knoſpen oder Samen; letztere werden durch Begattung erweckt und finden ſich nur bey den Sexualpflanzen; Knoſpen ſind die einzige Fortpflanzungsweiſe der einfacheren Kryptogamen. Im Uebergange von jenen zu dieſen verſchwinden daher allmälig die Generationsorgane, und zwar die männlichen eher als die weiblichen, indem ſie auf einer gewiſſen Stufe der Kryptogamie bereits fehlen, während die weiblichen noch da ſind, deren Productionen dann das Mittel halten zwiſchen Knoſpen und Samen. Dieſe Stufe nehmen, auſser den Laub- und Lebermooſen, auch die Farrenkräuter ein: denn wenn *Hill*, *Oeder*, *Stähelin* den elaſtiſchen Ring der Kapſel, *Kölreuter* das Indufium, *Hedwig* die weiſsen geſtielten Körper auf dem unentwickelten Laube, *Gärtner* die Kapſelmembran, *Gleichen* die Spaltgefäſse der Oberhaut, *Schmidel* die braunen Kügelchen auf dem Laube, *Bernhardi* die durchſcheinenden Vertiefungen gegen den Rand deſſelben, *Sprengel* die keulenförmigen Körper neben und zwiſchen den Kapſelkeimen, männliche Theile genannt, ſo geſchah es mit Unrecht. Die Bildung der Farrenkräuter bis zur Zeugung iſt folgende. Die knollige Wurzel beſteht aus compactem Zellgewebe und ſendet Faſern abwärts, in denen Spiralfibern oder doch ganz ähnliche Organe laufen, und deren Enden mit dichten Fäſerchen, gleich einer Kalyptea, bedeckt ſind. Der Stipes beſteht aus Zellgewebe von gewöhnlicher lockerer Art: nur bey *Polypodium Filix mas* ſind die ſonſt octaëdriſchen Zellen balkenartig und etwas platt und in allen Richtungen unter einander verbunden. Knoten von einer mehr compacten Structur ſind nicht vorhanden. Dieſer loſe Bau, nebſt andern Phänomenen, laſſen vermuthen, daſs in den Farrenkräutern die Waſſerzerſetzung und die Entwickelung des Kohlenſtoffs nicht ſo weit gehe, als in den Sexualpflanzen. Durch das Zellgewebe laufen Fibern in einer zellichten Scheidenhaut eingeſchloſſen, welche im Stamme braun, in den Veräſtelungen grün iſt, und in deren jeder Zellenwand man drey Longitudinalſtriche, durch viele querlaufende verbunden, bemerkt. In den Blättern von *Agave americana* kommt eben dergleichen vor, und die Beſtimmung dieſer Haut iſt dunkel. Die, bündelweiſe darin eingeſchloſſenen, Fibern ſind gewöhnlichen Spiralfibern ähnlich: denn ſie laſſen ſich auswickeln, wie dieſe; haben aber die Form unechter Spiralkanäle (*fauſſes trachées*), ſind alſo Mittelkörper. Mit den Veräſtelungen des Stängels laufen ſie durch das ganze Laub, und endigen ſich in den Nerven theils an den Drüſen, theils an den Punkten oder Linien der Kapſelhaufen, zum Beweiſe, daſs ſie die bildende Kraft in ſich haben. Die gedachten Drüſen ſiehet man auf der oberen Blattfläche gegen den Rand zu als durchſcheinende rundliche Flecke, unter deren Oberhaut bey *Polypodium aureum* ſich unter ſtarker Vergröſserung nierenförmige Körper finden, weshalb *Bernhardi* dieſe Flecke für männliche Theile hielt. Sie finden ſich aber an jungem und altem, fruchttragendem und ſterilem Laube, an Sexualpflanzen, z. B. *Craſſula pellucida*, ſo gut, als an Farrenkräutern. Die, bald mit Haaren oder Schuppen, bald mit dem Indufium, welches einer Blumenkrone zu vergleichen iſt, bedeckten, weiblichen Organe oder Kapſeln ſind anfangs ungefärbt, kurzgeſtielt und ohne Spur des Ringes; die keulenförmigen, oft gegliederten, den Paraphyſen der Mooſe ähnlichen Körper zwiſchen ihnen ſind Rudimente männlicher Theile, welche aber bald verſchwinden, worauf der gegliederte Ring erſcheint. Bey reifer Kapſel dehnt dieſer ſich aus, und dient, ſie zu ſprengen; doch ſcheint er noch einen höheren Zweck zu haben. Die ausgeſtoſsenen Samen haben oft eine Spiralform und enthalten wahre Cotyledonen: denn ſie keimen mit zwey derſelben, deren Subſtanz gleich der von *Marchantia* iſt, und in deren Mitte der Embryo, als ein dicker Knoten, nach oben das Laub, nach unten das

Wür-

Würzelchen treibt. Was bey den Farrenkräutern und den Mooſen noch Entwurf männlicher Theile und der Blumenkrone iſt, verſchwindet, und die weiblichen Zeugungstheile verwandeln ſich in bloſse Rudimente derſelben bey den Lichenen und Algen. Endlich verſchwinden auch dieſe bey den Schwämmen (wofern es anders wahre Pflanzen ſind), und die Fortpflanzung geſchieht durch bloſse Keime.

Aus dieſem Auszuge ſieht der Leſer, daſs dieſe Schrift, obgleich an Bogenzahl arm, doch an Gehalte reich iſt; auch können wir dem Ganzen unſern Beyfall nicht verſagen, obſchon wir im Einzelnen ſehr oft anderer Meinung ſind. Der Vf. hält (S. 4.) den Unterſchied zwiſchen belebter und lebloſer Natur, ſo wie zwiſchen Pflanzen und Thieren, für relativ, und nimmt zwiſchen dieſen beiden ein Mittelreich an; und mit Recht: doch ſchwebt darüber, und noch mehr über den Uebergang vom Lebloſen zum Lebendigen, tiefes Dunkel. — Den Unterſchied zwiſchen Knoſpen und Samen ſetzt er bloſs in die äuſsere Form (*Theſ.* 9.). Samen entſtehen ihm durch Geſchlechtsdoppelheit, und alſo durch höhere Bildungskraft als Knoſpen (S. 5.): jene pflanzen das Individuum als Species (S. 6.) mit neuer Hervorbringung aller Theile (S. 9.), dieſe als Individuum, mit bloſser Verwandlung der einzelnen Theile, fort. Es iſt aber hiebey anzumerken, daſs, eben weil im Samen ein ganz neuer Bildungsproceſs angeht, der in der Knoſpe in völliger Continuität ſich fortſetzt, der Unterſchied zwiſchen Same und Knoſpe nicht in der äuſsern Form beſtehe, ſondern darin, daſs der Same, wenn er im Samengehäuſe von der männlichen *Aura ſeminalis* berührt worden, völlig formlos iſt und bloſs die Grundlagen der Form in ſich hat, in der ausbrechenden Knoſpe aber bereits die Bildung ihren Anfang genommen. Selbſt, wenn durch Reifung des Samens auf der Mutterpflanze bereits Theile ſich in ihm entwerfen, geſchieht es doch äuſserlich unſichtbar, indem jene Bildung mit der allgemeinen feſten Haut des Samenkorns umzogen iſt, wodurch ſie ſich von der Knoſpe immer noch unterſcheidet, wie *Wolff (de Filic. ſemin.)* ſehr wohl bemerkt. Der Same beſteht alſo nicht bloſs durch einen vollkommneren Grad der Kraft (wie es S. 6. heiſst), ſondern durch eine in dieſer Sphäre ganz zu Ende gelangende bildende Thätigkeit, deren Phänomen die Geſchlechter ſind. Wir können aus dem letzten Grunde unmöglich mit dem Vf. (S. 7.) die Knollen von *Solanum tuberoſum*, *Helianthus* etc. zu den Samen rechnen. Die Samenkörper in den weiblichen Genitalien der Kryptogamen ſollen ordentlichen Samen in der äuſsern Geſtalt ähnlich ſeyn: doch ihrem innern Urſprunge nach das Mittel zwiſchen dieſen und den Knoſpen halten (S. 8.). Es hat aber noch keiner Cotyledonen und Corculum in ihnen geſehen, oder etwas mehr als einfache Körner in ihnen erkannt: noch weniger weiſs man von ihrem Urſprung. Der Vf. bemerkt zwar (S. 32.), daſs die Farrenkräuter mit einem oder zwey Samenblättern keimten, und deshalb ihre Samen wahre Cotyledonen hätten. Allein dieſes folgt aus jenem ganz und gar nicht, eben ſo wenig als bey den Mooſen, für deren Samennatur *Hedwig* ſich der nämlichen Art des Beweiſes bedient hat. Vermuthlich werden die Cotyledonen hier auſserhalb des keimenden Korns durch Juxtapoſition gebildet, da bey den Sexualpflanzen beide innerhalb einer gemeinſchaftlichen Hülle entworfen und ſchon vor der Keimung völlig ausgebildet werden. Jene ſcheinen nämlich zu entſtehen, indem viele Körner Ein Korn durch zufällige Adhäſion umgeben und ihm die unmittelbar empfangene Nahrung zuführen, da dann das Centralkorn dieſes Uebermaſs von Nahrung durchs Keimen loszuwerden ſucht, die zuführende Körnermaſſe aber ſich dadurch in Cotyledonen geſtaltet. Es liegt nun daran, durch Verſuche auszumachen, ob ein einzeln Korn aus der Fruchthülle der Farrenkräuter, Mooſe, Algen u. ſ. w., wirklich für ſich Cotyledonen treiben könne, oder ob es dazu einer Aggregation dieſer Körner bedürfe, wie man vermuthen darf. Darnach wird ſich auch beſtimmen laſſen: ob die Fortpflanzungskörner der Lichenen, Algen, Schwämme mit unſerm Vf. (S. 11.) *Propagines* ſ. *Gemmae*, oder Samen, oder keins von beiden zu nennen ſeyen. Mit mehrerem Rechte, unſeres Bedünkens, nennt er (S. 10.) die Hedwigſchen männlichen Blüten der Mooſe *propagines gemmaceas*, wie *Schmidel* ſchon geglaubt und *Roth* bewieſen habe. Es muſs aber gezeigt werden, daſs die einzelnen ovalen Körper, von *Hedwig* Antheren genannt, Rudimente einzelner Blätter ſeyen: denn nur durch ein Aggregat ſolcher Rudimente, ohne allgemeine geſchloſſene Hülle, wird eine Knoſpe gebildet. Der Vf. hält es (S. 13.) für einen Beweis von minderer Vollkommenheit in der Fortpflanzung der Farrenkräuter, daſs dieſe jener Körper entbehren. Aber warum? Fehlen die Knoſpen nicht den anſehnlichſten Bäumen der warmen Zone? Und iſt dieſes Fehlen bey den Farrenkräutern ſchon völlig ausgemacht? Doch der enge Raum zwingt uns, dieſe unerſchöpfliche Materie abzubrechen.

Bey den Schwämmen zweifelt der Vf. (S. 12.), ob ſie nicht eben ſo ſehr zur Thier- als zur Pflanzennatur ſich hinneigen, durch *Lichtenſteins* höchſt übel verſtandene und ausgelegte Beobachtungen bewogen. — Nicht für Haare, ſondern für Drüſen hält *J. P. Wolff* in ſeiner *Diſſ. de Filic. ſemin.* (deren S. 16. gedacht wird) die Hedwigſchen männlichen Theile der Farrenkräuter, und nicht den Kapſeln, ſondern den Farrenkräutern überhaupt, eignet er beide Geſchlechter zu. S. 18. führt der Vf. gegen *Bernhardi's* Meinung von der männlichen Function der durchſcheinenden Punkte gegen den Rand der Frons hin, dieſes an, daſs auch die Blätter einiger Arten von *Craſſula* dergleichen hätten. Doch bemerken wir einen bedeutenden Unterſchied. Denn bey den Farrenkräutern ſind dieſe ſogenannten Drüſen oberflächlich; bey den *Craſſulis* in das Parenchyma eingeſenkt, deshalb dort bey aufſpringender Oberhaut die nierenförmigen Körper, welche die Drüſen ausmachen, gleich Pollenkugeln, frey ans Licht kommen, die bey den *Craſſulis* unter einer Lage von Zellgewebe beſtändig ver-

verſenkt bleiben. — Nach S. 23. ſind bey den Farrenkräutern die Bündel der falſchen Spiralfibern in einer ziemlich feſten, im Stamme braunen, in den Verästelungen grünen zellichten Haut eingeſchloſſen, in deren jeder Zellenwand man drey Längsſtriche durch Querſtriche verbunden bemerke, und über deren beider Beſtimmung ſich nichts entſcheiden laſſe. Es iſt aber dieſe Scheidenhaut nichts anders, als eine Verdickung der Häute des Zellgewebes, da, wo dieſes zunächſt ein Faſerbündel umgiebt, und mit ihm zuſammenhängt. Die Längsſtriche kommen von den einerſeits durchſcheinenden Faſern, das zellige Gefüge von den andrerſeits noch anklebenden Reſten von Zellgewebe. Die kurzen Querſtriche aber ſind vielmehr zerſtreute Punkte, die Ueberbleibſel vertrockneter Körner. Die in dieſer Scheide eingeſchloſſenen Tracheen ſollen das Mittel halten zwiſchen wahren und falſchen; jenen gleichen ſie darin, daſs ſie, nach *Sprengels* Beobachtung, ſich auswickeln laſſen, welches uns niemals gelungen iſt. Aber worin gleichen ſie den falſchen? Der letztern Charakter ſuchten wir vergebens. So viel iſt gewiſs, daſs die Tracheen der Farrenkräuter im ausgebildeten Zuſtande ungleich dicker ſind, als gemeiniglich wahre Tracheen; auch nicht durch einen zuſammenhängenden Spiralfaden, wie dieſe, ſondern durch longitudinale Reihen kurzer Querſtäbchen gebildet werden, deren Verbindungen und Trennungen ſich durch kurze Querſpalten zu erkennen geben.

Von der laxen, knotenloſen Structur der Farrenkräuter, und ihrer Ermangelung von Farben und Gerüchen glaubt der Vf. (S. 30.), daſs ſie eine mindere Zerſetzung des Waſſers und mindere Entwicklung des Kohlenſtoffs in denſelben anzeige. Dieſes, ſo wie auch die in der 4. Theſis behauptete Hervorbringung der Metalle und des Stickſtoffs durch die Vegetation, laſſen wir dahin geſtellt ſeyn, glauben aber, daſs die organiſche Materie, von deren Verwandlungen eine der Kohlenſtoff iſt, ſo gut elementariſch ſey, als das Waſſer, und beym Ueberwiegendwerden ihres ſchweren Princips, d. i. bey Anſatz von Kohlenſtoff, eben ſo einfach bleibe, als das Waſſer bey ſeinen Verwandlungen im galvaniſchen Proceſſe.

Aus der ganzen Schrift leuchtet übrigens ein redliches Beſtreben nach Erkenntniſs des Wahren, und Erweiterung des philoſophiſchen Wiſſens von der Natur hervor; dieſes verdient Hochachtung, wäre auch die Schrift weniger ruhmwürdig ausgefallen, als ſie in Wahrheit iſt. Der Vf. ehrt die Speculation; ſucht aber ihr nur durch eine genaue, ſelbſt und mit Strenge angeſtellte Beobachtung der Natur Gewicht zu geben. Auch wir erkennen dieſes als die einzige Art, in der Wiſſenſchaft vorwärts zu kommen, den nicht verwerflichen Beyfall der Unterrichteten zu erlangen, und das eigene Gemüth mit Zufriedenheit zu erfüllen.

Ueber die Figuren der Kupfertafel iſt zu erinnern, daſs ſie vom Vf. ſelbſt zwar treu gezeichnet ſind, aber wegen zu ſchwacher Vergröſserung keinen völlig klaren Begriff von der innern Structur der unterſuchten Theile geben.

Leipzig u. Gera, b. Heinſius: *Naturhiſtoriſches Kupferwerk;* mit erklärendem Texte nach *Büffon* bearbeitet von *Ferdinand Seidel.* — *Zwey* Bände. *Erſter* Band mit 179 Platten. (1805.) 133 S. 4. (5 Rthlr.)

Kein ſyſtematiſches Werk der Naturgeſchichte, auch kein Werk, in welchem der Naturforſcher neue Bemerkungen finden wird, ſondern bloſs eine Naturgeſchichte zur Belehrung und Unterhaltung für den Dilettanten, gut zuſammengeſtellt und geſchrieben. Anziehender würde ſie jedoch geworden ſeyn, wenn der Herausg. nicht gerade alle die ſchwarzen Büffonſchen Kupfertafeln, ſondern die beſſern Schreberſchen oder andere hätte copiren und illuminiren laſſen. — In dieſem *erſten* Bande ſind faſt eben ſo viel Säugthiere beſchrieben, als Kupfertafeln ſind; doch ſtehen auch zuweilen, wie bey *Büffon*, auf einer Tafel zwey Thiere, z. B. die langöhrige und die Fledermaus mit der Hufeiſennaſe.

KLEINE SCHRIFTEN.

Kriegswissenschaften. *Dresden*, b. Arnold: *Ueber das militäriſche Verdienſt im Allgemeinen und den militäriſchen Ruhm des Sächſiſchen Adels insbeſondere.* Eine Rede an die Zöglinge der Churf. Sächſ. Ritteracademie bey der Preisvertheilung den 15. März 1805. gehalten vom Prof. *F. Ch. A. Haſſe.* 1805. 54 S. 8. (4 gr.) — Seit 1799. beſteht in dem Sächſiſchen Cadettenhauſe die Einrichtung, daſs zu Ende jedes Lehrcurſus von anderthalb Jahren ſich die Zöglinge freywillig den in den verſchiedenen Fächern öffentlich angeſtellten Prüfungen unterwerfen, um den für die Geſchickteſten ausgeſetzten Preis zu erhalten. Die bey dieſer Gelegenheit gehaltene Rede des Hn. Prof. *H.* entſpricht ihrer Abſicht gut genug, indem ſie zuerſt auf die künftige Beſtimmung der hier erzogenen Jünglinge hindeutet, und dann Beyſpiele verdienſtvoller Officiere aus dem Sächſiſchen Adel aufſtellt. Hier würde jedoch Rec. lieber weniger Beyſpiele angeführt, aber ſolche Männer gewählt haben, die ſich bey kriegeriſchen Ereigniſſen ganz beſonders hervorthaten; würde auch das wiſſenſchaftliche Verdienſt nicht ganz übergangen haben, in einem Inſtitute, deſſen Zweck zuvörderſt *wiſſenſchaftliche* Bildung des jungen Adels in militäriſcher Hinſicht iſt. Sind auch der Männer nur wenige, die ſich in dieſer Hinſicht auszeichnen, ſind auch dieſe, leider! gewöhnlich nicht unter den Söhnen adeliger Aeltern zu finden: ſo würden doch ihre Namen die Cadetten zu einer rühmlichen Nacheiferung auffordern, die jetzt immer leichter wird, ſo wie ſich mit dem Fortſchreiten der Militärwiſſenſchaften auch die Hülfsmittel vervielfältigen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 1. September 1806.

GESCHICHTE.

TÜBINGEN, b. Cotta: *Geschichte der gefürsteten Grafschaft Tirol;* von *Joseph*, Freyherrn *von Hormayr* zu Hortenburg, Tiroler Landmann, k. k. Hof- Secretär bey der Staatscanzley in auswärtigen Geschäften. — *Erster* Theil, *erste* Abth. 1806. XXVII u. 310 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Wie auf den Gränzmarken Deutschlands und Italiens eine Menge der verschiedenartigsten Herrschaften durch Zufälle und wohl angelegte Plane nicht nur unter Einen Herrn in Ein Land zusammengediehen, sondern sich auch in der Verfassung Züge von Freyheit erhielten, welche bis in die neuesten Zeiten einen besondern Volksgeist hervorgebracht haben, dieses historische Problem verdient seine Lösung. Wer war geschickter dazu als der Vf., dessen Eifer und Glück in Sammlung und Bearbeitung der Urkunden durch seine *Beyträge* (Wien 1803. II. B. 8.) und seit 1802. erschienenen Tiroler Almanache, eben wie durch seine Theilnahme an der ersten (glücklichen) Landwehre sein Sinn und Muth für das Vaterland bewiesen war. In den vorliegenden Bogen liefert er bis S. 110. die Einleitung und Beschreibung der ersten Zeiten der Landesgeschichte bis auf den Augenblick des durch die Waffen Roms herbeygeführten Untergangs ursprünglicher Selbstständigkeit. Seinem Charakter gemäfs und der Zeit worin er (*vor* der letzten Veränderung) schrieb, ist er nicht blofs als Geschichtschreiber, sondern oftals Volksredner zu betrachten, welchem an Befriedigung der Neugierde nicht so viel als an Emporhaltung des Nationalgeistes liegt. Da diesem Zeitraum eine *zusammenhängende* reiche Fülle historischer Darstellung ohnehin fehlen mufs: so nimmt der Vf. um so weniger Anstand, die Erzählung durch patriotische Anreden zu unterbrechen. In der That würde der Alten einer sich manchmal mit einem kurzen Spruch begnügt haben; aber das Publikum der Alten war nicht so zahlreich und gemischt, um so gebildeter, und nicht wie unseres zu eilfertigem Weglesen verwöhnt.

Wie zu erwarten war, fängt der Vf. von den Euganeern, Rhätiern und Galliern an, welche sich in diesen Gegenden herumtrieben und zum Theil festsetzten (1—61.). Das zweyte Buch handelt von dem cimbrischen Krieg, von dem wider die Pusterthallente (Pyrrusten) und von der Unterjochung die Horaz besungen. Dafs hier sehr vieles Allgemeine von den genannten Stämmen, eben so passend in die Beschreibung jeden andern Zweigs, vorkömmt, ist an so einem Buch nicht wie an anderen zu tadeln, weil es zum Theil für Leser geschrieben ist, welche andere Geschichtbücher nicht nachschlagen, und nach Einem das Gemälde der Voráltern sich vollständig entwerfen wollen. Die Erzählung endigt wehmüthig mit einem Epiphonema, das in dem Volk und seinen Beherrschern die Achtung für das Untilgbare eines auf die Lage, Verfassung und Angewohnheit gegründeten Charakters zu erhalten zweckt. Es dringt sich hiebey ein gewisses gehemmtes Gefühl, peinlich, auf. Wie können Nationalhistorien *anders* endigen!

Es folgen hierauf Anmerkungen die sehr lehrreich sind (über Naturereignisse, den durch Erzherzog Johann's Veranstaltung endlich erstiegenen Ortels, viele Alterthümer u. s. f. S. 111—145.), ein Idiotikon der deutschen Mundarten in Roncegno, Lavarone, Pergine und den Sette- comuni (S. 182), Aufschriften (S. 186.), endlich *alle* Stellen der Alten. Da diese aus Büchern genommen sind, welche der Gelehrtere überall findet, und ihre Sprache dem der es gar nicht ist, sie wenig brauchbar macht: so hätte, wo nicht Anführung hinreichen, doch vieles abgekürzt werden können. Wir stellen uns vor, dafs der Abdruck des Werks vor dem letzten Unfall angefangen war, und der edle Vf. nicht über sich gewinnen konnte, in diesem Augenblick *von der Geschichte* mehr zu sagen, da denn, um dem Theil schickliche Gröfse zu geben, dieses zur Ausfüllung dienen mochte. Für die historische Kritik ist es immer bequem. Bey den folgenden Theilen, deren urkundliche Quellen Hr. *von Hormayr* sonst schon geliefert, fällt es meist von selbst weg; die gänzliche Unterlassung wird niemand wünschen; es können Urkunden vorkommen, die sein rastloser Fleifs seither etdeckte, und wenigstens die bedeutenden Stellen derselben werden allezeit erwünschter Gewinn seyn.

Um so mehr empfehlen wir, den Buchstaben der Quellen bey der Ausarbeitung sich immer gegenwärtig zu halten, da ein Mann von warmem Gefühl und ein Dichter sonst leicht dazu kömmt, mehr aus denselben hervorzubringen als darin liegt. Wir sind auch nicht sehr für die lebendiger Einbildungskraft sich leicht darbietenden Parallele; da unmöglich Einer alle Geschichten gleich genau ergründen kann, so werden sie nicht selten unrichtig ausfallen; wie S. 19. Graf Julian's Verrätherey an dem westgothischen Reich als gewifs gegeben, S. 20. Wilhelm'en Tell nicht dieser oder jener Umstand, sondern die Existenz angestritten, S. 28. die Plünderung von Delphen durch die Gallier als nicht blofs verflucht, sondern vollendet, erwähnt wird. Vermuthlich ein Druckfehler setzt

S. 72. den Pontus *hinter den Ural*. Die Denkmale des Mithradienstes können allerdings aus den Zeiten des römischen Aufenthaltes, keineswegs aus dem tuskischen Alterthum erläutert werden (S. 125.). In allem, den Gegenstand unmittelbar betreffenden, ist genauste Anführung der Quellen nicht überflüssig: wie man S. 33. begierig wäre *die* Stelle zu finden welche ausdrücklich bezeuge, dass zwischen dem 532 und 571sten Jahr von Rom die hier genannten Stämme gerade an die Quellen der Reuss, der Flüsse Rhein, Inn u. a. sich verpflanzt haben. Je unbestimmter in der Lage dieser Völkerschaften vieles ist, je kühner der eine diese nach der Schweiz, der andere dieselbe in die Mitte von Tirol versetzt (man erinnere sich *Tschudi's* und *Guler's*), desto nöthiger ists, hierin die Phantasie durch die Kritik zu fesseln. „Der schlechteste Ruhm" sagt der Vf. S. 57. sehr gut, „*der schlechteste Ruhm ist, alles verwerfen;* der grösste, *etwas* beweisen zu können; Spuren zu verfolgen, und, wo Gewissheit unerreichbar, der Wahrscheinlichkeit eine gebührende Stelle einzuräumen, ist die *Pflicht* eines Geschichtschreibers der Vorwelt." Bey Anlass des cimbrischen Kriegs ist Marius S. 72. gut beschrieben. Die deutschen Gemeinden im Gebirg werden, vernünftiger Weise, in viel spätere Jahrhunderte versetzt: In der Thal enthält auch ihr Idiotikon meist nur Beweise eines durch die Vereinzelung in die Alpthäler auf längere Zeit erhaltenen Provinzialdialects, und ist nicht merkwürdiger als viele von ähnlichen Gemeinden im Gebirg. Eher die in Valsugana (vallis Euganea) und bey dem Volk der Berge zwischen der Drau und Brenta erhaltenen Sittenzüge (S. 141 ff.): Da wird auf des Hausvaters Grab noch Libation vollzogen, und werden auf Allerseelen Bohnen auf die Gräber gelegt. Kein Jäger wagt sich um die Mitte Jänners auf die Wildbahn; die Waldfrau, der wilde Mann, haben da ihr Wesen; dann holen Kinder das Wasser und die Herden werden im Stalle getränkt; man spinnt der Waldfrau am Roken ein Haar, das ins Feuer geworfen wird.

Allein, der Geschichten erwähnen, ist, wie wir gesagt, nur eine halbe Anzeige des eben so sehr politischen Buchs. Die Aussichten welche geöffnet werden, sind wahr, mehr als erfreuend, nicht nur für Tirol. „Ein Zwischenstaat, wenn zwischen Benachbarten das Gleichgewicht aufhört, wird Waffenplatz, Schlachtfeld; sein Geschick ist kläglich, die Gegenwart erlaubt nur halbe Genüsse, trübe Aussichten die Zukunft, selbst die Vergangenheit nur folterndes Andenken der besseren Tage. Was ist Freyheit ohne Wehrstand, Glück ohne Dauer!" „Doch (S. 61.), lebendig spricht an die Seele der Wechsel der Staaten, das *Leiden der Völker;* kein Unglück, das nicht ein anderes warnend hindert (!)." S. 71. „Unglück schlägt erhabne Seelen nicht zu Boden; es spornt zu Thaten. Niederlagen haben in der Vergangenheit jene Bündnisse erzeugt, die gebieterischen Siegern Billigkeit abnöthigten. Ungleich zusammengesetzte Heere sind freylich wie eine Arzney, tropfenweise zusammengesetzt aus auflösenden und stärkenden Mitteln, wo das eine gewiss verdirbt, was das andere gut macht. Aber keine Reihe von Siegen ist so bewundernswerth, wie die lange ungetrübte Eintracht zwischen Eugen und Marlborough." Vortreffliche Bemerkungen über den Krieg im Gebirg S. 100 f. Wer so denkt, fühlt, schreibt, wäre er auch bey weitem nicht so gelehrt und belehrend in anderm, dessen Buch werden wir allezeit loben; der Geist ists, der da lebendig macht, *und dessen ist Noth.*

Wir verbinden hiermit die Anzeige zwey anderer Schriften des Freyherrn *von Hormayr*, weil bey zwar ganz verschiedener Form, derselbe Geist in ihnen weht:

Wien, b. Degen: *Friedrich von Oesterreich, ein historisches Gemählde*, in fünf Aufzügen. 1806. 132 S. 8. (14 gr.)

Ebendas., b. Ebendems.: *Leopold der Schöne; ein Sittengemählde der Vorzeit*, in fünf Aufzügen. 1806. 89 S. 8. (12 gr.)

Das *erste* Stück stellt besonders jene Scene lebhaft dar, wie Herzog Friedrich, in Kaiser Sigmunds Acht, im Bann des Conciliums von Costanz, zwischen Verräthern im Lande und einem Bruder dem er nicht ganz traute, endlich dem Landmann sich in die Arme wirft, heimlich, verkleidet, unkennbar durch Kummer und Leid, über den Arlenberg sich hereinstiehlt, und, allein mit ein paar treuen Freunden, als ein Fiedler, endlich sich dem guten Volk zu erkennen giebt. Der Grund des *zweyten* Stücks ist ebenfalls, doch weder so rein historisch, noch, unsers Erachtens, so ganz glüklich gewählt, obwohl gut bearbeitet. Es bezieht sich auf die Fehde zwischen Oestreich und Böhmen, worin Herzog Wratislaw im langen Thal an der Teja 1082. über Leopold gesiegt, und Azo von Kuenring auf der *Azmannswiese* 1083. ihm wider das Siegesglück entriss. Der Stoff des ersten Gemäldes ist vortrefflich; ein tapferer und liebenswürdiger, höchst unglücklicher, von Heer und Hof verlassener, von grausamen Feinden unversöhnlich verfolgter, aufs äusserste getriebener Fürst, was vermag er nicht, durch den Entschluss, bey seinem, ebenfalls leidenden, das unwürdige Schicksal theilenden Volk die Kraft aufzuwecken, vor der, wohlgeleitet, auch grosse, sieghafte Heere manchmal haben weichen müssen! Die Geschichten sind mit poëtischer Wahrheit und einem ergreifenden Interesse dargestellt; alles ist vaterländisch, und gefällt, wenigstens *dem* Leser dem ein Herz dafür schlägt. In diesem Gesichtspunkt müssen diese Arbeiten genommen werden; sie haben ihr Local, ihren bestimmten Zweck, einen grosen und guten, der dem Theater der Alten nicht unbekannt war.

Der gute Herzog Friedrich scheint S. 46. vor Gram sein Gedächtnis verloren zu haben; er weiss nicht einmal, wie sein Vater geheissen (nimmt den Gross-

Grofsvater dafür), verwechfelt Braun und Weifs, entftellt eine Gefchichte, wirft die Chronologie unter einander, und (*das* ift das bedauerlichfte) *täufcht fich über die wahren Urfachen der Unfälle feines Hauſes.* Darüber hätte ein treuer Rath ihn etwas vollftändiger belehren follen. Doch — wer wird den Geift des Ganzen nicht ehren. Der Vf. fahre fort; er wird es fo wenig an dem fehlen laffen, was die Fürften und Führer fich zu merken, als was Volk und Heer zu bedenken haben.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

NÖRDLINGEN, b. Beck: *Materialien für das Handwerksrecht und die Handwerkspolizey.* Gefammelt und herausgegeben von *Joh. Theod. Roth*, Kurpfalzbaierifchem Landesdirektionsrathe zu Ulm. *Erftes* Heft. 1802. 92 S. *Zweytes* Heft. 1805. 90 S. 8. (12 gr.)

Da fchon der fel. Prof. *Weftphal* in feinem deutfchen Privatrecht den Wunfch geäufsert hat, dafs jemand ein *Corpus Juris opificarii* herausgeben möchte, fo verdient Hn. *Rs.* Vorhaben, in *acht* Heften, deren *vier* einen mäfsigen Octavband ausmachen werden, Reichs- und Landesgefetze, auch eigene und fremde Abhandlungen in diefer Sammlung bekannter zu machen, eben fo fehr Beyfall, als fein Entfchlufs Aufmunterung, bald ein vollftändiges Handbuch des Handwerksrechts herauszugeben; weil feine Aeufserung allerdings gegründet ift, dafs die bisherigen vom Handwerksrecht handelnde Schriften eine weitere Bearbeitung diefes wichtigen und fehr praktifchen Theils des deutfchen Privatrechts nicht überflüffig machen. Nur ift in Abficht auf diefe Materialienfammlung zu wünfchen, dafs der Herausgeber künftig eine forgfältigere Auswahl treffen, und bey der Fortfetzung derfelben fo triviale Bemerkungen, wie z. B. die Nr. 14. im *erften* Heft find, weglaffen möchte. — Der Inhalt des *erften* Hefts ift folgender: 1) Ueber gefperrte und ungefperrte Handwerker. 2) Bemerkung über den neunten Artikel des Reichsfchluffes vom J. 1731. die in Herrendienften geftandene Gefellen betreffend. 3) Ob ein Meifter, der fich feines Meifterrechts begeben hat, gleichwohl feinem eigenen Sohne das Handwerk noch lehren könne? 4) Von dem Unterfchiede zwifchen Handwerkern und Künftlern. 5) Von dem Unterfchiede zwifchen Handwerkern und Fabriken, und ihren Verhältniffen gegen einander. 6) Von Hauptladen oder Haupthütten. 7) Vergleich zwifchen den Schloffern, Huf- und Waffenfchmieden zu Weiffenburg, ftreitige Arbeiten betreffend. 8) Abtheilung der Arbeiten zwifchen den Schreinern (Tifchlern) und Zimmerleuten zu Weiffenburg. 9) Reichshofrathsconclufa, Handwerksfachen betreffend. 10) Von feinen Gold- und Silberdrahtziehern und Leonifchen Arbeitern. 11) Gränzirrungen zwifchen den Färbern und Webern. 12) Ueber Schuld- und Contobücher der Profeffioniften und Handwerker. Ohne neue Gründe beyzubringen, tritt der Vf. des Auffatzes der Meinung derjenigen Rechtsgelehrten bey, welche das den Handelsbüchern zuftehende bekannte Privilegium auch den Handwerkern, wenigftens folchen, welche einen beträchtlichen Handel treiben, einräumen. — Rec. welcher von ganzem Herzen mit *Möfer* darin übereinftimmt, dafs die *L. 7. C. de Probat.*, nach welcher es für die gemeine Freyheit fchädlich gehalten wird, dafs ein Mann den andern zu feinem Schuldner fchreiben kann, für die ganze Menfchheit wichtig fey, hat fich nie von der Richtigkeit diefer Meinung überzeugen können: denn fie ftöfst gegen die ausgemachteften Grundfätze von der bey Privilegien ftatt findenden Reftrictivinterpretation an, und öffnet den gröbften Mifsbräuchen und fchändlichften Betrügereyen Thür und Thor. Wenn man diefes Privilegium auch auf Handwerker ausdehnt, fo hat unbegränzte Willkür nicht weiter Mafs noch Ziel, und man wird es auch den Wirthen und jedem andern rechtlichen Bürger, der über Ausgabe und Einnahme ein ordentliches Hausbuch führt, — nicht verweigern können. — 13) Erklärung des Worts: Bönhafe. 14) Was ift es für ein Contract, wenn ein Handwerksmann beftellte Arbeit verfertiget? — Ift mehr nicht als compendienmäfsige Schreiberey. — 15) Von den Handwerksmifsbräuchen, und was fich desfalls befonders in der Reichsftadt Memmingen zugetragen. 16) Landesherrliche Anordnungen in Handwerksfachen. 17) Fränkifcher Kreisfchluls vom J. 1799. die Abftellung der Handwerksmifsbräuche betreffend.

Das *zweyte* Heft enthält: 1) Kurze Nachricht von *Adrian Beier* und feinen Schriften. 2) Vom Vorrechte der Gelehrten, Handwerker, die bey Ausübung ihrer Handthierung Lärm oder Geräufch machen, nicht in ihrer Nachbarfchaft zu dulden. Da der von dem Vf. des Auffatzes angeführte *Thomafius* fchon vor mehr denn hundert Jahren den Ungrund und die Ungereimtheit diefes vermeintlichen Vorrechts auf die einleuchtendfte Art gezeigt hat: fo ift es fchwer, der Bewegung feines Zwerchfells zu widerftehen, wenn man *noch heutzutage* auf fo fonderbare Behauptungen ftöfst. Der Gerichtsbrauch, auf welchen fich der Vf. des Auffatzes beruft, könnte, wenn er auch wirklich exiftirte, doch nie eine Sache rechtfertigen, die gar keinen rechtlichen Grund für fich hat. 3) Auszug aus dem fränkifchen Kreisfchlufs vom Jahr 1801. die Ausrottung, Abhaltung und Entfernung des Jauners-, Vagabunden-, Diebs- und Bettelgefindels in und von den fränkifchen Kreislanden betreffend. 4) Auszug aus der fränkifchen Kreisverordnung vom J. 1791. über das Armenwefen. 5) Auszüge aus einigen Königl. Preufsifchen Verordnungen. 6) Sollen und dürfen Handwerker Handelfchaft treiben? Der Vf. des Auffatzes führt aus *Krünitz* und *Möfer* die Gründe für und wider an, und pflichtet der *Krünitz*fchen Meinung bey. 7) *Pro-Memoria* der Brandenburg-Onolzbach- und Culmbachifchen Gefandtfchaft an die Reichsverfammlung vom J. 1790. die, der neuern Reichsfchlüffe und Mandate vom J. 1731. und 1772. ungeachtet, noch an einigen Orten und befonders in den

den Reichsstädten eingeschlichenen Handwerksmisbräuche und Widersetzlichkeit gegen die Ausübung gedachter Reichsgesetze, dann die dagegen zu treffenden gemeinschaftlichen Masregeln betreffend. 8) Einige Winke über Zunftwesen und Zunftunwesen an die gesetzgebende Gewalt des deutschen Reichs gerichtet. Der Vf. des Aufsatzes ist für die Beybehaltung des Zunftsystems, jedoch unter gewissen Modificationen. 9) Kurze Anmerkungen. 10) Kurbayerische Verordnungen, die Handwerker auf dem Lande betreffend.

KLEINE SCHRIFTEN.

CHEMIE. *Wien*, b. Geistinger: *Der Farben-Laborant im Grosen*: oder *aufrichtige Anzeige der wichtigsten geheim gehaltenen Farbenbereitungen, und deren Anwendung im Grosen*: von *Joseph Gürth*, Apotheker. 1804. 77 S. kl. 8. (6 gr.) — Der Vf. giebt blos die Zusammensetzung verschiedener Farben-Materialien an, von welchen die Produkte schlechterdings so gelingen müssen (weil er sie im Grosen seit geraumer Zeit bearbeitet hat), wenn die Vorschriften treulich befolgt werden; mit der Erklärung der Erscheinung will er sich, Weitläuftigkeit zu vermeiden, nicht befassen. Eine solche Beschreibung der Farben sey noch in keiner der gewöhnlichen Schriften enthalten. In der Einleitung wird unter andern bemerkt, dass man die grüne Nüanze von *Scheele'ns* Farbe, ohne Arsenik erhalten könne, wenn man den siedend aufgelösten Kupfervitriol schnell durch überschüssige Kali-Lauge fälle, und dieselbe mit dem Niederschlage einige Zeit der Luft aussetze.

Der *erste* Abschnitt: Die Mineralfarben betreffend, fängt mit der *fabrikmäsigen Bereitung des ordinären Berggrüns* an. 400 Pfund künstlichen Kupfervitriols werden mit aufgelöstem Kali (kaum 250 Pfund) gefällt, bis kein Aufbrausen mehr erfolgt. Der Niederschlag von 280 Pfund wird mit 230 Pfund gemahlenen rohen Weinstein nach und nach vermischt, und hierauf bis zur Auflösung gesiedet. Alsdann schütte man 36 Pfund Schüttgelb hinzu: hierauf so viel Kalkmilch, bis die oben stehende Flüssigkeit klar wie Wasser aussehe. So kann man binnen sechs Tagen 1000 Pfund ziemlich schönes Berggrün erhalten. (Die Arbeit würde kürzer und leichter werden, wenn man die Kali-Lauge vorher mit dem Weinstein sättigte, und so dem Kupfervitriol beymischte.) Wohlfeiler sey es, 400 Pfund Weinstein mit 300 Pfund Kupferasche und 80 Pfund Kochsalze, mit Weinessig zu einem Breye, und aus diesem alsdann dünne Schichten zu machen, die 14 Tage hindurch täglich unter einander gemischt, und mit Weinessig frisch benetzt werden. Der alsdann ausgelaugten Auflösung wird gelbe Erde, und hierauf Kalkbrey zugesetzt. Man könne auch die Kupferasche mit Schwefel etliche mal durchglühen lassen. *Grün*, als Mauer- und Oelfarbe. Es ist weinsteinsaures Kupfer, das man mit gleichen Theilen Kupfer-Vitriol und Soda vermischen soll. Eine folgende Vorschrift ist im wesentlichen ganz gleich. Das *Auersperger-Grün* sey, Kupferniederschlag mit $\frac{1}{8}$ Cremor, halb trocken, halb nass gemengt, und so granulirt, *dunkleres Berggrün*. Weinsteinsaures Kupfer wird mit der Hälfte Kupferoxyd, zu einem Breye gemacht, der gekörnt, getrocknet und mit einer gesättigten Kochsalzauflösung genetzt wird. *Heckels grüne Farbe* sey kohlensaures Kupferoxyd, durch ein Zwischenmittel in einen sandartigen Zustand gebracht. Metallisches Kupfer soll vorher mit Schwefel und Arsenik calcinirt werden u. s. w. *Demselben ähnliche* Farbe: die Vorschrift ist, wie oben zum dunkleren Berggrün. Das *Millisische Grün* sey essigsaures Kupfer, dem Arsenikauflösung zugesetzt werde. *Grünspan, der dem crystallisirten gleich komme*. Man stampfe essigsaures Kali mit zwey Theilen gepulverten Kupfervitriol. *Wohlfeilerer Grünspan*. Man stampfe 1 Pfund Kupfervitriol mit $\frac{1}{2}$ Pfund Bleyzucker, unter Zugiessung von etwas Wasser. *Zersetzung des Kupfervitriols auf eine dritte Art*. Man stampfe den essigsauern Kalk mit dem gepulverten Kupfervitriol; fället man die gemachten Auflösungen durch einander: so erhält man einen reinen Grünspan. *Künstliches Kalkblau*: ist salpetersaures Kupfer und Kalkbrey. *Kalkbley auf eine andre Art*: aus Weinstein-, oder schwefelsaurem Kupfer, durch Kalkbrey. *Holländisches Schüttgelb*. 100 Pfund Kreuzbeeren-Saft und 80 Pfund frisch gebrannter reiner Kalk (zu einem Teige gelöscht). *Gelbe Mauerfarbe aus Saftgrün*; sie wird durch mehr oder minder Kalk, satter oder heller gelb.

Der *zweyte* Abschnitt von den *Lacken* lehrt zuerst das Königs-Wasser, und die Zinnsolution bereiten. (Diese fällt indessen zu den Lacken noch besser aus, wenn sie vorsichtig, mit blosser Salzsäure allein, bereitet wird.) *Karminlack* Fernambuck-Aufguss, Alaun, Zinnsolution und Pottasche. Eine *feinere Gattung dieses Lacks*. Das Fernambuck wird durch Weinessig ausgezogen u. s. w. *Dunkelrother* und *rosenfarbiger Lack*. Er unterscheidet sich blos durch abgeänderte Verhältnisse, und dass er ohne Zinnsolution bereitet wird. *Gemeiner rother Lack*. Auskochung des Fernambucks durch Pottasche; Fällung durch Alaun. Eine reichhaltigere Art sey, erst eine alaunigte, und alsdann eine kalische Fernambuck-Abkochung mit einander zu vermischen. *Rothe flüssige Farben zum Färben auf Papier*. Ein Fernambuckdecoct mit so viel Zinnsolution versetzt, als der Fernambuck gewogen hat. *Dieselbe zum Färben auf Musselin*. Ein Fernambuckdecoct mit Essig, dem Alaun zugesetzt, worin alsdann der Musselin getaucht wird. Nach etlichen Stunden werden die Stücke leicht ausgewunden und in eine verdünnte Zinnsolution getaucht. Auf ähnliche Art kann man auch mit feinem holländischen Papier verfahren. Nach einer andern Art bereitet man das Fernambuckdecoct mit Kali. *Karmin*. Ein Theil Cochenille ist mit 4—6 Zinnsolution gut abzureiben, zu verdünnen, und alsdann kaustischflüssiges Ammoniak zuzutröpfeln. Der sechste Theil der Zinnsolution soll in der Farbentinctur unzersetzt bleiben. (Die Art des Carmins ist feiner und vorzüglicher, wo man den heissen Cochenille-Aufguss durch blosen Alaun, oder auch diesen und die Zinnsolution sich von selbst ohne kalische Mittel, absetzen lässt.) *Vom sächsischen Blau, oder der blauen Stärke, und dem blauen Karmin*. Waschblau in Täfelchen. Die schwefelsaure Indig-Auflösung wird durch Kali gesättigt, der Niederschlag ist der blaue Karmin: (eigentlich ist der blaue Karmin ein Niederschlag des salzsauren Zinn's durch Molybden-Säure), von jenem wird so viel zur Stärke genommen, dass es die Farbe der Waschblau-Täfelchen erhält. Der blaue Karmin ist noch leichter durch Zusetzung von Seifensieder-Lauge zu bereiten. *Blauer Lack aus der Indig-Auflösung*. Der schwefelsaure Indig wird mit Alaun versetzt; und alsdann durch Kali gefället.

Ob gleich diese Schrift wohl nichts enthält, was nicht schon in dieser oder jener ähnlichen Inhalts angegeben wäre; und ob sie gleich keines wegs vollständig ist: (denn sie gedenkt so wenig des Braunschweiger, als des Bremer-Grüns, nicht des Cassseler Gelbs;) so mag sie doch für den, der sich mit Farben-Bereitung abgiebt, des geringen Preises sehr wohl werth seyn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 2. September 1806.

GRIECHISCHE LITERATUR.

PARIS, b. Firmin Didot: Πρόδρομος Ἑλληνικῆς Βιβλιοθήκης, περιέχων Κλαυδίου Αἰλιανοῦ τὴν ποικίλην ἱστορίαν, Ἡρακλείδου τοῦ ποντικοῦ, Νικολάου τοῦ Δαμασκηνοῦ τὰ Σωζόμενα. αἷς προσετέθησαν καὶ βραχεῖαι σημειώσεις, καὶ Στοχασμοὶ αὐτοσχέδιοι περὶ τῆς Ἑλληνικῆς παιδείας καὶ γλώσσης. Φιλοτίμῳ δαπάνῃ τῶν ἀδελφῶν Ιωσιμάδων, παιδείας ἕνεκα τῶν τὴν Ἑλλάδα φωνὴν διδασκομένων Ἑλλήνων. 1805. 171 u. 425 S. 8. (5 Rthlr.)

Dieſe Ausgabe der *Variae Hiſtoriae* von *Aelian*, und der Fragmente des *Heraclides Ponticus* und *Nicolaus* von *Damascus* iſt, wie der Titel beſagt, als Vorläuferin einer *griechiſchen Bibliothek* anzuſehn, welche die meiſten claſſiſchen Dichter und Schriftſteller Griechenlands umfaſſen ſoll, die in den blühenden Zeiten dieſes Landes, von *Homeros* an, bis zu den Ptolemäern und noch etwas weiter hinauf geſchrieben haben. An der Spitze dieſes Unternehmens ſteht der treffliche *Coraï*, der ſich am Schluſſe der προκήρυξις nennt, in welcher er Plan und Abſicht ſeines Werks erklärt. Der rühmliche Patriotismus, mit dem er die *Wiedergeburt* ſeiner Nation zu befördern ſucht, die, ſeiner Ueberzeugung nach, durch eine Verbeſſerung des öffentlichen Unterrichts bewirkt werden kann, hat auch andre ſeines Volks entflammt, und zwey reiche Griechen, die Brüder *Zoſima*, zu dem Entſchluſs bewogen, mit einer ſeltenen Uneigennützigkeit die Hand zu Beförderung eines ſo edeln Zwecks zu bieten. Das erſte und wichtigſte war hiebey, dem Mangel von Büchern abzuhelfen, der die griechiſchen Schulen drückt, und der Nation die Werke ihrer Vorfahren in die Hände zu bringen: denn dieſe Werke, die das ganze übrige Europa lieſt und bewundert, ſind nirgends ſo ſelten als in den Gegenden, wo ſie entſtanden, und erſt in dem Auslande und durch Fremde werden die heutigen Griechen mit der Literatur ihres Landes bekannt. Dieſe Schmach von ihnen abzuwenden, die Kenntniſs der claſſiſchen Schriftſteller zu befördern, und durch ſie den zwar *niedergedrückten, aber nicht verſchwundenen* Geiſt ſeines Volks zu beleben, beſtimmt *Coraï* dieſe Bibliothek. Mehrere gelehrte Freunde haben ſich mit ihm zu ihrer Ausarbeitung verbunden, ſo daſs ſie auch, in dem Fall, daſs er ſelbſt ſterben ſollte, dennoch fortgeſetzt werden wird. Den Griechen wird ihr Ankauf auf alle Weiſe erleichtert; und ärmern Schülern wird ſie durch die Freygebigkeit der Brüder *Zoſima* zum Geſchenk gegeben, wenn ſie Zeugniſſe ihres Wohlverhaltens von ihren Lehrern beybringen.

Bey ſolchen Abſichten und unter der Leitung eines ſolchen Mannes iſt nicht zu fürchten, daſs dieſes Unternehmen, wie manche ähnliche, in eine bloſse Buchhändlerſpeculation ausarte, die ohne Frucht für die Wiſſenſchaften bleibt. Hr. *Coraï* verſpricht nicht bloſs Abdrücke der Claſſiker, ſondern einen verbeſſerten Text, nebſt den alten Scholien, wo es deren giebt, wo nicht, eigene kurze Anmerkungen. Die wichtigſten Varianten, und alle im Texte vorgenommenen Veränderungen werden angezeigt; lateiniſche Ueberſetzungen aber, die den Griechen unnütz, und auch den Ausländern mehr ſchädlich als nützlich ſind, werden nicht beygefügt.

Die vor uns liegende Ausgabe des *Aelian*, die übrigens nicht als ein integrirender Theil der Bibliothek angeſehen werden ſoll, da *Aelian* den Claſſikern nicht beyzuzählen iſt, giebt eine erfreuliche Probe deſſen, was man ſich von dem Eifer, der Gelehrſamkeit und dem kritiſchen Talente des Unternehmers zu verſprechen habe. Das Aeuſsere dieſer Ausgabe iſt gefällig, der Druck correct, deutlich und ſcharf. Der Text ſelbſt iſt ganz neu conſtituirt. Ihm ſind (von S. 283. an) Anmerkungen des Herausg. in altgriechiſcher Sprache beygefügt; alles übrige aber, was dieſem Werke von ihm zugegeben worden, und wovon wir weiter unten Rechenſchaft geben wollen, iſt in der gemeinen Sprache des Landes abgefaſst.

Vor dem Texte eines jeden Schriftſtellers gehen literariſche Notizen über denſelben her. Wenn *Suidas* den *Aelian* einen ῥητορεύς nennt: ſo vermuthet Hr. *C.*, daſs er den *Claudius Aelianus* mit einem *Plautius Aelianus* verwechſelt habe, der zu Vespaſians Zeiten *pontifex maximus* war. Den Vf. der ποικίλη ἱστορία und der *Hiſtoria animalium* hält er, mit *Perizonius*, für eine und dieſelbe Perſon; Schreibart, Ideen, Urtheil, Manier, alles ſtimmt in ihnen überein. (Dieſer Meinung ſind wir immer geweſen. Die *varia hiſtoria* iſt mehr eine flüchtige Sammlung von Excerpten; die *hiſtoria animalium* iſt ſorgfältiger ausgearbeitet; daher eine gewiſſe Verſchiedenheit entſteht, die aber ſogleich verſchwindet, wenn man einige der ausgearbeiteten Kapitel des erſtern Werks, wie z. B. III, 1. XII, 1. XIII, 1. mit dem letztern vergleicht.) Die *Tactica* hingegen und die *Epiſtolae agricolarum* ſind anerkannt von einem andern *Aelian*, und zwar von einem Griechen; doch bleibt ungewiſs, ob von einem, oder von verſchiedenen. Bekanntlich giebt *Stephanus Byzant. V.* Χερρόνησος der ποικίλη ἱστορία den Titel ἱστορικὴ διάλεξις, der bisher aus Unkunde der neugrie-

griechiſchen Sprache von niemand verſtanden, hier aber durch ἐκλογὴ ἱστορικὴ erklärt wird.

Bey dem Texte iſt die Leipziger Ausgabe von 1780. zum Grunde gelegt; aber keine Seite iſt ohne Verbeſſerungen geblieben. Neue Hülfsmittel hat zwar Hr. *C.* nicht gebraucht (wenn man einige Verbeſſerungen in kritiſchen Schriften abrechnet); aber die alten mit gröſserer Sorgfalt und tiefer greifenden Sprachkunde als einer ſeiner Vorgänger. An vielen Stellen erſetzte ſein glücklicher Scharfſinn den Mangel der Handſchriften; oft kam ihm auch die Vergleichung der Schriftſteller zu ſtatten, welche *Aelian* vor Augen gehabt hat, die ältern Herausgeber aber entweder überſahn, oder doch nicht hinlänglich benutzten. Durch dieſe Bemühungen kann die Kritik dieſes Schriftſtellers faſt als vollendet betrachtet werden.

Wir wollen dieſes Urtheil mit Beyſpielen belegen. I, 2. heiſst es jetzt τὸ δὲ ἀράχνιον πάγη καὶ οἱονεὶ κύρτος ἐστι τοῖς ἐμπίπτουσι ſtatt τὸ δὲ ἄρα πάγη, nach einer Verbeſſerung von *Slothower* in den *Actis Soc. Rheno-Traject.* T. III. p. 120. Dieſes erinnert uns an einen Vers des *Aeſchylus*, welchen *Brunk* im *Lexico Sophocleo* anführt: ἐμοὶ γένοιτο φᾶρος ἶσον οὐρανῷ, den *Perſon* (*ad Eurip. Oreſt.* v. 9.) wegen der Quantität von ἶσον für verdorben hält. *Aeſchylus* ſchrieb wahrſcheinlich: ἴσον ἀραχνίῳ, was ſich, wenn hier der Ort dazu wäre, mit Beyſpielen ähnlicher Ausdrücke unterſtützen lieſse. — Weiterhin τὸ μὲν' ἐνέπεσεν mit *Jenſius* ſt. τὸ μὲν ἔπεσεν, und ἐκείνῃ δεῖπνου ἀπόχρη, aus Codd. ſt. ἐκείνην. — I, 4. καὶ ἐπεῖνο δὲ κυνὸς Αἰγυπτίου σοφόν ſt. τὸ σοφόν, was ſchon *Perizonius* verwarf; dann ὅσον ἁρπάσαι, καὶ πάλιν καὶ πάλιν, aus Codd. ſt. des einfachen καὶ πάλιν. — I, 5. πολλάκις οὖν oder γοῦν ſt. δ' οὖν. — I, 6. καὶ ἔπεσθαι δυναμένους, auf *Kühns* Erinnerung. — I, 8. διὰ ταχέων ſt. διαταχέων. — I, 10. ὅλα ἐκεῖναις τὰ βέλη ἐκπίπτει ſt. ἐκεῖνα. — I, 11. μαντικώτατα ζώων ſt. μαντικωτάτων ζώων aus Codd. — I, 14. ἀμύνεσθαί γε μὴν αὐτούς ſt. ἀμῦναι, und πεπίστευται δ' οὖν, wo δὲ gewöhnlich fehlt. — I, 16. δειμάτιον περιβαλόμενον ſt. περιβαλλάμενον. Die folgenden Worte: καὶ γὰρ οὖν καὶ περιχ. nimmt *C.* gegen den Verdacht der Verdorbenheit in Schutz. Sie enthalten einen allgemeinen Satz: καὶ γὰρ οὖν ὁ κεκοσμημένος νεκρὸς (ὅστις ποτ' ἂν ἦ) ἐνδόξως πρόκειται i. e. ἐνδοξότερος φαίνεται τοῦ μὴ ἔχοντος κόσμον νεκροῦ. In der Antwort des Sokrates thut der Herausg. bey den Worten εἴγε αὐτὰ πεπίστευκεν, verſchiedene Vorſchläge, wie τοῦτο, oder αὖτως i. e. ματαίως. Sollte der atticiſirende *Aelian* vielleicht geſchrieben haben: εἴγε ἐτεὸν πεπίστευκεν, *ſi re vera exiſtimat.* So wird ἐτεὸν häufig mit εἰ verbunden. — I, 18. mit *Scheffer* αἱ παλαιαὶ τῶν γυναικῶν, ſtatt αἱ πολλαὶ τῶν τότε γυναικῶν, wie *Perizonii* Handſchriften leſen. Wir glauben nicht, daſs hier eine Veränderung ſtatt finde, wenn man nur τότε in abſoluter Bedeutung für *olim*, πάλαι nimmt. S. *Abreſch Dilucid. in Thucyd.* p. 420. *Brunk ad Ariſt. Lyſiſtr.* 1023. Die Worte *Aelians* am Schluſs des Kapitels καὶ ταῦτα αἱ πάνυ παλαιαὶ, mit denen er ſich ſelbſt erläutert, beweiſen für *Scheffers* Vermuthung nichts. So heiſst es L. VII, 11. Ῥωμαίων αἱ πολλαὶ γυναῖκες καὶ τὰ ὑποδήματα αὐτὰ φορεῖν τοῖς ἀνδράσιν εἰθισμέναι εἰσίν. — I, 21. ἔλεγε δὲ ταῦτα περσίζων ſt. des ungereimten παίζων. So verbeſſerte der Herausg. ſchon zum *Heliodor* S. 277., ohne zu wiſſen, daſs *Hisb. Koen* dieſelbe Vermuthung zum *Corinth. de Diat.* p. 37. vorträgt. Eben ſo auch *Jacobs in Obſſ. ad Aelian. Hiſt. Animal.* [So wahrſcheinlich dieſe Vermuthung iſt: ſo wäre es doch möglich, daſs *Aelian*, immer nach Atticismen haſchend, nicht ſo, ſondern πατριάζων geſchrieben hätte, das durch die Abkürzung ſehr leicht in παίζων übergehn konnte: πατριάζειν δὲ (wie *Pollux* uns lehrt) ἔλεγον οἱ Ἀθηναῖοι τὸ πράττειν τι ἐκ τῶν πατρίων ἐθῶν. Tithrauſtes ſprach alſo, *der vaterländiſchen Sitte gemäſs*, vermittelſt eines Dolmetſchers zum Ismenias. Doch ſind wir es auch ganz wohl zufrieden, wenn andre der Lesart περσίζων, welche durch die Analogie von δωριάδειν, *doriſch ſprechen* (*Theocrit. Eid.* XV, 93.) hinlängliche Autorität hat, den Vorzug ertheilen wollen.] — δι' ἑαυτοῦ συγγενέσθαι ſt. σαυτοῦ. — I, 22. ταλαντιαῖκι δὲ φιάλαι ſt. τάλαντα δὲ φιάλαι. — I, 25. προσέμενος aus Codd. ſt. προσιέμενος, und, nach *Scheffer*, Ἰμβριον ſt. Ἰμεραῖον. — I, 27. Χαρίλαν mit *Perizonius*, ſt. Χαρίδαν. — I, 30. ἐφ' ἵππων mit demſelben ſt.: ἐπὶ ἵππῳ. — In den Worten σωτῆρες ἔνθα καὶ ἀγαθοὶ παραστάται, in denen *Boivin* einen Senarius vermuthete (σωτῆρες ἔνθα κἀγαθοὶ παραστ.) unterſtützt der Herausg. dieſe Vermuthung, und die Verbeſſerung ὄντως ſt. ἔνθα (S. 382.) durch eine Stelle des *Ariſtoph. Plut.* 326. ὅπως δ' ἐμοὶ καὶ τἄλλα συμπαραστάται Ἕσεσθε, καὶ σωτῆρες ὄντως τοῦ θεοῦ. — προσέδηκε τῷ φίλτρῳ ſt. τὸ φίλτρον. — I, 32. οὐκ ἔχων δὲ ὅ τι χρήσαιτο τῷ παρόντι ſt. χρήσεται, welches uns unnöthig ſcheint, da das Futurum indic. oft nach Ausdrücken des Zweifels bald mit dem Pronom. ὅ τι, bald mit andern, eine indirecte Frage bildenden Conjunctionen ſteht. — I, 33. Ὠμίσης ſt. ὁ Μίσης. — I, 34. κακὰ δὲ πολλὰ τοὺς ἄλλους εἰργάζετο ſt. τοὺς μάγους. Von mehrern Vermuthungen, die *Perizonius* anführt, iſt dieſe von *Cuperus* gewiſs die annehmlichſte; ob aber evident, kann eine andre Frage ſeyn. Uns gereut es bis jetzt noch nicht, ὁμογόνους oder ὁμογνίους vermuthet zu haben. Weiter unten ſagt der klagende Vater: ἅμα καὶ ἐγὼ τὸν βλάπτοντα τὴν ἐμὴν οἰκίαν καὶ τὸν τῶν ἀδελφῶν βίον.... wo *C.* ἀλλὰ καὶ ἐγὼ verbeſſert. Dieſs ſcheint uns mehr den Buchſtaben, als dem Sinne nach, wahrſcheinlich. Vielleicht muſs man ἀμέλει leſen: *Sane ego quoque...*

In den folgenden Büchern wollen wir nur diejenigen Stellen bemerklich machen, die der eigne Scharfſinn des Herausg. wieder herzuſtellen geſucht hat, indem wir zugleich dasjenige bemerken, was uns noch nicht vollkommen berichtigt ſcheint. II, 4. wird in den Worten ὡμολόγησεν οὐ μόνον κοινωνὸς εἶναι τῶν Χαρίτων τῆς βουλῆς, ἀλλὰ καὶ αὐτὸς ἄρξαι τῆς ἐπιβουλῆς, der erſte dieſer Genitiven verworfen. Auch *Perizonius* glaubte, daſs einer von beiden untergeſchoben ſey. Wir für unſre Perſon können dieſer Meinung nicht beytreten, da uns die gewöhnliche Lesart ſo ganz in *Aelians* Stil und Geſchmack zu ſeyn ſcheint, und die

ſpie-

spielende Concinnität, nach der er so gern haſcht, durch die Tilgung des einen dieſer Genitiven verletzt werden würde. Auch der ſubtile Unterſchied, der hier zwiſchen βουλὴ (*dem Plane* überhaupt) und ἐπιβουλὴ (*der Nachſtellung*, bey welcher Chariton ergriffen worden) iſt dem ſophiſtiſchen Geſchmack dieſes Schriftſtellers vollkommen angemeſſen. — II, 33. lieſt der Herausg. Ἀθηναῖοι δὲ τὸν Κηφισσὸν, ἄνδρα μὲν δεικνύουσιν ἐν πρωτομῇ ſtatt ἐν τιμῇ. — II, 34. κακοῦ πρεσβυτικοῦ ſt. πρεσβυτιδίου. — II, 38. in der verdorbenen Stelle: καὶ πείθεσθαι αὐτῷ τὰς Ἰάδας, ἀλλὰ τὰς Μιλησίων γυναῖκας, tilgt der Herausg. ἄλλα auf *Caſaubonus* Rath, bemerkt aber in den Anmerkungen, daſs ἀλλὰ vielleicht pleonaſtiſch ſtehe. So groſſen Miſsbrauch nun aber auch *Aelian* von dieſer Partikel macht: ſo iſt uns doch keine Stelle bekannt, wo er ſie auf dieſe Weiſe eingeſchoben hätte. Da nun aber der Mediceiſche Codex lieſt: καὶ μὴ πείθεσθαι αὐτῷ τὰς Ἰάδας, ἀλλὰ ... ſo glauben wir, daſs *Aelian* geſchrieben habe: καὶ μὴ πείθεσθαι αὐτῷ τὰς Ἰάδας ἄλλας, ἀλλὰ τὰς Μιλ. *et ceteras quidem Ionicas feminas einon parere, ſed ſolas Milſias.* — Am Schluſs des Kapitels lieſt *C.* οἱ ἐφ' ἥβης ſt. ἀφ' ἥβης. — II, 41. καὶ αὐτῷ πλευρῖτιν ἐνειργάσατο ſt. εἰργάσατο, und dann καὶ οὗτος εἴθιστο ἀκρατῶς ſt. ἑαυτῷ. Vortrefflich! — II, 42. οὐδὲ πείσειν αὐτοὺς τιμᾶν τὴν ἰσονομίαν. Da das vorhergehende ὅτι ein *Verbum finitum* fordert: ſo ſchlägt *C.* πείσει vor. Aber wir zweifeln überhaupt, ob die Geſandten mit ſolcher Zuverſicht eine Sache geläugnet haben ſollten, die ſie durchaus nicht mit Zuverläſſigkeit wiſſen konnten. Vielleicht hieſs es: οὐδὲ πείσειεν ἄν τις τιμᾶν τὴν ἰσονομίαν. — II, 44. καὶ σφάττειν βλέπων. Dieſen ungewöhnlichen Ausdruck erläutert der Herausg. durch einen ähnlichen beym *Ariſtophanes Veſp.* 847. ὡς ἐγὼ τιμᾶν βλέπω. *Valkenaer* (in *Annotat. ad N. T.* p. 344.) ſchlug σφαγὴν vor, was dem gewöhnlichen Sprachgebrauche freylich angemeſsner wäre. — III, 6. οὐ δέομαι πόλεως ἣν Ἀλέξανδρος κατασκάψει ἢ ἄλλος. Der Herausg. tilgt ἢ nach *Menages* Vorſchlag. Da aber Diogenes bey Anführung derſelben Anekdote den Krates ſagen läſst: πάλιν γὰρ ἴσως Ἀλέξανδρος ἄλλος αὐτὴν κατασκάψει, ſo könnte *Aelian* wohl auch hier geſchrieben haben: ἣν Ἀλέξανδρος κατασκάψειεν ἄν ἄλλος, oder auch κατασκάψει τις ἄλλος, nach *Philoſtr. Vit. Apoll.* V, 1. οὐκ ἂν ἔφη δεηθῆναι πατρίδος, ἣν κατασκάψει τις ὅτλοις ἰσχύσας. — III, 15. lieſt *C.* προπίνειν ταῖς γυναιξὶν ἕκαστον, ἢ ἂν βούληται ſt. ἐὰν β. — III, 17. ἐγὼ καὶ πολιτείαν φαίην ἂν καὶ τὸ Π., und am Schluſs κἂν ἀφαστὶμε ἐπιδραμῶν, wo beidesmal der Optativ ohne ἄν ſteht. — III, 19. *fin.* εἰς τοσοῦτον προῆλθε φιλοτιμίας ſt. πεφιῆλθε. — III, 26. ſtatt ἐ δὲ συνεβούλευε ſchlägt *Perizonius* τότε δὲ vor, welches auch unſer Herausg. nicht miſsbilligt. Vielleicht aber iſt εἶτα δὲ ſchicklicher. Weiterhin verbeſſert er die verderbten Worte τοῖς μὲν Ἐφεσίοις συγχωρῆσαι τὴν μετ' ἐλευθερίας ΦΥΓΗΝ in ἀσφαλείαν, was allerdings andern Conjecturen vorzuziehn iſt. Uns dünkt indeſs dem ganzen Zuſammenhange nichts angemeſsner als τὴν μετ' ἐλευθερίΑΣ ΑΝΑΣΤΡΟΦΗΝ. Die Silben ανας waren wegen der vorhergehenden überſehen worden. Die Epheſier waren dem lydiſchen Heere entgegen gegangen; Crösus geſtand ihnen den Frieden und eine *freye Rückkehr* zu. — III, 29. iſt bisher unbemerkt geblieben, daſs die ἀραὶ ἐκ τῆς τραγῳδίας, welche Diogenes auf ſich anwendete, wahrſcheinlich zwey Senarien einer Tragödie ſind:

πλάνης, ἄοικος, πατρίδος ἐστερημένος,
πτωχός, δυσείμων, βίον ἔχων ἐφήμερον.

die ſich, mit geringen Abänderungen, auch beym *Diogen. Laert.* VI, 38. finden:

ἄπολις, ἄοικος, πατρίδος ἐστερημένος,
πτωχός, πλανήτης, βίον ἔχων ἐφήμερον.

III, 32. übergeht Hr. *C.* die Lesart des Leydner Codex: κροῦσαι κελεύσαντος χορδήν τινα σὺν μέλει καὶ ἑρμονίᾳ ἣν ἀπήτει τὰ διαρίσματα, welche *Perizonius* verwirft, der ſogar καὶ ausſtreichen will. Wir aber glauben in ihr die wahre Hand *Aelians* wahrzunehmen, indem wir σὺν μελικῇ ἁρμονίᾳ leſen. — III, 37. ἐπὶ ξενίᾳ .. ἢ ἐπί τινα ἑορταστικὴν θυσίαν. Der Herausg. iſt geneigt, die Lesart einer Handſchrift ἐπὶ ξενίᾃ für richtig zu halten. Sollte man aber nicht vielmehr in ihr die Nachhülfe eines Abſchreibers erkennen, der Uebereinſtimmung in das bringen wollte, was *Aelian* abſichtlich, um ſich den alten Attikern zu verähnlichen, in verſchiedenen Caſibus geſetzt hatte? — III, 42. ταῖς Λακεδαιμονίων γυναιξὶν ἔπεσέ τις οἶστρος β. Auch hier, wie L. I, 2., verbeſſert *Jenſius* ἐνέπεσε, wie es uns ſcheint, mit Recht. Der Sorgfalt des Herausg. aber ſcheint dieſe Verbeſſerung entgangen zu ſeyn. — IV, 1. ὡς πολλὰ ἁμαρτάνοντος τοῦ σώματος, τοῦ διὰ τὸ γῆρας πεπονηκότος. Hr. *C.* verbeſſert: ἁμαρτάνοντα, τοῦ σώματος διὰ τὸ γ. π. Sollte nicht vielleicht noch auſserdem geleſen werden können: τοῦ σώματος οὕτω διὰ τ. γ. π. — IV, 4. ἀπειλεῖ δὲ ὁ νόμος ... ζημίαν τὸ τίμημα ὀρᾶν. Schon längſt glaubten wir in dem letzten verdorbenen Worte die Anzeige der Summe zu finden, mit der das Geſetz die Künſtler in Theben belegte, indem wir δ' μνῶν (von vier Minen) oder δέκα μνῶν laſen. Auf eine ähnliche Weiſe, und mit noch gröſserer Annäherung an die Buchſtaben, lieſt Hr. *C.* τίμημα ᾳ δραχμῶν, *eine Summe von tauſend Drachmen.* — IV, 14. möchte doch vielleicht in den Worten des *Archilochos Scheffer's* Vorſchlag καταῤῥέουσιν ſt. καταίρουσιν zu leſen, annehmlich ſeyn, den *Nicetas Hiſt.* p. 150. unterſtützt: τὸ τοῦ Ἀρχιλόχου ἀντικρὺς ἐπεραίνετο. ὅ φησιν εἰς ἕντερον πόρνης πολλάκις μετακρούεσθαι τὸ χρόνῳ καὶ πόνῳ συλλεγέντα μακρῷ. Die Worte des pariſchen Dichters enthalten deutliche Spuren eines Tetrameter, welcher ſo gelautet haben könnte:

χρῆματ' εἰς ἀόρητε γυναικὸς ἔντερον κατρέβεα.

IV, 15. ſt. καὶ τῇ ἑξῆς Ὀλυμπιάδι ſchlägt der Herausg. ſinnreich vor: καὶ τῇ ἑξῆς ἅλμα καὶ δίσκου oder ἅλματι καὶ δίσκῳ. — V, 2. τὸν βίον μετήλλαξεν ſt. κατήλλαξεν. — V, 6. ἐνένητο μὲν ἡ πυρὰ ſt. ἐγεγένητο, und περιληφθεὶς ὑπὸ φλογός ſt. τῆς φλογός. — V, 17. ἀπέκτεινον αὐτὸν

ſtatt

ſtatt ἀπέκτειναν. — VI, 2. ὁ Ἀρματίδου ſt. Ἀρματιδίου. Der Name des Mannes war Ἀρματίδης. — VI, 6. ἦ γὰρ οὐ ſt. ἦ. — VI, 11. δηλονότι πεπειραμένοι αὐτοῦ καὶ ῥηματικωτέρου. Der Herausg. bemerkt, es möchte wohl ein Beywort ausgefallen ſeyn. Wir vermutheten, was den nächſten Silben am ähnlichſten iſt: πρᾳοτέρου καὶ δημοτικωτέρου. — VIII, 7. καὶ ἐγένετο τὰ δεῖπνα πρὸς σάλπιγγα, τὸ μὲν συγκλητικὸν μέλος ᾄδούσης . . . ὅτε ἐσήμαινεν ἀπαλλάττεσθαι, ſt. προσαλπιστὰ μέλος ἦδον . , ἐσήμαινον ἀ. — VIII, 12. παράδοξόν γε· οὐ γάρ; ἀλλ' ἀληθές, ſt. παρ. γε οὐ γὰρ ἀληθές, und τὴν ἐξ αὐτοῦ εὔνοιαν ſt. ἐξ αὐτοῦ τὴν εὔνοιαν. — VIII, 15. ὅμως λογισμῷ ἐκράτησε ſt. λογισμοῦ. — IX, 9. τὰ ἀκμάζοντα τῶν ἀνδῶν τάῦτα ὑπεσπείρετο αὐτῷ. Der Herausg. verbeſſert πάντα ὑπ., was wir nicht für richtig halten. Die gemeine Lesart iſt der Affectation *Aelians* angemeſſen. Eben ſo ſpricht er L. XII, 19. τὴν ποιητρίαν Σαπφώ, τὴν Σκαμανδρωνύμου θυγατέρα, ταύτην καὶ πλάτων σοφὴν ἀναγράφει. — IX, 26. ἐπεκώμασεν αὐτῷ Ζήνωνι. Der Herausg. ſchreibt τῷ Ζήνωνι. Aber wie? wenn Ζήνωνι eine Gloſſe wäre? oder, was uns dem Stile *Aelians* noch angemeſsner ſcheint, wenn es urſprünglich geheiſsen hätte: ἐπεκώμασεν αὐτῷ, ὁ βασιλεὺς Ζήνωνι, καὶ Φ. — X, 2. ἵνα μὴ δόξῃ διαφθεῖραι ſt. διαφθείρας. — X, 6. καὶ ἐπὶ ζυγὸν ἀναβληθείς, aus dem *Athenäus* und *Euſtathius* ſt. ὑπὸ ζ. — X, 16. οἱ δὲ οὐδὲν αὐτῷ προσεῖχον ſt. οὐδείς. — X, 18. πρῶτον ὑπηνήτη, aus *Homer* ſt. πρώτῳ. — X, 19. würden wir ſtatt πυγμῇ ἐνίκησε die Lesart mehrerer Handſchriften πυγμὴν vorziehn. *Lucian. Timon.* §. 50. νενίκηκε δὲ πύξ, καὶ πάλην, καὶ δρόμον, und §. 53. μάτην γὰρ ἂν εἴην νενικηκὼς ὀλύμπια πύξ καὶ πάλην. — XI, 3. Dieſes ganze Kapitel möchte der Herausg. folgendergeſtalt leſen: Ὅτι Ἰκκὸς ὁ Ταραντῖνος παλαιστής, ὑπήρξατο τοῦ σωφρονέστερον τὸν τῆς ἀθλήσεως χρόνον διαζῆν, κεκολασμένῃ τροφῇ διαβιώσας, καὶ Ἀφροδίτης ἁμαθὴς διατελέσας. — XI, 8. vielleicht Παναθηναίοις ſt. Παναθηναϊκοῖς, und am Schluſs des Kapitels ὡς μὴ ἀξίαν οὖσαν (ſt. καὶ ἴσως ἀξ. οὖσαν), was man ohne Bedenken *Perizonii* Vermuthung vorziehen wird, der übrigens aus der Vergleichung mit *Thucyd.* v. 56. die Verdorbenheit und den Sinn der Stelle richtig ahndete. — XI, 11. περὶ τὴν ἰατρικὴν ἐσπεύδασε ſt. ἔσπευδε.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

NEUERE SPRACHKUNDE.

HALLE u. LEIPZIG, b. Ruff: *Robinſon il giovine*, libro di lettura intereſſante del *Sig. Campe*, ſecondo la più nuova edizione originale tradotto dal Tedeſco nell' Italiano. *Seconda* edizione affatto emendata ed arricchita di un vocabolario etc. da *C. G Jagemann*, Accademico Fiorentino. 1804. 56 u. 378 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Campeſche Robinſon iſt als eine der zweckmäſsigſten Schriften für die Jugend durch Ueberſetzungen in mehrere Sprachen bey andern Nationen ebenfalls beliebt geworden. Auch iſt bereits ſeit verſchiedenen Jahren eine gute italiäniſche Ueberſetzung deſſelben in Venedig erſchienen, und *Campe's* Robinſon wird auch von italiäniſchen Erziehern als eine der unterhaltendſten Kinderſchriften geſchätzt. Es war daher wohl blofs die Unkunde des Verlegers Schuld daran, daſs er von dieſem Werke in Deutſchland eine ſchlechte Ueberſetzung ſtümpern lieſs, an deren Statt er durch einen bloſsen Abdruck der Venetianiſchen ſeinen Zweck weit leichter und beſſer erreicht haben würde. Hr. J. hat indeſs die ſchlechte Arbeit der *erſten*, in dieſen Blättern nicht erwähnten, Ausgabe in dieſer *zweyten* mit vieler Mühe und faſt gänzlicher Umſchmelzung derſelben lesbar und correct gemacht, ſo daſs ſie nun für den Zweck, der Jugend zu einem nützlichen Uebungsbuche der italiäniſchen Sprache zu dienen, brauchbarer geworden iſt. Doch vermiſſen wir ein Verzeichniſs der Druckfehler, deren wir bey der Durchſicht mehrere gefunden haben, die verdient hätten, angezeigt zu werden, um den Anfänger mancher unnöthigen Verlegenheit zu überheben.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Manheim*, b. Löffler: *Der Kindermord und die Mittel dagegen.* In medicinisch-polizeylicher Hinſicht. 1804. 120 S. 8. (8 gr.) — Das Werkchen ſieht, ſelbſt nach der etwas genauer geprüften Anſicht der Lettern, gerade ſo aus, als wäre in dem auf dem Titel bemerkten Jahre der erſte Bogen neu gedruckt worden, um den übrigen ſieben eine neue Wanderſchaft in die Welt zu erleichtern. Das ganze Product trägt die Inſignien des vorletzten Decenniums. Da ſich jedoch dieſer Umſtand ſchwerlich aufs Reine bringen läſst, und die *pia deſideria* des Schriftchens von der Art ſind, daſs ſie wohl erfüllt zu werden verdienen: ſo will Rec. kurz ausheben, was der ungenannte Vf. eigentlich will. Er beabſichtigte nämlich nichts anders, als Beförderung der Ehen durch Beſchränkung des Luxus, Hageſtolzenſteuern, kräftige Maſsregeln gegen alle Hurerey, wohleingerichtete Gebär- und Findelhäuſer, welche ſein Hauptremedium gegen den Kindermord ausmachen. Allerdings möchten Sicherheit vor der Noth und Schande, und die Einrichtung, daſs dieſe Hydern nur die muthwilligen Kindesmörderinnen gedoppelt greifen, die vorzüglicheren Mittel zur Verhütung des Kindermordes ſeyn: aber wie lange wird ſo vieles, was zur Herbeyführung genannter Sicherheit wirken muſs, noch *pium deſiderium* bleiben!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 3. September 1806.

GRIECHISCHE LITERATUR.

PARIS, b. Firmin Didot: Περίδρομος Ἑλληνικῆς Βιβλιοθήκης, περιέχων Κλαυδίου Αἰλιανοῦ τὴν ποικίλην ἱστορίαν, Ἡρακλείδου τοῦ ποντικοῦ, Νικολάου τοῦ Δαμασκηνοῦ τὰ Σωζόμενα etc.

(*Beſchluſs der in Num.* 210. *abgebrochenen Recenſion.*)

XII, 1. Die verdorbene Stelle, welche die Traurigkeit der Aſpaſia ſchildert, würden wir ſo leſen: καὶ ἀπελθοῦσα ἔξω ἔκλαε, καὶ ἔχουσα ἐν τοῖς γόνασι κατ . . . σφ. ἤλγει. Die häufige Wiederholung der Copula iſt dem Stile *Aelians*, da wo er nach Naivetät ſtrebt, eigenthümlich. — Weiterhin halten wir in den Worten ἀλλὰ πρὸς βίαν; εἶκε πολλάκις ἀπήντησαν, die Lesart des *Cod. Medic.* εἰκ π: für die richtige; Hr. *C.* hat ſie nicht erwähnt. Auch bey den Worten καὶ κατηρᾶτο ἑαυτῇ καὶ τῷ πατρί, ſcheint er nicht an der Richtigkeit der Lesart zu zweifeln. Uns ſcheint ſie wenigſtens ſchwankend zu ſeyn. Aſpaſia wünſcht ſich in ihren Bedrängniſſen den Tod; aber warum ihrem Vater? Iſt es natürlich, daſs die Tochter ihre Wünſche ſo weit ausdehnt? und vornehmlich, da ihr Vater nicht in der Nähe und kein Zeuge ihres Zuſtandes iſt? Wir vermuthen, daſs *Aelian* καὶ τῷ σατράπῃ geſchrieben habe. Von einem Satrapen war Aſpaſia ihrer Heimath entführt worden; derſelbe hatte ſie an den Hof des Kyros gebracht. Auf dieſen muſste ihr Unwille alſo zuerſt fallen. — Weiter unten verbeſſert der Herausg. richtig οὐδὲν προσεῖχε ſt. οὐδέ, und ὁ ἀγαγὼν ſt. ἀπάγων. — XII, 3. διὰ ταχέος ſt. ταχέως. — XII, 10. ἔκοψαν; τὸ καὶ ἐξ αὐτῶν κληθὲν νόμισμα Αἰγιναῖον, ſtatt des ſprachwidrigen ἐκόψαντο und ἐκλήθη. — XII, 12. μοιχὸς ἁλοὺς ἤγετο ἐπὶ τὰς ἀρχάς, καὶ ἐστεφανοῦτο ἐρίῳ ἐλεγχθείς. Hr. *C.* hält das letzte Wort nach dem vorhergegangenen ἁλοὺς für überflüſſig, und ſchlägt ἐλιχθεὶς vor. Dieſe Vermuthung kömmt den andern des ſcharfſinnigen Kritikers nicht gleich. Auch möchte ſie unnütz ſeyn, ἁλῶναι ſteht hier nicht in der Bedeutung von *convinci*, ſondern in der allgemeinern, wo es *fangen*, *ertappen* bedeutet. Wenn ein Ehebrecher *gefangen war*, wurde er vor die Obrigkeit geführt; und wenn er hier auf eine legale Weiſe ſeines Verbrechens *überführt wurde*, wurde ihm ein Wollenkranz aufgeſetzt. — XII, 14. κώμην ἀνακεφύεσθαι ſt. ἀνασεύρεσθαι. — XII, 15. Der Herausg. ſpricht aber die Worte πρὸς τοὺς πατέρας das Verdammungsurtheil aus, weil ſie ſich nicht in den Apophthegmen Plutarchs, und in einer Wiederholung derſelben Anekdote, die einige Codd. in das XIV. Buch vor das 47. Kap. ſetzen, befindet. Dieſe Gründe ſcheinen uns doch nicht hinreichend. Wenigſtens geben jene Worte der Antwort des Ageſilaus eine gröſsere Kraft, und epigrammatiſchere Schärfe. — XII, 21. καὶ σεμνὸν ἅμα καὶ βλ. ſt. ἅρα. — XII, 41. εἶτα ἐπιδών ſt. ἀπιδών. Wir glaubten εἶτα πάντα ἰδών. — XII, 43. in der Erklärung des ſpartaniſchen Worts μόθακες, ſchlägt der Herausg. vor: ὄνομα δὲ ἦν ἄρα τοῦτο τοῖς τῶν εὐπόρων δούλοις, οὓς συνέπεμπον τοῖς υἱοῖς οἱ πατέρες ſt. τοῖς τῶν εὐπόρων, οὓς σ. αὐτοῖς. Vielleicht käme man der gemeinen Lesart noch näher, wenn man läſe: ΤΟΙΣ ΘΗΣΙ τῶν εὐπόρων, wo die Urſache der Auslaſſung ſogleich in die Augen fällt. — XII, 50. Ἀλκμᾶνα, αὐλῳδὸς γάρ ἦν. *Perizonii* Verbeſſerung dieſer Stelle τοῦ Λυδὸς γὰρ ἦν, adoptirt der Herausg., doch mit Hinweglaſſung des müſsigen αὖ. Aber auch ſo liegt auf dieſen Worten eine unerwartete und unſchickliche Emphaſe. Wenn *Aelian* Alkmans Vaterland anzeigen wollte, warum ſchrieb er nicht καὶ Ἀλκμᾶνα τὸν Λυδόν? Wir ſind ſehr geneigt, dieſe Stelle für verſchrieben und verſtümmelt zu halten. Hieſs es vielleicht: καὶ Ἀλκμᾶνα, μελῳδὸς γὰρ ἦν καὶ οὗτος. Die letzten Worte konnten vor den nächſtfolgenden Silben καὶ Θου. leicht überſehen werden. — Vorher ergänzt Hr. *C.* den verſtümmelten Satz durch Einſchaltung des Worts καθαρτάς; und am Schluſſe des Kapitels vermuthet er ὅτι ἦν οὐδ' ἀδύνατος εἰπεῖν, ὡς Λακεδαιμόνιος, nach *Thucyd.* IV, 84. — XII, 51. vermuthet er ἐπὶ τοὺς κατὰ Ἀντίκυραν τόπους ſt. τοῖς . . τόποις, welches uns unnütz ſcheint, da die Atticiſten ἐπὶ nach den Verbis der Bewegung ſo gern mit dem Dativ verbinden. Richtig aber verbeſſert er weiterhin περιῆλθεν αὐτόν ſt. αὐτῷ. — XII, 64. tilgt der Herausg. in den Worten τὸν πάντων τῶν ἐξ ἀεὶ βασιλέων εὐδαιμονέστατον den Artikel τόν. Vielleicht mit Recht. Vielleicht aber hat *Aelian* προπάντων geſchrieben. — XIII, 1. in der Geſchichte der Atalanta verwirft er die Präpoſition ἐν in den Worten καὶ ἐτρέφετο ἐν αὐτοῖς ἐν ὄρεσι τῇ τροφῇ. Sollte nicht aber gerade dieſer Pleonaſmus, der den beſten Schriftſtellern nicht fremd iſt (ſ. *T. Hemſterh. ad Lucian.* T. II. p. 523. *Porſon ad Oreſt.* 1018. *ad Medeam.* 629.) von den Atticiſten abſichtlich geſucht worden ſeyn? Eben ſo häuft *Lucian Nigrin.* §. 7. dieſe Präpoſition σχολὴν οὐκ ἄγουσιν ἐν τοῖς ἐν ποσὶν ἀναιᾶσθαι, wo die Veränderung in ἐπὶ eben ſo wenig nöthig iſt, als §. 21. γελᾶν ἐν τοῖς γιγνομένοις. — Weiter hin lieſt er καλὴ δὲ ἦν, ὡς οὐκ ἄλλη ſt. κάλλει δὲ ἦν, welches wahr ſeyn kann; doch könnte auch *Aelian* geſchrieben haben κάλλει δὲ ἤνθει. ſ. *Miſcell. Obſſ.* T. X. p. 202. —

τὸ πᾶν σῶμα ἐκπονοῦσα st. ἐκτελοῦσα. — καὶ οἵ ποτε οἱ τὴν ὅμορον καὶ γειτνιῶσαν οἰκοῦντες... ἐπεκώμασαν δύο, st. καὶ οἵ ποτε καὶ οἱ. ἐπεκώμασαν ist aus dem Cod. Med. mit Recht aufgenommen worden. Dafs in der Schilderung der Centauren die Worte εἶτα τούτοις ΕΑΥΤΟΥΣ διαπλέξαντες einer Verbesserung bedürfen, hat Hr. *C.* zuerst bemerkt, und er hat εἶτα τούτοις ΑΥΓΟΥΣ διαπλ. in den Text gesetzt. Dafs man sich der biegsamen Zweige dieses Strauchs zu Kränzen bediente, ist aus *Athenäus* bekannt; doch wünschten wir auf dem Haupte der wilden Centauren eine Art von Schmuck zu sehn, die ihrer Rauhigkeit und den vorher erwähnten κλάδοις πεύκων noch besser entspräche. Wir schlagen also vor εἶτα τούτοις ΕΛΑΤΙΝΟΥΣ διαπλ., was sich von den Buchstaben der gemeinen Lesart eben nicht weiter entfernt. — Gleich darauf liest er: κακοὶ μνηστῆρες σὺν ὕβρει καὶ οἴστρῳ st. ἔντρῳ, was ein ganzes Dutzend untauglicher Conjecturen erzeugt hat. Wir meynten σὺν ὕβρει καὶ ἄτῃ, — am Schlusse endlich ἑαυτοῦ ἐμπλῆσαι τὴν ὀργήν st. ὁρμήν. — XIII, 12. μελλόντων ἐπὶ τὴν Σικελίαν πλεῖν τῶν Ἀθηναίων ἤδη τῶν στρατευμάτων. Der Herausg. vermuthet, dafs die beiden letzten Worte, oder wenigstens der Artikel ausgestrichen werden müsse. Eins von beiden ist allerdings nothwendig, wenn nicht etwa ein Participium, wie ἀθροισθέντων oder συναχθέντων vor ἤδη ausgefallen ist. — XIII, 16. ἀσφαλτός ἐστιν ὀρυκτὴ καὶ πίσσα st. ἀσφάλτου und πιμπλᾷ, eine glückliche Verbesserung aus *Aristot Mirab. Auscult.* p. 280. *ed. Beckm.*, aus welchem der Herausg. auch πόα χλωρά st. πολλὰ χλ. entlehnt. Weiter hin schreibt er: οὔτε τὴν τεθηλυῖαν ὕλην nach *Homer* Il. ζ. 147. — XIV, 41. πρὸς τῇ φύσει καὶ τὸ πόμα ἔχων ἐνδόξιμον st. τὸ σῶμα.

Nicht minder zahlreich und glücklich als im *Aelian* sind die Verbesserungen des Herausg. in den angehängten Fragmenten des *Heraklides* und *Nikolaus*; aber wir würden fürchten, die Gränzen einer Recension allzuweit zu überschreiten, wenn wir auch diese im Auszuge mittheilen wollten. Wir erinnern nur noch, dafs Hr. *C.* hin und wieder die Gelegenheit benutzt hat, verdorbene Stellen anderer Schriftsteller zu verbessern.

Eine ausführliche Abhandlung, στοχασμοὶ αὐτοσχέδιοι περὶ τῆς Ἑλληνικῆς παιδείας καὶ γλώσσης, in neugriechischer Sprache, die dem Werke vorgesetzt ist, dürfen wir nicht mit Stillschweigen übergehn, da sie vornehmlich über den traurigen Zustand des gelehrten Unterrichts in dem heutigen Griechenland ein helles Licht verbreitet. Hr. *C.*, der an die Wiedergeburt seiner Nation mit der Festigkeit glaubt, die allein Enthusiasmus einzuflössen vermag, bekämpft hier mit eben so grofser Kraft, als gründlicher Einsicht, die fehlerhafte Methode des Unterrichts, der in seinem Vaterlande herrscht, und den schlechten Geschmack, den die meisten in dem Gebrauche ihrer Sprache zeigen, indem er zugleich sehr bestimmt den richtigen Weg zu einem bessern Ziele bezeichnet. Zu den Dingen, welche der geschmackvollen und gründlichen Bildung in der alten Literatur im Wege stehn, rechnet er vor allen Dingen die *Grammatiken*, die, zum grösten Nachtheil der Studirenden, die Schulen gleichsam belagern (ὥστε πέρισσότερον ἤδη ὠφελήσει τὸ γένος σήμερον ὅστις καίει παρὰ ὅστις γράφει Γραμματικάς). Es ist ohne Zweifel sehr zweckwidrig, dafs man sich für den ersten Unterricht noch immer jener Grammatiken bedient, die in einer, der Jugend noch unbekannten Sprache, der alt-griechischen, nach einer höchst weitschweifigen Methode, Dinge vortragen, die der Lehrling erst nach langer Zeit gebrauchen wird, und also bis dahin wieder vergifst. Doch können wir nicht mit Hn. *C.* einstimmen, wenn er, bey einer zweckmäfsigen Beschränkung auf das Nothwendige, selbst das Lernen des Dualis im Anfang für unnütz erklärt. Die Mühe des Declinirens beym ersten Lernen wird dadurch gewifs nur wenig erschwert; aber doppelt schwer das Nachholen dem, der diesen Theil des Paradigma vernachläfsigt hat. Gelegentlich macht der Vf. sehr schätzbare Bemerkungen über mehrere grammatische Gegenstände, den Begriff des Mediums, der Adverbien, der sogenannten Ausfüllungs-Partikeln, des *genitivi absoluti* (den er immer durch ausgelassene Präpositionen erklären will), über Soloecismen und das σολοικοφανὲς u. s. w., Bemerkungen, die glücklicher Weise in Deutschland nicht mehr so neu, als unter den Griechen sind. Zugleich dringt er mit Eifer auf Veredlung und Reinigung der gemeinen Sprache, in welcher der geschmacklose Haufe der Schriftsteller gelehrte Ausdrücke mit türkischen, italiänischen, französischen Worten und Wendungen wunderbar mischt. Aber auch diese gereinigte Sprache, wie sie in *Coray's* Schriften erscheint, wie weit bleibt sie hinter der zurück, aus welcher sie hervorgegangen, und wie schmerzhaft vermifst man bey ähnlichen Worten und Tönen den kräftigen Auftritt und die ganze Energie der alten Syntax! Zuletzt bestreitet er die Vorurtheile mehrerer seiner Landsleute gegen die Philosophie, als eine Feindin des Christenthums. Wahr und kräftig sagt er: Ἐὰν ὁ Θεὸς τῶν χριστιανῶν ὀνομάζεται πατὴρ τῶν φώτων, λόγος, σοφία, ὁ κατὰ τῆς φιλοσοφίας πόλεμος εἶναι βέβαιος πόλεμος Τιτανικός, πόλεμος ἀντίθεος. Ἕως τώρα ἐκοιμώμεθα ἀκίνητοι ἐς τὸν ζοφερὸν τῆς ἀμαθίας λήθαργον, εἰς τόν ὁποῖον ὀλιγώτερον ἄδοξον ἤθελεν εἶσθαι ἂν ἐμένομεν διαπαντός, παρὰ νὰ ἐξανεπέσωμεν καὶ δεύτερον ἀφ' οὗ ἐξυπνήσαμεν.

Möchte doch die Hoffnung und der Eifer des trefflichen Patrioten nicht getäuscht werden! Möchte wenigstens ein Widerschein des alten Glanzes, der noch jetzt das Bild des wunderbaren und heiligen Landes überstrahlt, jene Gefilde erleuchten, auf denen jetzt Barbaren aller Art fast das Andenken und die Spuren jener herrlichen Zeiten vernichtet haben!

SCHÖNE KÜNSTE.

JENA, beym Vf., u. WEIMAR, in Comm. b. d. Li Industrie-Compt.: *Malerische Ansichten aus der Gegend der Universitäts-Stadt Jena*, nach Natur gezeich-

reichnet und radirt von *Jacob Roux*. 1806. Quer-Fol. 20 S. (3 Rthlr.)

Der Gedanke, malerische Ansichten aus der Gegend einer Stadt zu geben, in welcher so viele Tausende, jetzt in- und ausserhalb Deutschland zerstreut, ihre Bildung empfingen, ihre freyesten, glücklichsten Jugendjahre verlebten, und jetzt vielleicht an nichts so gern zurück denken, als an jene Zeit und jenen Ort, ist unstreitig sehr glücklich. Auch eine nur einigermaßen gelungene Zeichnung davon wird interessant, dünkt uns schön, weil an jeden Berg, jeden Baum, jedes Haus die Phantasie liebliche Bilder zu reihen weiss, und so manche süsse Erinnerungen in der Seele erwachen. Darauf aber wird es der echte Künstler nicht ankommen lassen, sondern auch den Kunstfreund zu befriedigen, und den Forderungen seiner Kunst genug zu thun streben. Die Gegenden um Jena sind schön, sind in ihren so mannichfach abwechselnden Partieen malerisch schön, und gewährten dem Rec., wenn er sie sonst durchstrich, die doppelte Freude des Natur- und Kunstgenusses zugleich. Wie erfreulich war es ihm daher, diese Arbeit in die Hände eines so wackern Künstlers gefallen zu sehn, als Hr. *Roux* sich hier gezeigt hat, der beiden, den ästhetischen und artistisch-mechanischen Anforderungen an ein solches Werk in so reichem Masse Genüge geleistet hat, dass wir sein Werk auch denen, die, unabhängig von jeder Erinnerung, nur Kunstgenuss suchen, bestens empfehlen und ihnen Vergnügen davon versprechen dürfen. Diese *erste* Lieferung enthält: 1) *Jena, Standpunkt am Philosophengange.* 2) *Ansicht der Saalbrücke, des Geleitshauses und Camsdorfs.* 3) *Ruinen der Kunitzburg.* 4) *Wasserfall im Ranthale.* 5) *Den Badeplatz am Paradiese.* 6) *Gegend bey Unterwöllnitz.* Jedes dieser Blätter giebt eine eigne, schöne Ansicht, und man findet nicht nur die Formen der Berge, die Lage, die Gebäude, sondern selbst Bäume und Buschwerk treu wieder gegeben, ohne dass doch der Künstler sklavisch die Natur nachgeahmt hätte: denn er hat bisweilen, wo seine Kunst es forderte, idealisirt. Mit reinem Natursinn hat er stets den Charakter jeder Gegend aufgefasst, und auch das Schickliche wohl zu finden gewusst, wie seine passenden Staffirungen zeigen. Die Vorgründe sind nicht überladen, die Abstufungen gut verschmolzen, die Perspective richtig beobachtet. Seine Nadel führt der Künstler sehr sicher, und hat alles so sauber und rein gehalten, dass der Anblick dieser Blätter erfreulich ist. An Unterstützung des Publicums wird es dem Werke nicht fehlen, und wir muntern den Künstler zur Fortsetzung auf. Weil die Wünsche Vieler dadurch befriedigt werden, machen wir den unsrigen laut, uns in dieser Sammlung doch ja auch eine Ansicht von dem Garten des ehrwürdigen *Griesbach* und von dem, den *Schiller* einst besass, nicht fehlen zu lassen.

Eine Folge landschaftlicher Blätter aus der Gegend um Jena kann dem Aesthetiker sehr gute Dienste leisten, wenn er Untersuchungen über den Charakter landschaftlicher Partieen anstellt, welche für schöne Gartenkunst und Landschaftsmalerey gleich ersprieslich sind. Ohne dies tappen ja beide nur auf Gerathewohl umher. Mit Vergnügen haben wir deshalb wahrgenommen, dass Hr. Prof. *Schütz* in Halle in seiner, diesen Ansichten beygefügten Beschreibung, besonders in der lesenswerthen Vorrede, hierauf sein Augenmerk gerichtet hat. Man sieht durchaus empfängliches Gemüth und richtigen Beobachtungsgeist. Die Beschreibung ist in einem blühenden Stil abgefasst, und weit entfernt, die Ausbrüche eines hier sehr natürlichen Gefühls zu tadeln, glauben wir vielmehr, dass die meisten Leser jene Gefühle mit dem Vf. theilen werden.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Posen u. Leipzig, b. Kühn: *Naturgeschichte der Hausthiere*, nebst einer Technologie, in so fern sie sich auf landwirthschaftliche Gegenstände bezieht. Ein Handbuch für Wirthschafter, Bürger und Landleute, bearbeitet von *G. S. Manski*. 1805. 10 u. 194 S. 8. (14 gr.)

Hr. *M.* hat bey diesem Buche ein oft schon bewährtes Recept benutzt. Er brauchte als Kinderlehrer oder als Vater (das weiss Rec. so genau nicht) *Funkes* Naturgeschichte und Technologie zum Unterricht, und hatte den glücklichen Schriftsteller-Einfall, die Artikel in derselben, die von Hausthieren handelten, für Wirthschafter, Landleute und sogar für Bürger auszuziehn, und auf diese Art eine Naturgeschichte der Hausthiere nebst einer Technologie zu schreiben. — Dass dies so leicht nicht war, als mancher wohl denken mag, erhellt schon daraus, dass der ganze dicke erste Band der Funkschen Naturgeschichte durchblättert werden musste, um kein Hausthier, sogar die Mäuse und Karpfen nicht zu verfehlen (warum die Seidenwürmer ausgelassen sind, ist kaum begreiflich; es hätte ja noch einen ganzen gedruckten Bogen gegeben), und dass der Auszug mit ein Paar andern Worten so versteckt werden musste, dass es nicht gleich jeder Wirthschafter, Landmann und Bürger, dem das Buch etwa irgendwo, z. B. bey seinem Schulmeister in die Hand fiel, gewahr würde, dass dies die einzige und so reichlich fliessende Quelle gewesen sey u. s. w. — Was übrigens der Vf. mit dieser Schrift will, sieht Rec. nicht ein: denn die allgemeinen Vorschriften und Bemerkungen, die in derselben enthalten sind, weiss schon jeder denkende Landwirth, und der nicht denkende kauft kein Buch, und also auch seines nicht. Besser wäre es doch noch geworden, wenn er die ganze Beschreibung der Hausthiere, wie sie *Funke* giebt, hätte abdrucken lassen. Vielleicht sind diese Auslassungen aber als Zusätze für die *zweyte* vermehrte Auflage bestimmt. Wie treu er übrigens seinem Vorbilde anhängt, sieht man daran, dass er noch S. 100., wie *Funke*, die Katzen im Herbst und Frühjahr rammeln lässt, und beym Nutzen des Hundes auch den berühmten weissen Enzian nicht vergisst.

KLEINE

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Würzburg* u. *Bamberg*, b. Göbhard: *Ueber die Appellation in Criminalſachen*, von *G. M. Weber*, Director des Kurf. Hofgerichts zu Bamberg. 1805. XII u. 108 S. 8. (12 gr.) — Indeſs das allgemeine deutſche Territorialrecht in Civilſachen drey Inſtanzen annimmt, räumt die Criminalpraxis im inquiſitoriſchen Proceſs dem Inquiſiten in der Regel nur eine Inſtanz ein. Die weitere Vertheidigung wird im Grunde vor dem nämlichen Richter geführt. Der verdiente Vf, dieſer, von regem Intereſſe für Humanität und geläuterte Juſtizpflege zeugenden, Abhandlung ſucht mit *Oldekop* dieſe Meinung zu bekämpfen. Er behauptet, daſs in peinlichen Fällen *überall*, und nicht bloſs im accuſatoriſchen Proceſs, oder in Fällen, wo von Patrimonial- oder Municipal-, mit der Criminaljuſtiz verſehenen, den obern Landestribunälen unterworfenen Gerichten erkannt worden, die Appellation zuläſſig ſey. Er führt zur Unterſtützung dieſer Behauptung aus: nach römiſchem Recht ſey die Appellation in Criminalſachen Regel, welche nur bey gewiſſen Verbrechen Ausnahme leide; das canoniſche Recht derogire dem römiſchen nicht; die Capitularien verſtatteten die Appellation gegen Richterſprüche über geringere Verbrechen; die Carolina ſchweige ganz über die Zuläſſigkeit oder Nichtzuläſſigkeit derſelben; der Reichsabſchied vom J. 1530. §. 95. verwerfe zwar in peinlichen Fällen die Berufung an die Reichsgerichte, und laſſe bloſs die Nichtigkeitsbeſchwerde zu; er erkläre dabey die Nichtzuläſſigkeit der Appellation für alten deutſchen Gebrauch; auch wiederhole die Kammergerichtsordnung vom J. 1555. Th. II. Tit. 31. §. 14. die nämlichen Beſtimmungen; das *Diſpoſitive* dieſer Geſetze gelte indeſſen bloſs für die Reichsgerichte; das darin enthaltene *Enunciative* dagegen — die Erklärung, daſs nach altem deutſchem Gebrauch Appellation gegen peinliche Urtheile nicht Statt habe — habe nicht Geſetzeskraft, und die Exiſtenz, ſo wie die Rechtsgültigkeit der Gewohnheit ſelbſt, ſey wenigſtens ſehr zweifelhaft; aus der Natur der Sache laſſe ſich die Unverträglichkeit der Appellation mit den Grundſätzen des Criminalproceſſes nicht beweiſen; die bey dem nämlichen, durch die zugefügte Beſchwerde ſchon verdächtigen, Richter zu führende weitere Vertheidigung ſey ſehr unſicher; die Supplication an den Regenten ſey kein wahres Rechtsmittel, und mit der Nullitätsklage ſey dem Verurtheilten bey der noch lange nicht entſchiedenen Controverſe über den Begriff unheilbarer Nichtigkeiten nur wenig geholfen. — So weit der gelehrte Vf. — Ungern vermiſst Rec. in dieſer Ausführung eine tiefere Begründung aus den Elementarprincipien des peinlichen Verfahrens. Eine Unterſuchung des Verhältniſſes derſelben zur Grundanſicht, nach welcher die Theorie des gemeinen bürgerlichen Proceſſes ſich gebildet hat, würde die ganze Frage, in wiſſenſchaftlicher Hinſicht, in ein helleres Licht geſetzt haben. In jeder Civilſache iſt das Urtheil eine richterliche *Declaration* über *ſtreitige* Rechte. Durch zehntägiges Stillſchweigen bey dieſer Declaration nehmen die ſtreitende Theile das vom Richter *declarirte* Recht mit Verzichtleiſtung auf ihr *wirkliches* an, und laſſen dadurch die Rechtsdeclaration ſelbſt *rechtskräftig* werden. Durch die Appellation dagegen drückt der Appellant den *Willen* aus, auf ſein vermeintes wirkliches Recht nicht zu verzichten, ſondern die Unterſuchung deſſelben, um eine andere Rechtsdeclaration zu erwirken, einem höheren Richter zu unterwerfen. Rechtsdeclaration (Urtheil), Rechtskraft und Appellation ſtehn daher im Civilproceſs in unzertrennlicher Verbindung. Wo jene nicht vorhanden iſt, kann auch dieſe nicht eintreten, und wo keine Rechtskraft entſtehen kann, da iſt keine Appellation nothwendig und, genau genommen, ſo wenig zuläſſig, daſs die gegen ein an ſich nichtiges richterliches Erkenntniſs, oder gegen eine richterliche *Handlung*, welche, Stoff zu Beſchwerden gegen den Richter darbietet, aber keine eigentliche Rechtsdeclaration enthält, ergriffene uneigentliche Appellation, nie die Natur einer wahren Appellation annimmt. — Im peinlichen Proceſs kömmt es dagegen nicht auf die *Declaration* eines zwiſchen den verhandelnden Parteyen *ſtreitigen* Rechts, ſondern auf die *Ausmittlung* einer *verborgenen* Handlung und auf die *Beſtimmung* des *Verhältniſſes* derſelben zu einem beſtehenden Strafgeſetz an. Der Richterſpruch ſoll eine der Wahrheit entſprechende Erklärung enthalten; dieſe Erklärung ſoll aber in keinem Fall formelles Recht werden. Der Verurtheilte kann ſo wenig auf ſein wirkliches Recht, als Schuldloſer behandelt zu werden, verzichten, daſs, wenn er auch unmittelbar nach Eröffnung des condemnatoriſchen Urtheils auf weitere Vertheidigung Verzicht leiſtete, dennoch die Strafe nicht vollzogen werden dürfte, und eine weitere Unterſuchung veranlaſst werden müſste, wenn ſich neue, die Beurtheilung des Verbrechens ändernde, Umſtände gezeigt hätten. Die Ergreifung des Rechtsmittels der weiteren Vertheidigung kann daher von Seiten des Verurtheilten nicht eine Erklärung ſeines *Willens* ſeyn, daſs er ſein vermeintes Recht auf Straſloſigkeit oder mindere Strafe geltend machen wolle. Denn das Gegentheil eines ſolchen Willens würde ja der Verurtheilte nie rechtsgültig zu äuſsern im Stande ſeyn; ſondern ſie iſt nur eine Ankündigung ſeines *Glaubens*, daſs er ſich entweder für gar nicht, oder nicht in dem Grade für ſchuldig halte. Da nun in Hinſicht des condemnatoriſchen Criminalurtheils keine Verzichtleiſtung auf wirkliche Rechte von Seiten des Verurtheilten möglich iſt, da eben darum ein ſolches Urtheil nie rechtskräftig werden kann: ſo folgt daraus mit unausweichlicher Conſequenz, daſs Appellation gegen ein Criminalurtheil nicht Statt habe. Dieſer Grundſatz iſt, wie ſich *Grolmann* ausdrückt, in der *Grundanſicht* des peinlichen Verfahrens ſelbſt enthalten; ſo lange dieſe letztere nicht geſetzlich geändert wird, kann auch jener Grundſatz, wie in der Abhandlung verlangt wird, nicht einmal durch ein Geſetz aufgehoben werden. Allein dieſs ſcheint auch nicht eigentlich die Haupttendenz der Schrift zu ſeyn. Sie ſchildert mit lebhaften Farben den in den meiſten deutſchen Territorien vorhandenen Mangel mehrerer einander ſubordinirten Criminalgerichte. Die weitere Vertheidigung wird ihrer Natur nach vor dem nämlichen Richter geführt; die Actenverſendung kann die Unterlaſſungsſünden des Unterſuchungsverfahrens nicht immer wieder gut machen; ſie iſt in gröſsern Ländern nicht einmal eingeführt; ſelbſt der vorige Referent wird bey der weitern Vertheidigung in manchen Criminalgerichten nicht geändert. — Wer wird dem Vf., wenn er dieſes alles tadelnswürdig findet, nicht von Herzen beyſtimmen? Wer wird nicht wünſchen, daſs nicht bloſs die weitere Vertheidigung gegen Haupttheile, gegen Erkenntniſſe über die Zuläſſigkeit der Specialinquiſition u. ſ. w., ſondern ſelbſt alle gegen die richterliche Verfügungen im Lauf der Unterſuchung geführte Beſchwerden des Angeſchuldigten, von einem höhern Richter möchten geprüft werden. Daran iſt aber nicht die mangelhafte oder falſch verſtandene Geſetzgebung, oder die Verwirrung der Praxis und der Meinung der Rechtslehrer, ſondern einzig und allein die ärmliche Organiſation ſo mancher deutſchen Territorien Schuld. Möchte im Gefolge der gegenwärtigen weitgreifenden Territorialvergröſserungen Deutſchlands der Genius der Menſchheit den Sinn für eine liberalere Staatsverwaltung rege machen! Möchten aus den bereicherten Schatzkammern der Gröſsen einige Broſamen für die Bedürfniſſe einer veredelten Criminaljuſtiz, zur Realiſirung der menſchenfreundlichen Wünſche des Vfs., niederfallen!

ir

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 4. September 1806.

FREYMAURERET.

GÖTTINGEN, b. Röwer: *Ueber den Urſprung und die vornehmſten Schickſale der Orden der Roſenkreuzer und Freymaurer.* Eine hiſtoriſch-kritiſche Unterſuchung von *Joh. Gottl. Buhle.* 1804. 1 Alph. 4 Bog. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Die Vorſtellung des Vfs. von der Entſtehung der Orden der Roſenkreuzer und Freymaurer, die derſelbe zuerſt im J. 1803. in einer lateiniſchen Vorleſung: *de vera origine Ordinis Fratrum de roſea cruce, inprimis vero Ordinis Francomurariorum*, der königl. Societät in Göttingen mittheilte, von welcher dann in den *Götting. gel. Anzeigen* (St. 7 u. 8.) ein Auszug geliefert wurde, ſtimmt in der Hauptſache mit derjenigen überein, die Hr. v. *Murr* faſt zu gleicher Zeit durch ſeine Schrift *über den wahren Urſprung d. Roſ. Kr. und des Fr. M. Ordens* (Sulzbach, b. Seidel 1803.) bekannt machte. Die Grundlage in dieſer letztern Schrift iſt bloſs literariſch, mit kurzen Bemerkungen der Zeiten und Umſtände, die dem Vf. für die Begründung ſeiner Meinung von der Entſtehung der beiden genannten Brüderſchaften bedeutend ſchienen. Auch Hr. *B.* gründet ſeine Vorſtellung auf roſenkreuzeriſche Literatur; aber er geht dabey philoſophiſcher zu Werke, und in ein ausführlicheres Detail. Er beſchränkt ſich bloſs auf die vorzüglichſten und für ſeine Abſicht bedeutendſten jener Schriften, und reihet nicht bloſs ihre Titel neben einander, ſondern läſst ſich auch auf ihren Inhalt ein, und benutzt denſelben durch darüber angeſtellte Räſonnements zu ſeinem Zweck. Was im Titel der vorliegenden Schrift von den *vornehmſten Schickſalen* der genannten Orden geſagt wird, bezieht ſich bloſs auf die urſprüngliche Veranlaſſung und Entſtehung derſelben, nicht auf die ſpäter und bis auf die jetzige Zeit mit ihnen vorgegangenen Veränderungen. Bey ſeiner Unterſuchung machte ſich der Vf. (S. 25.) zur Bedingung, ſie, ſo viel möglich, auf *wirkliche hiſtoriſche Thatſachen*, die ſich als ſolche beglaubigen laſſen, nicht bloſs auf Vermuthungen und unſichere analogiſche Schlüſſe zu gründen, und glaubt, daſs, ungeachtet in der ältern Geſchichte des Roſenkr. und Fr. M. Ordens ſich noch viele Lücken fänden, die ſich entweder überhaupt, oder wenigſtens von ihm nicht ausfüllen lieſsen, da es hierzu an hiſtoriſchen Documenten und Nachrichten fehle, dennoch das, was die Geſchichte wirklich melde, hinreichend ſeyn möchte, über den wahren Urſprung der R. Kr. und Fr. M. Licht zu verbreiten, und einen Leitfaden darzureichen, an welchen auch ein *analogiſches* Räſonnement zur Erklärung der weitern Ausbildung jener Orden, bis ſie ihren völlig beſtimmten Charakter erhielten, mit gröſserer Sicherheit fortſchreiten könne. In wie weit die Vorſtellung des Vfs. ſich auf *wirkliche hiſtoriſche Thatſachen* gründe, und die von ihm aufgeſtellten analogiſchen Räſonnements durch dieſelben beglaubiget und geſichert werden, wird ſich aus dem näher zuſammengefaſsten Inhalte des Werks, den wir mit unſern Anmerkungen begleiten wollen, ergeben.

In der *Einleitung* handelt der Vf., den, nach der Vorrede, weder die R. Kr. noch die Fr. M. jemals perſönlich intereſſirt haben, von den Urſachen, welche die Unterſuchung des Urſprungs und der Tendenz dieſer Orden befördert, und auf verſchiedene Weiſe beſtimmt haben, von den Fehlern, welche von den Vorgängern dabey begangen worden, und von den Grundſätzen, von welchen er ſelbſt ſich hat leiten laſſen. Die Unterſuchung beſteht aus *acht* Kapiteln: 1) von den weſentlichen innern und äuſsern Merkmalen des R. Kr. und Fr. M. Ordens; 2) über die erſten hiſtoriſchen Spuren ihrer Exiſtenz; 3) von der erſten Veranlaſſung der Entſtehung des Ordens der R. Kr. und der älteſten echten dahin gehörigen Urkunden; 4) von den nächſten Folgen der Erſcheinung der *Fama* und *Confeſſio fraternitatis R. Cr.* in Deutſchland; 5) u. 6) von der Entſtehung des Fr. M. Ordens in England, und vom Zuſammenhange der Fr. M. und R. Kr.; 7) von der Entſtehung und Bedeutung des ſogenannten Schotten- oder Baumeiſtergrades bey den Fr. M.; 8) von dem Zuſammenhange des Fr. M. Ordens mit dem Orden der Tempelherrn.

Der Meinung des Vfs. (Kap. 1.), daſs man, um den wahren Urſprung und Charakter beider Orden zu erklären, nicht bey einzelnen Mythen, Symbolen, Gebräuchen und Formen ſtehen bleiben, ſondern vielmehr beide Orden im Ganzen nach ihren allgemeinen weſentlichen Merkmalen und Beziehungen, wohin die Grundmaxime der Gleichheit der perſönlichen Rechte der Mitglieder in Rückſicht des Zwecks, die Ausſchlieſsung der Weiber, Kinder, Unfreyen und Nichtchriſten, der Anſpruch an Geheimniſſe, eingeführte Zeichen, Gebräuche, Symbole und Mythen u. ſ. w. gerechnet werden, auffaſſen müſſe, kann Rec. nicht beyſtimmen, da gerade die beſondern einzelnen Formen dieſer Orden auf die Einerleyheit oder Verſchiedenheit derſelben führen können. Alle von dem Vf. aufgezählten allgemeinen Merkmale können ſich bey mehrern geheimen Geſellſchaften finden, ohne daſs deswegen eine von der andern abhängig zu ſeyn braucht. Auch bey dem ehemaligen Illuminaten-

orden fand man sie, und doch war derselbe von dem R. Kr. und Fr. M. Orden ganz verschieden.

Der Wahn von der Entstehung der R. Kr. und Fr. M. im Alterthume wird (Kap. 2.) recht gut widerlegt, nur weitläuftiger, als es die Sache verdient. Rec. findet jedoch in der Behauptung, dafs vor dem Anfange des 17. Jahrh. keine Spur von der Existenz eines R. Kr. und Fr. M. Ordens angetroffen werde, keinen hinlänglichen Grund gegen ihre frühere Entstehung in Ansehung der Sache selbst. Ohne den Namen von Orden zu führen, können sie ihrem Wesen und Inhalte nach auch früher vorhanden gewesen seyn, und der Vf. sagt selbst (S. 117.), dafs einzelne Adepten, Kabbalisten, Theosophen, Magier, und offenbare oder geheime Verbindungen, Zusammenkünfte, gemeinschaftliche Arbeiten und gegenseitige Mittheilungen ihrer etwanigen Geheimnisse allerdings weit früher vorkämen. Auch könnte wohl das Wesen, der Zweck des Fr. M. Ordens schon vor Entstehung desselben bestanden, und den Gegenstand anderer Verbrüderungen ausgemacht haben, auf welchen Umstand aber hier nicht geachtet worden ist.

Nach dieser Vorbereitung ist nun die Vorstellung des Vfs. (Kap. 3—6.) folgende. Gegen das Ende des 16ten Jahrh. war im ganzen westlichen Europa, namentlich in Deutschland, besonders durch die Schriften des *Theophr. Paracelsus*, Kabbalistik, Theosophie und Alchemisterey, mit dem Wahn einer dem Menschengeschlecht, insonderheit der Religion und Kirchenverfassung, mit dem Anfange des 17ten Jahrh. bevorstehenden Verbesserung und der Entdeckung von drey bisher verborgenen Schätzen, verbreitet. Nun erschienen um das J. 1610. zu gleicher Zeit drey Schriften: die *allgemeine und General-Reformation der ganzen weiten Welt*, die *Fama Fraternitatis des löbl. Ordens des R. Kreuzes*, und die *Confessio Fratern. R. Crucis*. Es wird wahrscheinlich gemacht, dafs *Val. Andreae* ihr Vf., und dessen Absicht gewesen sey, eine Gesellschaft der Edlern, Vernünftigern und Gelehrten im Publicum zu vereinigen, um zur Verbesserung des Zustandes der Menschheit, in Ansehung sowohl der intellectuellen Cultur, als besonders der moralischen und religiösen, hinzuarbeiten. Um Eingang bey seinen in Wahn versunkenen Zeitgenossen zu finden, bediente er sich eines erdichteten *R. Kr. Ordens*, — zu welcher Benennung ihm ohne Zweifel sein Familienwappen, ein Andreaskreuz mit vier Rosen, Veranlassung gab, — in welchen geheime Kenntnisse niedergelegt wären, die ihren Besitzer zum Gebieter der Kräfte und Schätze der Natur machten, Gesundheit und Leben verlängerten, und zu Reichthum und Glück führten. Der Erfolg fiel aber ganz anders aus, als *Andreae* erwartet hatte. Sein Project vom R. Kr. O. wurde völlig misverstanden, und seine Absicht ganz verkannt. Mehrere Gelehrte setzten sich zwar in Schriften dem Unwesen, den die Theosophen, Kabbalisten und Alchemisten im Glauben an das Daseyn des R. Kr. O. trieben, entgegen; aber *A.* suchte doch selbst, zur Beförderung seiner wahren Absicht, durch seine *Epistola ad rev. Fratern. R. Cr.* und seine *Assertio Frat. R. C.* den gegen den R. Kr. O. erregten Verdacht von Erdichtung zu mindern, und ein verkappter *Julianus a Campis* u. a. vertheidigten die Möglichkeit und Wahrheit des Ordens in Schriften. Vorzüglich wirksam war hierbey *Mich. Maier*, von welchem der Vf. vermuthet, dafs er die R. Kr. nach England gebracht habe. Die Schriften dieses Mannes und andere ähnlichen Schlags, brachten endlich *Andreae* und seine Freunde doch dahin, sich gegen den rosenkreuzerischen Unfug zu erklären; jener machte daher im J. 1616. seinen schon vor der *Fama* und *Confessio* abgefasten satyrischen Roman: *Chimische Hochzeit Christ. Rosenkreuz*, und, als auch dieser misverstanden wurde, im nächstfolgenden Jahre seine satyrischen Gespräche unter dem Titel *Menippus*, so wie in der Folge noch andere Schriften bekannt. Dem Antagonismus des *Andreae*, *Irenaeus*, *Agnostus*, *Menapius* u. a. gegen die R. Kr. heifst es, ist beyzumessen, dafs sich der Wahn von der Existenz eines solchen Ordens in Deutschland verlor, dafs die Schwärmer, die einen solchen Orden errichten wollten, ihre Absicht nicht erreichten, und kein rosenkreuzerisches Collegium oder Loge in Deutschland sich bildete, obgleich, wird hinzugesetzt, Verbrüderungen von Alchimisten damals vorhanden gewesen seyn können (ein Zusatz, der die ihm vorhergehende Behauptung doch sehr unbestimmt und zweifelhaft macht. Aus jenen Schriften erhellet wenigstens nicht, dafs sich der Glaube an die Existenz des Ordens verloren habe).

Ein besseres Gedeihen fand das Project in England; der Roman wurde zur Thatsache. Der vornehmste Beförderer der R. Kr. war *Robert Fludd*, mit welchem *Maier*, bey seinem Aufenthalte in England, persönlich Freundschaft geschlossen hatte. In *Fludd's* gegen *Gassendi* im J. 1633. gerichteten *Responsum ad epistolicam exercitationem* etc. kömmt folgende Stelle vor: „*Fratres ros. cr. olim sic dicti, quos nos hodie Sapientes (Sophos) vocamus, omisso illo nomine, tamquam odioso miseris mortalibus velo ignorantiae obductis, et in oblivione hominum jam fere sepulto*" etc. In dieser Stelle soll sich zuerst die Epoche des Uebergangs des Ordens der R. Kr. zu dem der Fr. M. in England verrathen, und die Entstehung des letztern also in die Jahre 1629 bis 1635. zu setzen seyn, wiewohl damals der Name Fr. M. noch nicht gewählt oder üblich gewesen zu seyn scheine. (Der Schlufs, weil sich die R. Kr. in England einmal *Sapientes*, *Sophos*, genannt haben, so haben sie damit den Anfang oder Uebergang ihres Ordens — von dem man noch nicht erfahren hat, wann und wie er als Orden entstanden ist — zum Orden der Fr. M. gemacht, ist wohl etwas zu rasch. Noch in unsern Zeiten haben sich die R. Kr. nicht geschämt, sich Weise, Sophen, Philosophen zu nennen, und auch schon zur Zeit, als sie zu spuken anfingen, sich Sophen, Sapientes, und ihre Träumereyen Sapientiam, Sophiam und Pansophiam genannt. So nennt *Jos. Stellatus* in *Pegaso Firmamenti* 1618. die R. Kr. *Sapientes* und ihre Wissenschaft *Pansophie*; und in der *Fama Fraternitatis* werden sie ebenfalls schon Weise, Jünger der wahren Weisheit betitelt. In der

oben angeführten Stelle heifst es auch noch ausdrücklich, dafs sich die englischen R. Kr. *Sapientes* genannt hätten, weil der Name *R. Kr.* unter den elenden mit Blindheit geschlagenen Menschen verhafst geworden sey, unverdienter Weise also, wie *Fludd* durch diesen Tadel zu verstehen giebt, keinesweges aber, weil sie sich dadurch als Fr. M. charakterisiren, oder damit den Uebergang zur Fr. M. machen wollten.) Hierauf werden noch folgende Sätze ausgeführt: 1) Es lasse sich nicht historisch erweisen, dafs der Fr. M. Orden älter sey, als der der R. Kr. (Wenn dieſs weiter nichts heifsen soll, als der R. Kr. O. ist früher in Schriften genannt worden, als der O. der Fr. M.: so geben wir das zu; es ist aber dadurch noch nicht entschieden, dafs der R. Kr. O., als wirklicher *Orden*, älter sey, als die Fr. M.). 2) Die Fr. M. bis zum Meistergrade enthalte gar nichts Wesentliches, was nicht auch in der *Fama* und *Confession* und den darauf erschienen rosenkr. Schriften als Gegenstände, Zwecke, Gebräuche und Formen des Ordens erklärt und angedeutet wäre, oder wozu sich nicht wenigstens die Keime und Veranlassungen in diesen nachweisen liefsen. (Rec. behauptet dagegen, der Unterschied zwischen den Ritualen der drey ersten Fr. M. Grade und dem Inhalte jener Schriften sey auffallend. Der einzige und beste Beweis der behaupteten Uebereinstimmung beider würde ein Maurerritual aus den Jahren 1629—1635., in welcher Zeit sich die R Kr. als F. M. constituirt haben sollen, seyn. Eines solchen dürfte aber der Vf., da er nicht F. M. ist, schwerlich habhaft werden können. Der ursprüngliche F. M. O. bestand aus *einem*, und später erst aus *zwey* und *drey* Graden; der R. K. O. aber aus mehrern Klassen: die mathematische, magische, kabbalistische, alchemistische, medicinische, nekromantische u. s. w. (s. *Andr. Libavii* wohlgemeintes Bedenken von der Fama und Confessio der Brüderschaft des R. Kr. O. S. 26. Frankfurt 1616.), und bekanntlich hat der O. der R. Kr. noch in den neuesten Zeiten neun Grade gehabt. Dafs die *erste* Fr. M. Loge eine Nachbildung des *Grabgewölbes* des Vaters R. Kr. gewesen sey, ist durch nichts erwiesen und nicht zu erweisen. Als Grund der Einführung des Evangelisten und Apostels *Johannes* in die Fr. M. wird aus *Sperbers* Echo der Fratern. des Ordens der R. Kr. angeführt, dafs die Jünger Christi auf dessen Befehl den Weg zur Weisheit verborgner und verdeckter Weise beschrieben, und darin vor andern der Evangelist Johannes, und besonders der Apostel Paulus vortrefflich gewesen. Wenn dieses der Grund wäre: so bleibt es um so mehr ein Räthsel, warum die Fr. M. den Apostel Paulus ausgeschlossen haben, da *Sperber* auf derselben Seite der Vorrede, was unser Vf. übergeht, nach *Origenes* hinzusetzt: „dafs sonderlich der Apostel Paulus etliche Discipel gehabt, denen er den Weg zur Weisheit erklärt, den andern seiner Zuhörer aber den Weg zur Seligkeit öffentlich gepredigt, und Episteln an sie geschrieben habe, in welchen solche Geheimnisse verborgen wären, welche die gemeinen Zuhörer gewifs nicht leichtlich verstanden hätten; er habe daher ohne Zweifel dieselben grofsen Mysterien und Geheimnisse, nach dem Exempel des Herrn Christi, hernach seinen sonderbaren und zum Studio der göttlichen Weisheit abgerichteten Discipeln ausführlich erklärt." 3) Unter den ältesten Fr. M. wären notorisch mehrere Gelehrte gewesen, die kabbalistischen und astrologischen Schwärmereyen nachgehangen, und also auch in der Fr. M. gewifs nichts anders, als was der O. der R. Kr. verhiefs, gesucht hätten. Darunter gehörten *Ashmole*, *Lilly* u. a. Diese hätten jährlich, ehe sie in die maurerische Verbindung getreten wären, ein *Fest der Astrologen* gefeyert, und es sey nicht unwahrscheinlich, dafs dieser frühere Verein zur Entstehung oder völligen Consistenz einer eigentlichen Fr. M. Loge Gelegenheit gegeben habe u. s. w. (*El. Ashmole* erzählt in seinem Tagebuche selbst, dafs er erst den 16. Oct. 1646. in die *alte* und ehrwürdige Gesellschaft der Fr. M. aufgenommen worden, also 11 bis 17 Jahre später, als der R. Kr. O. sich in den O. der Fr. M. umgestaltet haben soll. Die etwas weit hergeholte Vermuthung der Entstehung oder völligen Gestaltung des Fr. M. O. durch das Fest der Astrologen, ehe *Ashmole* und *Lilly* hinzutraten, wird durch nichts begründet. Nach dem *Constitutionsbuche* der Fr. M., über dessen Glaubwürdigkeit wir hier gern etwas gelesen hätten, gab es schon lange vor dieser Zeit Fr. M. Versammlungen, wie aus dem Versuche der Königin Elisabeth, eine solche Versammlung in York im J. 1561. aufheben zu lassen, erhellet. Ein Beweis des höhern Alterthums der Fr. M. dürfte auch das unter Heinrich VI. um das J. 1436. mit einem F. M. gehaltene Examen seyn, das sich in der Bodlejanischen Bibliothek befand, und von welchem *Locke* im J. 1696. dem Grafen v. Pembrock eine Abschrift mittheilte, an dessen Echtheit *Lessing* ohne hinlänglichen Grund gezweifelt hat. In den ältesten Fr. M. Logen mag allerdings auch Kabbalistik und dergl. getrieben worden seyn, da dieser Aberglaube älter ist, als Rosenkreuzerey, und *Ashmole* und *Lilly* haben sich ohne Zweifel deswegen und weil sie solche Dinge darin suchten, unter die Fr. M. aufnehmen lassen; sie glaubten vielleicht gerade in dieser Gesellschaft die damals in grofsem Rufe stehende vorgebliche Rosenkreuzerey bereits realisirt zu finden.)

Die Frage ist nun, wie entstand der Name *Freymaurer?* Der Vf. beantwortet sie so: Das Gebäude *Sti. Spiritus* des Vaters *Rosenkreuz* stellte man sich in England zuerst als ein *steinernes* Gebäude vor. (Nach der Beschreibung desselben in der *Fama Frat.* hat man auch in Deutschland sich schwerlich jemals ein *hölzernes* Haus darunter vorstellen können.) Diese Vorstellung führte auf den Gedanken, den Namen der R. Kr. in den von *Maurern* zu verändern. Bey der mystischen Allegorie, die Menschen als *lebendige Steine* vorzustellen, die auf dem geistigen Felsen (Christus) die wahre Kirche — die wahre Magie — erbauen sollten, fühlten *Fludd* und seine Anhänger, dafs das Bild von willkürlich zu einem Gebäude sich zusammen fügenden Steinen, in der wirklichen Welt sich nicht realisiren lasse; sie dachten also, ein lebendiger Stein, der willkürlich zu einem Gebäude hinzutritt, ist

nichts

nichts anders als ein *Maurer selbst*, und wenn er es auf die rechte Art thut, ist er sogar als *Baumeister* zu betrachten. So und nicht anders, meynt Hr. *B.*, sey man zur *Idee* und zu dem *Namen* von *Freymaurern* übergegangen, und mit dieser Idee, die um das J. 1630. bey den R. Kreuzern in England Lieblingsidee gewesen sey (daraus, dass *Fludd* im 5. Buche *de summo bono* von den Menschen als von *lebendigen Steinen* spricht, folgt das doch nicht), sey auch die Existenz der nachher sogenannten Fr. M. gleichsam *constituirt* worden. Der *salomonische Tempel*, den sie erbauen wollten (wie kamen sie von dem *Gebäude Sti. Spiritus* zu diesem? und ist es erwiesen, dass in der ursprünglichen Fr. M. etwas von Salomons Tempel enthalten war?), sey die *wahre Kirche*, die unter andern hohen Eigenschaften auch diese gehabt habe, dass man durch die Gemeinschaft mit derselben in den Besitz aller Naturgeheimnisse kommen sollte, von denen die Kunst Gold zu machen das kleinste war. Um die Allegorie vollständig zu machen, hätte man die Form und die Attribute von der wirklichen Maurerey entlehnen müssen, und dieses habe eine nähere Verbindung mit derselben nöthig gemacht (?). Diese sey auch erfolgt, und die Fr. M. hätten von der Maurerzunft die Erlaubniss erhalten, von ihrem Versammlungssaale und den darin befindlichen *Zunftinsignien* und *Zunftsymbolen* (?) Gebrauch zu machen u. s. w. (Die Ableitung des Namens Fr. M. ist sehr gezwungen und auch unerwiesen. Die Stellen aus *Fludd de summo bono* enthalten nichts als Anwendungen einiger Ausdrücke in *Pauli Episteln*, besonders an die *Corinth.* 3, 9—14. und an die *Ephes.* 2, 19—22., das übrige ist bloss Conjectur. Dass man um der Symbole willen genöthigt gewesen sey, sich mit den Fr. M. zu verbinden, lässt sich nicht annehmen, da die Materialien und Werkzeuge, deren sich die Fr. M. als Symbole in Abbildungen bedienen, niemanden unbekannt sind, und jedermann weiss, was ein Zirkel, ein Winkelmass, eine Bleywage u. s. w. ist. Hatten aber die Maurer eine förmliche regelmässige Einrichtung, hatten sie einen mit *Insignien* und *Symbolen* verzierten Versammlungssaal, in welchen kein *Fremder ohne Aufnahme* zugelassen wurde: so war sie ja schon deswegen eine geheime Gesellschaft und gerade das, wofür das Constitutionsbuch die erste Fr. M. ausgiebt. Es scheint weit natürlicher zu seyn, die Fr. M. im Schose des Bauwesens selbst entstehen zu lassen, als anzunehmen, dass eine den Architecten ganz fremde eigene geheime Societät bey ihnen die Erlaubniss gesucht und erhalten habe, sich ihres Versammlungssaals und der darin befindlichen Insignien, Attribute und Symbole zu bedienen; und weil die Maurer eine geschlossene geheime Gesellschaft waren: so ist es wahrscheinlich, dass die R. Kr. diese Erlaubniss nicht erhalten haben würden, wenn sie solche wirklich gesucht hätten, welches Gesuch aber kein erwiesenes Factum ist. Hatte die Maurerzunft, als solche, keine Insignien, Symbole u. dgl.: so konnten die R. Kr. auch keine von ihnen entlehnen.)

Noch hätten wir gewünscht, dass der Vf. auf einige unbeachtet gebliebene Punkte, die mit seiner Untersuchung in naher Verbindung stehn, Rücksicht genommen hätte; z. B. wenn nach seiner Meinung R. Kr. und Fr. M. ursprünglich einerley waren, es aber nicht blieben; wann und wodurch entstand die Trennung beider? wodurch unterscheidet sich das neuere Ritual der Fr. M. in den drey ersten Graden von dem ältesten der sogenannten rosenkreuzerischen Freymaurer? Da die R. Kr. und Fr. M. nach ihrer vorgeblichen Trennung sich wechselseitig für unecht erkennen, woher kömmt es, dass die neuern R. Kr. gleichwohl nur Fr. M. Meister, oder Meister *vom Scheine des Lichts*, wie sie dieselben nennen, aufnehmen? Wie ist es gekommen, dass zur Zeit der vorgeblichen Stiftung der Fr. M. durch die R. Kr. die *deutschen R. Kr.* von ihren Brüdern in England ganz vernachlässigt worden sind, und sie ihre R. Kr. damals nicht auch in einen Fr. M. Orden verwandelt haben? Wenn der ursprüngliche rosenkreuzerische Fr. M. O. sich in seinen Gliedern zu irgend einer Zeit getrennt, und die Fr. M. die Gestalt angenommen hat, in welcher sie noch jetzt erscheint, was ist denn aus den rosenkreuzerischen Fr. M. in England geworden, die die entgegengesetzte Partey bildeten; wie nannten sie sich bey ihrer Trennung, und wie nennen sie sich noch jetzt? Haben alle R. Kr. als Fr. M. von dem alten theosophischen, kabbalistischen und alchemistischen Wahn sich losgesagt, und die noch wenigen Anhänger derselben vielleicht allmählich verloren? u. s. w.

Noch widerlegt der Vf. die von *Nicolai* versuchte Herleitung der Fr. M. von der *Atlantis* des *Baco*, zwar in Ansehung dessen, was er davon berührt, gut, aber doch nicht in ihrer ganzen Vollständigkeit; mit schwachen Gründen hingegen die Meinung eben dieses Schriftstellers, dass der Meistergrad zur Wiedereinsetzung des Prinzen von Wallis, nachherigen Königs *Karl II.* gestiftet worden. Dann folgt noch eine unstatthafte Widerlegung der von *Nicolai* vom *schottischen* oder (?) *Baumeistergrade* gegebenen Erklärung und zuletzt eine Abfertigung der Hypothese von der Fr. M. als Fortsetzung des *Tempelherren-Ordens*, wobey aber ein doch noch mögliches Verhältniss zwischen Fr. M. und T. H. nicht berührt wird. Diese Widerlegungen fügte der Vf. bey, um seine eigene im Buche entwickelte Vorstellung von dem Ursprunge der Fr. M. *negativ* zu beglaubigen. Aus diesem Grunde wünschten wir, dass Hr. *B.* auch noch die von ihren Erfindern und Vertheidigern mit feiner Sophisterey wahrscheinlich gemachte und gleichwohl falsche Hypothese von der ursprünglichen Stiftung des Fr. M. Ordens durch die Jesuiten, zur Beförderung des Katholicismus in England und den protestantischen Ländern des festen Landes, geprüft haben möchte.

Vorstehende Recension war schon beendigt, als der Vf. derselben eine andere von Hn. *Nicolai* erhielt, die in einem besondern Buche 16 enggedruckte Bogen gr. 8. einnimmt. (Man sehe die folg. Numer.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 5. September 1806.

FREYMAUREREY.

BERLIN u. STETTIN: *Einige Bemerkungen über den Urſprung und die Geſchichte der Roſenkreuzer und Freymaurer*, veranlaſst durch die ſogenannte *hiſtoriſch-kritiſche Unterſuchung* des Hn. Hofraths *Buhle* über dieſen Gegenſtand, von *Friedrich Nicolai*. 1806. (Mit einem Titelkupfer, auf welchem die Wapen der neun Provinzen des Tempelherrenordens in der Freymaurerey, mit ihren Deviſen, aus *Typotii Symbola divina et humana*, Pragae 1601—1603., abgebildet ſind.) 16 Bog. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Hr. *N.* wollte, nach der Vorrede, das Buch des Hn. *B.* anfänglich gar nicht leſen, weil er aus der Anzeige deſſelben in den Gött. gel. Anz. vom J. 1804. erſehen hatte, daſs für ihn, der über die Geſchichte der R. Kr. und Fr. M. vielleicht mehr geleſen und unterſucht habe, als irgend Jemand, darin nichts Neues zu finden ſeyn würde. Er entſchloſs ſich aber doch dazu, als ihm ein Mitarbeiter an der Allg. D. Bibl. ſchrieb, daſs Hr. *B.* ſich Ausfälle wider ihn erlaubt habe, die er nicht unbeantwortet laſſen könne. Nun fand Hr. *N.*, auſser „mancherley unartigen Neckereyen", eine Stelle S. 313., die ihn, wie er ſagt, in die Nothwendigkeit ſetzte, zu den Angriffen des Hn. *B.* nicht zu ſchweigen, weil ſich derſelbe unterſtehe, *ſeinen moraliſchen Charakter* anzugreifen. Die Stelle lautet ſo: „Inzwiſchen Hr. *N.* hatte ſeine Gründe, warum er den älteſten Maurern das *Geheimniſs* wegdiſputirte und wegetymologiſirte. Er muſste dieſs thun, um die Maurerey *mit einem Geheimniſſe aus ſeiner Fabrik* beſchenken zu können, das ſie ſpäterhin gehabt haben ſoll." Dieſe Worte legt Hr. *N.* ſo aus, daſs Hr. *B.* habe ſagen wollen: *N.* ſey ein Nichtswürdiger: denn er habe die Abſicht gehabt, eine *Wahrheit wiſſentlich wegzudiſputiren* und ſtatt derſelben die *Unwahrheit aus ſeiner Fabrik unterzuſchieben*. Hr. *B.* hat ſich allerdings nicht behutſam ausgedruckt; aber er wollte zuverläſſig damit weiter nichts ſagen, als, *N.* muſste die Meinung von einem Geheimniſs der älteſten Fr. M. widerlegen, um ſeiner eigenen Eingang zu verſchaffen, oder, wie Hr. *B.*, der es eben ſo machte, ſagt, ſie *negativ* zu begründen. Dieſes glaubt ja jeder Schriftſteller, der eine neue Theorie oder Hypotheſe über irgend einen wiſſenſchaftlichen Gegenſtand aufſtellt, welcher ältere im Wege ſtehen, thun zu müſſen, wobey ja volle Ueberzeugung, oder voller Glaube an die Wahrheit der ſeinigen Statt finden kann. Der gerade, offne und biedere Charakter des Hn. *N.* iſt zu bekannt, als daſs es irgend Jemand einfallen könnte, ihn einer ſo ſchlechten Abſicht fähig zu glauben. Hätte Hr. *N.* die Stelle, die ihn ſo ſehr beleidigte, in ihrer eigentlichen und wahren Bedeutung genommen: ſo würde die Art, wie er dieſen verdienten Gelehrten hier behandelt, gewiſs humaner ausgefallen ſeyn. Was ihm Hr. *B.*, deſſen Ton den Verdienſten ſeines Gegners auch nicht immer angemeſſen iſt, zugefügt hat, iſt dieſem hier doppelt und dreyfach vergolten.

Um zu zeigen, daſs bey der Bekanntmachung ſeiner Schrift über die Tempelherren und des die Freymaurerey betreffenden Anhangs zu derſelben nicht die Abſicht geweſen ſey, die Freymaurerey mit einem neuen Geheimniſſe zu beſchenken, erzählt Hr. *N.*, wie er zu der genannten Schrift veranlaſst, durch welche Betrachtungen und nach welcher Methode ſeine Unterſuchungen geleitet worden, und welche Zwecke er ſich damit zu erreichen vorgeſetzt habe. Von S. 54. hebt der eigentliche polemiſche Theil gegen das Buhleſche Werk ſelbſt an und geht bis zu Ende; worauf noch 68 Seiten Anmerkungen zu dieſem Texte und eine Inhaltsanzeige den Beſchluſs machen. In jenem polemiſchen Theile ſucht Hr. *N.* gegen Hn. *B.* folgende Punkte zu beweiſen: „Er hat eigentlich gar nichts hiſtoriſch-kritiſch unterſucht, ſondern behauptet bloſs mit der gröſsten Dreiſtigkeit alles, was ihm nur einfällt, und widerſpricht ſich ſelbſt nicht ſelten auf das gröbſte. Er hat den allergröſsten Theil der Schriften, die er anführt, nicht wirklich geleſen. Die Quellen ſeiner anſcheinenden, aber geborgten Beleſenheit, und ſelbſt mehrere von ſeinen Behauptungen, von denen er ganz unbefangen ſpricht, als wären es ſeine eigene Ideen, ſind ihm von Jemand, der wirklich die hiezu gehörigen Bücher geleſen hat, ganz in der Nähe nachzuweiſen. Aus meinem Verſuche; ob er gleich davon ſo verächtlich ſpricht, aus dem im *dritten* Theile des *Wirtembergiſchen Repertoriums* befindlichen Aufſatze eines verkappten *Wilhelm ab Indagine*, aus des Hn. *von Murr* höchſt dürftiger Schrift *über Roſenkreuzer und Fr. M.*, und endlich aus *Semler's* verwirrten *Sammlungen zur Hiſtorie der R. Kr.*, hat er Vieles geradezu ausgeſchrieben, ſehr oft, ohne anzuzeigen, woher er es nahm." Zu allen dieſen Vorwürfen werden dann Beyſpiele aus dem Buche des Hn. *B.* angeführt, und dieſe mit den Bemerkungen des Vfs. begleitet.

Von der Ausführung dieſer Materien können wir hier nur im Allgemeinen ſagen, daſs der gelehrte Vf., vermöge der ihm zu Gebote ſtehenden literariſchen Hülfsmittel und ſeiner umfaſſenden Beleſenheit,

mehrere Fehler und Verſehen in dem Buche ſeines Gegners aufgedeckt habe; wir können uns aber nicht darauf einlaſſen. Dagegen werden einige die R. Kr. und Fr. M. betreffende Nachrichten und Behauptungen des Vfs., die, ohne Rückſicht auf dieſen Streit, ſchon an ſich für die Geſchichte jener Geſellſchaften von Intereſſe ſind, und welchen Rec., wo er es nöthig findet, ſeine Anmerkungen beyfügen wird, manchem theilnehmenden Leſer nicht unwillkommen ſeyn. Hr. *N.* beſitzt eine Sammlung der ſämmtlichen von *Joh. Val. Andreä* nachgelaſſenen Manuſcripte, unter welchen ſich auch Handſchriften von deſſen Sohne *Gottlieb Andreä* und von *Jacob Andreä* befinden, nebſt einem beynahe vollſtändigen Exemplar der gedruckten Schriften *Joh. Val. A's* mit verſchiedenen kleinen, ſeltenen, faſt gar nicht bekannten Tractätchen. — Sehr gute Bemerkungen über *J. V. A's* Charakter und wodurch derſelbe veranlaſst worden, erſt eine Geſellſchaft des Roſenkreuzes anzukündigen, und kurz darauf wieder die Miene anzunehmen, daſs er entweder gar nichts davon gewuſst, oder mit dieſer Sage bloſs einen *Spaß* getrieben habe. Wie ſehr wahrſcheinlich gemacht wird, war die anfängliche Abſicht der R. Kr. Geſellſchaft des *Andreä*, den Proteſtantismus, beſonders in Oeſtreich, zu unterſtützen, liſtige katholiſche Brüder, die ſich in dieſelbe einzuſchleichen gewuſst, wanden ſie aber *Andreä* und ſeinen Freunden aus den Händen, und bedienten ſich ihrer zur Beförderung des katholiſchen Intereſſe. Gerade dieſe Einmiſchung der Katholiken war die Urſache, daſs *A.* mit dieſer Geſellſchaft nichts mehr zu thun haben konnte und wollte, und die Spur davon, daſs er jemals etwas damit zu thun gehabt habe, obgleich immer nur mit unbeſtimmten Worten, zu vertilgen ſuchte. (Wäre die Abſicht *Andreä's* bey der Stiftung ſeiner Brüderſchaft noch auf etwas Höheres, als bloſs die Unterſtützung der proteſtantiſchen Kirchenlehre, gerichtet geweſen, ein Umſtand, der einer nähern Unterſuchung wohl werth wäre, und den *Andreä* durch ſeine *Fraternitas Chriſti* in der Folge vielleicht zu realiſiren ſuchte: ſo wäre die Sache und die von dem Vf. davon gegebene Darſtellung für die Geſchichte der Fr. M. Brüderſchaft, ſo wie ſie Rec. vorſchwebt, von Wichtigkeit, und ſtände mit derſelben in guter Verbindung, obgleich ſich darum doch nicht ſagen läſst, daſs die Freymaurerey aus der R. Kr. Geſellſchaft *Andreä's* entſtanden oder durch dieſelbe veranlaſst worden ſey. Näher darf ſich Rec. hier nicht erklären.) Ganz Recht hat Hr. *N.*, wenn er das engliſche Conſtitutionsbuch tadelt, daſs es durch eine Menge hiſtoriſcher Unwahrheiten, die gewiſſe allegoriſche Anſpielungen beſtätigen ſollen, die wahre Geſchichte verſtelle, u. ſ. w. (Die Freymaurerey vor 1717. bedurfte einer ſolchen Geſchichte freylich nicht, und die noch jetzt beſtehende bedürfte ihrer eben ſo wenig, wenn ſie das wäre, was ſie ſeyn ſollte; aber merkwürdig bleibt es doch immer, daſs die Geſchichte der Freymaurerey in einer Geſchichte des Bauweſens dargeſtellt wird.) — Der Anhang zur *zweyten* Aufl. von des *Thomas Campanella* Buche von der ſpaniſchen Monarchie (1623.) rührt nicht von dieſem ſelbſt her, wie Hr. *B.* dem verkappten *W. ab Indagine* im Wirtemb. Repertor. fehlerhaft nachgeſchrieben hat, ſondern von *Chriſtoph Beſold*, einem vertrauten Freund *Andreä's*, wie dieſer es in der *erſten* Ausg. ſeines *Theſaurus practic. continens explicationem terminor. atque clauſular. in Aulis et Dicaſteriis Rom. Germ. Imperii uſitatarum* etc., Tubing. 1629., im Art. *Prophezey* ſelbſt geſteht; es ſey daher, ſetzt der Vf. hinzu, ganz natürlich zugegangen, daſs, da *Andreä* damals den Verdacht ſchlechterdings von ſich abwenden wollte, als habe er an der R. Kr. Geſellſchaft Antheil gehabt, und die Miene annahm, es ſey die Sache ein *ludibrium* geweſen, auch ſein vertrauter Freund gefliſſentlich dieſelbe Sprache führte. — Gegen die Meinung des Hn. *N.* im *erſten* Theile ſeines *Verſuchs über die Tempelherren* S. 195., daſs die *Fr. M. Geſellſchaft* in London, nach *Aſhmole's* Nachricht, im 17ten Jahrh. ſich in dem Hauſe der *Maurerzunft* daſelbſt verſammelt habe, in die Maurerzunft getreten ſey, und nun den Namen *free and accepted Maſons* angenommen habe; *free* heiſse jeder, der das Recht einer gewiſſen Geſellſchaft oder Zunft erhalte, *accepted* aber, daſs dieſe beſondere Geſellſchaft von der Maurerzunft *angenommen* worden, machte Hr. *B.* den Einwurf, daſs unter *free a. accept. Maſ.* nicht die *philoſophiſchen Fr. Maurer*, ſondern die *eigentlichen Maurerwerker* gemeynt wären. Hr. *B.* hat Unrecht, nur die erſtern werden *accepted* genannt, und dieſes Beywort iſt bey keiner Zunft irgend einer Profeſſion gebräuchlich, wie Hr. *N.* richtig bemerkt. Doch iſt hierbey zu erinnern, daſs die Fr. M. in England nicht immer *accepted* geheiſsen haben; ehe die Maurer zünftig wurden, hieſsen ſie nur freye Maurer, und heut zu Tage werden die Zunftmaurer ſchlechtweg *Maſons*, und nicht *Freemaſons* genannt. Da ſie alſo nicht um der Zunft willen *frey* hieſsen: ſo muſs wohl eine andere Urſache davon vorhanden ſeyn. Wenn ferner *free* derjenige genannt werden ſoll, der das Recht einer Zunft erhalte: ſo müſsten ja alle zur Zunft gehörige Maurer Freymaurer geweſen und genannt worden ſeyn; aus welchem Grunde ſollten denn nur die Freymaurer im heutigen Sinne des Worts allein zu dieſer Benennung berechtiget geweſen und noch ſeyn? Die Meinung des *Grandidier* von der Entſtehung der Freymaurerey aus dem Baue des Münſters in Strasburg iſt allerdings irrig; aber für ſo abſurd kann es Rec. doch nicht erkennen, wenn jener die Geſellſchaft der bey dieſem Baue gebrauchten *Maſons* eine *Loge* von *Franc-maſons* nennt, und behauptet, daſs eine Menge ähnlicher Logen in Deutſchland von ihr abgehangen hätten. Das letzte iſt bekannt, und in wie fern dieſe Bauleute nicht unter einer fremden, ſondern ihrer eigenen Gerichtsbarkeit ſtanden und nach ihren eigenen Geſetzen gerichtet wurden, waren ſie wirklich *freye Maurer;* das in der Nähe des Bauplatzes errichtete hölzerne Gebäude, in welchem ſich die Bauleute verſammelten und ihre Irrungen unter dem Vorſitze des Baumeiſters geſchlichtet wurden, hieſs *Hütte*, eben das, was im Engliſchen *Lodge*, und im Franzöſiſchen *Loge* heiſst; wie ſollte es *Grandidier*, der franzöſiſch

zöfisch schrieb, anders nennen? Ob diese Hütte auch eine esoterische Lehre, eine *disciplinam arcani* hatte, ist freylich eine andere, nicht zu bejahende, Frage.

In Ansehung des Bildes des *Baffometus*, das die Tempelherren in ihrem Generalcapitel angebetet haben sollen, stellte Hr. *Buhle* die Meinung auf, dass der Name dieses Idols aus dem Namen *Papa* und *Mahomet*, mit Weglassung des Endvocals in dem ersten und der beiden ersten Buchstaben in dem letzten Namen, zusammengesetzt und daraus *Baphomet* gemacht worden sey; wodurch die Tempelherren hätten anzeigen wollen, dass ihr Interesse eben sowohl dem Papste als dem Mahomet entgegen gesetzt sey. Sie hätten nämlich, so lange sie noch rechtgläubig gewesen wären und für die katholische Kirche und den Papst wider Mahomet gefochten hätten, das Wort *Mahomet* zum Losungsworte gehabt; als sie sich aber für ihr *eigenes Interesse* gegen den Papst determinirten, hätte der Orden jenem Losungsworte noch den Namen *Papa* (Babst, Pfaffe) beygefügt, und beide Namen verbunden. Was Hr. *N.* dagegen sagt, dass der Baffomet nicht zweyköpfig, sondern nur einköpfig, und das Wort kein Losungswort, kein Feldgeschrey der Tempelherren gewesen sey, mag wohl gegründet seyn. Aber dadurch verliert die Erklärung des Hn. *B.* von der Bedeutung des Bildes und Wortes nichts. Sie ist natürlicher und wahrscheinlicher, als die von der gnostisch-mystischen Taufe der Weisheit, einer Sache, von der sich die rohen Ritter wohl schwerlich einen Begriff machen, und zu der sie eine so künstlich construirte und ungewöhnliche Benennung aus der griechischen Sprache schwerlich erfinden oder auffinden konnten. Die Erklärung des Wortes *Baffomet* oder *Baphomet* ausgenommen, das wohl in keinem Buche eines Gnostikers nachzuweisen seyn dürfte, können indessen die Meinungen beider Schriftsteller von dem, was dasselbe bezeichnen sollte, sehr gut mit einander bestehen. Es sollte, so wie das Bild, das Geheimniss der Tempelherren ausdrucken. Nach Hn. *N.* bestand dieses in der Abläugnung des damaligen positiven Christenthums, hauptsächlich der Dreyeinigkeitslehre und in dem Glauben an *einen* allmächtigen Gott; kurz, in der natürlichen Religion im Gegensatze mit dem herrschenden papistischen Kirchenthume. Nach Hn. *B.* deuteten Wort und Bild auf den Antagonismus des T. H. Ordens gegen Mahomet und den Papst, auf die Unabhängigkeit von der Kirche und dem Kirchenglauben (mahometanischen und papistischen), auf die Anbetung eines einzigen Gottes. Beide Vf. sind also nicht in der Bedeutung, sondern nur in der Etymologie des Worts verschieden, und dieses gemeinschaftliche Resultat ihrer Untersuchung passt in den durch eine allgemeine höchste Idee bestimmten Zusammenhang der Geschichte geheimer Societäten sehr gut.

Die beygedruckten Anmerkungen enthalten noch kritische und literarische Nachträge und Belege zum Text und manche interessante, in die Geschichte der R. Kr. und Fr. M. einschlagende Nachrichten. In der 7osten findet Rec. doch das Urtheil über das alte Fr. M. Examen, das *Locke* in der Bodlejanischen Bibliothek fand und dem Grafen von Pembrock in Abschrift zuschickte, zu gewagt. Dieses Manuscript steht nebst dem Lockeschen Commentar, wie Hr. *N.* selbst bemerkt, zuerst im *Gentleman's Magazine* Vol. XXIII. p. 417., dann in der Ausgabe des *Engl. Constit. Buchs* v. J. 1767. S. 79 ff. und in *Preston's Illustrations* etc. 1788. p. 140 ff. abgedruckt. Hr. *N.* erklärt, wie auch *Lessing* in seinem *Ernst und Falk* schon gethan hat, das Manuscript und den Lockeschen Commentar für untergeschoben und für Betrug. Seine Gründe sind: es sey nirgend nachgewiesen, wo denn diese angeblichen Schriften sich im Original befänden; noch weniger sey von einem verständigen Kenner der Diplomatik je untersucht worden, ob das Manuscript, welches aus dem 15. Jahrhundert herrühren und eine Abschrift des von K. Heinrich VI. eigenhändig geschriebenen Originals seyn soll, echt oder untergeschoben sey; ja es habe nicht können untersucht werden, da niemand wisse, wo es sich befinde. Da nun beide ungeprüfte und unerwiesene Stücke nur in Büchern ständen, welche von den gröbsten Unwahrheiten in Absicht auf die alte Geschichte der Fr. M. wimmelten: so dürfe man mit Sicherheit schliessen, dass sie so, wie viele andere, blos Erdichtungen wären. Hierauf lässt sich Folgendes antworten: Das Manuscript, von welchem die Lockesche Abschrift genommen ist, soll sich auf der Bodlejanischen Bibliothek befinden, und es ist noch bis jetzt kein Zweifel von Gelehrten in London selbst gegen das Daseyn und die Echtheit desselben erregt worden; eben so wenig ist der Umstand berichtigt, ob das Original, das von des K. Heinrichs VI. Hand selbst seyn soll, irgendwo noch vorhanden sey oder nicht. Das *Gentlemans Magazine*, in welchem das Manuscript zuerst abgedruckt wurde, gehört hiernächst doch wohl nicht unter die Bücher, welche von den gröbsten Unwahrheiten in Absicht der alten Geschichte der Fr. M. wimmeln, und seitdem es sowohl durch dieses als das *Constitutionsbuch* und *Preston's Illustrations* etc. in England bekannt geworden, ist dessen Echtheit noch bis jetzt dort weder bezweifelt, noch das Gegentheil davon bewiesen worden. Wir wüssten auch nicht, wozu das alte oder das neue englische System der Fr. M. der Erfindung jenes Examens bedurft hätte; um den Brüdern in England weis zu machen, die Gesellschaft der Fr. M. sey, wer weiss, wie alt? doch wohl nicht: denn sie führen den Ursprung ihrer Societät noch weit höher hinauf. Da also von der gedachten Handschrift noch nicht erwiesen ist, dass sie nicht vorhanden und dass sie unecht sey; da ihr ganzer Inhalt dem Grade der Cultur der Zeit, in welcher sie entstanden seyn soll, nicht unangemessen ist, und sie der Fr. M. Brüderschaft weder als Beweis ihres Alterthums, noch in Rücksicht des Materiellen ihres Inhalts, der seinem Wesentlichen nach auch in dem alten bis zum J. 1717. in der engl. Fr. M. gebräuchlich gewesenen Ritual begriffen ist, und dessen seit jenem Jahre die grosse Loge in London, die das

Exa-

Examen in ihr Conſtitutionsbuch aufnahm, gar nicht bedarf, von Nutzen ſeyn kann: ſo muſs man wohl die gedachte Handſchrift ſo lange für echt halten, bis von Kennern das Gegentheil überzeugend dargethan wird. Ohne den überzeugendſten Grund kann man den Groſsmeiſter und die ſämmtlichen Groſsofficianten der groſsen Loge in London, unter deren Autorität das Conſtitutionsbuch erſchien, nicht in den Verdacht der Unwiſſenheit oder der Begünſtigung eines Betrugs bringen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Wien, b. Geiſtinger: *Militairiſcher Briefſteller*, oder *Anleitung zur Verfaſſung ſchriftlicher Aufſätze militairiſchen und nicht militairiſchen Inhalts.* Für Unterofficiers und angehende junge Krieger, welche ſich im Soldatenſtand fortzubringen wünſchen. Von einem k. auch k. k. Officier. 1806. 483 S. 8. (1 Rthlr.)

Schon der Titel deutet darauf hin, daſs man in dieſem Buche mehr zu erwarten habe, als einen Briefſteller im engern Sinne des Worts. Der Vf. fand es für nothwendig, ſich nicht nur über Abfaſſung ſchriftlicher Aufſätze im Allgemeinen, über die Eigenſchaften einer guten Schreibart, die innere Einrichtung eines ſchriftlichen Aufſatzes u. dgl. m., ſondern ſelbſt über Wortfügung, Orthographie und Kalligraphie auszulaſſen. Sein Werk zerfällt in *zwey* Theile, von denen der *erſte* allgemeine Vorſchriften in Hinſicht auf Sprache und briefliche Aufſätze, mit Berückſichtigung des Militairiſchen, der *zweyte* eine Sammlung verſchiedener Aufſätze und Briefe militairiſchen und andern Inhalts enthält. Der Vf. hat dabey manche Vorarbeiten benutzt, und beſonders mehrere Aufſätze aus dem in Potsdam erſchienenen Briefſteller für junge Militairperſonen genommen. Man wird damit um ſo weniger unzufrieden ſeyn, je deutlicher aus verſchiedenen Stellen hervorgeht, daſs er der deutſchen Sprache, beſonders was Reinheit betrifft, kaum ſo mächtig ſey, daſs man in dieſer Hinſicht von ihm ſelbſt etwas Vorzügliches und Muſterhaftes erhalten hätte. Rec. könnte manches gegen die Anordnung der Materien, beſonders im *erſten* Theile, erinnern; auch dürfte der Vorwurf, daſs für den Anfänger im Stile das Werk von der einen Seite zu viel, von der andern zu wenig enthalte, nicht ganz ungegründet ſeyn; allein nimmt man darauf Rückſicht, daſs der Vf. für ein Militair geſchrieben hat, das ſeines Unterrichts ſo ſehr bedarf, in einem Lande, wo, trotz den vielen Lehrſtunden, die der deutſchen Sprachlehre in den Schulen gewidmet ſind, doch ſo corrupt geſprochen und das reine Deutſch ſo ſelten und faſt verrufen iſt: ſo wird man ihm für ſeine gute Abſicht Dank wiſſen, und ſeiner Schrift gerne eine ausgebreitete Wirkſamkeit wünſchen. An dieſer dürfte es ihr gerade jetzt nicht fehlen, wo man es tiefer als je zu fühlen ſcheint, daſs das öſtreichiſche Militair, beſonders die Officiere, alle Urſache haben, der Geiſtes-Cultur mit gröſserm Eifer obzuliegen, und ihr Chef — der allgemein verehrte *Carl* — auf das letztere eine beſondere Aufmerkſamkeit zu richten fortfährt.

Leipzig, b. Hinrichs: *Pittoreske Reiſen durch Sachſen*, oder Naturſchönheiten ſächſiſcher Gegenden, auf einer geſellſchaftlichen Reiſe geſammelt von *Brückner* und *Günther*. — *Vier* Hefte. 1803 — 1805. Jeder Heft iſt mit XII. in Kupfer geſtochenen Landſchaften geziert, der *erſte* und *zweyte* Heft enthalten zuſammen 166 S. Text, der *dritte* 76 S. und der *vierte* 112 S. 8. (6 Rthlr.)

Die Reiſe ging von Dresden nach Pillnitz, dem Liebethaler und Ottowalder Grunde, Schandau, dem Kirnitzſchthale, Hohnſtein, Königſtein, und von da in den Loſchwitzer Grund, alsdann nach Röhrsdorf und Lockwitz, wieder zurück nach Dresden und ferner durch den Plauiſchen Grund bis nach Tharand. Daſs auf dieſem Wege viel maleriſche Ausſichten, ja einige von ganz vorzüglicher Schönheit zu finden ſind, mag nicht geläugnet werden. Sie haben durchgängig einen eigenthümlichen, oft ſehr anmuthigen und zuweilen wahrhaft romantiſchen Charakter, welchen auch Hr. *Günther*, ungeachtet des kleinen Formats der Kupferſtiche, doch meiſtentheils wohl auszudrücken gewuſst hat; überhaupt verdient ſeine Arbeit in Hinſicht auf gefällige Reinlichkeit und fleiſsige Behandlung den Beyfall der Kunſtfreunde. — Vom literariſchen Theil des Werks läſst ſich hingegen kein ſo günſtiges Urtheil fällen. Der Vf. ſcheint für die Schönheiten der Natur nicht eben viel Empfänglichkeit zu beſitzen, bald iſt er unzeitig frömmelnd, bald thut er ſentimental, bald furchtſam, wo ein anderer keine Gefahr ſehen würde. Ueber den in ſeinem Vortrage herrſchenden Geſchmack mögen einige ausgezogene Stellen unſern Leſern Zeugniſs geben. *Erſtes* Heft S. 17.: *Ich muſste den Plan aufgeben* — der Vf. wollte nämlich im Liebethaler Grunde an der Weſenitz hingehen — *und mich im Anſtaunen dieſer ungeheuern Felſen* (?) *begnügen, die, wenn ſie uneins werden könnten, ſich mit jedem Augenblicke zum Zweykampf auffordern würden. — Mit dem hartnäckigſten Gegner eins auf Tod und Leben anbinden*, will im *zweyten* Heft S. 124. ſo viel ſagen, als den Lilienſtein beſteigen. Vom Städtchen Tharand werden die Reiſenden im *vierten* Heft S. 97. folgendermaſsen angeredet: *Endlich ſeyd ihr da, ihr ſpröden Fremdlinge! die ihr meinen Zuruf verſchmähtet. Seyd mir willkommne Gäſte! Tretet ein in Tharands friedliche Hütten und nehmt vorlieb mit einem Gerichtchen Gerneſehn, das zwiſchen einem Stücklein hausbachnen Brod und einem vollen Kruge Milch für euch aufgetiſcht euer wartet.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 6. September 1806.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIDEN, b. Honkoop: *Pauli Ernesti Jablonski opuscula, quibus lingua et antiquitas Aegyptiorum, difficilia librorum sacrorum loca et historiae ecclesiasticae capita illustrantur*; magnam partem nunc primum in lucem protracta, vel ab ipso auctore emendata ac locupletata. *Tomus I.* Edidit atque animadversiones adiecit *Jona Guil. Te Water*. 1804. XVIII u. 490 S. gr. 8.

Hr. *Te Water* macht hiermit dem gelehrten Publikum ein sehr angenehmes Geschenk. *P. E. Jablonski*, der bereits 1757. zu Frankfurt an der Oder gestorben ist, war ein Mann, der viele seltene Kenntnisse in sich vereinigte, und dessen Verdienste nicht allein die Zeitgenossen erkannten, sondern auch die Nachkommen noch immer zu schätzen wissen. Viele seiner kleinen Schriften, die meistens Gelegenheitsschriften waren, sind jetzt schon wahre Seltenheiten. Bereits vor mehr als 30 Jahren erhielt der verstorbene *Ruhnkenius* eine Sammlung von diesen Dissertationen und Reden, welche *Jablonski* selbst wieder durchgesehn und vermehrt hatte, und zugleich auch verschiedene noch ungedruckte Stücke. Da sie meistens auf die Interpretation der Schrift, die Erläuterung einzelner Punkte in der Kirchengeschichte und die Erklärung der ägyptischen Sprache und Alterthümer Bezug hatten, so fühlte *Ruhnkenius* keinen Beruf, sich selbst mit der Herausgabe dieser Stücke zu beschäftigen. Er übertrug daher dieses Geschäft dem Prof. *Schultens*, der aber durch allerley Umstände an der Herausgabe gehindert ward. Nach dessen Tode ermunterte *Ruhnkenius* den Hn. Prof. *Te Water*, die Ausgabe zu besorgen, und dieser hat nun wirklich den Abdruck veranstaltet. Rec. freuet sich, dass die Sammlung in so gute Hände gekommen ist, und hofft zugleich, dass auch die übrigen Theile nun bald nachfolgen werden. Der hier gelieferte *erste* Theil enthält ein bisher noch ungedrucktes Stück, das *Glossarium*, oder die *collectio et explicatio vocum Aegyptiacarum, quarum mentio apud scriptores veteres occurrit. Scholz* hat es in seiner Abhandlung *expositio vocabulorum Copticorum in scriptoribus Hebraicis ac Graecis obuiorum* in dem Bibl. Morgenl. Repertor. *XIII.* Th. S. 1—31. zwar genutzt, ob er es gleich nirgends bestimmt sagt; aber man siehet doch aus der Vergleichung, dass er es entweder nur flüchtig excerpirt oder eine unvollständige Abschrift davon gehabt hat. Das vollständige Original macht Hr. *Te Water* hier zuerst bekannt. In der Vorrede giebt er Nachrichten von den Lebensumständen und Verdiensten des sel. *Jablonski*, redet insbesondere von dem hier abgedruckten Glossarium, und bemerkt noch zuletzt, was er in den zwey folgenden Theilen zu liefern gedenkt. Das Glossarium ist mit sichtbarem Fleisse und mit grosser Mühe gesammelt. *Jablonski* fing es im J. 1722. an und endigte es 1740; aber auch nachher hat er es wieder überarbeitet, und manches darin nachgetragen und verbessert. Es enthält viele schätzbare Bemerkungen, ob es gleich nach den Zeiten, worin *Jablonski* lebte, muss beurtheilt werden. *Jablonski* hatte bey seiner grosen Belesenheit und dem tiefern Eindringen in das Studium der alten Sprachen den Fehler, dass er zu viel auf ungewisse Etymologie hielt, und daher auch manches gar zu weit herholte. Auch in dem Glossarium ist dies häufig der Fall, ob man gleich überall, auch in den Muthmasungen, den Scharfsinn und Forschungsgeist des Vfs. anerkennen muss. Vieles hier aufgestellte verdient auch noch genauer untersucht zu werden. Hr. *Te Water* hat sich um die Herausgabe dieses Werks auf mannichfaltige Weise verdient gemacht. Er hat die von *Jablonski* citirten Stellen in den alten Schriftstellern nach den besten Ausgaben nachgeschlagen, und manches darin berichtiget. In den beygefügten Anmerkungen ist vieles aus spätern Schriftstellern, die sich mit ähnlichen Untersuchungen beschäftigten, nachgetragen, und mancher Fehler, den *Jablonski* beging, berichtigt. Hin und wieder werden auch die handschriftlichen Conjecturen verschiedner Gelehrten, die sie den alten Schriftstellern beygefügt haben, bemerkt, und aus der Mediceischen Handschrift des *Strabo* sind auch die Lesearten aus dem 17ten Buch, das sich vornehmlich mit Aegypten beschäftigt, mitgetheilt. Hr. *Te Water* besitzt selbst das Exemplar des *Strabo*, welchem *Abrah. Gronovius* die abweichende Lesearten jener Handschrift beygeschrieben hat. Auch ist S. 425—473. ein *Auctarium vocum recte aut secus pro Aegyptiacis habitarum* nebst mehrern Zusätzen und Verbesserungen angehängt. Zuletzt stehen verschiedene Register über die erläuterten Schriftsteller, Wörter und Sachen, die bey dem Gebrauch des Werks sehr nützlich sind.

Um den Lesern einige Proben mitzutheilen, will Rec. vornehmlich solche Wörter bemerken, die Hr. *Te Water* zugleich mit seinen Anmerkungen begleitet hat. Αβραμις kommt bey Athenäus unter den Nilfischen vor. *Jablonski* glaubt, dass es ein ägyptisches Wort sey, und einen Fisch bezeichne, der Aegypten vielleicht eigenthümlich ist. Der Herausg. bemerkt,

dafs bey *Forskal* das ähnliche عنبر *mullus auriflamma* vorkomme. Das Wort אבוך 1 Mof. 41, 48. hält *Jablonski* mit Recht für Aegyptiſch und folgt in der Erklärung dem *La Croze*, der das Aegyptiſche *ube-rek, inclinate caput contra*, verglich. Zugleich werden mehrere Stellen aus den Alten angeführt, wodurch dieſe Art der Ehrenbezeugung erläutert wird. Hr. *Te Water* bemerkt in den Anmerkungen auch die Erklärungen von *Picques* und *Forſter*, wovon jener es von einem *Wägen* verſtehn und dieſer es durch *a rege veſtitus* überſetzen wollte, er ſelbſt ziehet aber die *Jablonskiſche* Erklärung, die auch *Michaelis* und *Dathe* billigen, vor. Sie iſt auch ohne Zweifel die leichteſte und ſtimmt mit der Erklärung, die man bey Aquila, Hieronymus und Origenes findet, vollkommen überein. Auch wird noch in den Anmerkungen erinnert, dafs die koptiſche Ueberſetzung das Wort אבוך nicht ausdrücke, weil ſie ſclaviſch den Alexandrinern folgt, die es ebenfalls auslaſſen; und dafs die griechiſche Ueberſetzung in der St. Marcus Bibliothek es auch durch γονυπετειν überſetze. Αμενθης iſt nach Plutarch bey den Aegyptiern der Ort, wohin die Seelen der Verſtorbenen kommen. Er ſagt zugleich, es bezeichne dieſes Wort τον λαμβανοντα και διδοντα. *La Croze* wollte dieſe Erklärung aus dem Koptiſchen rechtfertigen. *Jablonski* beſtreitet aber die verſuchte Ableitung und erinnert unter andern dagegen, dafs *Ti* zwar *geben* heifse, aber in dem Oberägyptiſchen Dialekt, der unſtreitig der älteſte ſey, heifse der Ort oder Zuſtand der Todten, welchen die Griechen αδης nennen, *Amente* und nicht *Amenti*, wie in Unterägypten. Er vermuthet daher, dafs die Erklärung, welche Plutarch giebt, damals könne aufgekommen ſeyn, als der Dialekt in Niederägypten die Oberhand erhielt. Er leitet *Amenti* von *ement*, der Abend, her, weil die alten Aegypter den böſen Geiſtern die weſtliche Gegend der Welt zum Wohnort anwieſen. *Te Water* bemerkt noch, dafs auch *Wilkins* der *La Croziſchen* Ableitung widerſprochen habe. Αρσαφης iſt bey Plutarch ein Beyname des Oſiris, des Sohns der Iſis, und wird durch το ανδρειον erklärt, worunter *La Croze* das männliche Glied verſtehet. *Jablonski* billigt es, weil das ägyptiſche Wort ihm ganz entſpreche, welches die Griechen nicht wohl anders als durch αρσαφης ausdrücken konnten. In den Anmerkungen erinnert *Te Water*, dafs *Squire* in der Stelle des Plutarchs Ασιρις anſtatt αρσαφης leſen wolle. *Wyttenbach* billige aber das Gewöhnliche, da im Gegentheil *Silveſtre de Sacy* die Conjectur von *Squire* ſehr wahrſcheinlich finde. Auch bemerkt er noch, dafs *Wilkins* behaupte, das Wort, woraus *La Croze* αρσαφης ableiten wolle, werde nicht im Lexicon gefunden; er erinnert aber auch mit Recht, dafs *Wilkens* nicht einmal das Wort, worauf ſich *La Croze* beruft, richtig aufgefaſst habe, und rechtfertigt die *La Croziſche* Erklärung. Bey *Achi*, das Hebr. אחו, welches *Jablonski* durch *juncus viridis in paludibus naſcens* erklärt, werden in der Note die neuern Schriftſteller angeführt, die von dieſem Wort noch nachzuleſen ſind. Eben dieſes geſchieht auch bey *Behemoth*, in deſſen Erklärung *Jablonski* mit *Bochart*, der darunter das Nilpferd verſtand, zuſammen ſtimmt. *Pehemou* oder *Pehemout* iſt in dem Aegyptiſchen *bos aquatilis*. Das Wort *Gobares* oder *Gabares*, welches nach Auguſtin und Iſidor bey den Aegyptern der Name der einbalſamirten Körper oder Mumien war, will *Jablonski* am liebſten aus dem Koptiſchen *Soſp-areh* erklären, nach welchem es *conſervatio*, *cuſtodia reliquiarum* bezeichnen würde. Doch führt er noch eine andre Erklärung von *La Croze* an, nach welcher es *pura cuſtodia* heifst. In der Note wird auch noch die Erklärung von *Forſter* bemerkt, welcher jene Benennung daher ableitet, weil man dieſe Mumien als etwas heiliges aufbewahrte. Επιφι, den eilften Monat der Aegyptier, leitet *Jablonski* von *epiphi* zählen, ſo dafs der Name eigentlich ſo viel heifse als *menſis numerarius*, weil nämlich die Aegyptier in dieſem Monat den Wachsthum des Nils ſorgfältig zu berechnen pflegten. Doch macht er ſelbſt einige Zweifel gegen dieſe Erklärung; unter andern auch dieſen, dafs der Name in den koptiſchen Büchern nicht *Epiphi*, ſondern *Epep* geſchrieben werden. *Te Water* bemerkt in der Note, dafs auch in den griechiſchen Schriften der Name verſchieden geſchrieben werde, führt ſelbſt einige Abweichungen aus koptiſchen Handſchriften an und gedenkt auch der Erklärung, welche *Georgi* gegeben hat, nach welcher in der Benennung des Monats der Name des Ibis liegen ſoll. Ερμοτυβιες und Καλασιριες ſind nach Herodot Soldaten. Nach *La Croze*, dem *Jablonski* beyſtimmt, ſtammt das erſte Wort von *ermatoi*, ſtreiten und *dube*, gegen, und bezeichnet alſo einen *qui militat contra*, das letztre aber von *Chelſchiri* ein Jüngling. *Jablonski* vermuthet, dafs die Hermotybier die Veteranen ſeyen, die zur Vertheidigung des Vaterlandes beſtimmt waren, die Kalaſirier aber die jungen Soldaten, die auch auſserhalb des Landes Krieg führen mufsten. Bey dem letzten Wort erinnert *Te Water* richtig, dafs *Jablonski* ſich mit Unrecht auf die koptiſche Ueberſetzung Marc. 14, 51. berufe, indem der Ueberſetzer das Wort νεανισκοι dort nicht ausgedruckt habe. Bey λαβυρινθος hat *J.* manches von den Nachrichten der Alten zuſammengetragen. Er hält das Wort für Aegyptiſch und zeigt, dafs, wenn man der Nachricht von Euſebius glauben wollte, der den König Labaris oder Labyris als Erbauer nennt, ſo könne Labyrinthus ſo viel heifsen, als *domicilium Labaris* oder *pars, poſſeſſio Labyris*. Doch ziehet er jene Nachricht in Zweifel, weil ſonſt keiner des Labaris gedenkt, und findet es wahrſcheinlich, dafs die Iſraeliten den Labyrinth gebauet hätten. Nach Herodot und Diodor haben 12 ägyptiſche Fürſten den Labyrinth gebaut und Pſammetichus hat ihn vollendet. *J.* vermuthet daher, die 12 Fürſten ſeyen die 12 Stammfürſten der Iſraeliten, und da nach dem Abzug der Iſraeliten das Werk ſey liegen geblieben, ſo habe es endlich Pſammetichus vollendet. Die Prieſter hätten aber nachher die wahre Nachricht durch falſche Zuſätze entſtellt. *J.* erklärt daher den Namen aus dem Koptiſchen, nach welchem *Birintho* oder *Virintho* ſo

viel

viel heifsen würde, als *opus multorum;* doch macht ihm die erſte Sylbe *La* noch Schwierigkeit, und er beruft ſich dabey auf die mangelhafte Kenntnifs der alten ägyptiſchen Sprache. Man ſiehet leicht, wie geſucht dieſes alles iſt. Hr. *T. W.* drückt ſich ſehr beſcheiden aus, wenn er in der Anmerkung dieſe Meinung von dem Urſprung des Labyrinths und dieſe Ableitung des Namens dem Urtheil andrer überläſst und auf andre Schriften, die vom Labyrinth handeln, verweiſet. Den Namen des Sees Μαρια oder Μαρεια, den man auch von der Landſchaft *Mareotis* nannte, leitet *Jablonski* von dem Aegyptiſchen *Mahri* oder *Mahro*, *ſtercus*, weil der Nil allen Unflath dahin zuſammenführt. *T. W.* führt noch die Erläuterung von *Forſter* an, welcher *Maareh* durch *locus cuſtodiae* und den ältern Namen des Sees nach Plinius *Arapotes* durch *cuſtodia occidentis* erklärt. Er findet dieſe Erklärung durch das, was Herodot B. 2. K. 30. von Pſammetichus bemerkt, gewiſſermaſsen beſtätigt. Bey dem Namen Μωυσης beſtreitet *J.* mit Recht die Ableitung des Namens aus dem Hebräiſchen, und beſtätigt den ägyptiſchen Urſprung durch mehrere Gründe. Er führt mehrere Erklärungen aus dem Koptiſchen an, gegen welche er Erinnerungen macht. Er ſelbſt glaubt, daſs der Name aus *Mo*, Waſſer, und *Uſe*, retten, zuſammengeſetzt ſey und alſo σωθεντα 'εξ ὑδατος bezeichne. Hr. *T. W.* führt in den Anmerkungen noch einige andre Erklärungen, und unter dieſen auch die Erklärungen von *Mingarelli* und *Georgi* an. Bey *No-Ammon*, welches *J.* durch *pars*, *poſſeſſio Ammonis* überſetzt, weil *No* eigentlich σχοινιον, *funis* iſt, und daher ein gewiſſes Maſs oder einen gewiſſen Diſtrict bedeutet, hat *T. W.* auch die Erklärung von Akerblad bemerkt, nach welcher *No-Ammon* ſo viel als Jupiter Ammon ſeyn würde. *Nonnus* und *Nonna* ſind nach den Schriftſtellern des Mittelalters ägyptiſche Benennungen von Mönchen und Nonnen. *J.* erklärt dieſe Benennung aus dem Koptiſchen, nach welchem *Nuneh* ſo viel iſt, als *qui*, *quae ſaeculo renunciauit.* Bey Ψονθομφανηχ oder Ψοθομφανηχ, wie die 70 das Hebräiſche צפנת פענח ausdrücken, hat *J.* vieles Leſenswerthe. Er bemerkt, daſs der dem Joſeph im Hebräiſchen beygelegte Name aus dem Koptiſchen *Sophenté Panech* durch *caput mundi* oder *ſaeculi* könne erklärt werden. Aber doch findet er dieſe Benennung nicht ſchicklich, und glaubt, daſs die Leſeart der 70 der Leſeart im hebräiſchen Text vorzuziehen ſey, welches er durch verſchiedene Gründe zu beſtätigen ſucht. Durch eine geringe Veränderung und Verſetzung צפנת פענח oder מצחת würden die Worte der Leſeart der 70 nahe kommen, und dieſe würde nach dem Koptiſchen ſo viel bedeuten als *ſalus ſaeculi* oder *ſaluator mundi*, wie es ſchon die Aegyptier dem Hieronymus erklärten: denn *Pſot* iſt σωτηρια und σωτηρ. und *Feneh* ἀιων. *T. W.* hat auch hier in den Anmerkungen auf neuere Schriften verwieſen und die Erklärungen von *Forſter* nachgetragen. Bey *Pyramis*, welches nach *La Croze* und *Jablonski* ſo viel als *radius ſolis* heifsen ſoll, hat *T. W.* auch das bemerkt, was *Silveſtre de Sacy* gegen die *Jablonskiſche* Erklärung mit Grund erinnert hat. Nach ſeiner Ableitung würde *Pyramis* ſo viel als *locus ſanctus* ſeyn. Ueber σαββατωσις, welches *Apion* bey Joſephus durch βουβωνος ἀλγος erklärt, iſt viel leſenswerthes geſagt. *J.* nimmt *ſabbe* zu Hülfe, welches in dem Sahidiſchen Dialekt *circumcidere* und *circumciſio* bedeutet, und *T. W.* beſtätiget dieſes durch mehrere Beyſpiele, die er aus der 1799. erſchienenen Sahidiſchen Verſion anführt, *oſi* hat aber die Bedeutung *damnum*, *malum.* Das Zuſammengeſetzte *Sabbatoſi* oder *Subetoſi* würde alſo *damnum circumciſorum* oder *malum*, *quod ex circumciſione oritur* ſeyn. An ſtatt βουβωνος αλγος iſt *J.* geneigt αχος, *remedium mali in inguibus*, zu leſen. *Sohar* סהר 1 Moſ. 29, 20—23. wird aus dem Koptiſchen *Sonh*, *vincire*, *ligare* und *arek cuſtodire*, *cuſtodia* abgeleitet, ſo daſs סהר aus *ſonharek cuſtodia vinctorum* zuſammengezogen wäre. Der Name *Syene* wird aus dem Koptiſchen *Souen*, *egregium*, *pretioſum*, *pulchrum* erläutert, oder auch durch *terminus mundi* erklärt. *T. W.* ſetzt verſchiedenes hinzu, unter andern auch die Erklärung von *Forſter*, *prima habitatio*, die aber geſucht iſt. Bey Σωφειρα, welches die 70 an ſtatt Ophir ſetzen, bemerkt *J.*, daſs der koptiſche Name von Indien *Sophir* ſey. Er geſtehet zwar, daſs die Kopten dieſen Namen aus den Alexandrinern könnten genommen haben, glaubt aber, daſs die Alexandriner ihn von den alten Aegyptiern erhalten hätten. Von dem Namen der Stadt Ταφνη, im Hebräiſchen תחפנחס, werden verſchiedene Ableitungen verſucht. Am liebſten erklärt *J. Taphe-eneh* durch *caput ſaeculi*, *initium mundi*, *i. e. Aegypti*, ſo daſs alſo der Name mit dem Namen Syene gewiſſermaſsen übereinſtimmt, welche die letzte Stadt nach Aethiopien zu war. Das Wort *Totaphoth* מוספת erklärt *J.* durch *ſculptile manus*, *monile in manu aut brachio geſtandum*, von *Tot*, die Hand, und *Photh*, *aliquid ſculpere.* *Scholz* in dem Repert. 13 Th. S. 16. verwirft zwar dieſe Ableitung, ſein Grund kommt aber dem Rec. nicht als wichtig vor. Konnte nicht das, was man nach der urſprünglichen Sitte an der Hand trug, auch nachher als Stirnzierath zwiſchen den Augen getragen werden, ohne daſs man deswegen die Benennung veränderte? Bey dem Namen Υκσως iſt *J.* ausführlich. Er findet es wahrſcheinlicher, daſs es die Benennung eines einzelnen Mannes, als eines ganzen Volks ſey; und iſt geneigt an den Moſes zu denken. Er unterſucht zuerſt die verſchiedenen Erklärungen, welche *Manetho* von dem Wort ὑκ giebt. Bey der erſten, nach welcher das Wort ſo viel als βασιλευς iſt, bemerkt *J.*, daſs *hik* in der ägyptiſchen Sprache eigentlich einen Magus bezeichne, daſs man aber aus dem Ausdruck des *Manetho* ſchlieſsen könne, daſs in der hieroglyphiſchen und allegoriſchen Sprache der Prieſter das Wort Magus auch den König bezeichnet habe. Bey der andern Erklärung, nach welcher ὑκ ſo viel als αιχμαλωτος ſeyn ſoll, vermuthet *J.*, daſs *Manetho* an das Wort *hok* oder *hek* gedacht habe, welches *cingere*, *praecingere* und insbeſondre *armare ſe*, *armis ſe cingere* bedeute, aber nicht von Gefangenen gebraucht werde. Er glaubt daher, daſs der ägyptiſche Prieſter mit der

Lan-

Landesſprache nur ſehr mittelmäſsig bekannt geweſen ſey. Dem Rec. kommt dieſe Folgerung etwas anmaſsend vor. Wie können wir aus der mangelhaften Kenntniſs, die wir von der alten ägyptiſchen Sprache haben und bey den wenigen Hülfsmitteln, ſchlieſsen, daſs dieſes oder jenes Wort dieſe oder eine andre Bedeutung nicht habe, weil ſie uns nicht bekannt iſt? Das andre Wort *ſos*, welches nach *Manetho* einen Hirten bezeichnet, wird durch das Koptiſche noch beſtätigt. *J.* überſetzt alſo ὑκσως durch *magnum paſtorem* und auch *paſtorem armatum*. In der letztern Bedeutung hat er auch nicht dagegen, wenn man unter der Benennung das ganze Volk verſtehen will. Hr. *T. W.* hat auch hier einige leſenswerthe Anmerkungen beygefügt. Φαλλος, bey den Aegyptiern ein Symbol der Zeugungskraft und Fruchtbarkeit, bezeichnet eigentlich in der ägyptiſchen Sprache einen Knaben. Aus einer Stelle des Clemens ſiehet man, daſs man auch einen Knaben als Symbol der Zeugung abgebildet habe. Φανης iſt bey den Orphikern ein eigentliches ägyptiſches Wort und ſo viel als αιων. Bey *Phthas*, wie *J.* an ſtatt *Phtha* ſchreibt, verdient die Bemerkung von *T. W.* S. 383. beſonders nachgeleſen zu werden. Er bemerkt darin kurz, was *Ameilhon*, *Silveſtre de Sacy* und *Akerblad* bey Gelegenheit der aufgefundenen Inſchrift zu Roſette über *Phtha* geſagt habe. Bey χεννιον beſtreitet *J.* die Meinung derjenigen, welche darunter die Wachtel verſtehen. In der Stelle des Athenäus B. 9. will er an ſtatt μικρον ὀρτυγιον lieber leſen μικρον ορνιθιον. Er verſtehet unter χεννιον eine Art Heuſchrecken, die in der ägyptiſchen Sprache *ſche* heiſsen. Unter *Chertom* handelt *J.* von dem Hebräiſchen חרטמים. Er ſagt, es laſſe ſich aus dem Aegyptiſchen erläutern, und theilt zwey Conjecturen mit. Nach der einen würde es ſo viel heiſsen als die in Ecſtaſe gerathen; nach der andern würde es von *Erſom* oder *Erthom* abzuleiten ſeyn und einen Wunderthäter bezeichnen. Doch glaubt er, daſs das Wort nicht Aegyptiſch ſey. Er hält es mit *Hyde* für Perſiſch, und verſtehet darunter einen Magier. Χημια iſt nach Plutarch der Name von Aegypten. Auch in den koptiſchen Büchern iſt *Chemi* oder *Chami* die gewöhnliche Benennung. Das Wort bedeutet *Hitze* und *Schwärze*. *T. W.* bemerkt, daſs der Name auch auf dem Monument zu Roſette vorkomme. In den Anmerkungen wird auch noch verſchiedenes über dieſen Namen beygebracht.

Das Auctarium enthält verſchiedene Worte, die entweder Aegyptiſch ſind oder dafür angeſehen werden. Hr. *T. W.* giebt ſie als eine Probe, daſs das Gloſſarium noch könne vermehrt werden. Er hat darin das, was er bey andern fand, genutzt. Auch iſt hier das Wort Ψχεντ aus der zu Roſette gefundenen Inſchrift aufgenommen. Der Herausg. weiſs aber darüber nichts weiter zu ſagen, als daſs es ein *inſigne quoddam regium* geweſen ſey. Er wünſcht zu erfahren, wie das Wort im ägyptiſchen Theil des Monuments geſchrieben ſey, und wie andere es erklären werden. In den folgenden zwey Theilen ſollen die übrigen kleinen Abhandlungen, Diſſertationen und Reden, die meiſtens gedruckt erſchienen ſind, geliefert werden. Mehrere unter den gedruckten ſind von *Jablonski* ſelbſt weiter überarbeitet worden; andere Stücke ſind noch ungedruckt. Rec. wünſcht ſehr, daſs ſich noch einiges von dem, welches der Herausgeber in der Vorrede S. XX u. XXI. bemerkt hat, möchte auftreiben laſſen. Auf die Stücke, die das ägyptiſche Alterthum betreffen, iſt er am begierigſten. Einiges davon hat *Jablonski* an *Menke* übergeben, wie man aus der Zuſchrift an ihn, die der Schrift: *De Memnone Graecorum et Aegyptiorum* vorgeſetzt iſt, ſiehet. Sollte nichts davon irgendwo noch aufbewahrt ſeyn? Auch möchte ſich vielleicht noch einiges in Frankfurt an der Oder oder in dieſer Gegend finden. Wenigſtens iſt es immer der Mühe werth, deswegen nachzufragen. Alle diejenigen, welche die Verdienſte *Jablonski's* zu ſchätzen wiſſen, werden dieſs gern übernehmen und Hn. *Te Water* behülflich ſeyn, daſs er dieſe Stücke erhalte, die noch immer einer Bekanntmachung werth ſind. Am Ende der Vorrede hat auch der Herausg. noch ſieben gedruckte Stücke genannt, die ihm in der Sammlung der kleinen Schriften von *Jablonski* noch fehlen, und um deren Mittheilung er ebenfalls bittet.

KLEINE SCHRIFTEN.

NATURGESCHICHTE. *Nürnberg*, b. Grattenauer: *Naturhiſtoriſche Wandfibeln für Elementarſchulen*, enthaltend eine tabellariſche Ueberſicht des Erd- (?) Pflanzen- und Thierreichs. Nach *Schlezens* Leitfaden und einigen andern Lehrbüchern der Naturgeſchichte bearbeitet und herausgegeben vom Cantor *J. G. C. Käppel* zu Mt. Neuhof an der Zenn. 1804. 4 Tabellen fol. (3 gr.) — Rec. kennt *Schlezens* Leitfaden nicht, er trauet es aber dem würdigen Manne zu, daſs er nicht durch ſein Buch die groben Schnitzer in dieſen naturhiſtoriſchen ſo genannten Wandfibeln (warum nicht lieber Tabellen?) veranlaſst haben wird. Die erſte Tabelle hat die Ueberſchrift: Das *Erdreich*. Dieſes Reich der Natur (ſagt der Vf.) begreift alle urſprünglich lebloſe Körper in ſich, — kurz alles, was weder Thier noch Pflanze genannt werden kann, mit Ausnahme derjenigen Körper, welche von Pflanzen und Thieren bereitet werden, als: Baumharze, Schneckengehäuſe, Muſcheln u. d. gl. — Es wird überhaupt in fünf (?) Klaſſen eingetheilt. 1) Steinarten. Sie bleiben im Feuer und Waſſer unverſehrt und haben keinen Geſchmack. — 2) Erdarten. Sie beſtehen aus aufgelöſten Steinen u. ſ. w. — Wenn doch der Vf. lieber ſelbſt erſt Naturgeſchichte gelernt hätte, ehe er es wagte, als Lehrer darin, und noch dazu öffentlich, aufzutreten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 8. September 1806.

RECHTSGELAHRTHEIT.

GIESSEN u. WETZLAR, b. Tasché u. Müller: *Handbuch des Civilrechts*, von D. *Franz Schömann*. — *Erster* Band. 1806. IV u. 392 S. 8.

Mit diesem Werk eröffnet ein junger talentvoller Schriftsteller seine literarische Laufbahn. Es enthält eine Sammlung von Abhandlungen über einzelne Gegenstände des Civilrechts, in welchen der Geist eigner Forschung, nicht gemeiner Scharfsinn und angestrengter Fleiss unverkennbar hervorleuchten. So viel auch gegen mehrere einzelne Ausführungen zu erinnern seyn möchte: so erhalten sie doch durch reines Quellenstudium und durch ihre Eigenthümlichkeit ein wissenschaftliches Interesse, welches, wie Rec. glaubt, eine ausführliche Anzeige und Beurtheilung derselben um so viel mehr rechtfertigt, da eine dieser Ausführungen die durch Neuheit und Gründlichkeit gleich ausgezeichnete Darstellung einer der wichtigsten und schwierigsten Lehren des heutigen römischen Rechts enthält. Die Abhandlungen sind folgende: I. *Erörterung der Regel: lex posterior derogat priori, und deren Modificationen, mit Anwendung auf einige Controversen.* — *Thibaut* hatte die Behauptung aufgestellt, dass, wenn einzelne Stellen der Institutionen, der Pandecten oder des Codex einander widersprächen, es für den Juristen kein Princip gebe, nach welchem der Rang einer Pandecten- oder Institutionenstelle vor der andern bestimmt werden könnte. — Der Vf. ist anderer Meinung. Er glaubt, dass ein Gesetzgeber, welcher ältere Sammlungen compiliren lasse, und sie sämmtlich in einer neuen Form zugleich publicire, unmöglich die Absicht haben könne, das ältere Recht neben dem collidirenden jüngern geltend zu machen. Er folgert hieraus, dass die ältere Stelle im Codex der jüngern, das Fragment aus einem ältern Klassiker dem Fragment aus einem jüngern in den Pandecten weichen müsse, und dass endlich nur dasjenige Gesetz im Codex, welches von Justinian im J. 534. n. Chr. G. erlassen worden, eine widerstreitende Pandectenstelle wirklich aufhebe, indem nach Justinians Absicht in die Pandectensammlung keine dem *Codex vetus* widersprechende Stelle eingetragen werden sollte. — Rec. kann diesem Allen nicht beypflichten. Justinian hat ausdrücklich jede seiner Compilationen nicht als Compilation alter und neuer Vorschriften, sondern ihrem ganzen Inhalte nach als *neue* gesetzliche Vorschriften promulgirt. Er sagt von den Pandecten namentlich, die darin befindlichen sogenannten *leges* gehörten nicht den nur aus Ehrfurcht für das Alterthum angeführten Schriftstellern, sondern *ihm* an. *Hoc tantummodo a nobis effecto — — ut una omnibus auctoritate indulta, quidquid ibi scriptum est, hoc nostrum appareat et ex nostra voluntate compositum.* (*Conf. tanta circa* etc. etc. *de conf. digest.*) Jeder Widerspruch einer Pandecten- oder Codexstelle mit der andern ist folglich ein Widerspruch des zu gleicher Zeit und in einem Moment promulgirten Willens des Gesetzgebers mit sich selbst. Ob indessen das geltende römische Recht, so wie es Justinian verlangte, angewendet werden *kann*, und ob nicht aus der Individualität der Fassung desselben für die Möglichkeit seiner Anwendung ein Justinian selbst verborgen gebliebenes Princip hervorgehe, dies möchte eine andere Frage seyn. — II. *Revision der Lehre vom Gewohnheitsrecht.* — Der über den Grund der Verbindlichkeit eines Gewohnheitsrechts geführte Streit ist nicht blos für die Frage, ob Gewohnheit ein geschriebenes Recht aufheben könne, sondern auch für die Bestimmung der Merkmale der Existenz eines Gewohnheitsrechts folgenreich. Der Vf. behauptet, dass weder in einer *speciellen* ausdrücklichen Einwilligung des Gesetzgebers jener Grund gesucht werden könne, — denn dadurch würde ein geschriebenes Gesetz entstehen — noch in einer *generellen* Verordnung, dass nach guten Gewohnheiten und Gebräuchen gesprochen werden solle — da es dem gesunden Menschenverstand zuwider seyn würde, ein Gesetz einzuführen, ohne etwas davon zu wissen. (Würde denn nicht eben jene generelle Verordnung die Wissenschaft des Gesetzgebers um einzelne Gewohnheiten für überflüssig erklären?) Der von *Grolmann* aufgestellten Theorie, dass ein Gewohnheitsrecht auf einem aus Handlungen hervorgehenden Vertrage beruhe, dessen Existenz nur noch durch jene Handlungen bewiesen werden könne, stellt der Vf. L. 32. D. *de legibus* entgegen, welche die zur Begründung einer Gewohnheit erforderte Mehrheit der Handlungen nicht als *Beweise* eines Vertrages, sondern als das *Wesen* des Gewohnheitsrechts selbst darstellt. Nach der Ansicht des Vfs. dachten sich die Classiker unter dem Gewohnheitsrecht den durch Handlungen erklärten Willen des demokratisch regierenden Volks (*judicium populi*), also des Gesetzgebers selbst. Hiernach wäre Gewohnheitsrecht nichts anders gewesen, als ein zu den Zeiten der Republik oder der Volksversammlungen ohne Volksversammlung entstandenes Gesetz, welches unter den Kaisern in dieser Eigenschaft fortdauerte. — Für unsere monarchisch regierte deutsche Territorien zieht hieraus der Vf. die Folgerung, dass die Wissenschaft des Lan-

desherrn um eine Gewohnheit wesentlich erfordert werde, sey sie unter einem verstorbenen Landesherrn entstanden, präsumirt, sey sie dagegen unter dem noch lebenden Landesherrn zum Vorschein gekommen, durch richterliche Anfrage erforscht werden müsse. (Es fehlt dieser Abhandlung an Gründlichkeit und Ordnung. Auch zweifelt Rec. sehr, dass der Vf. die Classiker da, wo sie von Gewohnheitsrecht reden, richtig verstanden habe. Das römische Volk konnte ausserhalb der constitutionell organisirten Volksversammlungen so wenig durch Handlungen einen gesetzlichen Willen ausdrücken, als das brittische Parlement in den Privatwohnungen seiner Mitglieder eine Parlementsacte zu Stande bringen kann. Die Nutzanwendung des Vfs. enthält sogar einen *Salto mortale*. Denn wenn Gewohnheitsrecht den durch Handlungen ausgedrückten Willen eines demokratisch regierenden Volks darstellt, wie in aller Welt kommen wir in unsern *nie* demokratisch organisirten Reichsterritorien zu einem Gewohnheitsrecht? Wie wenn Gewohnheitsrecht nichts anders wäre, als durch Handlungen ausgedrückte öffentliche Meinung über Schicklichkeit und Billigkeit in Beziehung auf gegebene rechtliche Verhältnisse? Wie wenn im Sinn des römischen Rechts selbst diese in Handlungen ausgesprochene öffentliche Meinung die *Kraft* eines Gesetzes hätte, ohne darum selbst Gesetz zu seyn? *Inveterata consuetudo pro lege custoditur et hoc est jus quod dicitur moribus constitutum* L. 32. D. *de leg.* So gewiss der ausdrückliche Wille des Gesetzes auch *gegen* eine solche öffentliche Meinung befolgt werden muss, eben so gewiss widerspricht die Befolgung der öffentlichen Meinung, bey schweigendem Gesetz, der Würde der Gesetzgebung nicht.) — III. *Ueber die Eintheilung der Interpretation in grammatische und logische, authentische und usuelle: Was ist Naturrecht?* — Der Vf. will keine andere als eine *logische* Interpretation anerkennen; er glaubt, sie sey aufs innigste mit der grammatischen verschwistert, und habe mit ihr eine und dieselbe Tendenz; die grammatische sey das Mittel, die logische die Interpretationsoperation selbst; was im Gesetz dispositiv enthalten und weiter nichts, sey als Gesetz zu betrachten; der vom Gesetzgeber verschwiegene oder ausgedrückte Grund des Gesetzes dagegen könne nie ein Theil desselben seyn; die auf das weiter Gehende oder nicht so weit Reichende des Grundes des Gesetzes fundirte Eintheilung in eine *extensive*, *stricte*, oder *restrictive* Interpretation, sey hiernach eben so unzulässig, als die weitere Eintheilung in eine *usuelle*, *doctrinelle* und *authentische;* die letztere könne nichts anders als ein neues Gesetz enthalten, die erstere dagegen könne nicht die Praxis über das Gesetz erheben; ohne in die Sphäre der Gesetzgebung einzugreifen, könne folglich der Richter in das anzuwendende Gesetz, so bald einmal die niedere und höhere Kritik den Text desselben gereinigt habe, nicht mehr und nicht weniger hineintragen, als in den Worten desselben enthalten sey, z. B. die L. 2. C. *de resc. vend.* nicht auf andere Geschäfte, als auf den Kaufcontract, anwenden, auch nicht dem Käufer zu gut kommen lassen, bey Prüfung der Enterbungsursachen keine andere, als die in der 115ten Novelle ausdrücklich specificirte, für gültig erkennen u. s. w. *Justinian* habe selbst in der *constitutio tanta circa* etc. *de conf. digest.* jede andere als eine buchstäbliche Gesetzeserklärung untersagt; die Entscheidung aus dem Naturrecht, wo das Civilrecht schweige, sey endlich völlig verwerflich: denn wenn auch alle gleichzeitige Gelehrte über eine gewisse naturrechtliche Ansicht einig wären — was nie zu erwarten seyn möchte — so entstehe doch dadurch kein verbindendes Gesetz. — (Diese Abhandlung enthält viel Wahres, obgleich nicht immer Neues. Die Theorie des Vfs. ist nach Rec. Einsicht in Ansehung der Novellen und der Edicte des Codex richtig, in Ansehung der Decrete und Rescripte dagegen, so wie der meisten Fragmente der Pandecten, falsch. Der Wissenschaft der Interpretation des römischen Rechts wird es immer an einer Basis fehlen, wenn man, wie bisher, auf den individuellen Charakter der Bestandtheile des *Corpus juris* keine Rücksicht nimmt. Die Entscheidung eines einzelnen Falls nach verschwiegenen oder als bekannt vorausgesetzten Normen — nicht etwa wie im Mosaischen Gesetz die legislative Normirung individueller Verhältnisse — kann nur die Existenz jener Normen als Gesetz beweisen, keineswegs aber die Entscheidung selbst zu einem Gesetz erheben. Der auf die Justinianeische Compilation verwiesene Richter kann sie unmöglich anders als in ihrem *Geist* anwenden, und nach ihren *Eigenthümlichkeiten* interpretiren. Kein Gesetzgeber kann Unmöglichkeiten gebieten. Und wenn die mit dem Gepräge einer despotischen Regierung und eines finstern Zeitalters bezeichnete Verordnung *Justinians* L. 2. C. *de vet. jur. enuc.* — welche doch nicht einmal genau der Theorie des Vfs. entspricht — buchstäblich angewendet werden sollte: so würde das *Corpus juris* in den Händen der Gerichte sich in eine todte unanwendbare Masse verwandeln.) — IV. *Psychologischer Beweis der ausschliesslichen Richtigkeit des reinen Inofficiositätssystems und dessen Berichtigung.* — Nach altem Recht wurde das durch die *quer. inoff. test.* rescindirte Testament in allen seinen Dispositionen umgestossen; durch die 115te Novelle Kap. 3. schränkte Justinian die Wirkung derselben auf die Rescission der Erbeinsetzung ein. Nach altem Recht wird zur Wirksamkeit der Enterbung nicht die Angabe von Enterbungsgründen erfordert; durch die angeführte Novelle sind die Enterbungsgründe bestimmt, der Testirer ist angewiesen, sie nahmhaft auszudrücken, und der eingesetzte, mit der Inofficiositätsquerel angegriffene, Erbe muss die Wahrheit derselben beweisen. Gehört nun die Angabe von Enterbungsgründen zur Form des Testaments? Erzeugt die Unterlassung dieser Angabe eine Nullität? Der Vf. will durch Construction des Gesetzes nach psychologischen Rücksichten diese Streitfrage lösen. Der Gesetzgeber will nicht den zum Pflichttheil berechtigten *unschuldigen* Erben der Gefahr der Enterbung preis geben. Der Testirer soll auch nicht wegen *unerheblicher* Kränkungen ihm das Gewicht

wicht seines Unwillens fühlbar machen. Endlich soll ihn die Enterbung nicht treffen, wenn er sich zwar am Testirer gesetzwidrig vergangen, allein dieser das Vergehen entweder *verziehen*, oder sich gar *nicht* dadurch *gekränkt* gefühlt hat. Zu Erreichung der ersten Absicht muss der eingesetzte Erbe den Enterbungsgrund beweisen; zur Erreichung der zweyten sind die vom Gesetzgeber für erheblich gehaltenen Gründe der Enterbung genau bestimmt; zur Erreichung der dritten endlich muss der Testirer den Enterbungsgrund namhaft angeben, weil es sonst seiner *innern* unsichtbaren Empfindlichkeit an einem *äussern* Merkmale fehlen würde, und es immer möglich wäre, dass er sich zur Enterbung durch einen vom Gesetz nicht für zureichend geachteten Beweggrund habe bestimmen lassen, indess ein Vergehen des zum Pflichttheil berechtigten Erben, welches er nach dem Gesetz wirklich mit der Enterbung hätte ahnden können, ihn nicht gekränkt hätte. Die vom Gesetz vorgeschriebene Angabe der Enterbungsgründe gehört hiernach nicht zur Form des Testaments. Sie geht aus dem Geist der die *Quer. inoff. test.* des alten Rechts reformirenden Novelle hervor. Und eben darum ist die *querela nullitatis juris novi* ein Unding.

(*Der Beschluss folgt.*)

TECHNOLOGIE.

NÜRNBERG, in d. Felsecker. Buchh.: *Ueber Uferbefestigungen, Reinigung und Durchstechung der Flüsse, Wiesenwässerungen, Gräbenziehung, Trichenutzung und Verbesserungen, Einebnung und Aushebung über Seen, Mühlenbau, und Missbräuche der Müller*, als wichtige Theile der landwirthschaftlichen Baukunst für Gutsbesitzer, Beamte, u. s. w. Mit einer Kupfertafel, von *Jak. Christ. Wilh. von Scheurl.* 1804. 131 S. 8. (10 gr.)

Rec., der diese Schrift mit Aufmerksamkeit und Vergnügen durchgelesen hat, glaubt, dass des Vfs. Absicht, durch dieselbe bey Gutsbesitzern und Oekonomen mehr Lust zum Studium der Wasserbaukunst, die ihnen oft so grosse Vortheile schaffen kann, zu erwecken, nicht verfehlt werden wird. Er begnügt sich hier blos mit dem Zeugniss, dass er nirgends in dieser Schrift Unrichtigkeiten, vielmehr überall sehr zweckmässige und leicht ausführbare Vorschläge gefunden hat, dass die Schreibart des Vfs. rein, ordentlich und verständlich sey, und dass selbst Sachkundige manches Neue und Gute in derselben antreffen werden. In *vier* Abtheilungen lehrt sie, was bey Uferbefestigungen und Einreissungen der Flüsse und Bäche vorzukehren sey; wie Faschinen, Flechtwerke, Stromkörbe gemacht, Stromreinigungen und Uferbewallungen zu bewirken sind; das Nachtheilige der Serpentinen und die Verminderung derselben; wie bey Sandbänken, Inselaushebungen, Seen, die nicht ganz ausgefüllt werden können, zu verfahren ist; wie Fischteiche wohl zu unterhalten seyen, Wiesen ausgehoben und eingeebnet werden müssen; wie Teiche am höchsten zu benutzen sind; wie Wiesengräben anzulegen, Wässerungen betrieben, Sümpfe ausgerottet werden können; endlich ist auch noch einiges vom Mühlenbau und den im Müllerwesen sich zeigenden Missbräuchen gesagt.

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. (*Ulm*, b. Wohler:) *Vorschlag, wie in der deutschen katholischen Kirche die Priesterehe allmählig eingeführt werden könnte.* Nebst Materialien zu einem künftigen deutschen Concordate. 1803. 60 S. 8. (3 gr.) — Bey der gegen die schlauesten Vertheidiger des Cölibats längst erwiesenen physischen, ökonomischen, politischen und moralischen Schädlichkeit desselben, wobey kaum eine neue Ansicht mehr möglich, wenigstens keine besondere Untersuchung mehr nöthig seyn dürfte, glaubte der Vf. dieses Vorschlags sich nicht erst darauf einlassen, sondern vielmehr die Anerkennung der Unrechtmässigkeit, als entschieden voraussetzen und nur Vorschläge thun zu dürfen, wie dieser Kirchengebrauch allmählig wieder abgeschafft werden könne, ohne jedoch die gemeinen Katholiken dadurch unnöthigerweise zu ärgern. Die Hoffnung, diese erfüllt zu sehen, lag allerdings in den Erscheinungen unserer Zeit, wo nicht nur durch die Nationalversammlung in Frankreich der erste Schritt zur Aufhebung des Cölibats gethan, sondern dieselbe auch noch nach dem Abschlusse des Concordats mit dem Papste als gültig anerkannt wurde, so dass die Bischöfe die Ehe eines Geistlichen nicht nach dem vormaligen päpstlichen Rechte, als ein Sacrilegium behandeln und wieder aufheben durften, und ein Geistlicher also wenigstens noch ungehindert heyrathen konnte, wenn er auch dadurch aufhörte, Priester zu seyn, und somit in den Layenstand zurücktrat. Dass sich aber auch hier die Umstände baldigst so sehr ändern würden, dass wir nach kaum 3 Jahren, wie uns der unlängst in öffentlichen Blättern bekannt gemachte officielle Brief bewies, auch hierin das Alte wiederkehren sehen sollten, konnte damals kaum geahndet werden. Mag es nun seyn, dass sich dadurch auch für Deutschland die Aussichten zu der so nahe gewähnten Kirchenverbesserung wieder verdunkeln und also auch die Vorschläge des durch seinen thätigen Eifer ehrwürdigen Vfs. unerfüllt verhallen: so verdienen sie doch nicht, wie die Stimme eines Predigers in der Wüste, ganz ungeachtet zu bleiben, und wir halten uns daher um so mehr für verpflichtet, zu ihrer grössern Bekanntwerdung dadurch beyzutragen, dass wir sie wenigstens für günstigere Zeiten zu näherer Prüfung und glücklicher Anwendung auch in unsern Blättern niederlegen.

Zuerst, glaubt der Vf., dürfte nur denjenigen unter den Geistlichen, welche ihren Stand verlassen wollten, erlaubt werden, in die Ehe zu treten, was die Fürsten, wie schon in den Beyträgen zur Verbesserung der katholischen Liturgie in Deutschland 1789. dargethan wurde, auch aus eigner Macht, selbst ohne Beystimmung des Papstes, die sie aber zur Beruhigung der Schwachen auch dazu gewinnen könnten, zu thun befugt wären, und was wenigstens in Bayern keine grosse Schwie-

Schwierigkeiten finden würde, „da die bayerschen Minister auch in andern, eben so wichtigen Dingen, keine Schwierigkeit fanden und mit der gröfsten Energie fortfuhren." Auch hat sich der Vf. in seinem Zutrauen zu der aufgeklärten bayerschen Regierung nicht getäuscht, da von derselben wirklich unlängst einem heyrathslustigen Excanonicus die Erlaubnifs dazu ertheilt und selbst eine Anstellung am Hofgericht zu Memmingen gegeben wurde. Dafs es aber, auch wenn diefs von mehrern oder allen Regierungen zugelassen würde, die Folge haben dürfte, dafs sogleich so viele Priester dadurch abgingen, dafs ihre Stellen nicht alle wieder durch neue ersetzt werden könnten, und also nothwendig auch verheyrathete wieder angestellt werden müfsten, die Priesterehen folglich durch die Noth gestattet und allmählig eingeführt werden würden, ist doch nicht ganz wahrscheinlich. Mehr dürfte von dem folgenden Vorschlage zu erwarten seyn, dafs besonders anfangs sowohl den Geistlichen, welche als Lehrer an den katholischen Universitäten und Gymnasien und deren Kirchen angestellt sind, als den Hofgeistlichen, die Ehe erlaubt würde, indem beide in ihren Verhältnissen mit dem aufgeklärtern Theile der Nation zu thun und also weniger Anstofs zu befürchten haben, dieser dann allmählig aber auch bey dem Volke wegfallen würde, wenn es sähe, dafs die beweibten Priester doch ganz vorzügliche, gelehrte, fromme und eifrige Männer sind. Kämen nun dazu noch besondre Belehrungen, die aber wegen des Scheins von Parteylichkeit nicht blofs von Geistlichen ertheilt, sondern auch durch den Druck verbreitet werden könnten, wozu z. B. der zu Ulm erschienene Unterricht für das katholische Volk in Deutschland über die Aufhebung der Ehelosigkeit seiner Priester als sehr brauchbar empfohlen werden darf: so würden jene Beyspiele auch bald die gewünschte Wirkung hervorbringen, dafs auch Stadt- und Dorfgemeinden keine Schwierigkeiten mehr dabey finden würden, vorzüglich wenn auch bey dem Volks- und Jugendunterricht Keuschheit und Ehelosigkeit nicht mehr, wie bisher, für gleichbedeutend ausgegeben würden. So wie nun diese Vorschläge offenbar nicht blofs aus der unreinen Quelle eigennütziger Triebe und Begierden flossen, sondern aus warmem Eifer für die Sache der Menschheit und die Ehre der Religion entsprangen: so sind auch die übrigen, als Materialien zu einem künftigen deutschen Concordat, beygefügten Punkte mit eben so viel Mäfsigung als Einsicht *sine ira et studio* geschrieben, was auch jeder um so eher glauben wird, der den edeln Sinn eines *Werkmeisters* kennt, den wir mit Vergnügen am Ende der Abhandlung als den Vf. kennen lernen, indem er sich auf sein schon vor zwanzig Jahren geschriebenes Gutachten über die Trennung der Ehe vom Bande beruft, welche ihm bekanntlich jetzt wieder neuen Widerspruch und Anfechtung zugezogen. Möchte er nach neuen zwanzig Jahren dagegen die Befriedigung haben, sein Zeitalter durch sichere Fortschritte der Reife endlich so nahe gekommen zu sehen, dafs nach der gehofften *Charta reformationis* die vorgeschlagenen Veränderungen in Betreff des Cultus, des höhern und niedern Clerus, so wie der Layen zu aller Zufriedenheit ausgeführt werden seyn möchten!

Eine andere Stimme für die Aufhebung des Cölibats ist folgende:

Frankfurt u. Leipzig: Neue und wunderbare Geschichte, die sich mit dem frommen und gottseligen Herrn Gottlieb Weissmann, würdigstem Pfarrer in Freykirch und Dekan des Landkapitels Frommhofen, *zugetragen hat,* als derselbe den 8ten Jenner 1804. sein 80stes Lebensjahr, und das 50ste seiner Amtsführung jubilirte, *nebst der Predigt, die er an diesem Tage selbst gehalten hat.* 1804. 52 S. 8. (14 Krzr.) — Dafs die Einkleidung blofse Hülle und Erdichtung sey, bedarf kaum einer Bemerkung, und zeigt sich auf den ersten Anblick schon; dafs sie aber doch nicht ganz übel gewählt sey, um bey einem gewissen Publicum Eindruck zu machen, ist eben so wenig zu bezweifeln. Ein alter Pfarrer nämlich besteigt mit feyerlicher Würde an seinem doppelten Jubelfest die Kanzel, und spricht zu seiner Gemeinde über den Text I Kor. 13, 11. „Als ich ein Kind war, redete ich wie ein Kind," dafs auch er nicht bergen könne, manches in seiner Jugend mit ganz andern Augen angesehen zu haben, als jetzt, über manches mit jugendlichem Leichtsinne weggeschlüpft zu seyn oder nach falschen Grundsätzen gehandelt zu haben, worüber er nun erröthe. Zwar habe er über manches schon früher seine Sinnesänderung redlich mitgetheilt, und so manche Mifsbräuche aufgedeckt, die in der katholischen Kirche herrschen. Demnach haben die jüdischen und ungeistigen Begriffe von Gott und einer wahren Gottesverehrung, die abergläubische Gewohnheit zu wallfahrten, in Processionen umher zu ziehen, eine Schnur voll Pater und Ave zu beten, der falsche Glaube an Ablässe und eine mechanische Beichte, die unrichtige Würdigung des wahren Guten und des wahren Bösen, der gedankenlose Ceremoniendienst, die unverzeihliche Thorheit, in einer Sprache zu singen und zu beten, die man nicht versteht, und viele andere dergleichen Dinge schon lange die einzigen Gegenstände seiner Predigten ausgemacht; allein er könne nicht ruhig sterben, wenn er nicht auch über das Eine Wichtigste, worüber er sich bisher noch nicht zu reden getraute (was aber doch, nachdem er schon so viele andre Hauptlehren der Kirche angegriffen hatte, nicht consequent scheint), auch noch sein Herz eröffne, nämlich darüber: „*dafs der gröfste und wichtigste Mifsbrauch, der unserer Kirche die gröfste Schande und den gröfsten Schaden verursacht, der ehelose Stand der Priester ist.*" Dieses beweist er nun mit den gewöhnlichen Gründen, indem er zuerst „die dicken und fetten Mönche, die *aufgestutzten* (?) und rüstigen Weltpriester und alle die müfsigen Chorsänger" schildert. „Sehet sie, ruft er aus, bey ihren vollen Gläsern, bey ihrem gutgedecktem Tische, sehet sie bey ihren gefährlichen Verrichtungen, die ihnen ihr Stand auflegt; bey ihren wüsten und schweinereyvollen Büchern, bey welchen sie sich für den Beichtstuhl unterrichten; bey den abscheulichen und ärgerlichen Erzählungen, die sie im Beichtstuhle anhören müssen; bey ihrem gefahrvollen und alltäglichen Umgange mit ihren Mädchen und Köchinnen und in tausend andern schlüpfrigen Gelegenheiten. Könnet ihr glauben, dafs sie alle die Enthaltsamkeit beobachten, die ihnen die Kirche auflegt? Ihre Rohheit, ihr Schmutz an ihren Kleidern, ihre dumme Schüchternheit im Umgange mit vornehmen oder gelehrten, oder wohlgezogenen Menschen, ihre Unwissenheit in allen schönen, vernünftigen oder politischen Wissenschaften hat viele von ihnen aller Verachtung preisgegeben. Ihre Ehelosigkeit hatte vielleicht noch den gröfsten Einfluss auf die Verwilderung ihres Charakters. Sie würden vielleicht in der Gesellschaft eines artigen Weibes gesitteter geworden seyn. So mancherley Verirrungen würden ihre zarten Gefühle nicht so in ihnen erstickt haben, und sie würden in den elendesten Dingen keine Schadloshaltung für die edlern Freuden des Ehestands gesucht haben. Allein so schlecht auch immer viele Geistliche bisher gewesen seyn mögen: so mufs man doch für die Zukunft noch etwas weit schlimmeres befürchten. Unsere Schulcommission hat uns die erstaunliche Abnahme der Studenten auf allen unsern Schulen durch öffentliche Zeitungen bekannt gemacht. Und nach der dort angestellten Berechnung läfst sich leicht voraussehen, dafs der Staat selbst bald Mangel an Gelehrten leiden werde. Und was wird dann der Kirche bey ihrem Cölibat übrig bleiben? Ihr erfahrt es alle Tage, welcher Mangel an Priestern wirklich schon sichtbar ist. Unsere Bischöfe können uns nicht einmal Vicarien schicken" u. s. w. Wie treffend nun zum Theil auch diese Schilderungen sind: so wird jedem, der einen *Heggelin* und so manches andre Bild des guten Geistlichen kannte, dadurch die Möglichkeit rühmlicher Ausnahmen doch nicht widerlegt seyn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 9. September 1806.

RECHTSGELAHRTHEIT.

GIESSEN u. WETZLAR, b. Taſché u. Müller: *Handbuch des Civilrechts*, von D. *Franz Schömann* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der in Num. 215. abgebrochenen Recenſion.*)

V. *Culpa*, oder *das Recht der Entſchädigung für Verletzungen durch Verſehn.* — Dieſe Abhandlung, welche über eine eben ſo dunkle als für die Praxis wichtige Lehre des römiſchen Rechts eine durchaus neue und reſultatenreiche Theorie aufſtellt, iſt ein wahrer Gewinn für die Wiſſenſchaft. Sie zeugt von einem in neuern Schriften höchſt ſeltenen Quellenſtudium und Fleiſs. Der Vf. ſtellt zuerſt die Lücken und Widerſprüche der bis auf unſere Tage herrſchenden Theorie über *Culpa* und der trigotomiſchen Eintheilung derſelben dar. Indem dieſe Theorie zwiſchen ſchädlicher poſitiver und negativer Thätigkeit (*culpa in faciendo et in non faciendo*) nicht unterſcheidet, indem ſie die dürftigen Grundſätze aufſtellt, daſs man 1) auſserhalb dem Contract und contractähnlichen Verhältniſſe nach der *Lex Aquilia* für *culpa leviſſima* haften müſſe; 2) in Hinſicht beſonderer Verhältniſſe dagegen für *culpa lata* immer, für *culpa levis* in der Regel, für *culpa leviſſima* endlich nur, wenn man allein vom Geſchäft Vortheil, oder ausdrücklich oder ſtillſchweigend ſich dazu verbindlich gemacht hat, wie z. B. bey den *neg. geſtio* — führt ſie zu zahlloſen Inconſequenzen und ſteht mit den beſtimmteſten Pandectenſtellen im Widerſpruch. Der Verkäufer, welcher vor der Uebergabe die verkaufte Sache, nebſt dem Eigenthum eines dritten durch die nämliche geringe Unvorſichtigkeit, zugleich zu Grunde richtet, wird nach dieſer Theorie, höchſt inconſequent, fremdes Eigenthum entſchädigen müſſen, für ſein eignes Eigenthum dagegen noch obendrein den Kaufpreis fordern können. Der Conductor, welcher nach der angegebenen zweyten Regel nur *culpa levis* zu leiſten hat, wird doch nach §. ult. J. *de Loc. cond.* zu einer ſolchen *Cuſtodia*, *qualem diligentiſſimus pater familias ſuis rebus adhibet*, verbindlich gemacht. Eben ſo der Verkäufer nach L. 2. §. 1. u. L. 3. D. *de per. et com. rei vend.* Legt man dieſe Theorie den von *Culpa* handelnden Pandectenſtellen zum Grunde: ſo ſtöſst man auf unauflösliche Antinomien, wie z. B. zwiſchen L. 5. §. 2. D. *Com. v. contra*, wo *Ulpian* den *ſocius* nur für *culpa* ſchlechthin, alſo für *culpa levis* verantwortlich macht, und L. 52. §. 3. D. *pro ſocio*, wo der nämliche *Ulpian* vom *Socius cuſtodia* fordert, unter welcher allgemein *culpa leviſſima* verſtanden wird. — Von dieſen Widerſprüchen ergriffen ſtellte *Hugo Donellus* eine bisher unverdient verkannte, die Pandektenfragmente weit mehr conciliirende Theorie auf. Er erklärte *culpa leviſſima*, welche dem Ausdruck nach im ganzen *Corpus juris* nur einmal L. 44. D. *ad Leg. Aquil.* vorkömmt, für gleichbedeutend mit *culpa levis*, nahm neben ihr nur noch *culpa lata* an, unterſchied aber beide in *culpa in faciendo et non faciendo*. Nach ſeiner Behauptung wird die durch Nichthandeln ſich äuſsernde *culpa lata*, *deſidia*, *negligentia* genannt; das Gegentheil der *culpa levis in non faciendo* heiſst dagegen *diligentia*, *cuſtodia*. — Aber auch nach dieſer Theorie laſſen ſich die ſchwierige Pandectenſtellen in keine völlige Harmonie bringen. Wenn z. B. *Ulpian* in der bekannten Stelle L. 23. D. *de reg. juris* ſagt: *dolum et culpam (levem) recipiunt mandatum commodatum; venditum, pignori acceptum, locatum, dotis datio, tutela, negotia geſta — in his quidam et diligentiam*, wenn man dabey *cuſtodia* für das Gegentheil der *culpa levis in non faciendo* annimmt, und beſtimmt nachweiſen kann, daſs bey *ſechs* der angeführten Geſchäfte *cuſtodia* präſtirt werden muſs: ſo würde ſich gewiſs *Ulpian* ſehr unpaſſend durch das Wort *quidam* ſtatt *plurimi* ausdrücken. Er würde eben ſo unpaſſend in L. 5. §. 2. D. den Käufer, Miethsmann und Pfandgläubiger für weiter nichts, als für *dolus* und *culpa* (nach *Hugo Donell culpa levis in faciendo*) verbindlich machen, da andere Pandectenſtellen jenen Contrahenten *cuſtodia* (alſo *culpa levis in non faciendo*) auferlegen. — Der Vf. geht nunmehr zu ſeiner eignen Theorie über. Sie iſt folgende: Es giebt eine durch wirkliches Handeln und eine durch ſchädliches Unterlaſſen verſchuldete Unvorſichtigkeit. Die erſte iſt das *damnum injuria datum*, die zweyte die *culpa* im eigentlichen engern Sinn. In Anſehung der erſtern führt das römiſche Recht unbedingt eine wegen des geringſten Verſehens eintretende Entſchädigungsverbindlichkeit ein. Nur für den reinen bloſsen Zufall haftet man nicht. Aus dieſem höchſten Grundſatz geht nicht allein die *actio ex lege Aquilia*, *directa*, *utilis* und *in factum*, ſondern auch die *actio noxalis*, *de pauperie*, *de paſtu* und die *cautio de damno infecto* hervor. — (In Anſehung der zuletzt genannten Rechtsmittel hat der Vf. Unrecht. Hier iſt nicht Unvorſichtigkeit durch poſitives Handeln, ja nicht einmal negative Fahrläſſigkeit, ſondern einzig der Umſtand, daſs der Beklagte eine Sache beſitzt, welche Schaden verurſacht hat, oder zu verurſachen droht, Fundament der Klage. So wie aber das Geſetz den Beklagten nicht ſeiner *verſchuldeten* Handlung, ſondern des *zufälligen* Beſitzes der beſchädigenden Sache wegen verbindlich macht: ſo verſtattet es ihm, ſich durch Verzichtleiſtung auf den Beſitz derſelben von ſeiner Verbind-

bindlichkeit zu befreyen.) — Ob der Beschädigte Eigenthum oder irgend ein Realrecht an der beschädigten Sache habe, ist einerley. Sein blosses *Interesse* fundirt seine Klage (L. 17. D. *ad L. A.*). Eben darum klagt er mit der *actio ex lege aquilia* auf den am Object einer blos persönlichen Verbindlichkeit gestifteten Schaden, wovon L. 27. §. 14. D. *ad L. A.* und L. 11. §. 9. *quod vi aut clam* auffallende Beyspiele liefern. Eben darum ändert auch der Umstand, dass sich der Beschädigte in Hinsicht des Objects der Beschädigung mit dem Beschädiger in einem Contract oder contractähnlichen Verhältnifs findet, nichts. Der Depositar z. B. und wer *precario* empfangen hat, haftet auch für positive Thätigkeit bis zur *culpa levissima* gerade wie der Commodator, wird aber darauf nicht mit der *actio depositi* und *praescriptis verbis*, sondern einzig und allein mit der *actio ex L. A.* belangt. Nach dieser Ansicht bietet die für so schwierig gehaltene L. 18. §. 1. D. *Com. v. contra* nicht die mindeste Schwierigkeit dar. Die gemeine Meinung dagegen führt auf die ungeheure Inconsequenz, dass, wenn der Verkäufer die verkaufte Sache durch *culpa levissima* deteriorirt, er nach L. 43. D. *ad L. A. nach der Tradition*, vom Eigenthümer mit der *actio ex L. A.* auf Entschädigung könne belangt werden, wenn er dagegen durch die nämliche *culpa levissima* den Verkäufer, indem er die Sache *vor der Tradition* vernichtet, in noch gröfsern Schaden setzt, nicht allein keine Klage zu besorgen haben, sondern noch mit der *actio venditi* die Bezahlung des Kaufpreises fordern könne. Nur beym *Agrimensor* und beym *Geschenkversprecher* macht das römische Recht eine Ausnahme. Beide haften wegen positiv schädlicher Thätigkeit nur für *culpa lata*. (Für die letztere Behauptung führt der Vf. die sie nicht beweisende L. 37. D. *de V. O.* an.) — Ganz von der aus *schädlicher Thätigkeit* hervorgehenden *culpa* verschieden, ist *culpa durch Unthätigkeit*. Wenn unter *culpa* im weitesten Sinn jedes durch schädliche Thätigkeit oder Unthätigkeit entstandene Versehen verstanden wird, so versteht das römische Recht unter *culpa* im eigentlichen Sinn nur letztere. Sie heifst auch *omissio diligentiae*, *omissio custodiae*, *dissidia*. Von dieser nun gilt vor allen Dingen die allgemeine Regel, dass ausserhalb dem Contract und contractähnlichen Verhältnisse niemand dafür zu haften habe. Niemand ist ohne einen besondern Grund schuldig, durch positiv vorsichtiges Handeln vom andern Schaden abzuwenden. Für diese *culpa in non faciendo* haftet man folglich nur im Contract, oder contractähnlichen Verhältnissen. Sie hat vier Grade oder Modificationen. 1) *Culpa lata*, *negligentia*, der höchste Grad unthätiger Verwahrlosung *mit Rücksicht auf die Individualität des Subjects*. Die Definition derselben ist: *non intelligere quod omnes intelligunt*. Sie fällt dem zur Last, der in Hinsicht der Sache des andern mehr Nachlässigkeit zeigt, als in seinen eignen Angelegenheiten. Sie begründet die Vermuthung einer vorsätzlichen oder vielmehr *affectirten* Unachtsamkeit, und ist eben darum mit der *bona fides* unvereinbar, L. 32. D. *Depos.* Daher die Regel: *Culpa lata dolo aequiparetur*. — 2) Die zweyte Gattung von *culpa* ist *culpa levis*, oder *culpa* ohne Zusatz, *wieder mit Rücksicht auf Individualität*. Es ist ihr die gewöhnliche *diligentia* des *Paterfamilias* entgegengesetzt. Wer für die Sache des andern weder mehr noch weniger Sorge trägt, wie für seine eigne, ist von dieser *culpa* frey. — 3) Der höchste Grad von Aufmerksamkeit des vorsichtigsten Hausvaters *ohne Rücksicht auf Individualität* heifst *diligentia* ohne Zusatz. Dieses ist die *culpa levissima in non faciendo*. In der Regel haftet man im Contract oder contractähnlichen Verhältnissen dafür nicht. — 4) Das Gegentheil einer vierten Gattung von *culpa in non faciendo* wird durch das Wort *custodia* bezeichnet. Sie ist Vorsorge — nicht gegen die Deterioration — sondern gegen den Untergang der Sache. Sie ist in der *diligentia* im engern Sinn enthalten, nämlich *diligentia custodiendae rei*, wie selbst der Ausdruck L. 1. §. 4. D. *de obl. et act.* vorkömmt. Wer sonst nur für gemeine *diligentia* verantwortlich ist, haftet — zur Verhütung des gänzlichen Untergangs der Sache — für *custodia qualem diligentissimus paterfamilias suis rebus adhibet* (§. pen. *Inst. de Loc. conduc.*). Sie ist entweder *plena* oder *minus plena*, jene, wenn *jedes* fahrlässige Verkommen der Sache — wohin auch das juristische durch Usucapion gehört — verantwortet, diese, wenn blos der Diebstahl, der wenigstens nicht die Möglichkeit der Wiedererlangung der Sache durch *rei vindicatio* und *actio furti* ausschliefst — verhütet werden muss. Die vier Gattungen von *culpa in non faciendo* sind sehr bestimmt L. 5. §. 15. D. *Com. v. c.* unterschieden. — Mit vielem Fleifs werden jetzt die Contracte und contractähnliche Verhältnisse in Rücksicht der verschiedenen Modificationen der *culpa* durchgegangen. Die Recension kann dem Detail der Abhandlung hier nicht weiter folgen. Wie viele für schwierig gehaltene Pandectenstellen auf dem vom Vf. eingeschlagenen Wege sich vereinigen lassen müssen, und wie resultatenreich die von ihm aufgestellten Grundsätze in der Anwendung sind, wird der theoretische Jurist von selbst vermuthen. — VI. *Revision der Lehre vom Suspensivtermin bey Erbseinsetzungen.* — Aus dem Grundsatz: *nemo potest pro parte testatus pro parte intestatus decedi*, wird richtig gegen *Waldeck* und *Höpfner* gefolgert, dass eine an eine gewifs eintretende Begebenheit, von welcher es nur ungewifs ist, *wann* sie erfolgen werde, geknüpfte Erbseinsetzung als *pur* zu betrachten sey, wenn nicht der Wille des Testirers, *daß der eingesetzte Erbe die Begebenheit erleben müsse*, klar ausgedrückt worden. Er erklärt nach dieser, wie Rec. glaubt, sehr richtigen Ansicht den in L. 75. D. *de cond. et demonst.* vorkommenden *dies incertus* für einen *dies qui nondum cessit*. Doch räumt der Vf. selbst ein, dass bey Legaten, wo das Verhältnifs zwischen Intestat- und Testamentserbfolge den Folgesatz: *dies incertus conditionem in testamento facit*, nicht begründe, gegen die gemeine Meinung nichts einzuwenden sey. — VII. *Ueber den Satz: Servitus non potest consistere in faciendo: Erklärung legis* 16. u. 17. D. *de usufr. et quemadmodum quis utatur fruatur.* — Die schwierige Stelle L. 15. §. 7. in fine u. L. 16. D. *de usufr.*: *Pro-*

Proprietatis dominus ne quidem consentiente fructuario servitutem imponere potest, nisi qua deterior fructuarii conditio non fiat, findet der Vf. darum in Harmonie mit allgemeinen Principien, weil weder der Eigenthümer zur Verminderung des Fruchtgenuſſes, noch der Uſufructuar zur partiellen Veräuſserung des Eigenthums berechtigt ſey, und doch ſowohl jene als dieſe aus der Belegung des Objects des Uſufructs mit einem Servitut folgen würde. (Dieſe Erklärung ſcheint mehr ſubtil als befriedigend. Denn was hindert den Eigenthümer, den Uſufructuar zur Veräuſserung eines Eigenthumtheils, und den Uſufructuar, den Eigenthümer zur Verminderung des Fruchtgenuſſes vertragsmäſsig zu autoriſiren.)

Rec. glaubt durch dieſen Auszug ſein Urtheil über das wiſſenſchaftliche Intereſſe dieſer Abhandlungen und über die vom Vf. erregten Erwartungen gerechtfertigt zu haben. Arbeitet er in dieſem Geiſt fort: ſo wird ihm eine ehrenvolle Stelle unter den das römiſche Recht aus ſeiner eigenthümlichen Quelle, dem *Corpus juris*, mit praktiſcher Tendenz bearbeitenden Juriſten nicht fehlen. Seinem Stil fehlt es oft an Feile. Ausdrücke, wie S. 250. zum Erſatz *tenent* ſeyn, und S. 266. der Kaufcontract *recipirt diligentiam*, ſind nicht ſelten. Die ganz zweckwidrige Declamation S. 188. macht in einer rein dogmatiſchen Entwicklung poſitiver Rechtsſätze einen widrigen Effect. Tieferes Studium der Rechtsgeſchichte wäre dem Vf. ebenfalls zu empfehlen. Ein philoſophiſcher Umblick der römiſchen öffentlichen und Privat-Geſetzgebung zur Zeit der Klaſſiker würde unſere Praxis gegen den Vorwurf gerechtfertiget haben, welcher ihr S. 231. darüber gemacht wird, daſs ſie die auf Privatſtrafen gerichteten Klagen des römiſchen Rechts auch in den Fällen nicht zuläſst, in welchen die beſchädigende Handlung durch keine öffentliche Strafe geahndet wird.

Nürnberg, in Commiſſ. d. Seidel. Buch- u. Kunſthandl.: *Ausgewählte Rechtsfälle.* — *Erſtes* Bandes *erſtes* und *zweytes* Heft. 1804 u. 1805. 148 S. 8. (12 gr.)

Der Herausg. dieſer Sammlung von Rechtsfällen, Hr. Rathsconſulent *Popp* in Nürnberg, will in dieſe Sammlung, die er, wenn ſie Beyfall erhält, fortzuſetzen verſpricht, nur ſolche in der Reichsſtadt Nürnberg entſchiedene Rechtsfälle aufnehmen, welche reine Rechtspunkte und bloſse Anwendung der Geſetze auf unbeſtrittene Thatſachen zu Gegenſtänden hatten, ſo daſs ſie alſo vorzüglich Rechtsgelehrten und inſonderheit jungen Sachwaltern in Nürnberg nützlich zu werden verſpricht. Dabey berechtigt aber das auf dem Titel ſtehende Beywort *ausgewählte* zu der Erwartung, daſs der Herausg. aus einer groſsen Anzahl bey Gericht entſchiedener Rechtshändel nur diejenigen aufgenommen habe, die ſich entweder durch Seltenheit des Vorfalls, oder durch die damit verbundenen ungewöhnlichen Umſtände, oder durch ihre ſtarke Verwickelung, oder ihren auſserordentlichen Ausgang auszeichneten. Dieſe Erwartung iſt aber bisher noch unerfüllt geblieben, und ſchon der erſte Rechtsfall beſtätigt dieſe Bemerkung. Es war nämlich darüber Streit: können Waaren, welche ein Kaufmann kurz vor ausgebrochenem Concurſe beſtellt und empfangen hat, von dem Abſender bey dem Concurſe vindicirt werden? Dieſe bey Gerichten ſo oft vorkommende Streitigkeit wurde in zwey Inſtanzen mit Recht zum Vortheil des Vindicanten entſchieden, weil aus den Akten nirgends erhellte, daſs die vindicirten Waaren auf Borg verkauft worden ſeyen. Im zweyten Fall wird gegen die ganz beſtimmte und klare Vorſchrift eines Geſetzes vom J. 1572. die Frage: kann jemand, welcher nicht mehr unter der Aeltern oder Vormünder Gewalt iſt, von einem ohne zugezogene Zeugen geſchloſſenen Eheverlöbniſs aus dieſem Grunde wieder abgehen? verneinet. Dieſe Abweichung vom Geſetz ſoll zwar damit gerechtfertigt werden, daſs das Eheverlöbniſs, worüber Streit war, nicht in ein gehäſſiges abſichtliches Dunkel eingehüllt geweſen, und die Exiſtenz deſſelben anderwärts erwieſen worden ſey u. ſ. w. Aber alle die angeführten Gründe ſind doch bey weitem nicht hinreichend, dieſe Abweichung von einem ganz klaren und beſtimmten Geſetz auch nur zu entſchuldigen. Nie iſt der Richter berechtigt, bey der klaren und deutlichen Vorſchrift eines Geſetzes eine Ausnahme deswegen zu machen, weil das Unzutreffende des geſetzlichen Grundes nur auf beſondern und auſserordentlichen Umſtänden eines gewiſſen Falls beruhet; und es iſt Wortklauberey, wenn man unter einem heimlichen Eheverlöbniſs nur ein ſolches verſtehen will, welches geheim gehalten worden iſt: denn nach dem Sinn der Geſetze iſt ein geheimes Eheverlöbniſs immer ein ſolches, bey dem die geſetzlich vorgeſchriebenen Formalitäten fehlen, wenn es auch ſonſt bekannt genug, ja von einem Theile öffentlich erklärt iſt. Ueberhaupt ſind bey dieſem Rechtsfall ſolche Sätze von Anwendbarkeit der Geſetze, von richterlicher Willkür u. ſ. w. aufgeſtellt worden, welche eben ſo wenig gebilligt werden können, als die Aeuſserung des Herausg. in der Vorrede: daſs die Erkenntniſſe der oberſten Landesjuſtizſtelle vor der Hand als Geſetze anzuſehen ſeyen. Wenn es einmal ſo weit kommt, daſs der Richter ſich über die Geſetze hinwegſetzen, und nach Willkür und Laune Ausnahmen vom Geſetze machen darf: dann giebt es nichts mehr, worauf man ſich in Rechtsſtreitigkeiten verlaſſen kann: denn ewig wird es wahr bleiben, was Cicero ſchreibt: *Omnia incerta ſunt, quum a jure diſceſſum eſt.* — Bey dem dritten Rechtsfall kam es darauf an, ob die Verordnung des römiſchen Rechts vom Aufnahmsvertrage eine Ausdehnung auf andere ähnliche Anſtalten zulaſſe. Es hatte nämlich ein fremder Handelsmann, welcher die Nürnberger Meſſe beſucht hatte, bey ſeiner Abreiſe ein Kiſtchen mit Leinwand, welches nur mit einem ſchlechten Schlöſschen verſehen war, in der gröſsen Stadtwage, einem öffentlichen Niederlagsgebäude, zurück gelaſſen. Bey ſeiner Zurückkunft nach Nürnberg

berg vermiſst er einige Stücke Leinwand, und klagt aus dem Titel der Pandecten: *Nautae, caupones* etc. auf Entſchädigung. In der Appellationsinſtanz wurde angenommen, daſs eine unter obrigkeitlicher Autorität etablirte öffentliche Waarenniederlage für die entwendeten Sachen nach der ſtrengen Verbindlichkeit der römiſchen Rechtslehre vom Aufnahmsvertrage nicht verantwortlich ſey. Da es bey dieſem Fall auf einen controverſen Rechtspunkt ankam, ſo konnte der Unterrichter ſo, und das Obergericht anders erkennen, ohne daſs man ſagen könnte, es hätte der eine weniger *von Rechtswegen* geſprochen, als das andere. — Auſser den angeführten Rechtsfällen enthalten die zwey erſten Hefte dieſer Sammlung auch noch zwey Nürnbergiſche Additionaldecrete. — In dem einen werden nach zuvor erſtattetem hier abgedrucktem Gutachten des Appellationsgerichts die Rechte der Pathengeſchenke und der Schatzgelder der Kinder beym Concurs genauer beſtimmt. Da die Rechtszuſtändigkeiten der Kinder in Abſicht auf dieſe Geſchenke nach dem gemeinen Recht ſtreitig ſind, und ſie bey Concurſen bald ſo, bald anders locirt werden: ſo iſt es lobenswürdig, daſs die geſetzgebende Gewalt in Nürnberg dieſen Gegenſtand ihrer Aufmerkſamkeit gewürdigt hat. Das andere Decret enthält mit Gründen eine geſetzliche Norm, wie es mit den Terminen bey Vollſtreckung richterlicher Ausſprüche gehalten werden ſolle.

GESCHICHTE.

1) Wien, b. Geiſtinger: *Élémens de Mythologie.* Ouvrage deſtiné à l'inſtruction de la jeuneſſe. 1804. *Tom. I.* 181 S. *T. II.* 121 S. 8.

2) Leipzig, im Joachim. liter. Mag.: *Mythologie der Griechen und Römer*, oder Lehre von den fabelhaften Göttern des Alterthums. Ein Handbuch für Studierende, Künſtler und Kunſtfreunde von *K. Fr. Funke.* (Ohne Jahrz.) 224 S. 8. (1 Rthlr.)

3) Breslau, gedr. b. Graſs u. Barth: *Mythologiſche Belehrungen* in alphabetiſcher Ordnung, brauchbar für jeden Stand und für jedes Alter, mit illuminirten Kupfern von *Joh. Fr. Leonh. Brühwein*, 1805. X u. 860 S. 12. (1 Rthlr.)

4) Leipzig, b. Gräff: *Mythologiſche Unterhaltungen* für Deutſchlands gebildete Töchter, von *Luiſe Meynier.* — *Zweyter* Thl. 1805. 172 S. 8. (12 gr.)

Die Bearbeitung der Mythologie für die Jugend iſt nicht ſo leicht, wie man ſich vorſtellt. Sie erfordert gründliche Kenntniſs und Ueberſicht des ganzen Fabelkreiſes, eine verſtändige Auswahl, Zuſammenſtellung und Anordnung, eine zarte, vorſichtige Behandlung, und eine reizende, gefällige Darſtellung. Bey unſern Mythologieen für die Jugend finden ſich aber dieſe Eigenſchaften ſo ſelten beyſammen, daſs man ſchon froh iſt, wenn man ſie nur nicht alle vermiſst. Dieſs leidet auch zum Theil eine Anwendung auf die vor uns liegenden Schriften, unter denen doch Nr. 1. und 4. die beſſern ſind. Nr. 1. lieſt ſich ganz gut, wenn man es mit der Gründlichkeit, der Auswahl und den Deutungen nicht ſehr ſtrenge nimmt. Es iſt in Katechismusform eingekleidet, und mit vielen Verſen aus *Dumouſtier* und andern untermiſcht, um die Fabeln reizender zu machen, und dem Gedächtniſs mehr zu empfehlen. Die häufige Benutzung der Briefe *Dumouſtiers* hat ihm hie und da mehr das Anſehn eines Werkes der Phantaſie, als einer nüchternen Erzählung gegeben. Nr. 4. haben wir bereits nach dem *erſten* Theile (A. L. Z. 1805. Nr. 4.) gewürdigt; daſſelbe Gepräge trägt der *zweyte* und letzte Theil dieſer Mythologie für junge Frauenzimmer, denen es im Ganzen als eine nicht bloſs unſchädliche, ſondern auch nützliche Lectüre empfohlen werden mag. Hier und da bemerkt man freylich die mit dem Geiſt der Antike nicht vertraute Schriftſtellerin, wie S. 29.: „Der *Tod*, ein abgezehrtes, beflügeltes Skelet, in einem ſchwarzen mit Sternen beſäeten Gewand und einer Senſe, oder umgekehrten Fackel in der Hand." Vor Nr. 2. und 3. muſs Rec. durchaus warnen. Wie bedauernswürdig wären die Studirenden, Künſtler und Kunſtfreunde, die aus Nr. 2. ihre Kenntniſs der Mythologie ſchöpfen ſollen, da in dem Kopfe des Vfs. ſelbſt die verworrenſten Vorſtellungen durch einander liegen, die er denn, wie es von ſelbſt folgt, eben ſo verworren vorträgt! Er ſcheint einige franzöſiſche Werke der Mythologie vor Augen gehabt zu haben, und ſpricht bey Erwähnung der Hypotheſen zur Erklärung der Mythen ſo, als wenn faſt Niemand auſser den Franzoſen dergleichen aufgeſtellt hätte; als Zeichendeuter der Fabeln iſt er ein wahrer *Banierus redivivus.* Hr. *Brühwein* nun vollends hat mit Nr. 3. ſowohl in Anſehung der Kupfer, als ſeiner mythologiſchen Belehrung eine wahre Sudeley geliefert. Der Stil iſt altfränkiſcher, als bey dem längſt verſchollenen Hederich; die Deutung der Fabeln aber faſt durchaus ſchief und oft ganz ungereimt. Dieſe Deutungen hängt er gewöhnlich unter dem Titel *Symbolum* an. So lieſt man nach dem Artikel *Apollo* folgendes *Symbolum*: „Unter ihm verſteht man auch die Aufklärung, welche den Barbariſmus zu den Füſsen getreten, und die Menſchheit, durch Entwicklung der Seelenkräfte, und Erlernung der Künſte und Wiſſenſchaften, zum Herrn der Welt und zum edelſten Geſchöpf gemacht hat." Die *Diana* hat folgendes *Symbolum*: „Sie iſt das Gegenbild der Venus, und das Simbol der *gleichgültigen* Unempfindlichkeit, ſie ſelbſt beſitzt wenige Gefühle, gleich dem kalten Mond, iſt aber im Stande, auſser ſich viele Empfindungen hervorzubringen." Von den Aloiden wird S. 99. geſagt: „Alle Jahre nahmen ſie *einen Uhum* in die Länge, und einen *Cubitum* in die Breite zu."

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 10. September 1806.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

BRAUNSCHWEIG, b. Reichard: *Entwurf der dynamischen Pathogenie*, von *A. Winkelmann.* — *Erstes* Buch. 1805. 196 S. 8. (21 gr.)

Der frühe Tod des allgemein geschätzten Vfs. unterbrach dieses mit Geist und Besonnenheit angelegte Werk, und die Erwartungen zu welchen sein Talent, sein Fleiss und die Liebe, mit welcher er Wissenschaft und Natur umfieng, seine Zeitgenossen berechtigte. Wenn auch die Ausführung dieses *ersten* Buchs eiliger, als es solche ernste und schwierige Gegenstände erlauben, erfolgt seyn mag: so gilt dies doch nicht von den Ideen, die ihr zu Grund liegen und den Geist des Vfs. lang beschäftigt haben mögen. — Das Eigenthümliche der Ansicht des Vfs. beruht darauf, dass er in die Thätigkeit des Blutes, der Nerven und der Lymphgefäse, oder vielmehr in ihr bestimmtes Zusammenwirken den Grund des organischen Lebens legt. Dadurch entfernt er sich einigermafsen von gleichzeitig gültigen Meinungen. Die von *Herder* und *Kielmeyer* früher angedeutete, von den sogenannten Naturphilosophen wiederholte Triplicität von Kräften kehrt auch in des Vfs. Ansicht wieder, nur mit dem Unterschied, dass *er* aus sehr vernünftiger Absicht die, bis jetzt immer noch dunkel angegebene Beziehung jener Triplicität auf wirkliche lebendige Action, mit Uebergehung aller Erörterung der ursprünglichen Factoren des Lebens, geradehin ausspricht und bey allen folgenden Untersuchungen und Erklärungen darauf zurückkömmt. Hätte aber doch der Vf. sich ganz dieser Bearbeitung hingegeben, welche die allgemeine Richtung seiner Theorie andeutet, und nicht seine Principien auf eine höchst wunderbare Art an eine Reihe philosophischer Sätze knüpfen wollen, wie sie vor kurzem in der Physiologie eine so abenteuerliche Rolle spielten. Ohnehin ist ihm diese Darstellung gar nicht gelungen und trägt das Gepräge vergeblich erzielter Begreiflichkeit und Entfernung von ähnlichen, an der Tagesordnung gewesenen, Demonstrationen. In einer früheren Schrift, auf welche er sich hier beruft, gelang die mehr poetische Darstellung seiner philosophischen Grundsätze besser. — — Im *ersten* Kapitel zeigt der Vf., dass Erklärung irgend einer Naturerscheinung nur durch Hinführung auf einen ursprünglichen Dualismus von Kräften in der Natur möglich werde. Ueber diesen Dualismus finden sich wenig Aufschlüsse. Der Vf. weist ihn anfangs in dem Gegensatz einer empfindenden subjectiven und einer beschränkenden objectiven Thätigkeit nach, und kommt zuletzt durch einen, etwas unverständlichen Uebergang, darauf zurück, dass in unserer bestimmten Existenz sich dieser Dualismus in der positiven Thätigkeit des Nervensystems und der negativen des Blutes ausdrücke. Wie übrigens dieser Dualismus zu jenem sich verhalte, oder vielmehr, wie dieser *bestimmte* Gegensatz von Blut und Nerv aus der allgemeinen Naturanschauung hervorgehe, lässt sich aus der acht Seiten langen Demonstration nicht heraus finden. Die positive Nerventhätigkeit bestimmt der Vf. genauer, wenn er sagt: „sie bilde und erhalte den Körper und, indem sie in gröfserem Grad vorhanden sey, als die Bildung des Körpers erfordere, erscheine sie in ihrem Gegensatz gegen die übrige Natur als Seele (was mag der Vf. bey diesem Satz gedacht haben?). Die Thätigkeit des Blutes wirke ihr überhaupt entgegen, sie (Empfindung und Bildung) beschränkend." Durch die Bezeichnung dieser letzteren als *einer negativen Thätigkeit* ist nun freylich der Vf. einer genaueren Bestimmung derselben überhoben. Aber was ist mit *positiv* und *negativ* überhaupt von diesem Standpunkt gesagt? Diese bedeutungsleeren Ausdrücke sind von den verderblichsten Folgen für die Physiologie: denn so gewiss als noch kein *Physiologe* mit dem Verhältnis des Positiven und Negativen eine Idee oder Vorstellung ausgedrückt hat; eben so gewiss ist es, dass durch dessen Annahme sich mancher der Anstrengung überheben wollte, etwas zu denken, wo er sich nichts denken konnte. In dieser Bezeichnung liegt nur eine Anspielung auf das gegenseitige Verhältnis dunkel geahndeter Objecte, deren Wesen darin noch mit keinem Hauch angedeutet ist. Nun ist zwar der Vf. in der Bestimmung der Lebensprincipe nicht allein bey dieser Bezeichnung stehen geblieben; aber sie ist doch die einzige höhere Auskunft, welche er über die sinnlich und äufserlich aufgefafste Nerven- und Blutaction giebt. Analogie, Ergründung des Gesetzmäfsigen der Veränderungen und Verhältnisse dieser Principe, Zusammenstellung des Gleichen und Ungleichen vernachlässigte der Vf. — Ihm liegt in der Thätigkeit der Nerven und des Blutes ohne weitere Beziehung die höchste Doppelbegründung des Lebens, statt dass er sie als den bestimmten Ausdruck eines tiefer gefafsten, allgemeiner ausgesprochenen Dualismus hätte nachweisen sollen. Zu diesen beiden Kräften kommt nun noch eine dritte, welche jene beiden „in einem bleibenden Verhältnis, in dem einmal angenommenen Gleichgewicht erhalte, oder, indem sie nichts sey, als ein Theil der negativen Thätigkeit, welcher bereits durch die positive Kraft aufgehoben werde, in der Erscheinung

jene Kräfte vermittelnd und die Bildung zusammenhaltend erscheint." Die Idee, welche unter dieser Hülle verborgen liegen mag, vermifst sich Rec. nicht heraus zu klauben. Im *zweyten* Kapitel folgen zuerst Beweise für den Satz: dafs in der Wechselwirkung des Blut- und Nervensystems das Leben begründet sey; beide aber nur in dieser Coexistenz und gegenseitigen Beziehung existiren und wirken. — „Die Nerventhätigkeit ist im Gegensatz gegen das Blut bildend, im Gegensatz gegen äufsere Objecte empfindend." (Aber sie wird gewifs im Gefühl der Temperatur, des Schmerzes z. B. bey Entzündungen auch gegen ihren innern Gegensatz — er mag nun im Blut liegen oder nicht — empfindend; auf der andern Seite wirkt ja auch die bildende Thätigkeit auf äufsere, in Lungen, Haut und Darmkanal aufgenommene Substanzen.) Zwischen diesen beiden Richtungen der Nerventhätigkeit herrsche ein solches Verhältnifs, dafs das Prädominiren der einen ein Unterliegen der andern nothwendig mache. Die Sympathie der einzelnen Theile des Nervensystems und die allseitige Beziehung derselben auf einen gemeinschaftlichen Centralpunkt sey um so bedeutender, je vollkommner die thierische Organisation sey. Das bildende Leben geht nach dem Vf. vorzüglich von dem eigentlichen Nervensystem, den sympathischen Geflechten aus, denen er daher die Einwirkung aufs Blut zuschreibt. Im Gehirn und Rückenmark entfaltet sich nur die höhere Vollendung des empfindenden und geistigen Lebens. — — Die Verschiedenheit des arteriellen und venösen Blutes hängt ab von dem Nervencinflufs (der in dem Vegetations- oder Bildungsprocefs statt findet. Der Vf. hält sich bey diesem Punkt nicht weiter auf; denn er spricht nur von Umschlingung der Arterienenden mit Nerven.). Im arteriellen Blut ist ein Uebergewicht der Blutaction, im Venösen ein Uebergewicht der Nervenaction ausgedrückt. In der Respiration und den innern, das bildende Leben berührenden Mündungen der Gefäfse geschehen diese Veränderungen des Blutes. Dort erhält es den negativen, hier den positiven Charakter. Sauerstoff sey das Negative in der Natur. (Der Vf. scheint etwas schüchtern mit dieser Behauptung. Warum? Es kann ja doch kein anderer Sinn darin liegen, als dafs sich der Sauerstoff zu einem andern Princip *negativ verhalte* und diefs ist nicht zu läugnen. Ein schlechthin negatives Princip existirt weder in der Idee, noch in der Wirklichkeit.) Auf die übrigen Veränderungen des Blutes (von veränderter Nahrung, Absonderung, Atmosphäre und von Krankheit) legt der Vf. in physiologischer und nosologischer Hinsicht viel Gewicht, ohne aber irgend etwas darüber mitzutheilen. — Von allen aus der Wechselthätigkeit der Nerven und des Blutes hervorgehenden organischen Functionen stehe die Thätigkeit des Lymphsystems als die wichtigste da, so fern sie die Circulation vermittele, die Quantität und Qualität des Blutes, so fern sie endlich (nach dem Vf.; denn Rec. sieht es nicht ein) die Thätigkeit des Nerven und Bluts in dem, einmal angenommnen, Verhältnifs erhalte. Von der Circulation nimmt der Vf. weiter keine Notiz. Ob er sie ganz auf Rechnung des thätigen Blutes schreibt, oder ob Irritabilität der Gefäfse daran Antheil haben soll, bleibt ungewifs. Den Puls leitet er aus Irritabilität (Bewegung) der Gefäfse ab, (aber der Puls umfafst noch nicht das wichtige Phänomen der Circulation!) Die Digestion wird kaum erwähnt. Ernährung sey ein Produkt des *aus dem Blut abgesetzten Stoffs und durch das Lymphsystem Eingesognen* (?) Die Thätigkeit des Lymphsystems nähere sich durch die Empfänglichkeit für *gewisse* (einzusaugende) Substanzen der Nervenaction, von der sie sich jedoch durch Zusammenziehung der Lymphgefäfse entferne. Reizbarkeit der Lymphgefäfse liege also gleichsam in der Mitte zwischen Sensibilität und Irritabilität (in Hallers Sinn). Die Irritabilität selbst oder die Reizbarkeit der Muskelfaser sey aber ein Product des Blutes und der Nervenaction. Die Belege nimmt der Vf. aus *Pfaff*, der sie nach *Kielmeyer* aufstellte. Die Respiration will er nicht nach *Haller* mechanisch erklärt wissen, sondern nimmt an: es sey *eine* Action des Nervensystems, welche im neugebornen Kind die Luft in die Lungen und das Blut durch die Lungenarterien anziehe und einander nähere (was die Muskularaction beytrage, bleibt unerörtert). Die thierische Wärme sey der Ausdruck des Streites und des Uebergewichts, welches das Nervensystem an allen Endigungen der Arterien über das Blut erhalte. Daher ihre Unabhängigkeit von der äufseren Atmosphäre. Ueber die Absonderungen findet sich nichts Erhebliches. In einigen soll die Thätigkeit des Blutes, in andern die der Nerven das Uebergewicht haben. In der Absonderung des männlichen und weiblichen Samens wirken beide in der innigsten vollendetsten Verschmelzung. Die Erzeugung kann als Act der beiden Geschlechter nicht dynamisch genug gedacht werden, zu welchem Ende auch *Spallanzani's* Schwängerungen ohne Begattung geläugnet werden. In der männlichen Bildung sey der Nerv, in der weiblichen das Blut vorherrschend (worauf der Vf. auch das Phänomen der Menstruation bezieht). Nun bedürfe aber das Blut der Thätigkeit des Nerven und umgekehrt. In der Gattung vereinigen sich beide Principe zu einem neuen Leben, d. h. es entwickele sich ein neuer Gegensatz zwischen beiden. (Gilt dieses in Beziehung auf den Ueberschufs, der in jedem der beiden Geschlechter liegt?) Der Vf. wirft noch einiges wenige über Erection, Muskelfaser des *uterus* und Ernährung des *foetus* hin. Bey Erwähnung der monatlichen Reinigung scheint er andeuten zu wollen, dafs der innere *typus* lebendiger Thätigkeit nicht durch äufsere Momente bestimmt; sondern ein selbstständiger Ausdruck des Lebens sey und führt dafür an, dafs Weiber zu bestimmten Zeiten Wehen bekamen, wenn auch der *foetus* aufserhalb des *uterus* lag. (Schon der dem Mondszustand bald widersprechende, bald entsprechende *typus* der Menstruation, die Perioden des Schlafens und Wachens, der Metamorphosen und Gewohnheiten der Thiere sprechen dafür, dafs der *typus* des organischen Lebens seine individuellen Umlaufsperioden hat. —) Das cholerische Temperament drücke ein Uebergewicht der Nerventhätigkeit, das sanguinische ein Uebergewicht

gewicht des Blutes aus. Wo beide weniger thätig sind, als sie seyn sollen, wird das lymphatische System vorherrschend — phlegmatisches Temperament. Das melancholische bezeichne schon einen krankhaften Zustand. Im Wachen sey die Nervenaction, im Schlaf die Blutaction überwiegend; deshalb sollen choleriſche Menschen weniger und unruhig, sanguinische Menschen viel, Denker wenig, Kinder und Greise mit schwachem Nervensystem viel schlafen (Kinder schlafen immer viel, um so mehr, je jünger sie sind. Aber wo ist eine lebhaftere Sinnesaction, eine üppigere Bildung als im kindlichen Organismus?) Viele Anwendungen der ersten Grundsätze des Vfs. auf die Aeusserungen des organischen Lebens müssen dunkel bleiben, da die zu Anfang dieses Kapitels gegebnen Erörterungen viel zu dürftig ausgefallen sind. Vorzüglich wird dieſs bey der Erklärung der Temperamente und ihrer Verschiedenheit klar. — Vom *dritten* Kapitel an betrachtet der Vf. die Krankheiten selbst, aber ohne systematischen Zusammenhang. Er nimmt erst die allgemeinsten Krankheitserscheinungen vor, um sie nach seinen Grundsätzen zu erklären, schiebt dazwischen ein Kapitel von den Wirkungen der Arzneymittel hinein und beschliesst das Buch mit der Lehre von den Ursachen der Krankheiten. Aber auch seine Erklärungen ihrer verschiednen Erscheinungen sind zum Theil nur Einfälle des Augenblicks, und verrathen die Eile, in welcher der Vf. sich manchen Misbrauch der Idee von der Wechselwirkung erlaubte. Das folgende mag einige Proben davon liefern. *Drittes* und *viertes* Kapitel. Krankheit ist nach dem Vf. „jede Veränderung des Wechselverhältnisses, durch welche das vollkommne Bewusstseyn, oder die Rückwirkung auf Vorstellung mehr oder weniger unmöglich wird." Abgesehn davon dass diese *Rückwirkung* auf u. s. w. unverständlich ist; bleibt diese Definition auch darum unvollkommen, weil sie nur das Selbstgefühl, so fern es in der Krankheit afficirt wird, in Anspruch nimmt, ohne dass vorher oder irgendwo etwas über dessen Beziehung zum übrigen Lebensprocess gesagt, ohne dass endlich diese Bestimmung anders als empirisch begründet wäre. Für ein tieferes Nachdenken hat zwar diese Beziehung eine sinnvolle Bedeutung. In dem Tone aber, wie der Vf. sie hier aufführt, hätte er eben so gut sagen können: Krankheit ist jede Veränderung des Wechselverhältnisses, *bey welcher die dem Organismus zukommenden Verhältnisse der Transpiration oder der Kolorisation gestört werden.* Ausserdem passt jene Definition auch sogar auf den Schlaf und die frühste Lebensperiode. In Auseinandersetzung der Begriffe einer allgemeinen und örtlichen Krankheit, Symptom, Form, entfernte und nächste Ursache der Krankheit entfernt sich der Vf. nicht von früheren Nosologen. Die allgemeinen Krankheiten theilt er erst in solche, welche Veränderungen des einen oder andern constituirenden Systems und in solche, welche eine Veränderung des Wechselverhältnisses zur Ursache haben. Jene sind chronische Krankheiten, diese Fieber. (Wo gehören acute Krämpfe und Schmerzen hin?) Gleich darauf hebt sich aber diese Bestimmung ganz wieder auf, da gezeigt wird, dass chronische Krankheiten dann entstehen, wenn das Leiden des einen oder andern constituirenden Systems allmählig, fieberhafte, wenn es schnell eintritt. In beiden Fällen ist das Wechselverhältnis gestört. Dort finden nur nicht die starken Reactionen des Gegensatzes statt, welche hier das Charakteristische der Krankheit ausmachen. Der Vf. nimmt drey Arten Fieber an: Erstlich reine Fieber — die Grundformen aller übrigen fieberhaften Krankheiten. Sie sind entzündliche, adynamische und atactische. In den ersten überwiegt das Blut, in den zweyten ist das Nervensystem ursprünglich geschwächt; gutartig sind diese wenn das Blut dabey in einem guten kräftigen, bösartige, wenn das Blut in einem verdorbenen Zustand ist. Die zweyte Art Fieber, sind die mit Leiden eines Organs complicirten Fieber z. B. gastrische. Die dritte: — exanthematische Fieber. Ueber den *typus* der Fieber sagt der Vf. nichts Erhebliches. Die Exacerbation gegen Abend soll vorzüglich durch die höhere Thätigkeit des Blutes um diese Zeit herbey geführt werden. In dem ersten, — dem *stadium* des Frostes, überwiege das Blut, in dem *stadium* der Hitze erhebe sich die Nervenaction, dann folge das Gleichgewicht. Der Vf. hat sich die Auseinandersetzung des Fieberparoxysmus sehr bequem dadurch gemacht, dass er das Postulat voraus schickte: „Das Uebergewicht der einen oder andern Thätigkeit und der dadurch veranlasste Tumult könne nur eine Zeitlang dauern." Wenn dieſs aber auch erwiesen wäre: so bleibt die fieberhafte Reaction des Gegensatzes doch noch ein räthselhaftes Phänomen: denn wie oft tritt nicht ein Uebergewicht der einen oder andern Thätigkeit rasch ein, ohne eine darauf erfolgende Reaction der Entgegengesetzten? — In der Entwicklung der Krisen geht es dem Vf., wie vielen andern, welche den kritischen Tumult als einen besondern Vorgang in der Krankheit aufstellen wollten. Wer nicht einsieht, dass die Krise, wie jedes andere Krankheitsphänomen, nur ein besonderer Ausdruck der Krankheit ist, zu welcher sie hinzu zu kommen *scheint;* wer dagegen die kritische Bemühung oder Thätigkeit der Natur der Krankheit als Gegensatz entgegen stellen will; verhält sich wie einer der in dem Zorn eine kritische Bemühung des Gemüthes, den Unwillen zu beseitigen, in der electrischen Entladung eine kritische Bemühung des Conductor seine Electricität abzustossen, zu suchen bestrebt ist. Die Humoralpathologen dachten sich in der Krise ein anderes Princip gegen die vermeintlichen Verderbnisse der Säfte thätig und malten, dieſer Ansicht gemäſs, das Bild der Krise aus. Nun ist aber *diese* Ansicht so innig in den Begriff der Krise verschmolzen, dass unsre Nosologen, nachdem sie alle Verderbnis der Säfte zu läugnen angefangen, sie nicht los werden können. Der Vf. selbst sagt: „in der Krise sey die eigne Thätigkeit des ursprünglichen Wechselverhältnisses gegen die nächste Ursache der Krankheit selbst thätig." Die nächste Ursache der Krankheit ist aber die besonders modificirte Thätigkeit des Wechselverhältnisses. Also ist jene Thätigkeit gegen *sich selbst thätig?* — — Die Entzündung sey die Erscheinung einer örtlich überwiegenden Thätigkeit des Blutes. Die Thätigkeit des Blutes sey entweder an sich gestiegen, oder sie prädominire nur,

so

so fern die Nerventhätigkeit sinke. Jenes gebe active, dieſs paſſive Entzündung. Man soll aus diesem Begriff der Entzündung vorläufig ersehen (bey Rec. war es nicht der Fall), warum active Entzündung so leicht in Eiterung d. h. in Ausscheidung eines, aus dem zu thätigen Blute bereiteten, Stoffs übergehe? Krampf beruhe umgekehrt auf einer überwiegenden Thätigkeit des Nervensystems. Als Folge eines lang anhaltenden Uebergewichts der einen oder andern constituirenden Thätigkeit treten Lähmungen auf. Im *fünften* Kapitel spricht der Vf. von den *Wirkungen der Arzneymittel*, ob schon weder hier noch irgendwo eigentlich klar wird, was er unter Einwirkung äuſserer Einflüsse versteht. Wichtig wird die Behauptung des Vfs., dafs unmittelbar alle Arzneymittel auf das Nervensystem wirken sollen („weil es allein nach aufsen gewandt sey." Dieſer Grund hätte können wegbleiben: denn als bildend mufs ja nach des Vfs. Ansicht das Nervensystem nach innen gewandt seyn, und hier in den Circulations-, Assimilationsorganen berühren doch die meisten Arzneymittel Blut und nährenden Substanzen dasselbe). Auf das Blut soll geradezu nur Injection, Aderlafs und inspirirte Luft wirken. Hatte der Vf. Temperatur, Electricität vergessen, oder statuirt er gar keine dynamische Einwirkung der Aufsendinge aufs Blut? Ueberhaupt ist gar nicht abzusehn wie äufsere Einflüsse auf diese oder jene Thätigkeit ausschliefslich wirken sollen? Ueberreizung soll dann entstehen, wenn das Nervensystem zu thätig wird, als dafs ihr das Blut correspondiren könne, wo dann auch die Thätigkeit des Nervensystems verschwinden (?) müsse, da diese ohne die Wechselwirkung des Blutes nicht existiren könne. Aehnliche Auslegungen der verschiednen abnormen Lebenszustände durch die verschiedenen Verhältnisse der Wechselwirkung finden sich auch nun im *sechsten* und *siebenten* Kapitel, wo der Vf. zugleich die Semiotik der früheren Aerzte in Anspruch nimmt. Es ist schlechterdings unmöglich aus den verwirrten Bestimmungen des Wechselverhältnisses, wie sie der Vf. zur Erklärung der Krankheitsphänomene giebt, allgemeine Gesetze für die Veränderungen dieſer Wechselwirkung selbst zu abstrahiren. Rec. hebt nur einiges Bemerkenswerthe heraus: „Thränen sollen Zeichen eines verschwindenden Krampfs seyn. Daher sey es ein gutes Trostmittel den stummen Schmerz so heftig zu rühren bis er in Thränen ausbreche." Wenn wir den Schmerz steigern; so dürfte es nur geschehen um seinen Verlauf abzukürzen: denn an einem Punkt wird er wie jeder differente Zustand des organischen Lebens, in eine Krise ausschlagen, die sich — wie alle höchst gesteigerten Empfindungen durch vermehrte Absonderung, — durch Thränenabsonderungen verkündet und scheidet. Diese Krisen können aber auch *anders* ausfallen, und darum möchte dieſses Trostmittel eben so viel Unheil stiften können, als das *opium* in der Hand des Brownianers, der ungefähr dieſelben Kurabsichten haben möchte. Die Entzündungshaut leitet der Vf. aus der, dem Blut eigenthümlichen Neigung zum Festwerden her, die im Lebensproceſs durch Nerveneinfluſs verhindert wird. (Die Idee ist gut; aber wie bewirkt der Nerv nach dem Vf. dann Bildung, die doch offenbar auf Festwerdung hinauskömmt?) — Aus der Beobachtung, dafs Flüſsigkeiten, welche in die Pfortader oder Leberarterie eingespritzt werden, sowohl in die Lebervenen als Gallengänge eindringen, schliefst der Vf., dafs in der Gelbsucht die Galle auch durch die Venen in die Blutmasse komme. In dem *achten* Kapitel betrachtet der Vf. die entfernten Ursachen, welche von aufsen, in dem *neunten*, diejenigen welche von innen Krankheit bewirken. Entfernte Ursachen sind alle die (innern und äufsern) Einflüsse welche die nächste Ursache veranlassen. (?) Auch hier werden die Erklärungen oft widerlich gezwungen. Das Wuthgift soll durch eine Veränderung des Blutes wirken, auf welche als Rückwirkung des Nervensystems die Hydrophobie erfolgt; das betäubende Princip sey identisch mit der Nerventhätigkeit und steigere dieſe bey seiner Einwirkung, worauf dann heftige Reaction des Blutes (in der Betäubung) und endlich cessirende Wechselwirkung folge. Die reizenden Gifte bewirken vermehrte Thätigkeit des Blutes, Entzündung, Brand. Es verdient noch eine fruchtbare Idee des Vfs. über die Krankheitsgifte und Ansteckung Erwähnung: Der eigentliche Ansteckungsstoff verändere die Blutmasse auf eine, seinem Wesen verwandte Art. Dieſer bestimmten Veränderung des Blutes folge eine bestimmte Reaction des Nervensystems, und so werde das Product des gleicht veränderten Wechselverhältnisses eine gleiche Materie (nämlich in dem Organismus, von welchem die Ansteckung kam, wäre *dieſelbe* Blutverderbnifs, und also auch *dieſelbe* Nervenaction, mithin auch *daſſelbe* Verhältnifs der Wechselwirkung und *derſelbe* contagiöse Stoff als Product dieſer Wechselwirkung, *welcher* sich in dem inficirten Organismus findet). Dieſs Resultat ist erst dann erwiesen, wenn gezeigt wird, dafs der Ansteckungsstoff das Blut eines andern Organismus in denselben Zustand versetze, worin sich das Blut des Organismus befand, der den Ansteckungsstoff producirte, oder, was daſſelbe ist, dafs das Wesen des Ansteckungsstoffes mit dem Wesen des Blutes, aus dem er producirt wurde, identisch sey. Die Frage: wie die ganze Blutmasse durch das Atom Ansteckungsgift zu dieſer Veränderung komme? unnimmt der Vf. nicht selbst zu beantworten, und appellirt deshalb an die Gesetze der Sympathie des Nervensystems. Er stellt aber später den Satz auf: viele ansteckende Krankheiten entständen dadurch, dafs ein Nervensystem dem kranken Nervensystem (unter gewissem Einfluſs deſſelben) in seiner Thätigkeit gleich werde; dafs dieſes nicht nur von Krankheiten gelte, welche ohne Ansteckungsstoff von einem Individuum aufs andere übergehen, sondern auch von denen, wo ein solcher Stoff wirksam sey; dafs hierauf sich die Ansteckung begünstigende Wirkung der Furcht vor Ansteckung gründe, so fern hier jene Sympathie eintrete. Für die Möglichkeit dieſer Sympathie werden Belege gegeben. Die Idee verdient Aufmerksamkeit. Nur hätte der Vf. nicht von einer *sympathischen Reaction* wirken sollen; denn dieſer Ausdruck ist sinnzerstörend.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 11. *September* 1806.

PHILOSOPHIE.

ERLANGEN, in der Walther. Kunst- und Buchh.: *Ueber das Verhältniß der Philosophie zur Religion.* Von *G. E. A. Mehmel.* 1805. 110 S. (10 gr.)

Wenn gleich keine Religion ohne einigen Mysticismus, ohne gewisse Ideen und Gefühle gedacht werden kann, die sich nicht bestimmt mittheilen, sondern nur andeuten lassen: so ist es doch völlige Verkennung des Wesens der Philosophie, insbesondre einer Religionsphilosophie, wenn man sie, die den Ursprung jener religiösen Gefühle und ihr Verhältniss zu einander nachweisen sollte, selbst in ein mystisches Gewand hüllt, und sie nur in dunkeln Ahndungen und Andeutungen sich aussprechen läßt. So wie aber bald nach Erscheinung der kritischen Philosophie ein überwiegendes Bestreben der theoretischen Vernunft wahrgenommen wurde, alle Gefühle des Menschen zu Begriffen zu erheben und den analysirenden Verstand überall vorherrschen zu lassen: so zeigt sich dagegen bey einem grossen Theile unserer neuern Denker eine auffallende Tendenz, alle speculativen Begriffe wieder in Gefühle umzuwandeln, und nicht nur Religion, sondern auch Philosophie in einer und derselben Quelle einer gehaltleeren Mystik zu suchen, welche zwar glänzende Früchte verheißt; aber bey dem Lichte einer gründlichen Prüfung nichts als taube Blüthen darbietet.

In wie fern diese Bemerkungen auch auf die vorstehende Schrift anwendbar sind, deren Vf. mit Verwerfung mancher Ideen des *Kantischen* Systems nach einem eigenthümlichen Coalitionssysteme mehr mit den von *Fichte*, *Schelling* und *Eschenmayer* aufgestellten Ansichten, am meisten wohl mit den *Fichtischen* übereinstimmt, wird eine möglichst vollständige Darlegung des Inhalts derselben zeigen.

Der Vf. geht von dem Satze aus, dass Philosophie und Religion, so oft sie auch in ihrem Wesen und Verhältnisse verkannt sind, dennoch die höchste Höhe bilden, worauf sich das Ruhe suchende Herz erhebt, dass aber nur wenige Menschen zur Philosophie, alle dagegen zur Religion berufen sind. Hierauf wird zunächst die Frage: Was ist Philosophie? erörtert. „Von der ersten Entwicklungsperiode des Menschen in der Sinnenwelt, wo nur die *gemeine* Erfahrung herrscht, erhebt sich der Mensch bald zu einer *vergleichenden*, die als unentbehrliches Erkenntniss- und Bildungsmittel doch den Wunsch nach Wissenschaft nicht befriedigen kann, da sie unfähig ist, einen höchsten letzten Grund nachzuweisen." S. 18. „Um etwas *für* den Verstand zu finden, muss man *mit* Verstande suchen, muss wissen, was man sucht, und wie es zu suchen sey, kurz *methodisch* verfahren. Allein auch die wissenschaftliche Erfahrung kann noch nicht den Durst des Geistes nach absoluter Wissenschaft befriedigen. Denn theils erfährt man, um die *materielle* Sphäre der Erfahrung zu beschreiben, nur was auf eine bestimmte Weise in Zeit und Raum gegeben ist, nur das Wahrnehmbare; theils hat sie die *formelle* Eigenthümlichkeit, dass sie, ewig auf die Form sinnlicher Anschauung eingeschränkt, lediglich mit der Endlichkeit des Menschen in Verbindung steht und die Unendlichkeit der Vernunftbestimmung und der Aufgaben, die aus der Vernunft entspringen, völlig unberührt läßt." — Reflexion ist die nächste Stufe, zu welcher der denkende Geist sich erhebt, und in welcher er einen bestimmten Gegenstand für die Erkenntniss zu durchdringen strebt. Aber der reflectirende Verstand gelangt nicht zu dem Wahren an sich, das Denken und Seyn in absolute Einheit verbindet. Das Bedürfniss, diese zu suchen, treibt den Geist zur Philosophie, welche als esoterische Erkenntniss des Nichterscheinenden auf die ewigen Urbilder der Dinge in den Ideen gerichtet ist. Diese Thätigkeit, welche das reine Wissen zum Gegenstande hat, heißt Vernunft, das Organ des Unbedingten, der Principien einer ewigen Welt, eines Systems der Dinge, wie sie in Gott sind, d. i. wie sie in der Unveränderlichkeit ihres Wesens gedacht werden müssen. Mit *Spinoza* ging die speculative Vernunft und die Erkenntniss derselben zu Grabe. *Kant* erweckte sie wieder, sah aber in den Ideen blos regulative Principien, bis endlich *Fichte* auftrat, die Vernunft als absolute Ichheit charakterisirte und sie durch die Wissenschaftslehre als autonomisches und selbstständiges Princip des philosophischen Wissens auf den Thron der Wahrheit setzte." S. 45. — Hier scheint der Vf. nicht ganz richtig über *Kant* zu urtheilen. Auch *Kant* stellte die Vernunft als autonomisches Princip auf, und liess ihre Ideen, wenigstens auf dem praktischen Gebiete, völlig constitutiv seyn. *Fichte's* Ich ist als blos theoretische Intelligenz keines weges unabhängig, sondern wird vom Nicht-Ich bestimmt; nur als absolut praktisches Ich kann es seinerseits das Nicht-Ich bestimmen und seine Unabhängigkeit behaupten. — „Dem Nachdenken des Verstandes, einer blossen Chemie der Gedanken, steht das Denken der Vernunft entgegen, welche die innere Anschauung eigener Thathandlungen in selbstgeschaffene Objecte ausprägt. Die Vernunft hat keinen Stoff, und spricht folglich nichts aus, als ihr eigenes Wesen. Auf diese Weise entsteht ein reines

abſolutes Wiſſen durch die Speculation, deren ſubjective Eigenthümlichkeit iſt, daſs ſie Denken und Anſchauen vereinigt und in einem gemeinſchaftlichen Producte ausprägt. Objectiv iſt ſie ideale Schöpfung mit dem Gepräge der Nothwendigkeit, und die Handlung, welche Denken und Anſchauen mit organiſcher Nothwendigkeit in einem beſtimmten Producte *ausprägt*, heiſst *Conſtruiren*. Es iſt ein bekannter Irrthum, daſs nur die Mathematik conſtruire." — Dieſer Irrthum iſt aber erſt möglich geworden, ſeitdem *Schelling* dem Conſtructionsvermögen eine weitere Ausdehnung gegeben hat, als ihm vorher eingeräumt wurde, da es nunmehr das einzige Mittel iſt, aus der abſoluten Identität, welche alles verſchlingt, das Univerſum mit allem, was dazu gehört, wieder heraus zu conſtruiren. Da ſich dieſes Vermögen der Conſtruction urſprünglich auf unſere Vorſtellungen von Zeit und Raum gründet, die als gränzenlos in uns vorkommen, aber durch unſere Anſchauungen auf mannichfaltige Weiſe in Theilen begränzt werden können, wodurch dann die den Begriffen entſprechenden Gegenſtände eigentlich erſt entſtehen, und da die Vorſtellungen von Zeit und Raum der Mathematik eigenthümlich angehören: ſo konnte auch dieſe Art der Conſtruction nur auf dem Gebiete dieſer Wiſſenſchaft ihre Anwendung finden. — „Jener Wahn hat vorzüglich durch *Kant* neue Nahrung und eine gewiſſe Sanction bekommen, der, während er die Verirrungen der Speculation ins Licht ſtellte, vergaſs, die echte Speculation in ihrer Reinheit und Totalität aus den Tiefen der Vernunft hervorzurufen." S. 52. Auch dieſe ganz im Geiſt der neueſten Philoſophie ausgeſprochene Beſchuldigung ſcheint ſehr einer Rechtfertigung zu bedürfen. — „Das Object der Philoſophie iſt die Idee der ewigen Welt. Die Philoſophie betrachtet das Univerſum in den Erſcheinungen der Freyheit und Nothwendigkeit als das Abgebildete und hat die Aufgabe, die ewigen Urbilder der Dinge in einem vollendeten Syſteme der reinen Vernunft darzuſtellen. S. 59. Weisheit iſt Wiſſenſchaft an ſich, Vernunftwiſſenſchaft des Abſoluten, nach dem heil. Auguſtin intellectuelle Erkenntniſs des Ewigen. Allein noch kein Philoſoph hat es bis zur Vollendung des Syſtems in irgend einer Rückſicht gebracht, und es *dürfte den Göttern* ſelbſt ſchwer werden, zu beſtimmen, wenn es dazu kommen werde. S. 60. Die Aufgabe der Philoſophie iſt, durch das Abſolute ſelbſt die Wiſſenſchaft des Wiſſens zu conſtruiren. Es muſs gedacht werden als die ewige, durch Thathandlungen ſich offenbarende Einheit und Allheit, als die lebendige Urweſenheit der reinen Vernunft, welche die Philoſophie in den Formen einer idealiſchen Welt mit dem Gepräge der Nothwendigkeit geſtaltet. Die Handlung, wodurch dieſs geſchieht, heiſst Philoſophiren. S. 69. In der Vernunft liegt, wie in einem ewigen Keime, die Geiſter- und Körperwelt verſchloſſen, und beide ſpiegeln durch productive Denkkraft entfaltet, auf eine eigenthümliche Weiſe in der Denkkraft ſich ab. Der Grundcharakter des Philoſophen beſteht darin, im Abgrunde (?) der geſetzgebenden Vernunft die Urquelle der Weisheit zu finden und alles Sichtbare und Unſichtbare, unabhängig vom Schein in ſeinem ewigen Weſen zu betrachten. (S. 76.) Der Miſsbrauch, den das Volk mit dem Namen des Philoſophen treibt, iſt eine reiche Quelle verkehrter Urtheile über diejenigen, die ſich der wahren Weisheit befleiſsigen, und verdient als eine völlige Verwirrung der Begriffe gerügt zu werden. Mit dieſer Verkehrtheit iſt die Forderung verwandt, auch in ſtreng philoſophiſchen Schriften dem groſsen Haufen verſtändlich zu ſeyn." S. 79.

Eine bey weitem kleinere Abtheilung des Werks von S. 82 — 102. beantwortet die Frage: Was Religion ſey? „Dieſe iſt kein Mittel irdiſcher Zwecke, keine Wiſſenſchaft noch Kunſt, ſondern ſie ſoll, was dieſe nicht vermögen, das Herz zu allen Zeiten, in allen Lagen und Verhältniſſen für Zeit und Ewigkeit befriedigen. Sie muſs daher ein Gebiet bilden, das der Wiſſenſchaft abgewandt, durch ein Organ ergriffen wird, welches an Lebendigkeit und Zuverſicht alle wiſſenſchaftliche Gewiſsheit übertrifft, und ſie muſs für alle ohne Unterſchied der Talente, Kultur und Wiſſenſchaft ſeyn. Wo die Herrſchaft des Wiſſens beginnt, gehen die Säkulariſationen des Glaubens an. (S. 86.) „Die Unterſuchung über das Daſeyn Gottes iſt eine der verkehrteſten, vielleicht die verkehrteſte, die der menſchliche Geiſt in der völligen Verwirrung ſeiner ſelbſt unternehmen kann. Das Daſeyn Gottes beſteht nur in der Freyheit und Nothwendigkeit gebährenden ewigen Natur. Was keine Zeit an ſich hat, dem kommt auch kein Seyn zu. (S. 88.) Sobald man ſich ihn als ein von der Welt verſchiedenes Weſen dachte, muſste auf dem natürlichen Wege logiſch fortſchreitender Betrachtung die Frage entſtehn: Exiſtirt ein ſolches Weſen auch wirklich? Während die Kritik der reinen Vernunft ſiegreich wider die Argumentationen für das Daſeyn Gottes zu Felde zog, vergaſs ſie die Idee der Gottheit zu berichtigen. (?) Die Gottheit iſt kein Einzelnes, durch Form und Geſtalt individualiſirt, kein Subſtantielles, ſondern das ewige Leben ſelbſt, das ſchaffend und bildend in allen Reichen der Vernunft dem Menſchen ſich offenbart und in der Natur dem magiſchen Widerſcheine der Vernunft ſich wundervoll ſymboliſirt." (S. 90.) — Um ſich den Beweis für die Richtigkeit dieſer, doch auch nur ſubjectiven, Vorſtellungsart, welche mit der *Fichteſchen* coincidirt, zu erſparen, ſetzt der Vf. hinzu: — „Wollet nicht das Abſolut-höchſte beweiſen, was ſeine Gewiſsheit unmittelbar in ſich ſelbſt tragend aller Gewiſsheit Anfang und Ende iſt. Beweiſe ſind irdiſche Dienſtboten einer mittelbaren Gewiſsheit im Kreiſe des Endlichen. Iſt die Speculation bis an die Seele des Abſoluten d. i. bis an Gott, eingedrungen, ſo ziehen Sprache und Gedanken ihre Flügel an, und die Vernunft, die in Gott die Gottheit zu faſſen ſtrebt, verſinkt, überwältigt und vernichtet, in Andacht und Anbetung. So entſteht die Religion. Ihre Quelle iſt die Nothwendigkeit und Unerforſchlichkeit des göttlichen Weſens. Es iſt ein Geiſt, der das All der Erſcheinungen beſeelt und allgegen-

gegenwärtig mit prädeſtinirter Harmonie des Ganzen wirkt, (Vorſehung); der lebendige Glaube an eine göttliche Vorſehung heiſst Religion. Selbſt in Myſterien dargeſtellt läſst die Religion nur eine Vernunftſymbolik, oder eine Symbolik in Ideen zu. Faſst aber der alles ſpaltende und begränzende Verſtand, was die Idee der Religion prophetiſch und ahndend umfaſst, in beſtimmten Formen und Begriffen auf: ſo entſteht die exoteriſche Religion, eine ſichtbare Kirche, deren es mehrere geben kann, während vor Gott, d. i. in der Idee nur *eine* Religion möglich iſt." „Eine Anerkennung, die aus der Totalität des vernünftigen Bewuſstſeyns, wie der Halm aus dem treibenden Samenkorn entſpringt, heiſst *Glaube*. Wiſſenſchaftliche Gewiſsheit iſt dem Zweifel ausgeſetzt, der Glaube hingegen kennt keinen Zweifel." (S. 97.) — Dieſe Behauptung möchte wohl einer nähern Beſtimmung bedürfen. Gewiſsheit, welche auf wiſſenſchaftlichen Beweiſen begründet iſt, ſchlieſst eher den Zweifel aus, als ein Glaube, für welchen ſich gar keine analoge Begründung nachweiſen läſst, und der, ſo fern er gar keinen Zweifel kennt, als ein völlig blinder Glaube anzuſehn iſt, nicht etwa als ein reflectirtes Fürwahrhalten, das durch Anknüpfung an moraliſche und teleologiſche Betrachtungen und an unſre nothwendige Wirkſamkeit in einer moraliſchen überſinnlichen Welt ſanctionirt iſt. Ohne leitende moraliſche Ideen wird der religiöſe Glaube fortwährend der Gefahr ausgeſetzt ſeyn, in regelloſes Schwärmen und in die wunderbarſten und bedauernswertheſten Verirrungen einer gemiſsleiteten Phantaſie auszuſchweifen. Ueber dieſe Abſonderung der Religion und Moral erklärt ſich der Vf. noch in folgendem, ohne ſie doch im mindeſten tiefer zu begründen.

„Es iſt eine völlige Verkennung der Religion, ihr Weſen in dem Gebiete der Moral zu ſuchen. Es iſt ein wahrhaft unglücklicher (?) Gedanke, der Religion durch die Sittenlehre eine Stütze zu verleihen. Es gehört zu den Schwächen des gutgemeinten Irrthums, die Sittenlehre durch die Religion zu ſanctioniren. Jene wohnt im hellen Licht der autonomiſchen Vernunft, dieſe in der ſtillen Dämmerung eines kindlichen und Gott ergebenen Herzens." (S. 101.) — Mit Recht tadelt indeſs der Vf. die von *Kant* gegebene Erklärung über Religion, als ſey ſie bloſs Erkenntniſs aller unſerer Pflichten als göttlicher Gebote, wodurch ſich die Religion ganz in Moral auflöſe.

Der *dritte* und kürzeſte Abſchnitt des Werks von S. 103 — 110. zeigt, in welchem Verhältniſs die Philoſophie zur Religion ſtehe. Doch hätte man grade dieſem mehr Ausführlichkeit und Beſtimmtheit, und weniger bloſs ſcheinende Andeutungen jenes Verhältniſſes wünſchen mögen. „Beide, ſagt der Vf., haben ihr eigenthümliches Gebiet, und leben Göttern gleich, in der Selbſtſtändigkeit ihres eigenen Weſens. Was die eine im Wiſſen ergreift, hält die andere feſt im Glauben." Dieſer ſucht (?) und verleiht keine Sanction. Der Religion ſeiner Mutter angeſchmiegt, ſucht er nichts als die Seligkeit in ihrer Liebe zu athmen. Das Beſtimmen findet nur im Gebiete des Wiſſens ſtatt. Wer auch nur fragt: was iſt Religion? ſetzt negativ oder poſitiv eine Beziehung derſelben aufs Wiſſen, welches gänzlich aus der Sphäre der Religion ausgeſchloſſen iſt." — Nach S. 108. zieht die Philoſophie aber auch die Gegenſtände in ihre Sphäre, die nicht im Wiſſen beſtehn, namentlich den Glauben, welches der oben behaupteten ſtrengen Abſonderung des Wiſſens vom Glauben zu widerſprechen ſcheint. „Erſt durch die Philoſophie wird die Religion geſalbt und auf den Thron des Glaubens geſetzt. Als das allgemeine Auge der Möglichkeit und Nothwendigkeit miſst Philoſophie die Sphäre des Irdiſchen und Himmliſchen, verzeichnet das Gebiet und die Gränze der Religion. Von dieſer Seite alſo iſt die Philoſophie das Höchſte und über ihr giebt es weder Licht noch Finſterniſs mehr. Betrachtet man Philoſophie und Religion objectiv, ſo entſpringen ſie aus einem Mittelpunkte, aus der Urquelle aller Wahrheit, aus dem Anfange und Ende aller Dinge. Beide ruhen in Gott und haben einerley Tendenz, den Menſchen über das Irdiſche zu erheben, die eine durch Wiſſen, die andere durch Glauben. Iſt Gott das Höchſte und eine ſtrenge Wiſſenſchaft von Gott unmöglich: ſo endet die Philoſophie, von dieſer Seite betrachtet, in Nichtwiſſen und flieſst ſo mit dem Glauben in einem Meere zuſammen. Beide ſind himmliſche Schweſtern, die aus der Einheit des göttlichen Weſens ſtammen. Aber es gehört zum ſchönſten Berufe der Philoſophie, Zeugniſs zu geben von der Abkunft der erhabenen Schweſter und das Herz in Schutz zu nehmen, das von ihrer Liebe ergriffen, in Sehnſucht, Demuth und Glauben anbetet."

Was die Darſtellung des Vfs. betrifft, ſo iſt ſie, ungeachtet ihres myſtiſchen Anſtrichs, welcher ſelbſt manche intereſſante Combinationen herbeyführt, doch klar und lebendig, und verdient auch wegen dieſes, in philoſophiſchen Schriften jetzt ſo ſeltenen, Vorzuges rühmlich ausgezeichnet zu werden. Nur hin und wieder ſcheint der Stil ſich mehr dem Declamatoriſchen und Pretiöſen zu nähern und nicht den einfachen Charakter des philoſophiſchen Räſonnements zu tragen. Als ſprachwidrige Wortformen iſt dem Rec. das ſchon oft gerügte *anorgiſch* (S. 16.) für *unorganiſch* und *begrieflos* an mehrern Stellen aufgefallen.

INSPRUCK, gedr. mit Wagnerſchen Schriften: *Das Verhältniſs der Philoſophie zur chriſtlichen Glaubenslehre*, von *Raphael Genhart*. — *Erſter* Theil. Philoſophiſche Grundlage des chriſtlichen Glaubens. 1805. 142 S. 8. (12 gr.)

Der Vf. meynt es recht gut mit ſeinem Gegenſtande, und es entdeckt ſich in ſeiner Schrift allenthalben ein lobenswerthes Beſtreben, die groſsen Angelegenheiten der Religion philoſophiſch zu ſichern, und von dieſer philoſophiſchen Sicherung einen Uebergang in die chriſtliche Kirchenlehre zu machen. Eine ſolche philoſophiſche Sicherung ſetzt indeſſen die Bekanntſchaft ſowohl der älteren als der neueren Syſteme voraus, und eine vollſtändige Würdigung ihrer Verſuche.

Daran

Daran fehlt es nun dem Vf.; sein Beweis für das Daseyn Gottes ist kein andrer als der *Kantische* physikotheologische, kosmologische und moralische, nur in einer etwas andren Stellung, die grade nicht geeignet ist, Deutlichkeit und Schärfe zu vermehren. Die Religionsphilosophie unsrer Zeit wird keinen Gewinn aus diesem Buche schöpfen, dem übrigens wegen mancher sonstigen richtigen philosophischen Ansicht, für einen bestimmten Kreis von Menschen, und einen gewissen Grad der Geisteskultur (etwa katholischer Länder), seine Brauchbarkeit nicht abgesprochen werden soll.

Hauptgedanken sind folgende: Das Begreifen gewisser Wahrheiten, wenn die Seele die Unmöglichkeit ihres Betruges einsieht, heifst *Wissen;* wenn aber die Seele Wahrheiten annimmt, ohne doch die Unmöglichkeit des Irrthums einzusehen, so heifst dies *Glauben.* (Schon diese Definition stellt den Unterschied jener bekannten Wörter schief. Wer wahrhaft *glaubt* der hat keinen Gedanken an möglichen Irrthum, eben so wenig als derjenige welcher sonst weifs: denn jeder Glaubende *weifs* in der That. Nur ist ihm das Wissen auf einem andern Wege, als durch *Beweise*, zu Theil geworden. Vielleicht wollte der Vf. eben diesen Unterschied des Wissens durch *Beweise*, und des Wissens ohne dieselben, bemerklich machen.) Die Seele *weifs* etwas auf ihr eignes Zeugnifs, sie *glaubt* auf ein fremdes. Die Seele weifs nichts anders, als was sie empfindet, was sie durch Vergleichung, Unterscheidung und Verbindung der Empfindungen für Begriffe bildet. Sie weifs auch, was sich aus denselben folgern läfst. Darum sagt der Vf. S. 12. er habe eine echte Idee von dem Nichts (!) Das Nichts hat keine Attribute. Also wenn Nichts ist, kann Nichts werden. Der Grund alles Daseyns liegt in dem Etwas. Die Seele weifs nun nicht, was ihr das Gedächtnifs bezeugt, sie weifs nicht, was ihr die Sinne von dem Daseyn äufsrer Gegenstände bezeugen, sie weifs Nichts, wovon sie keine Verstandesbegriffe hat. (Die Unbestimmtheit dieser Aussagen entspringt aus der oben angegebnen unbestimmten Definition des Wissens und Glaubens.) Die Natur macht mich *glauben*, indem sie mich den subjectiven zureichenden Grund zu allem dem, was ich weifs, kennen lehrt, weil nichts ohne zureichenden Grund da ist. (Dieser Glaube, auf einen zureichenden Grund gestützt, bleibt aber nach des Vfs. eigner Aussage sehr schwankend, da er nach S. 25. nicht einmal von der wirklichen Existenz der Sonne durch das Sehen des Lichtes gewifs werden kann.) Man glaubt indefs das Daseyn der objectiven Welt, und zwar mit so fester Ueberzeugung, als ob man es durch sein eignes Zeugnifs wüfste. (Sehr richtig. Aber eben deswegen stützt sich auch der Glaube an die Welt der Objecte nicht auf den Schlufs von einem zureichenden Grunde, sondern auf unmittelbares Zeugnifs und Vertrauen der Sinne. Durch einen Schlufs ist nicht über die Subjectivität hinaus zu kommen, und der vollkommenste Idealismus hat die gröfste Consequenz.) Das Ansehen, oder das Zeugnifs der Natur, wenn ich es einmal, ohne verpflichtet zu seyn, angenommen habe, mufs ich nachher in Dingen, die wichtig sind, aus Pflicht annehmen. Es folgt also, dafs der Glaube ein Gegenstand der Pflicht seyn könne, und dafs ich mir ihn alsdann, in so weit es möglich ist, als eine Pflicht gebieten müsse. (Die Schwäche dieses Satzes leuchtet von selbst ein und zugleich die Unphilosophie.) Demonstrationen wie solche: dafs die Hyperbel von ihrer Asymptote nie berührt werden kann, meynt der Vf., würden öfters nur geglaubt. (Hier verräth sich, wie an andern Stellen, eine Unbekanntschaft mit der Art der mathematischen Beweise und ihrer Anschauung.) Das Daseyn Gottes ist kein Gegenstand des Wissens, und der Vf. verwirft sehr richtig den ontologischen Beweis. Aber das Daseyn Gottes zu glauben, sind eben so viele Gründe vorhanden, als für das Glauben an die Körperwelt. So wie die Natur geglaubt wird, als zureichender Grund der Sinnenempfindungen, so Gott als zureichender Grund der Natur. Der Vf. glaubt zugleich dem menschlichen Zeugnisse, dafs sich zu Zeiten, bey gewissen Umständen, gewisse Ereignisse zutrugen, die nach der allgemein erkannten Ordnung der Natur nicht möglich waren. Sie entstanden also durch einen höchsten Herrn der Natur. (Die Nichthaltbarkeit dieses Räsonnirens ist allgemein bekannt.) Als completiver nöthigender Grund, das Daseyn Gottes zu glauben, ist die Pflicht, dasselbe zu glauben von dem Vf. aufgeführt, und diese Pflicht beweifet etwas für das wirkliche Daseyn Gottes. Auch das *Argumentum a tuto* ist S. 111. zu Hülfe genommen worden. Es giebt stärkere Beweise (?) für das Daseyn Gottes, als für das Daseyn irgend eines andern Wesens. Der moralische Beweis ist allein für sich zu schwach; deswegen haben viele Menschen nicht an ihn gedacht, und wollten ihre Beweise lieber aus andern physikalischen Quellen hernehmen. — Da nun der Herr der Natur existirt, so will er uns auch nicht betrügen, sondern schickt uns einen Lehrer in seinem Namen, und wir sind versichert, dafs wir ihm glauben dürfen. Weder Unsterblichkeit der Seele noch Freyheit des Willens sind wir nach der Natur zu glauben schuldig, sondern es ist der Offenbarung vorbehalten, eine Lehre, welche die Natur blofs wahrscheinlich macht, bis zur höchsten Glaubwürdigkeit zu erheben, und durch ihre Uebereinstimmung mit der Lehre der Natur die Göttlichkeit ihres Ursprungs zu erweisen.

So viel zum Belege unsers oben gefällten Urtheils. Ein wahrer und fruchtbarer Gedanke dieser Schrift ist: dafs wir die Objectivität der Gegenstände auf das Zeugnifs der Sinne *glauben.* Mehr diesen Gedanken entwickelnd, tiefer sinnend und forschend, hätte sich vielleicht dem Vf. auch das Zeugnifs über *das* Daseyn Gottes aufgedrungen; ein höheres, einziges; das innere Zeugnifs der Vernunft und des freywirkenden Gott geborenen Geistes.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 12. September 1806.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

REGENSBURG, b. Montag: *Verſuch zu einer verbeſſerten Circulation des Papiergeldes und Berichtigung der öffentlichen Schuld in dem kaiſerl. öſterreichiſchen Staat.* 1806. VIII u. 215 S. 8. (16 gr.)

Der Verfall des öſtreichiſchen Geldweſens, welcher ſchon im Anfange des Jahres 1805, da der Haupttheil der oben angezeigten Schrift verfaſst worden, den nachtheiligſten Einfluſs auf das Gewerbe und den Handel dieſes groſsen Staates ſelbſt hatte, und für alle Fremde, die Zahlungen von daher zu beziehen haben, ſo drückend war, iſt durch die Folgen des unglücklichen Feldzugs im vorigen Jahre noch weit ſchlimmer geworden, und läſst eine Kataſtrophe beſorgen, die den Wohlſtand unzähliger Menſchen zerſtören, und von deren Folgen die öſtreichiſche Monarchie ſich in langer Zeit nicht erholen würde. Dieſer Gegenſtand iſt für ganz Deutſchland ſo wichtig, daſs jeder Verſuch, richtige Begriffe über die wahre Beſchaffenheit des Uebels zu verbreiten, verdienſtlich, und jeder mit einiger Sachkenntniſs ausgedachte Anſchlag, zu helfen, der Prüfung werth ſcheint. In der erſten Abſicht iſt die vorliegende Schrift ſehr ſchätzbar. Es herrſchen darin richtige Begriffe vom Geldweſen, von ſeinem Einfluſſe auf das Handelsverkehr, von den Wirkungen einer geringhaltigen Münze und einer Papiercirculation, die mit dem baaren Gelde nicht in gleichem Werthe erhalten werden kann. Vorzüglich iſt darin ſehr einleuchtend entwickelt, wie der allmälig ſinkende und immer tiefer fallende Werth eines Papiergeldes dazu wirkt, den Reichthum eines Landes zu vermindern, indem die Ausfuhr der Producte dadurch vermehrt wird, ohne daſs das Ausland ein angemeſſenes Aequivalent dafür entrichtet. Dieſe richtige Darſtellung wird ſehr gut dazu angewandt, die gefährlichen Vorſtellungen zu widerlegen, die ſo manche hegen, als ob das beſte Mittel, dem Uebel abzuhelfen, darin beſtehen könnte, das Papiergeld immer tiefer fallen, und es alſo in ſich ſelbſt vernichten zu laſſen, ſo wie in Frankreich mit den Aſſignaten geſchehen. Ein Anſchlag, der ſich dem Staatsmanne durch die anſcheinende Leichtigkeit der Ausführung empfiehlt, und bey den groſsen Schwierigkeiten anderer und beſſerer Plane leicht einen der Verzweiflung nahen Finanzier verführen könnte. Die ſchrecklichen Folgen eines ſolchen Verfahrens ſind hier im Allgemeinen kurz angegeben; ſie hätten aber wohl etwas mehr im Einzelnen dargelegt werden können, und insbeſondere hätte der Vf. wohl gethan, die öſtreichiſchen Staatsmänner darauf aufmerkſam zu machen, daſs dadurch der Regierung ſelbſt gar keine Verlegenheiten erſpart, ſondern dieſe vielmehr noch vergröſsert werden würden. Denn da die Haupturſache aller Uebel, die das öſtr. Geldweſen und Finanzen drücken, daher rührt daſs in der Monarchie nicht Metall genug circulirt, um alle Bedürfniſſe des innern Verkehrs und des auswärtigen Handels zu beſtreiten, die Regierung aber auch nach dem gänzlichen Falle des Papiergeldes ſehr groſser Einnahmen in ſolchen Zeichen des Werthes bedarf, die zur Beſtreitung ihrer Ausgaben in vollem Werthe verwandt werden mögen: ſo würde ſie durch den gänzlichen Discredit der Banknoten auſser Stand geſetzt werden, ihre täglichen Ausgaben zu beſtreiten, dafern ſie nicht ſo viel andres Geld herbeyzuſchaffen wüſste, als zu dieſen Ausgaben nöthig iſt. Kann ſie dieſes aber, ſo braucht ſie dieſe Einnahme in gutem Geldeswerthe, oder dieſe Schätze von Gelde, nur anzuwenden, um den Werth des jetzt circulirenden Papieres herzuſtellen, und ſich und dem Publicum zugleich zu helfen. Wenn man den enormen Belauf der currenten Ausgaben des Regenten eines ſolchen Staates, als der öſtreichiſche, erwägt: ſo kann wohl kein Zweifel entſtehen, daſs die Summe, die hinlänglich ſeyn würde, die Wirthſchaft der Regierung im Gange zu erhalten, auch vollkommen zureichen müſste, die jetzt circulirende Summe Papiergeld im Kurzen wieder auf ihren urſprünglichen Werth zu heben.

Aus eben dieſem Grunde würde auch ein anderer eben ſo verderblicher Anſchlag, ein Staatsbankrott in Anſehung der bisher contrahirten Staatsſchulden, die Verlegenheiten der Regierung gar nicht heben. Das Uebel, das ſie drückt, rührt nicht allein von der allerdings beträchtlichen Summe her, die jährlich für Zinſen ausgegeben werden muſs. Würden dieſe durchgeſtrichen, ſo verlören unzählige Menſchen damit ihr ganzes Einkommen, oder einen Theil deſſelben. Unzählige Privatbankrotte würden nachfolgen, alle Verhältniſſe würden zerſtört, manche Gewerbe ſtänden ganz ſtill, alle andern würden darunter leiden, und der Staat verlöre an ſeiner Einnahme durch dieſen Nothſtand ſo vieler Unterthanen, der nicht bloſs vorübergehend wäre, ſondern groſse, unabſehbare, und nie wieder auszulöſchende Folgen hätte, an der Einnahme vielleicht eben ſo viel, als er an der Zinſenausgabe erſparte. Und mit alle dem würde dem Uebel gar nicht abgeholfen, das jenen verzweifelten Entſchluſs veranlaſst hätte. Es würde vielmehr noch wachſen. Der geringe Werth des circulirenden Papiers

piers gegen klingende Münze würde dadurch nicht gehoben, wenn der Staat allen seinen Gläubigern das ihrige gewaltsam nähme. Das papierne Geld, worin er seine Einkünfte erhöbe, würde dadurch um nichts besser, ja es würde noch mehr fallen. Die Verarmung so vieler Menschen verursachte nämlich einen enormen Ausfall in der Circulation. Das Zeichen, welches keinen innern Werth hat, und dessen äusserer Zahlwerth blofs vom Bedürfnisse der Circulation abhängt, mufs aber immer tiefer fallen, je mehr diese Circulation abnimmt. Könnte ein Staatsmann sich auch über alle moralischen Bedenklichkeiten wegsetzen, welche ihn von einem verzweifelten Entschlusse abhalten sollten: so müfsten diese letzten Gründe ihn dennoch ganz davon abbringen, in einem Bankrotte Hülfe zu suchen.

Kann nun keine Art von Bankrott dem Staate helfen, weder eine gewaltsame Vernichtung oder Herabsetzung der Schuldverschreibungen des Staates, noch eine plötzliche oder auch allmählige Vernichtung des Werthes des circulirenden Papiergeldes: so müssen wohl andere Wege eingeschlagen werden.

Der ungenannte Vf. der vorliegenden Schrift giebt folgenden Plan an.

Er schlägt die in Papier circulirenden Summen (Banknoten) auf 500 Mill. fl. an. Davon möchten, sagt er, vielleicht 200 für das Bedürfnifs der Circulation hinlänglich seyn. 300 müssen vernichtet werden, um die Circulation von den überflüssigen zu entledigen. Die Zahlen sind obenhin angenommen, und dienen mehr zur Erläuterung, als dafs es wesentlich auf sie ankäme. Der Finanzminister, der den Plan ausführen wollte, möchte sie nach Untersuchung der Umstände berichtigen. Das Wesentliche ist immer dieses: die Circulation ist sehr überladen, und daher sinkt der Werth des circulirenden Zeichens. Es mufs daher ein Theil davon eingezogen werden, um dem bleibenden einen feststehenden Werth zu verschaffen und zu erhalten. Dieses letzte kann nur durch eine Veranstaltung geschehen, die jedem Besitzer die Sicherheit gewährt, sie gegen baares Geld umsetzen zu können, sobald er Metall braucht. Diese Sicherheit soll nach dem Plane des Vfs. durch die Fundation einer neuen Bank gewährt werden, die auf den Credit der Stände aller Provinzen der Monarchie gegründet, und von Deputirten derselben verwaltet wird. Die in Circulation bleibenden 200 Mill. fl. sollen auf den currenten Werth im Silbergelde (als der Vf. schrieb, 75 p. C. des Zahlwerths) herabgesetzt werden, und er meynt, dafs alsdann 30 bis 40 Mill. fl. in baarem Gelde hinreichen würden, die circulirende Masse in ihrem solchergestalt bestimmtem Werthe zu erhalten. Die 300 Mill., die eingezogen werden sollen, um vernichtet zu werden, denkt er herbeyzuziehen, indem allen Besitzern von Immobilien, welche Grundsteuer entrichten, aufgelegt wird, diese Steuer auf acht oder zehn Jahre voraus zu bezahlen; oder vielmehr, indem die Grundsteuer auf so viele Jahre, dem Besitzer des Fundi selbst, oder jedem andern, der den verlangten Vorschufs leistet, verkauft wird. Diese Besitzer der Grundstücke und Käufer der Grundsteuer verlieren dadurch nur die Zinsen auf einige Jahre, und mögen diesen Verlust als eine extraordinäre Steuer ansehen, welche ihnen durch den damit erkauften, sicher gestellten höhern Werth alles Geldes, womit die Producte des Landes künftig bezahlt werden, reichlich eingebracht werden wird; oder der Staat mag auch allenfalls diesen Zinsverlust selbst wieder vergüten, indem er die Grundsteuer auf eine verhältnifsmäfsige Zeit weiter hinaus für die angesetzte Summe verkauft. In diesem Falle werden die öffentlichen Kassen den Verlust ebenfalls durch den sichern und höhern Werth ihrer künftigen Einnahme wieder einbringen.

Dieser Plan beruhet also auf *zwey* Hauptpunkten: *Erstlich*, die Fixirung des Papiergeldes zu dem Werthe, auf den es in der Circulation herabgesunken ist, und *zweytens*, die Einziehung der gröfsern Hälfte alles circulirenden Papieres, um es zu vernichten, und dem bleibenden seinen Werth zu sichern.

Was das *erste* betrifft: so hat es allerdings sehr viel für sich. Die Regierung erhebt gegenwärtig alle ihre Einnahmen, oder doch den gröfsten Theil derselben, in einem Gelde, das sie selbst nur in weit geringerm Werthe in allen den Fällen ausgiebt, da sie entweder wirklicher klingender Münze bedarf, oder wo der Abnehmer in der Erhöhung des Preises eine Schadloshaltung des geringen Werthes des Papiers, womit bezahlt wird, suchen mufs. Es ist ihr sehr wichtig, sich wieder ins Gleichgewicht zu setzen. Dieses kann nur auf zweyerley Art geschehen. Entweder das circulirende Papier wird durch ökonomische Operationen auf seinen vollen Nominalwerth in Metallgelde gehoben, oder durch eine gesetzliche Verfügung auf den Nominalwerth herabgesetzt, den man ihm in Metall erhalten zu können glaubt. Für die künftige Circulation dürfte es mehrentheils gleichgültig seyn, welchen von beiden Wegen man einschlägt, dafern man nur dem fernern Schwanken vorzubeugen vermag. Wird der Nominalwerth des Papiers herabgesetzt: so ist jeder, der in Papiere, das einen gröfsern reellen Werth hat als bisher, bezahlen mufs, gedeckt, in so fern er auch in solchem Gelde empfängt. Die Preise der Dinge stellen sich aber weit leichter in das richtige Verhältnifs bey einer schleunigen Veränderung, als bey einer allmäligen. Auch die gegenwärtigen Besitzer des Papiergeldes leiden nicht so viel, als beym ersten Anblicke scheint. Wenn das Papiergeld im Wechsel nur zu 75 p. C. steht: so kann derjenige, der einen fl. in Händen hat, in allen Fällen, wo er auswärtige Bedürfnisse erhandeln oder auswärtige Verpflichtungen erfüllen mufs, und auch in allen Fällen der innern Circulation, welche von jenen auswärtigen Verhältnissen abhängen und danach regulirt werden, nicht mehr damit bestreiten, als mit 45 Kr. in baarem Gelde, und mufs sich selbst in allen diesen Fällen sagen, dafs er in seinem Gulden nur 45 Kr. besitzt. Er verliert also nichts, wenn sein papierner fl. auf 45 Kr. herabgesetzt wird, dafern er nur sicher ist, dafs er 45 Kr. gleich bleiben wird. Aber alles dieses ist auch nur in den hier bezeich-

zeichneten Fällen wahr. Im grofsen Handel wird richtig und genau gerechnet. In Beziehung auf diefen ſind alle illuſoriſchen Operationen von Münzherrn und Banken vergeblich. Aber in unzähligen Fällen des täglichen Verkehrs heifst es dennoch, ein fl. iſt ein fl. Ein leichter wird genommen ſo gut als ein ſchwerer, wenn man weifs, dafs man ihn eben ſo wieder anbringen kann. Hierauf wirken die Mafsregeln der Regierung, insbeſondre in Anſehung der Auflagen, ſehr viel. So lange ein ſchlechter fl. da für voll gilt, bleibt er immer einen vollen fl. werth, wenn man gleich nur 45 Kr. in Silber dafür erhalten kann, aber kein Silber, ſondern nur einen papiernen fl. braucht. Es iſt alſo nicht durchgehends wahr, dafs die Herabſetzung des Papiers auf ſeinen Handelswerth gegen Silber nichts weſentliches verändert. Indeſſen werden die hier gedachten Fälle, wo das Papiergeld nicht mehr werth iſt, als das Silbergeld, das man dafür erhandeln kann, immer häufiger, je gröſser die Einwirkung des auswärtigen Handels wird, und je tiefer dieſe Verhältniſſe mit Auswärtigen eingreifen.

Die gröſseſten Schwierigkeiten treten bey der Beurtheilung der früher eingegangenen Verbindlichkeiten ein: allein dieſe Schwierigkeiten ſind bey jeder plötzlichen und ſelbſt auch bey jeder allmäligen Alteration des Geldes und andrer circulirenden Zeichen des Werthes unvermeidlich: denn ſie rühren daher, dafs alles Geld und alle Münzzeichen im Gebrauche theils nach ihrem Gehalte oder Werthe in Metall als Waare, und theils als Münzzeichen nach dem Nominalwerthe geſchätzt werden. Man mag es machen wie man will, ſo leidet allemal ein Theil oder der andre, in einem oder andern Falle. Wird ein Geſetz gegeben, Kraft deſſen die Schulden, welche contrahirt worden ſind, als das Papiergeld nur 75 p. C. in Silber werth war, mit dieſen 75 p. C. eines vollgültigen Papiers getilgt werden kann: ſo verliert jeder Gläubiger, der ſein Geld nach dem Zahlwerthe gebrauchen konnte. Soll hingegen volle Zahlung in beſſerem Papier oder Münze geſchehen: ſo verliert der Schuldner, der Einnahme in baarem Gelde beſitzt, und ſich mit einem wohlfeiler gekauften Zahlmittel hätte befreyen können. Es iſt unmöglich, zu überſehen, auf welcher Seite die Folgen überwiegen, und das wichtigſte iſt, man vermeidet dieſe Schwierigkeit nicht einmal, wenn man den Weg einſchlägt, die geſammte Papiercirculation auf ihren Nominalwerth wieder zu erheben und dem Silber gleich zu machen. Denn alsdann zahlt ebenfalls jeder, der die gleiche Summe in beſſer gewordnem Papiere entrichtet, wirklich mehr, als er empfangen hat. Um alle Ungleichheiten zu vermeiden, hätte die Münzverwirrung nicht Statt finden ſollen. Aber ſie iſt einmal da, und ſoll gehoben werden.

Die Operation, das Papiergeld in ſeinem Nominalwerthe herabzuſetzen, könnte noch in einer andern Geſtalt vorgenommen werden: durch Einführung eines leichtern Münzfuſses, der dem currenten Silberwerthe des Papiers correſpondirte. Hierbey wird aber nicht allein die Schwierigkeit, die oben angegeben worden, gar nicht vermieden, und ein Geſetz wird nothwendig, dadurch die Erſtattung von Anleihen, die in ſchwerem Gelde gemacht ſind, nach richtigem Verhältniſſe in Silber vorgeſchrieben wird, ſondern die Staatscaſſe verliert auf beſtändig die Differenz des alten und neuen Münzfuſses in der Einnahme, da ſie doch die Ausgaben, wenigſtens für Zinſen, ohne Unbilligkeit nicht in leichtem Gelde ohne Vergütung leiſten kann.

Da die unvermeidlichen Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten gegen jeden Plan, ein ſo zerrüttetes Geldweſen wieder herzuſtellen, ſo grofs ſind: ſo kommt es bey der Wahl des einzuſchlagenden Weges ganz vorzüglich auf die Mittel der Ausführung an. Die däniſche Regierung fand ſich vor 20 Jahren, in ähnlichen Umſtänden als gegenwärtig die öſterreichiſche, bewogen, ſich alles Verrufens und Herabſetzens der Currenten-Zettel zu enthalten, und die geſunknen Noten wieder auf ihren urſprünglichen Werth zu heben. Ausführliche Nachricht, wie dieſes bewerkſtelligt worden, findet man in *Egger's Memoiren über die däniſchen Finanzen* (Hamburg 1800. u. 1801.), welches äuſserſt ſchätzbare Werk Rec. hier um ſo lieber in Erinnerung bringt, da es nicht allein theoretiſche Ideen und Plane, ſondern die wirkliche Geſchichte enthält, wie die Geldwirthſchaft eines geſunkenen Staates durch weiſe Mafsregeln (und etwas Glück) wieder hergeſtellt worden. Beynahe alle Uebel, die den öſterreichiſchen Staat gegenwärtig drücken, waren damals in Dänemark eingeriſſen. Freylich nicht in ſo hohem Grade: aber Dänemark hatte auch nicht die innern Kräfte, die die öſterreichiſche Monarchie beſitzt. So wie die feſte Befolgung eines nach richtigen Grundſätzen entworfenen Plans Dänemark aus dem Abgrunde gezogen hat, in den ſeine Finanzverwaltung verſunken war: ſo kann auch ebenfalls Oeſterreich durch ſtandhafte Befolgung guter Grundſätze wieder gehoben werden. Ob der nämliche Plan befolgt werden kann, hängt hauptſächlich von dem Umſtande ab, wie die öſterreichiſchen Bankzettel in das Publicum gebracht ſind, und hierüber iſt, ſo viel Rec. weifs, keine zuverläſſige Nachricht bekannt. Sind die Bankzettel als ein Papiergeld von der Regierung zu ihren Bedürfniſſen willkürlich gemacht und ausgegeben, müſſen alſo alle Zettel, die eingezogen werden ſollen, von ihr eingelöſet werden: ſo wird es ihr ſehr ſchwer fallen, den vollen Werth der Zettel bald wieder herzuſtellen; und ſo dürfte es vielleicht am rathſamſten ſeyn, ſie zwar nicht auf den geringen Werth, zu dem ſie gegenwärtig herabgeſunken ſind, aber doch vielleicht zu 75 p. C. herabzuſetzen. Hat aber die Bank, gleich andern ſolchen Anſtalten, ihre Zettel, wenigſtens zum Theil, in Darlehn an Privatperſonen auf verpfändetes Gut ausgegeben; kann ſie daher (ſo wie die däniſche Bank gethan) einen Theil durch Einziehen dieſer Schulden von Privatperſonen realiſiren, und fällt die ganze Laſt dieſer einzuziehenden Summe daher nicht ganz allein der Staatscaſſe zur Laſt: ſo iſt

es rathſamer, die Bankzettel durch dieſes und andre Mittel wieder zu heben, und ſie nicht herabzuſetzen.

Welchen Plan man aber auch ergreifen mag: ſo beruht alles darauf, dem Papiergelde fürs Künftige den Werth zu ſichern, den es in Silber haben ſoll. Hiezu iſt, wie der Vf. der vorliegenden Schrift ganz wohl einſieht, nur ein einziges Mittel. Erzwungner Curs durch Geſetze und Strafen helfen nichts. Alle Staaten, die ihre Geldwirthſchaft in Ordnung erhalten oder wieder herſtellen wollen, müſſen dazu ſchreiten, die Veranſtaltung zu treffen, daſs das Papiergeld, das ſie in Circulation ſetzen, jedesmal auf Verlangen in Münze realiſirt werden könne. Geſchieht dieſes nicht: ſo iſt es vergeblich, ihm einen feſten Werth beyzulegen. Die Regierung wird ſo gut als jeder Privatmann ihre Zahlungen nach Verhältniſs des Handelswerthes ſeines Papiers leiſten müſſen, und die Regierung wird noch mehr verlieren, als der Privatmann, weil bey ihren groſsen Operationen Mittelsmänner mitwirken müſſen, die noch gewinnen, oder wenigſtens gegen Verluſt an dem Zahlungsmittel geſichert ſeyn wollen. England allein kann ſeine Banknoten in vollem Werthe erhalten, wenn gleich der Ausſteller derſelben ſeit mehrern Jahren nicht realiſirt, wie er zu thun ſchuldig wäre. Die Noten der Londner Bank verlieren nicht (wie der Vf. des vorliegenden Buchs irrig meint) gegen klingende Münze, ungeachtet ſie ſie nicht gegen baares verwechſelt. Allein dieſes rührt allein von dem enormen Uebergewichte her, welches Englands unermeſslicher Handel erzeugt. Wenn gleich die Banknoten nicht ſo wie die öſterreichiſchen zum Bedürfniſſe der Regierung willkürlich gemacht und von ihr in Curs geſetzt ſind, ſondern vielmehr nur von der Bank gegen Sicherheit, die ihr übergeben wird, in Umlauf geſetzt werden, mithin einem ſolidden Werthe correſpondiren: ſo würden ſie dennoch gegen klingende Münze verlieren, ſobald der Beſitzer dieſer letzten bedürftig würde, um auswärts zu bezahlen, wo keine Noten genommen werden. Aber für dieſe auswärtigen Zahlungen beſitzt England Metall genug: denn das Ausland hat im Ganzen immer mehr dorthin zu bezahlen, als von daher zu empfangen. Jedes andre Land, deſſen Balanz auch nur ſchwankt, darf nicht hoffen ein Papiergeld in erzwungnem Curſe zu erhalten.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Ohne Druckort: *Lazarus, der Arme.* 1806. VI u. 246 S. 8.

Warum dieſs recht gute und nützliche Buch den angegebenen Titel führt, ſehen wir nicht ein: denn weit über Armuth und das aus ihr entſtehende, oder mit ihr verbundene, Elend hinaus verbreitet ſich daſſelbe beynahe über Alles, was der Menſchenfreund an dem Zeitgeiſte nicht gut heiſſen kann, z. B. Verfall der Religioſität und des öffentlichen Cultus, ſchlechten Schulunterricht, Fehler im Predigtweſen, Leſewuth und Buchmacherey, u. ſ. w. Paſſender würde daher der Titel nach dem Bekannten: „Laſst uns beſſer werden, bald wirds beſſer ſeyn,“ eingerichtet werden; da der Vf. bey allen trefflichen Darſtellungen der Abwege, auf die wir uns verirrt haben, es nicht an Zurechtweiſungen auf den beſſern Weg und ausführbar guten Vorſchlägen fehlen läſst. Das Buch verdient alſo Leſer unter allen Klaſſen, wie es denn auch *allen guten Menſchen vom Throne an, bis zur Bettelhütte herab*, zugeeignet iſt. Wir wünſchen, daſs es dieſelben reichlich finden möge.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Erlangen*, b. Palm: *Zwey Religionsvorträge beym Wechſel ſeines akademiſchen Lehr- und Predigtamts zum Abſchied und Antritt in Göttingen und Erlangen* [z. Abſchied in Gött. u. Antritt in Erl.] gehalten von Dr. *Chr. Friedr. Ammon.* 1804. 52 S. 8. — Auf Anzeige einzelner Gelegenheits-Predigten kann ſich unſere A. L. Z. in der Regel nicht einlaſſen; aber wenn ein Kanzelredner, den der öffentliche Ruf ehrt, bey beſonders feyerlicher Gelegenheiten zu ſprechen veranlaſst war, und ſeine Reden durch den Druck dem gröſsern Publicum mittheilt: ſo findet von Rechtswegen eine Ausnahme Statt. Rec., der den Predigten des Vfs. den Vorzug vor allen ſeinen übrigen Schriften einräumen zu müſſen glaubt, bekennt gern, dieſe beiden Gelegenheitsreden des Vfs. mit Erwartung zur Hand genommen, und nicht ohne Befriedigung aus der Hand gelegt zu haben; kann aber zugleich doch nicht bergen, daſs er ſie nicht zu den vorzüglichern Arbeiten des Vfs. in dem homiletiſchen Fache zählen kann, indem in beiden mehr redneriſcher Schmuck, als Innigkeit und Wärme des Gefühls zu finden iſt, in beiden auch ſogar wirkliche Fehler gegen homiletiſche Geſetze vorkommen. So iſt in der erſten Predigt über das Thema „*unſer Leben als eine immerwährende Trennung zu betrachten*“ die Abtheilung des erſten Theils, durch welche der Hauptſatz entwickelt werden ſoll: „denn *wir trennen uns* unaufhörlich von unſern *Irrthümern* und *Meinungen*, von unſern *Lieblingswünſchen* und *Leidenſchaften*, von *äuſsern Gütern*, die uns theuer ſind, und ſelbſt von unſern *Freunden* und *Geliebten*“ u. ſ. w. nicht nur nicht logiſch richtig, indem ohne vorgängige Andeutung, und ſelbſt gegen den herrſchenden Zweck der Rede, *Trennen* mit *Getrenntwerden* zuſammengemiſcht wird, ſondern ſie enthält auch eine, bey dem Vf. in der That befremdende, rhetoriſche Ungeſchicklichkeit, indem es für die *Freunde* und *Geliebten* eben nicht ſchmeichelhaft ſeyn kann, ſich mit *Irrthümern* und *Leidenſchaften* in Eine Kategorie geſtellt zu ſehen. So ſtellt auch das Thema der zweyten Predigt: „*Wie wir die Hinderniſſe überwinden können, die ſich der geſegneten Führung des chriſtlichen Lehramtes entgegenſtellen*“ den eigentlichen Inhalt der Rede nicht richtig dar, indem der Vf. durch das „*Wir*“ im Thema ſich mit einſchlieſst, während der zweyte Theil nur zeigt, wie die *Zuhörer* die Hinderniſſe überwinden ſollen. Inzwiſchen ſind dieſs Verſehen, die bey einem mit der berühmten Kanzelredner kaum erwähnt werden würden, und die um ſo verzeihlicher ſind, da gerade bey dergleichen wichtigen Veranlaſſungen dem Redner oft die Ruhe mangelt, deren er zu einer ganz vollendeten Behandlung ſeines Gegenſtandes bedürfte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 13. September 1806.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

REGENSBURG, b. Montag: *Verſuch zu einer verbeſſerten Circulation des Papiergeldes und Berichtigung der öffentlichen Schuld in dem kaiſerl. öſterreichiſchen Staat* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der in Num. 219. abgebrochenen Recenſion.*)

Eine auf den Credit nicht bloſs der Regierung, ſondern des Landes ſelbſt gegründete, von Deputirten der Landſtände unter Aufſicht des Regenten verwaltete Bank, wie der Vf. vorſchlägt, iſt eine ſehr zweckmäſsige Anſtalt, um ſich zu verſichern, daſs die Zettel nicht willkürlich zu den Bedürfniſſen der Regierung vermehrt werden. Aber dieſe Bank wird den Credit ihrer Zettel dennoch nur ſo lange aufrecht erhalten können, als ſie Metall genug beſitzt, die ihr zum Einlöſen präſentirten Zettel realiſiren zu können. Ihr inländiſcher Credit mag noch ſo gut gegründet ſeyn, und feſt ſtehen, ſo wird ſie zum Behufe des auswärtigen Handels immer baares Geld anſchaffen müſſen. Es beruht alſo alles darauf, daſs die Balanz des auswärtigen Handels nicht mehr Metall erfordre, als die Monarchie aus Bergwerken oder auf andern Wegen zu ziehen vermag. Die Maſsregeln der Staatswirthſchaft den Abfluſs des baaren Geldes zu hindern, bleiben alſo immer die Hauptſache; und alle Operationen der Banken bleiben unwirkſam, ſo lange nicht auf jenem Wege für die Wiederherſtellung des Geldweſens geſorgt wird. Der Urheber des Plans, mit dem wir uns beſchäftigen, überſieht dieſes zwar nicht, aber er dringt doch hauptſächlich auf die Vernichtung der überflüſſigen Zettel. Er ſchlägt dieſe auf mehrere Hundert Millionen fl. an, und will ſie auf die oben angegebene Art einziehen. Dieſes macht den *zweyten* Hauptpunkt ſeines Vortrags aus.

Der Gedanke, eine ſo groſse Maſſe Zettel aus der Circulation mittelſt des Verkaufs der Grundſteuer zu ziehen, ſcheint aus dem Plane genommen zu ſeyn, der in England mit ſo gutem Erfolge vor einigen Jahren ausgeführt iſt, um den ſinkenden Werth der Stocks zu heben: aber das Project unſers Vfs. weicht von dieſem in mehrern weſentlichen Stücken ab. Der Credit der Nation hatte in England während des Kriegs gelitten; die groſse Summe von Stocks, die zum Verkaufe ausgeboten ward, hatte ihren Preis ſo herabgebracht, daſs man aus den Antheilen an der Nationalſchuld beträchtlich höhere Zinſen zog, als aus Privatanleihen auf gute Hypotheken. Da dieſes alle Operationen der Regierung, die immerfort das Bedürfniſs neuer Anleihen hatte, ſehr drückte: ſo ward jedem frey geſtellt, ſich ſelbſt von der Grundſteuer mittelſt Stocks loszukaufen, oder auch die Grundſteuer eines dritten auf eben dieſe Art an ſich zu bringen. Der Preis war ſo geſetzt, daſs der Staat ein anſehnliches an den Zinſen gewann; die Käufer aber, welche aus Privatſchuldverſchreibungen auch vorhin nicht ſo hohe Zinſen ziehn konnten, als vom Staate, verloren nur in ſo fern ſie es ſelbſt wollten. Der hohe Werth, den alle Gutsbeſitzer auf jede Befreyung von Präſtationen legen, macht es begreiflich, daſs dieſe der öffentlichen Schatzkammer einträgliche Operation dennoch groſsen Beyfall fand, und daſs Pitt ſeine Abſicht, den Kaufpreis des Stock zu heben, vollkommen erreichte. Aber der Kauf war *freywillig*. Nach dem Plane, der hier für Oeſterreich angegeben wird, ſoll er *erzwungen* ſeyn. In England ward der Preis mit Antheilen an der Nationalſchuld bezahlt, *die Zinſen trugen*. Hier ſoll mit Papier bezahlt werden, das *Geldesſtelle* vertritt, und bisher als ſolches circulirt hat. Endlich ward in England auf *ewig* abgekauft, in Oeſterreich ſoll die Grundſteuer auf einige Jahre vorausbezahlt werden. Dort ward alſo ein nutzbares Eigenthum in ein andres einträgliches Eigenthum verwandelt, oder vielmehr, die nämlichen Einkünfte wurden aus öffentlichen in Privat-Einkünfte verwandelt, veränderten nur den Namen und die Erhebungsart: hier aber ſoll neues Capital gebildet werden, und das zu dem enormen Belaufe von mehrern hundert Millionen fl. Wird dieſs möglich ſeyn? Alles Papiergeld, welches zur Vorausbezahlung oder Abkaufe (wie man es nennen will) der Grundſteuer angewendet wird, hat bisher zur Circulation, theils im gemeinen täglichen Handel und Wandel, theils als Repräſentant von Capitalien circulirt. Jener Theil ſoll plötzlich aus der Circulation herausgezogen, dieſer in andre Wege geleitet werden. Die Nation ſoll gezwungen werden, ungeheure Erſparungen zu machen, einen groſsen Theil ihrer täglichen Ausgaben plötzlich einzuziehen, und eine groſse Menge der circulirenden Capitale aus ihren gewöhnlichen Wegen herauszunehmen, und in die Schatzkammer zu liefern. Es iſt ganz unmöglich, neue Capitalien zu dem Belaufe von mehrern hundert Millionen fl. mit einem Male zu erſchaffen. Die Capitale, welche gegenwärtig die Induſtrie beleben und unterhalten, dem Gewerbe zu entziehen, um ſie in die Staatscaſſe zu leiten, iſt verderblich, weil es eine allgemeine Stockung in allen Gewerben und Nahrungsloſigkeit erzeugen muſs. Sollen alle Gutsbeſitzer mit einem Male Anleihen machen, um 8 oder

10jährige Grundsteuer voraus zu bezahlen: so wird die Concurrenz der Anleiher so gros, dass der Zinsfuss über alle Masse gesteigert werden wird. Die unglücklichen Gutsbesitzer werden genöthigt werden, zu bezahlen, was man ihnen abfordert, oder vielmehr ihr Eigenthum ganz abzutreten. Denn schwerlich wird irgend ein Grundstück bey so erhöhetem Zinsfusse mehr werth seyn, als die achtjährige Contribution beträgt. Der Plan des Vfs. müsste also das Grundeigenthum in die Hände der Capitalisten bringen, und zugleich die Industrie tödten. Rec. giebt es dem Urheber, der mit so vieler Einsicht in die wahre Beschaffenheit des gegenwärtigen Uebels schreibt, selbst anheim, ob diese unvermeidlichen Wirkungen seiner Anschläge nicht noch schlimmer seyn würden, als alles Uebel, was dadurch gehoben werden soll.

Wollte man diese Nachtheile vermeiden, und die Grundbesitzer gegen den Ruin schützen: so müsste man mit dem hier vorgetragnen Plane eine andre Anstalt verbinden, um ihnen Credit zu verschaffen, und sie in den Stand zu setzen, zu solchen billigen Zinsen anzuleihen, was sie nöthig haben, um die vorgeschriebne Vorausbezahlung der Grundsteuer zu leisten. Hiezu müsste eine allgemeine Territorialbank auf den Credit des ganzen Landes errichtet werden. Aber in welcher Münze sollte diese ihre Darlehn ausbezahlen? In Gelde? Woher sollte das kommen? In Papier? So kommen die eingezognen Zettel sogleich auf einem andern Wege wieder in die Circulation, aus der sie herausgezogen werden sollen, oder es entsteht ein neues Zeichen circulirenden Werthes, das sich eben so wenig halten kann, als die Bankzettel, dafern nicht andre Mittel zu Hülfe kommen. Auf diesen andern Mitteln, das baare Geld wieder in Circulation zu ziehen und zu erhalten, beruht also immer alles.

Pitts Commutation der Grundsteuer lässt sich vielleicht auch auf die österreichischen Staaten anwenden; aber wenn sie ersprieslsliche Folgen haben soll, muss sie ganz nachgeahmt werden. Man befehle nicht, sondern man *verstatte* es, dass die Grundsteuer, aber nicht allein mit Banknoten, sondern auch mit Bank-Obligationen abgekauft werde. Dies wird den Staat von einer grosen Masse Schulden befreyen, ohne den Herleihern zu nahe zu treten; es wird den Werth der auf diese redliche Art verminderten Zahl von Staatsobligationen heben, und den bleibenden Gläubigern dadurch gleichfalls Erleichterung verschaffen, ohne dem Staate künftige Ressourcen zu entziehen. Wenn Einkünfte, die in bestimmten Geldquantis fixirt sind, mit Schuldverschreibungen abgekauft werden: so verliert der Staat nicht die Aussicht zu steigendem Geldwerthe seiner Einkünfte, welche bey dem Verkaufe von Domainial-Grundstücken und Naturalgefällen verloren geht. Er verliert höchstens den Gewinn, den er daran machen könnte, wenn es ihm etwa in der Folge möglich würde, zu geringerem Zinsfusse anzuleihen, als zu welchem jetzt die abzukaufende Grundsteuer im Capitalwerthe angeschlagen wird. Aber auch diese Bedenklichkeit wird durch die Betrachtung gehoben, die bereits oben gemacht ist, dass jeder Grundbesitzer sich so gern loskauft, dass man ihm den Preis seiner Befreyung sehr hoch ansetzen darf. Der Staat könnte also vielmehr schon jetzt den künftigen möglichen Gewinn von einem geringern Zinsfusse anticipiren.

Statt dessen schlägt der Vf. vor, die Capital-Schuld der Monarchie durch Ueberweisung der Domainen an die Gläubiger abzutragen. Er empfiehlt diesen Plan erstlich damit, dass es den Rechten gemäss sey, wenn ein insolventer Schuldner seinen Gläubigern die Hypothek überweist, und zweytens damit, dass die Domainen von Privateigenthümern besser benutzt werden können, und der Staat mithin mehr an Zinsen ersparen werde, als er an jährlicher Einnahme einbüsst. Er macht dabey einen Unterschied unter einländischen und auswärtigen Gläubigern. Der erste Grund hat Schwierigkeiten. Die Hypothek, die der Staat verschrieben hat, besteht in seinen gesammten Einkünften, aus Domainen und aus Steuern. Die letztern können mit Ausnahme der Grundsteuer, von der oben geredet worden, nicht überwiesen werden; es sey denn durch eine der Staatsverwaltung sehr nachtheilige und für die Unterthanen höchst drückende und verderbliche Verpachtung. Die Hauptsache bleibt also die Ueberlassung der Domainen. Es ist bekannt, was dafür und dawider zu sagen ist. Wenn Natural-Einkünfte verkauft werden, deren Geldeswerth veränderlich ist: so entgeht dem Staate der Gewinnst von den steigenden Preisen auf ewig. Dagegen benutzt der Privatmann mehrentheils sein Eigenthum besser, kann es auch daher theurer bezahlen, und der Staat gewinnt in den Zinsen sogleich, was ihm sonst erst im Verlaufe langer Zeit zufliessen würde. Daneben ist der Verkauf der Domainen ein Mittel, die Landwirthschaft zu beleben. Durch den vermehrten Ertrag des Bodens gewinnt der Staat an Kräften, und seine Casse gewinnt an den indirecten Steuern, welche seine wohlhabendern Einwohner zahlen. Dagegen sind auf der andern Seite die Bedrängnisse der Casse oftmals eine Triebfeder guter Wirthschaft. Der Staatshaushalter wird genöthigt, seine Ausgaben einzuschränken, und conservirt sein Grundvermögen, dessen Ertrag fortdauernd gesteigert werden kann. Welche dieser Gründe überwiegen, hängt von den Umständen ab. Soll aber verkauft werden: so ist möglichst dafür zu sorgen, dass nicht verschleudert werde, wie gemeiniglich zu geschehen pflegt.

Nachdem Rec. hier ausführlich und, wie er vermeint, klar bewiesen hat, dass der Plan des Vfs. ganz unausführbar ist, und wenn er mit Gewalt durchgesetzt werden sollte, die nachtheiligsten Wirkungen hervorbringen würde: so muss noch die tröstliche Bemerkung gemacht werden, dass es einer *so viel* umfassenden Operation gar nicht bedarf, um dem Uebel abzuhelfen, welches die österreichische Monarchie drückt. Dieses Uebel ist sehr gros, und die Schilderung des Vfs. von demselben ist gar nicht übertrieben:

ben. Vielmehr ist oben bereits bemerkt worden, wie richtig die Folgen eines immer weiter gehenden Verfalls des Werths der circulirenden Papiere hier dargestellt und aus den wahren Gründen entwickelt sind. Allein es folgt aus allem diesem gar nicht, dafs es nothwendig sey, die gröfsere Hälfte des circulirenden Papiers zu zerstören, um die andre in einem fixen Werthe zu erhalten. Die Summe der überflüssigen Zettel, die eingezogen und vernichtet werden mufs, hängt nicht von dem Verhältnisse des Nominalwerthes jener Zettel zu ihrem Handelspreise in klingender Münze ab, sondern von dem Belaufe der Zettel, die zum Saldiren der Handelsbalanz angewendet werden, und baare Münze vertreten sollen, wo sie sie nicht vertreten können. Das heifst: wenn die Bankzettel durchgehends auf 60 p. C. gegen Münze gefallen sind, so ist es gar nicht nöthig, $\frac{2}{3}$ aller cursirenden Zettel zu vernichten, um die übrigen $\frac{1}{3}$ wieder auf ihren ursprünglichen Werth zu heben. Dieses kann schon geschehen, wenn nur die Summe eingezogen wird, die im Auslande circulirt, und zugleich dafür gesorgt wird, dafs forthin alle auswärtige Zahlungen ohne Schwierigkeit mit Münze geleistet werden können. Und diese Summe steht gar nicht in gleichem Verhältnisse mit dem Preise der Banknoten. Daraus, dafs diese auf $\frac{1}{3}$ ihres ursprünglichen Werthes gefallen sind, folgt nicht, dafs $\frac{2}{3}$ aller vorhandnen Zettel zum Verkehre mit dem Auslande gebraucht werden. Wenn ein Land sehr arm an Münze ist: so kann eine kleine Summe, die es dem Ausländer zu zahlen hat, und nicht in Gelde bezahlen kann, den Werth seiner ganzen Papier-Circulation gegen Metall geschwind sehr tief herunter bringen. Eine verhältnifsmäfsig geringe Summe in baarem Gelde kann aber auch eben so geschwind helfen, wenn nur dafür gesorgt wird, dafs die Balanz auswärtiger Zahlungen fortdaurend so niedrig gehalten wird, dafs sie mit den Einkünften des Landes in baarer Münze ausgeglichen werden kann. Unser Vf. legt seinen Plan auf die Einziehung und Vernichtung von 300 Mill. fl. an. Es ist wenigstens zweifelhaft, ob wirklich die Circulation der österreichschen Staaten eine so enorme Verminderung der circulirenden Masse bedürfe, ja, ob sie solche nur ertragen könne. Wenn richtig berechnete Mafsregeln ergriffen werden, den Abflufs des baaren Geldes zu hemmen: so würde vielleicht die schleunige Einziehung von 50 Mill. schon sehr merklich seyn, und es ist möglich, dafs man, so fern eine solche Summe plötzlich verschwände, schon über Geldmangel klagen hörte.

Nachdem der Vf. seinen Plan entworfen und ausgearbeitet hatte, sind Umstände eingetreten, die es noch dringender machen, etwas Durchgreifendes zu thun, um dem Mangel an klingender Münze im österreichschen Staate abzuhelfen. Durch den unglücklichen Feldzug vom Herbste 1805. sind die Finanzen noch in weit gröfsern Verfall gerathen, und die Bankzettel sind auf 60 p. C. gefallen. In einem Nachtrage sucht der Vf. zu zeigen, dafs seine Entwürfe auf die veränderten Umstände ebenfalls anzuwenden stehen, und nur einiger Modificationen bedürfen. Er geht aber von seinem Hauptplane, die Grundsteuer vorausbezahlen zu lassen, ganz ab, ohne anzuführen, was ihn dazu veranlafst, und substituirt einen andern Plan, etwa 100 Millionen fl. der circulirenden Papiermasse einzuziehen, und eine Girobank an ihre Stelle zu setzen. Dieses könnte aber gar nichts helfen. Denn wenn die Circulation mit 100 Mill. (wie der Vf. zum Voraus annimmt) überladen ist, so können auch 100 Mill. einer Girobank eben so wenig im Werthe bleiben. Ja, noch viel weniger. Denn das Geld einer Girobank kann nur zu den Umsätzen des Handels im Grofsen, und in einer einzigen Stadt gebraucht werden; da hingegen die Zettel aufser diesem noch zu allen andern Geschäften dienen, da man Geld braucht. Kann aber die Circulation einer solchen Masse Giro tragen, so mufs ein soliderer Werth denselben zum Grunde gelegt werden, als Zettel, die cassirt werden sollen, und also nichts werth sind.

Aus dem Nachtrage mufs noch angemerkt werden, dafs die Summe circulirender Bankzettel, welche anfangs auf 500 Mill. fl. angegeben war, nach den vom Vf. später eingezognen Nachrichten, auf 400 angeschlagen wird.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN, b. Decker: *Memorial de Cormontaigne pour l'attaque des places*; ou *recueil fait par ce célèbre Ingénieur des préceptes et des méthodes qu'il suivoit dans la conduite des siéges, utile à tout employé à l'attaque d'une place.* Ouvrage posthume publié avec des notes par Mr. *de Bousmard*, Major au C. d. Ingen. de S. M. le Roi de Prusse. 1803. 304 S. 8. u. 17 Kpfrt. (3 Rthlr.)

Da sich diese Denkschriften auf *Vauban's* Lehrsätze gründen, darf man auch nicht sowohl neue Vorschläge u. dgl., als vielmehr genaue und bestimmte Nachrichten über das Detail der verschiedenen Belagerungsarbeiten suchen. Nachdem daher der Vf. einige Entwürfe zu dem Approvisionnement der Belagerungsartillerie nach *St. Remy* angegeben hat, spricht er (S. 55.) von den Circumvallationslinien, bestimmt dann (S. 65.) die Stärke der Belagerungsarmee, giebt (S. 68.) Vorschriften über die Beschaffenheit und Verfertigung der Faschinen, Blendungen, Schanzkörbe u. f. w., beschreibt (S. 90 f.) die verschiedenen Tranchee-Arbeiten, nebst den Verrichtungen der Ingenieurs bis zur Eroberung des bedeckten Weges, und detaillirt (S. 187.) die Faschinendämme zum Uebergange über einen Wassergraben sehr genau. Eben so ausführlich handelt er von Anordnung des Sturms auf die Aufsenwerke, wobey mehrere Stürme, denen er selbst beywohnte, zum Beyspiel angeführt werden. S. 248. findet sich eine ausführliche Darstellung der Austrocknung des Treisamflusses in der Belagerung von Freyburg 1744. mit allen darauf abzweckenden Arbeiten. Von S. 267. an folgen endlich mehrere Abhandlungen, deren Inhalt mit dem

des

des ganzen Werks nicht eben in unmittelbarem Zusammenhange steht, als von der Petarde; von den Dienstverrichtungen der Ingenieurs bey Belagerungen; von den Linien zur Deckung ganzer Landstriche; von Wiederausfüllung der Breschen nach Eroberung einer Festung; von den Barraken für die Truppen und von den Pallisaden in bedecktem Wege.

Als Denkmal von dem Fleisse des längst verstorbenen Vfs. konnte dieses Werk in den jetzigen Zeiten, wo alles edirt wird, ebenfalls seinen Platz finden; verdienstlicher aber wäre es unstreitig gewesen, wenn der Herausg. *Cormontaigne's* Memorial blos zum Grunde gelegt hätte, um die Kriegsbaumeister mit einem ähnlichen, dem Zeitbedürfniss mehr angepassten, zu beschenken, wozu sich in seinem eigenen Werke über den Angriff und die Vertheidigung der Festungen hinreichende Materialien finden. Gleich die Ausrüstungs-Entwürfe, nebst *St. Remy's* Anmerkungen dazu (S. 1—55.) enthalten Dinge, deren man gegenwärtig nicht mehr bedarf, z. B. drey und dreyssigpfündige Stückkugeln, Richtkeile zu dem Geschütz, die Lunte für die Infanterie, u. s. w., während man die Haubitzen gänzlich vermisst, die doch in dem Belagerungskriege eine so wichtige Rolle spielen. Wirklich fehlen sie in den von *Espagnac* (*Versuch über den grossen Krieg* Kap. III.) angeführten Ausrüstungsentwürfen nicht; jedem der 1748. bey Namur und Antwerpen versammelten Trains waren 20 derselben beygesellt, und es wäre weit zweckmässiger gewesen, diese Entwürfe anzuführen.

Zu den durch die Fortschritte der Kriegskunst unnütz gewordnen Dingen sind auch die Circumvallationslinien zu zählen, die Hr. *C.* sehr anempfiehlt, aber nur so leicht erbauen lassen will, dass sie im Fall eines Angriffes keinen, oder doch keinen bedeutenden Widerstand thun können. Wahr und gut hingegen sind die Bemerkungen über die Stärke des Belagerungscorps: 5000 bis 6000 Mann zu kleinen Bergschlössern mit etwa 300 M. Besatzung; beträgt die letztere 4000 M., soll die Belagerungsarmee achtmal; bey 8000 bis 12000 M. Besatzung sechsmal; und bey 15000 bis 18000 M. fünfmal stärker seyn. Die Angabe der Belagerungsbedürfnisse zu den Belagerungen von Freyburg und Trarbach kann zu einer Norm bey ähnlichen Gelegenheiten dienen; denn vorzüglich der letztere Anschlag ist sehr genau detaillirt und nach der Gröfse der erforderlichen Laufgräben berechnet. Sehr wahr ist die Bemerkung S. 93.: dass nur da der Festungskrieg Fortschritte machen kann, wo der commandirende General sichs zur Ehre rechnet, bey Eröffnung der Tranchée die Erste Faschine zu legen.

Was auch immer S. 118. über die zweckmäfsigen Vorkehrungen der Belagerer gesagt wird, die Ausfälle zurückzuweisen, hat eine hinreichend starke Garnison dennoch Mittel genug in der Hand, bey der geringsten Nachlässigkeit der Laufgrabenwachten einen erfolgreichen Angriff zu thun, wie die Beyspiele von Gibraltar und Maynz zur Genüge beweisen, obgleich Rec. die letztere Belagerung nicht eben zum Muster aufstellen möchte.

Bey weitem das Vorzüglichste im ganzen Werke ist die Beschreibung der Faschinendämme bey Festungen mit Wassergräben, die allein 19 Seiten füllt, und in Absicht dieses gewiss sehr wichtigen Gegenstandes durchaus Nichts zu wünschen übrig läfst, und die man in andern ähnlichen Werken vergebens sucht. Beherzigungswerth ist, was der Herausg. in Absicht des Trarbacher Schlosses sagt, das von den umliegenden Höhen beherrscht zu seyn scheint; aber genau von diesen Höhen weder angegriffen, noch auch nur beschossen werden kann. „So mufs man," fährt er fort, „in der Kriegsbaukunst gegen die Machtsprüche und selbst gegen die General-Maximen" — vielleicht auch gegen die Lehrsätze — „ein Mifstrauen hegen; mufs sich bey seinen Urtheilen blos durch eigne Ansicht und genaue Ueberlegung leiten lassen. Nur durch genaue Untersuchung: ob Etwas dem Angriff nachtheilig oder der Vertheidigung vortheilhaft sey, und umgekehrt, kann man dahin kommen, es mit Recht gut zu heifsen oder zu misbilligen; jeder andere Beweggrund ist durchaus verwerflich." S. 251. werden die Bockbrücken über den Treisamfluss in der Belagerung von Freyburg 1744. beschrieben. Die Böcke waren wie die gewöhnlichen Maurerböcke; hat man aber Holz von 12 bis 15 Zoll Breite und 9 Zoll Höhe, so kann man die fünf Beine in dasselbe mit schrägen Zapfen einlassen, so dass es keiner besondern Querriegel und Streben bedarf, wodurch die Construction der Böcke viel einfacher wird. Die Brücken wurden mehrmals von dem plötzlich anschwellenden Wasser mit fortgerissen: ein Beweis, dass man auf die Beschaffenheit und Höhe desselben nicht gehörig Rücksicht genommen hatte. Ueberhaupt hatte man bey dieser Belagerung mehrere Fehler begangen: sowohl in Absicht der Zeit, dass man sie zu spät unternahm, als in Absicht der Führung des Ableitungskanals, dass man keinen Hydrotecten dabey anwandte, wodurch viel unnützer Verlust an Zeit und Menschen verursacht ward.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Cöln*, b. Keil: *Der Schützling der Thiere.* Von *Carl Aug. von Rade.* XII. (1804.) 7 Bog. 8. (10 gr.) — Ein Mährchen von abenteuerlich romantischer Art, nicht übel erzählt, und nicht ohne Witz und Laune, das einiger der Erholung gewidmeten Stunden nicht unwerth ist, jedoch, aufser ironischen Anspielungen auf Gegenstände des gesellschaftlichen Lebens, der Moral, der politischen und literarischen Welt, keine besondre und bestimmte Tendenz hat, auf die das Ganze hinwirkte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 15. September 1806.

CHEMIE.

EDINBURGH, b. Bell u. a.: *A System of Chemistry*, in four volumes; by *Thomas Thomson*, M. D. Lecturer on Chemistry in Edinburgh. *Vol. I.* 1802. 503 S. *Vol. II.* 514 S. *Vol. III.* 528 S. *Vol. IV.* 570 S. 8. (nebst Register und 4 Kupfertafeln.) (18 Rthlr.)

Hr. Dr. *Thomson* fand sich zur Abfassung dieses Systems dadurch veranlasst, dass so wie die Engländer überhaupt wenige eigene gute Elementar-Werke hätten, ihnen auch ein solches für die Chemie fehlte: denn sie wären immer mehr besorgt gewesen, die Gränzen menschlicher Wissenschaft zu erweitern, als die Fortschritte angehender Naturkundiger zu erleichtern. Daher hätte man nur die systematischen Werke der Ausländer übersetzt: wie es z. B. in der Chemie der Fall mit *Macquer*, *Chaptal*, *Lavoisier*, *Fourcroy* u. s. w. wäre. Seit 12—14 Jahren wären zwar manche schätzbare Schriften über die Chemie erschienen: aber es wären nur Umrisse der chemischen Hauptgrundlehren gewesen; da doch die Angaben der vorzüglichsten Thatsachen aus den besten Schriften, verbunden mit der Geschichte ihrer allmähligen Entwickelung, und den Theorieen, die darauf gegründet wären, besonders nöthig seyn. Durch sein Werk habe er diesen Mangel zu ersetzen gesucht. (Hier gedenkt er ganz und gar nicht *Black's Elements of Chemistry*, welche, wenn sie auch noch nicht ganz abgedruckt waren, doch in Edinburg selbst, von einem dortigen Professor herausgegeben wurden, und ihm unstreitig bekannt seyn mussten.) Er sey weit entfernt, seinen Versuch für fehlerfrey zu halten; allein er liefere doch, wie er hoffe, die vollständigste Sammlung von Thatsachen, und übertreffe darin selbst *Fourcroy's* Werk. Der Plan, den er befolgte, sey dem des letzten Werks so ähnlich, dass man ihn von daher entlehnt zu halten geneigt seyn dürfte, wenn er ihn nicht schon, wenigstens zwey Jahr vor Erscheinung von *Fourcroy's* Werk (im *Supplement to the Encyclopaedia Brittanica*) bekannt gemacht hätte.

Einleitung. Die *Physik* und *Chemie* unterscheide sich dadurch, dass jene sich mit allen den natürlichen Erscheinungen beschäftige, welche von sinnlichen wahrnehmbaren Bewegungen entstehen: *Chemie* sey dagegen *diejenige Wissenschaft, welche von solchen Erscheinungen oder Veränderungen in den Naturkörpern handelt, welche auf unbemerkbaren Bewegungen beruhen.* (Diese Gränzscheidung beider Wissenschaften ist theils nicht wesentlich und genau genug; theils wenn sie es wäre: so ist sie in ihrer Anwendung zu schwierig. Soll die Bewegung, welche bemerklich ist, dem bezweckten Erfolge vorhergehen; oder soll sie erst im Erfolge merklich seyn? Im ersten Falle wäre die Auflösung des Silbers und Kupfers im Scheidewasser [das sichtliche Ab- und in die Höhe-Reissen der Theilchen] eine physische Erscheinung; die Ausdehnung einer halbleeren Blase durch die Wärme, eine chemische: denn hier ist keine merkliche Bewegung, bevor die Blase nicht ausgedehnt wird. Im zweyten Falle ist die Verplatzung der Oxymuriate durch einen Hammerschlag eine physische, das Zusammenhangen zweyer, sehr wenig feuchter, Glasplatten, das Festhalten der Glocke auf einem Teller, nach vorher gegangener Erwärmung, eine chemische Erscheinung. *Wissenschaft der Mischung* und *Scheidung* drückt die Natur der Chemie weit befriedigender und faslicher aus. Eine Veränderung, die erfolgt, ohne dass etwas gemischt oder entmischt wird, gehört nicht ins Gebiet der Chemie; und umgekehrt.) Verbindung der Chemie mit andern Wissenschaften und mit Fabriken und Manufacturen. — Ursprung derselben (sehr kurz und oberflächlich). Schon im dritten Jahrhunderte sey die Alchemie entsprungen: Fortgang derselben und Namen einiger der berühmtesten Alchemisten. (Er selbst erklärt sich nicht bestimmt, ob er die Alchemie durchaus verwerfe, oder für möglich halte.) Stein der Weisen; Universalarzeney. — Philosophisch-gründlichere Chemie gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts. *Becher-Stahl* (sehr kurz von ihm und andern Chemikern; so dass er hier selbst *Lavoisier's* nicht gedenkt). *Cullen* habe die Chemie in Grosbritannien vorzüglich wieder gehoben: nach ihm *Black*, *Cavendish*, *Priestley* u. s. w. Die Behandlung der Chemie selbst zerfällt in *zwey* Theile: der *erste* begreift die *Chemie*, im engern Sinne; der *zweyte* eine *chemische Untersuchung der Natur*. Jener *erste* Theil enthält *drey* Bücher; wovon das *erste* die *einfachen*, oder bis jetzt noch nicht zersetzten, Substanzen, das *zweyte* die *zusammengesetzten* Körper, und das *dritte* die Natur der Kraft erwägt, welche die Zusammensetzungen bewirkt, oder die *Verwandschaften*. Die *einfachen* Substanzen, an der Zahl 30, sind in fünf Abtheilungen gebracht, wovon die erste sich allein mit dem *Sauerstoffe* beschäftigt, welchen man zuerst aus Salpeter, hernach auch aus Braunstein mit Vitriolsäure bereitete. (Man erhält ihn auch, durch Erhitzung allein, unter gehöriger Vorkehrung, ganz rein, ohne alle Beyhülfe von Säure.) Eigenschaften des Sauerstoffs; seine Gegenwart in der Atmosphäre; Wahl-

Wahlverwandſchaft deſſelben zu (24) andern Körpern. (Dieſe ſind aber alle dem Anfänger ganz unbekannt, und die Art, wie man dieſe nähere Verwandſchaft in der vorgelegten Tabelle durch Verſuche beweiſen könne, nicht im mindeſten angegeben. Was nützt alſo dieſe Tabelle?) Die zweyte Abtheilung handelt von *einfachen brennbaren* Dingen; und hier zuerſt vom *Schwefel*. Auf ſeine Verbrennung erfolgt eine Säure, weil, nach *Lavoiſier*, derſelbe ſich mit dem Sauerſtoff verbindet. (Der Verſuch erweiſt zwar die Aufnahme des verſchwundenen Sauerſtoffs; aber noch nicht, daſs der ganze Schwefel [d. i. völlig unverändert] damit vereinigt ſey.) Verwandſchaften des Schwefels nach *Bergmann* (wie bey dem Sauerſtoff). *Phosphor*. Die (aus den Knochen durch Vitriolſäure geſchiedene) eingedickte Säure verſetze man mit Bleyzucker, bis kein Satz mehr erſcheint. Den ausgeſüſsten getrockneten Satz vermiſche man mit $\frac{1}{6}$ Kohlenpulver. *Kohle oder Diamant*. Kohle iſt Kohlenſtoff und Erde und Salz: die beiden letzten von jener abgezogen, iſt das übrige doch nur Kohlenſtoffoxyd, und der Diamant allein reiner Kohlenſtoff. (Rec. bekennt gern, daſs jener Unterſchied von der Kohle [die groſse Dichtheit, Härte, Eigenſchwere und die doppelte Strahlenbrechung des Diamants, den fünfmal gröſsern zum Entzünden erforderlichen Glühegrad deſſelben]; vom Mangel der $\frac{1}{3}$ an Sauerſtoffgas abzuleiten, wodurch der oxydirte Kohlenſtoff allein vom Diamant ſich unterſcheiden ſoll, ihm nicht wohl möglich ſey, ob er gleich eben ſo wenig andre ponderable Beſtandtheile des Diamants anzugeben vermag.) *Waſſerſtoff*. Die dritte Abtheilung begreift *die einfachen unverbrennlichen Stoffe* unter ſich, von denen der erſte der *Stickſtoff* iſt, welchen *Rutherford* zuerſt entdeckte. (Gegen die Einfachheit deſſelben ſtreitet, daſs man aus ihm und Sauerſtoffgas [ſo wie aus dieſem und Waſſerſtoffgas] Salpeterſäure bereiten kann. Nun aber enthält kein Waſſerſtoffgas den Stickſtoff; alſo muſs dieſer Waſſerſtoffgas enthalten: alsdann wäre der Stickſtoff nicht einfach, wie auch ſchon Manche behauptet haben. *Würzer's* Verſuche wegen Erzeugung des Stickgaſes ſind hier nicht angeführt. *Salzſäure*; oxydirte und überoxydirte wird hier, wegen der Aehnlichkeit des Salzgaſes mit dem Stickſtoffe, eingeſchaltet (welche Aehnlichkeit doch Rec. nicht ſo auffallend ſcheint). Der vierte Abſchnitt begreift die *Metalle*: ihre Eigenſchaften; Urſachen der Oxydation. (Daſs ſie durch Bindung des Sauerſtoffs ihren Zuwachs an Schwere erhalten, iſt gewiſs; aber nicht ſo ausgemacht, daſs ſie zugleich nicht auch etwas [Lichtſtoff] verloren haben. Die Herſtellung des Queckſilbers, Goldes, Silbers, ohne Zuſatz, hebt dieſen Einwurf nicht auf, da ſie zur Herſtellung doch einer Glühehitze, alſo des Lichteinfluſſes bedürfen.) Eintheilung der 23 Metalle in 1) ſtreckbare, 2) ſpröde und leicht-, 3) ſpröde und ſtrengflüſſige. *Gold*. Verwandſchafts-Tabelle mit andern Metallen und ſeiner Oxyden mit den Säuren. *Platin*: (es brennt auch, und verkalkt ſich durch die Voltaiſche Säule.) Eine Urſache der dunkelrothen Farbe des oxydirten Platins iſt nicht demſelben, ſondern dem beygemiſchten, neu entdeckten Metalle zuzuſchreiben.) *Silber*: Verhalten und Verwandſchaften des metalliſchen und ſeiner Oxyde mit andern Metallen (welche Angaben bey allen folgenden Metallen auf ähnliche Weiſe vorkommen). *Queckſilber*: Zinnober auf dem naſſen Wege, nach *Kirchhof* (die Verbeſſerung durch *Bucholz*, nach welcher der Verſuch nie fehlt, hätte angemerkt zu werden verdient.) *Kupfer*. Das orangefarbene Oxyd iſt zwar beſchrieben, aber nicht *Reinecke's* citronfarbenes. *Eiſen. Zinn. Bley*. Am Schluſſe werden die Meinungen über die Namen und Zeichen der Metalle bey den Alten mit Beurtheilung erörtert. *Nickel*: (daſſelbe ſo völlig zu reinigen, daſs es alsdann ganz andre Eigenſchaften, als die bekannten, erhielt, und ſich als ein ſogenanntes edles Metall, nach *Richter*, zeigte, war dem Vf. noch unbekannt.) *Zink*. (Der ſogenannte Zinkſtuhl auf den Hütten des Unterharzes, war weit früher bekannt, als die Gelehrten die künſtlichen Verfahrungsarten angaben.) *Wismuth. Spiesglanz. Tellurium. Arſenik. Kobalt. Braunſtein.* (Nach *Weſtrumb* kömmt es allein auf die Behandlung an, daſs er ſtets Stickſtoff gebe, oder nicht.) *Wolfram - Uran: Titan: Chromium und Columbium. Allgemeine Bemerkungen über die Metalle.* Tabelle über ihre Farbe, Härte, Eigenſchwere, Schmelzgrad, Streckbarkeit, Zähigkeit. Eine andre über die verſchiedene Anzahl der Metall-Oxyde, und die Menge Sauerſtoff in einem jeden.

Zweyte Abtheilung: *von den nicht ſperrbaren Stoffen. Licht. Canton's* Phosphor leuchtet ohne daſs mindeſte Verbrennen. (Das Licht kann alſo mit dem Wärmeſtoff nicht einerley, auch nicht mit ihm im Sauerſtoffgaſe ſtets verbunden ſeyn; weil aus dieſem nichts auf *Canton's* Pulver abgeſetzt wird.) Das Licht enthält Stoffe von zweyerley Art: einen, der erleuchtet, einen andern, (den Hr. *Th.* desoxydirend, *Hermbſtädt* aber ſchon ſeit einiger Zeit lichtzeugenden Stoff nennt), der, ohne zu leuchten, auf manche Körper, z. B. Hornſilber, wirkt. Das Licht wird von vielen Körpern eingeſogen und figirt, und aus ihnen unter andern Umſtänden wieder entbunden. *Wärmeſtoff*. Es giebt erwärmende Sonnenſtrahlen, die nicht erleuchten: die Sonne ſtrömt alſo Wärmeſtoff in Strahlen aus, welche aber von den Strahlen des Lichts verſchieden ſind. (Möglich wäre es doch aber auch, daſs der Wärmeſtoff durchs Univerſum verbreitet wäre, ſich alſo auch da, wo die Sonnenſtrahlen wirkten, befände, ohne deshalb ein Ausfluſs aus der Sonne ſeyn zu müſſen.) Sechs Claſſen der durch den Wärmeſtoff bewirkten Erſcheinungen. Tabellen über die Ausdehnungen der Gasarten, der flüſſigen und der feſten Körper. Die Wärme-leitende Kraft der Flüſſigkeiten iſt erweislich; ſie iſt aber bey weitem geringer, als ihre fortführende. So erhitzt heiſses Waſſer Queckſilber, und heiſses Leinöl Waſſer. Die Gasarten dehnen ſich um $\frac{1}{288}$ für 1° des Thermometers aus. — Das Waſſer dehnt ſich bey jedem Grade unter 42°,5 eben ſo viel aus, als bey eben ſo vielen Gra-

den

den über 42°, 5. — Ausführliche Tabelle über die specifische Wärme von einer Menge Körper, nach *Wilke*, *Kirwan*, *Crawford* u. a., sie befindet sich im umgekehrten Verhältnisse mit der Wärme-leitenden Kraft. Ueber *Black's verborgenen*, oder Flüssigkeit bewirkenden, Wärmestoff (nebst dem verdienten Lobe des unvergeslichen Entdeckers, und dessen Vertheidigung gegen *Irvine* u. a.). Beständiger Koch- und Verdampfungs-Punkt aller Flüssigkeiten: selbst unter dem luftleeren Raume ist er um 120° geringer. Das Zerq des Wärmestoffs hat man vergeblich auszumitteln gesucht, und es wird auch wohl immer unbestimmt bleiben. Kälte sey nur Abwesenheit der Wärme, und die Verstärkung von jener durch Brennspiegel lasse sich füglich, dem gemäss, erklären. Tabelle über die erkältenden Mischungen. Vom *Verbrennen* heisst es: „Wird ein brennbarer Körper bis auf eine gewisse Temperatur gebracht: so verbindet er sich mit dem Sauerstoff der Atmosphäre; und dieser lässt, während dieser Verbindung, den Wärmestoff und das Licht, mit welchem er im gasförmigen Zustande vereinigt war, fahren." [Ist diess, durch Thatsachen erwiesen? Was beweist's, dass Licht und Wärmestoff nicht aus den brennenden Körpern entbunden werde? Beides ist unwägbar: diess Unwägbare kann sich ja daher eben so gut in den brennbaren Körpern (wenigstens zum Theil), als im Sauerstoffe, aufhalten! Haben wir daher nicht den Vorwurf zu fürchten, wir könnten diese Sätze eben so wenig thatsächlich darthun, als die Gegner des Phlogiston?] *Lavoisier's* Theorie der Verbrennung wird für unvollständig erklärt, weil sie nicht eben so gut die Erscheinung des Lichts, als die des Wärmestoffs und des Rückstandes erklärt, und weil Feuer und Licht erfolgt, wo der Sauerstoff nicht gasartig ist, wie bey Kohle und Salpeter. Wahrscheinlicher Weise möge wohl der Lichtstoff in den brennbaren Körpern zugegen seyn. (Diess ist auch die jetzige Meinung von *Hermbstädt*, *Hildebrand*, *Göttling*, *Trommsdorff* u. a.). Entbundener Wärmestoff durch Stoss; diess erfolge zum Theil durch Verdichtung der Körper (so enthalten also die Körper auch Wärmestoff, nicht bloss der Sauerstoff; und alsdann ist die Masse des Wärmestoffs bey dem Verbrennen die Summe des, im Sauerstoffe und im brennbaren Körper befindlichen, Wärmestoffs!), und in vielen Fällen durch eine Art der Verbrennung: allein diess sey nicht der Fall bey zwey Kieseln, oder dem Fensterglase und Sandsteine, die durch Reiben glühend werden; hier verlasse uns die gewöhnliche Theorie! Diess sey auch der Fall bey der Wärme durch Reiben. Vielleicht möge Elektricität hier etwas wirken. [Sollte des Wärmestoffs Wirkung nicht durch grössere Bewegung (dem allgemeinen Naturgesetze gemäss) vermehrt werden können, und diese Geschwindigkeit in ihm durch Reiben nicht vermehrt werden?]

Zweytes Buch: *von den zusammengesetzten Körpern* der ersten und zweyten Ordnung. Unter jenen kommen die *Alkalien* zuerst. *Kali*: *Meyer's* Theorie der fetten Säure. (Dass er sie selbst aufgegeben habe, ist Rec. wenigstens unbekannt: dagegen hätten wohl *Weil's* Versuche, Kalk mittelst des Sonnenfeuers zu brennen, angeführt werden können, die jene Theorie gänzlich umstiessen.) *Natron*. *Ammonium*: Knallgold und Knallsilber. (Bey der Bergmannischen Erklärung ist noch übrig, es begreiflich zu machen, wie die leiseste Berührung die Trennung des Sauerstoffs vom Metalle, des Wasserstoffs vom Stickstoffe bewirken, beides sich verbinden, beides ohne Funken sich entzünden, und alles dieses vielfache Trennen und Verbinden in weniger als einem Augenblicke erfolgen könne. Eine solche Erklärung wäre wohl keine Erklärung zu nennen.) *Erden*. Richtige Unterscheidungsmerkmale derselben von alkalischen Salzen; besonders, dass sie sich im Alkohol gar nicht, und Kohlen gesäuert, nicht im Wasser auflösen. *Baryt*, *Strontian*, *Kalkerde*. Bestandtheile des besten Mörtels, zu welchen, für den Wasser-Bau, noch Braunstein kömmt. *Bitter-*, *Alaun-*, *Ytter-*, *Glucin-*, *Zirkon-*, *Kieselerde*. Tabelle über die charakteristischen Eigenschaften der Erden. Von den *Oxyden des Kohlenstoffes*; der Kohle (welche, auch stark geglühet, doch immer noch Wasserstoff enthalte) und des Kohlenoxyds. *Oxyden des Wasserstoffes*. Wasser - Classen der Salze, welche seinen Kochpunkt mindern oder vermehren. Seine Natur und Zusammensetzung. *Canton* habe zuerst erwiesen, dass das Wasser sich zusammendrücken lasse. (Viel früher haben diess unter uns schon *Abich* und *Zimmermann* erwiesen.) Verwandtschaften des Wassers für die Gasarten: alle derselben erhalten, auch noch so künstlich getrocknet, immer noch Wasser in sich. *Oxyden des Stickstoffes*; seine verschiedenen Verhältnisse zum Sauerstoffe.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Weigel: *Unterhaltende Anekdoten aus dem achtzehnten Jahrhunderte.* Von *Johann Christian August Bauer*, Prediger zu Güldengossa bey Leipzig. *Erstes* Bändchen. [Peter der Erste, Kaiser von Russland.] 1802. 268 S. [*Zweyte* verbesserte Auflage. 1804. 310 S.] *Zweytes* Bändchen. [Carl der Zwölfte, König von Schweden. Nebst einem Anhange von des unglücklichen Patkuls Schicksalen und seiner Verantwortung.] 1802. 274 S. [*Zweyte* verbesserte Auflage. 1805. 308 S.] *Drittes* Bändchen. [Ludwig der Vierzehnte, König von Frankreich.] 1803. 224 S. *Viertes* Bändchen. [Eugen und Marlborough.] 1803. 259 S. *Fünftes* Bändchen. [Ludwig der Funfzehnte, König von Frankreich.] 1804. 298 S. *Sechstes* Bändchen. [Friedrich der Zweyte, König von Preussen.] 1804. 311 S. 8. (4 Rthlr.)

In der Vorerinnerung äufsert der Vf. den Wunsch, dass sein Buch irgend einen Beurtheiler finden möge, der alle Fehler gegen historische Richtigkeit hervorziehe, ihm Nachlässigkeiten *verweise*, wo er sie findet, und ihm die Quellen angebe, aus denen er die began-

gangenen Fehler verbeſſern könne. Schwerlich aber möchte ſein Wunſch in Erfüllung gehen, weil er nur ſelten die Nachrichten, die er bey ſeiner Arbeit gebrauchte, beſtimmt anführt, und eine kritiſche Beurtheilung ſeines Werks vor allen andern eine genaue Kenntniſs von jenen vorausſetzen würde. Auch dürfte ſich ſelbſt im entgegengeſetzten Falle die Zweckmäſsigkeit einer ſolchen Kritik bezweifeln laſſen, indem ein auf die Unterhaltung des gröſsern Publicums berechnetes hiſtoriſches Leſebuch gewöhnlich nur eine Sammlung ſchon längſt bekannter Begebenheiten enthält, und daher bey ſeiner Beurtheilung mehr auf die Auswahl und Darſtellung derſelben, als auf ihre Zuverläſſigkeit und Wahrheit Rückſicht genommen werden muſs. Auf erſtere werden wir uns daher auch bey der gegenwärtigen Anzeige einſchränken. — Gröſstentheils ſind die Begebenheiten gut ausgewählt und geordnet, beſonders billigen wir es, daſs der Vf. nicht leicht in das Detail von politiſchen Unterhandlungen und kriegeriſchen Operationen eingeht, und ſich deſto länger bey intereſſanten Charakterzügen und Anekdoten von ſeinen Helden verweilt. Nur die Lebensbeſchreibung von Eugen und Marlborough macht hiervon eine Ausnahme, bey welcher freylich der Stoff eine andre Behandlung mit ſich brachte, die wir aber eben deswegen ganz würden ausgeſchloſſen haben; da es zumal dem Vf., nach ſeinem eignen Geſtändniſs in der Vorerinnerung zum *vierten* Bande, an einigen Hülfsmitteln fehlte, die vielleicht noch Beyträge zu der Geſchichte des Privatlebens dieſer Männer enthalten. Auch können wir es nicht billigen, daſs der Vf. in der Lebensbeſchreibung Friedrich II. (von welcher bis jetzt bloſs die *erſte* Abtheilung erſchienen iſt) die Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges in einem Auszuge aus deſſen eignen Nachrichten hierüber vorträgt, indem hierdurch nicht nur die Einheit des Ganzen unterbrochen wird, ſondern auch viele allgemein intereſſante Begebenheiten, die in andern Werken, als z. B. in der bekannten Geſchichte des ſiebenjährigen Kriegs von *Archenholz* enthalten ſind, gröſstentheils bey Seite geſetzt werden, in ſo fern nicht einige Lücken in Einſchaltungen und Anmerkungen ergänzt ſind, die ſich nicht gut leſen laſſen.

Was die allgemeinen Charakterſchilderungen betrifft, die einer jeden Lebensbeſchreibung beygefügt ſind: ſo liefern ſie zwar Materialien genug, um den Leſer in den Stand zu ſetzen, ſich ſelbſt ein Gemälde von dem Helden zuſammen zu ſetzen, doch haben einige derſelben zu wenig pſychologiſchen Zuſammenhang, um dieſes ſelbſt zu geben. So wird z. B. in dem Anhange zu der Biographie Peter des Groſsen 1) von ſeinen Vergnügungen, 2) von ſeiner Religioſität, 3) von ſeiner Sparſamkeit, 4) von ſeiner Wiſsbegierde und Wahrheitsliebe, 5) von ſeinem Jähzorn gehandelt; ohne daſs alle dieſe Eigenſchaften auf gewiſſe Grundzüge zurückgeführt ſind. Beſſer iſt die Darſtellung von dem Charakter Ludwig XIV. gerathen, die zugleich mit einer treuen Schilderung von dem Zuſtande ſeines Hofes verbunden iſt, der gröſstentheils durch jenen veranlaſst wurde. Folgende aus derſelben ausgehobene Stellen mögen eine Probe von dem Vortrage des Vfs. geben, dem es zwar nicht an Gewandheit und Lebhaftigkeit, wohl aber an Bündigkeit und Genauigkeit fehlt. „Zwey Phantome waren es, denen der König unaufhörlich nachjagte, Ruhm und Wolluſt. [Wir ſetzen hinzu *Befriedigung der Eitelkeit:* denn dieſer Fehler war beynahe in dem Charakter des Königs noch herrſchender als eigentlicher Ehrgeiz.] Galt es eins von dieſen, dann waren ihm die Mittel ſo ziemlich gleichgültig, und gerade dieſelben *beiden* Zwecke verfolgte auch der Hof, als das letzte Ziel aller ſeiner Bemühungen. — Alle Ausſchweifungen wurden freylich mit einem gewiſſen Anſtande und unter beſtimmten Formen getrieben: denn ſo wie Ludwig ſelbſt bey allen ſeinen Ausſchweifungen ſeine äuſserliche Würde nie vergaſs: ſo verlangte er auch von ſeinem Hofe, daſs äuſserlich ein gewiſſer Anſtand und Ehrbarkeit herrſchen ſollte, und er verwies es denjenigen Herren ernſtlich, *die ihrem innern Menſchen allzu gemäß gehandelt hatten.* [Sollte wohl heiſsen, *die ihre Leidenſchaften öffentlich bloß ſtellten.*] Man ſcheute die Urtheile des Volks, bey dem die Tugend noch etwas galt, und erniedrigte ſich alſo für dieſen Fall unter die, über welche man ſich erhoben glaubte. Die Religion, deren ſtrenge Lehren *dieſe* [*jene*] Ausſchweifungen verboten, *mußte ſie mit befördern, und das marternde Gewiſſen beſänftigen* [*mußte ſie dadurch befördern, daß ſie die Vorwürfe des Gewiſſens beſänftigte*]. — Ueberall ſtrebte der König *nach dem Erſtaunen* [*nach Bewunderung*], *erregte die Augen der Menge* [*zog die Augen der Menge auf ſich*], blendete und beſtimmte ihr Urtheil. Seine Kriege, warum wurden ſie meiſt geführt, als die fremden Nationen durch den Glanz *der* [*ſeiner*] Siege und Eroberungen zu blenden *und ſchnell um ſich Einfluſs auf ſie zu erwerben* [*und überall Macht und Einfluſs zu erwerben*]? Seine Penſionen an Gelehrte, was hatten ſie anders zur Abſicht, *als ihn laut über die übrigen Regenten zu erheben* [*als ſich durch lautes Lob über alle Regenten erheben zu laſſen*]? Seine Hofluſtbarkeiten und Feſtlichkeiten, wozu wurden ſie angeſtellt, als ſeine Pracht zu zeigen? Das Hofceremoniel, warum ward es ſo ausgebildet, *als um ſeine Perſon hoch über alle zu heben* [*als um ſeiner Perſon zu huldigen*]?

Berichtigung.

In Nr. 165. der A. L. Z. 1806. S. 79. Z. 14. von oben (in der Recenſion von *Fabricii Syſtema Antliatorum*) leſe man *Männchen* ſtatt *Weibchen*.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 16. September 1806.

C H E M I E.

EDINBURGH, b. Bell u. a.: *A Syſtem of Chemiſtry* — by *Thomas Thomſon* etc.

(*Fortſetzung der in Num. 221. abgebrochenen Recenſion.*)

Der *zweyte* Band beginnt (Kap. 4.) mit der Lehre von den *Säuren*, welche ſich durch ihren eignen Geſchmack, die Veränderung der blauen Pflanzenfarben, die Verbindung mit Waſſer in allen Verhältniſſen, und durch die Bildung von Salz mit allen alkaliſchen Körpern, Erd- und Metall-Oxyden auszeichnen. Nicht allen Säuren iſt der Sauerſtoff weſentlich, und die Hydrothion- und Blau-Säure ſind ohne denſelben. Man kann ſie in ſolche eintheilen, die aus zwey und aus mehrern Beſtandtheilen beſtehen. *Schwefelſäure.* Vier Theile derſelben und 1 Th. Eis, beide zu 32°, erhalten durch die Miſchung 212°; in umgekehrtem Verhältniſſe zeigen ſie — 4°, und ihre Dichtheit iſt weit über die Mittelzahl-Tabelle über dieſe Verhältniſſe. Sie wird durch alle brennbaren Körper zerſetzt. Verbindung mit Metallen und Alkalien, nebſt der Verwandſchafts-Tabelle der letztern. *Schweflichte Säure;* ſie läſst ſich leicht durch Auflöſung des Queckſilbers erhalten, und ſetzt hernach bey ſtarker Hitze etwas Schwefel ab; das Gas, von der Schwefelſäure eingeſogen, macht ſie rauchen und gefrieren. *Phosphorſäure;* ſie erfolgt auch aus Phosphor unter Waſſer, durch hindurch geleitetes Sauerſtoffgas. *Kohlenſäure;* ihr Kohlengehalt könne durch Phosphor und kohlenſauren Kalk dargethan werden (indeſſen waren *Muſſin-Puſchkin's* Verſuche dieſem entgegen; er zeigte auch, daſs der gewöhnliche Phosphor noch Kohle enthalte). *Salpeterſäure;* ihre Entſtehung und Beſtandtheile und Gehalt an wirklicher Säure. *Salzſäure;* ſie giebt durch Electricität Waſſerſtoffgas, indem das enthaltene Waſſer zerſetzt wird. *Oxydirte Salzſäure;* ſie entfärbt und zerſtört die blauen Pflanzenfarben, ſtatt ſie zu röthen; in ihrem Gaſe ſoll rothglühender Diamant ſehr helle brennen. *Fluſſſpath-, Borax-, Arſenik-, Tungſtein-, Molybden-, Chrom-* und *Eſſig-Säure* (dieſe erhalte man am ſtärkſten und reinſten durch Bleyzucker und Kupfervitriol). *Sauerkleeſäure* (unbemerkt iſt die Nachahmung des natürlichen Salzes durch die Kunſt), *Weinſtein-, Citronen-* (der citronenſaure Kalk iſt nicht durch überflüſſige Schwefelſäure zu zerlegen), *Aepfel-, Milch-, Galläpfel-, Schleim-* (ſonſt Milchzucker-) *Säure. Benzoë-* und *Bernſteinſäure* (die vortheilhafte Reinigung derſelben durch Kohlenſtaub iſt nicht erwähnt; die auflösliche Verbindung mit Mennige ſcheint ſie von verwandten Säuren auszuzeichnen). *Kampherſäure* (daſs ſie der Benzoëſäure, nach *Dörffurth*, ähnlich ſey, iſt, ſo wie deſſen ganze ſchätzbare Unterſuchung, gar nicht bemerkt). *Korkſäure;* ſie färbe die ſchwefelſaure Indigo-Auflöſung grün (er hält ſie für eine wahre Säure, nicht bloſs für eine ſäurefähige Baſis). *Lackſäure* (nach *Pearſon*). *Blau-* (oder Zootiſche) *Säure* (ſie ſchlägt Zirkon- und Yttererde nur nieder, wenn dieſe nicht rein, oder nicht vollſtändig geſättigt iſt). Die *Fett-* und *Zooniſche Säure;* allgemeine Bemerkungen und Eintheilung derſelben. Kap. 5. *Zuſammengeſetzte brennbare Körper, fixe und flüchtige Oele, Alkohol und Aether.* (Die fixen Oele werden durch die Deſtillation um mehr als die Hälfte flüchtiger, als vorher; und die flüchtigen Oele zeigen ihre Verwandſchaft zu den Metalloxyden, daſs ſie viele derſelben aus den ſauren Auflöſungen in ſich nehmen.) *Alkohol;* Tabellen über die ſpecifiſche Schwere von Alkohol und Waſſer, und über die Salze, die ſich im Weingeiſte auflöſen. *Schwefeläther;* er zeige, ſo gut er auch rectificirt ſey, immer Spuren von Säure; Prüfung der verſchiedenen Theorieen über denſelben; die neueſte der franzöſiſchen Chemiker iſt nicht genau genug, um die Beſtandtheile des Aethers beſtimmt angeben zu können. *Salpeteräther;* verſchiedene Bereitungsarten und Erſcheinungen bey demſelben. *Salzäther* (die einfachſte und zweckmäſsigſte Bereitungsart, nach *Baſſe*, findet ſich hier nicht). — Die Bemerkung, daſs alle ſehr brennbaren Körper etwas Sauerſtoff beygemiſcht enthalten möchten, verdient eine genauere Erwägung.

Die *zweyte* Abtheilung der *zuſammengeſetzten Körper*, nämlich die der *zweyten* Ordnung, beſchäftigt ſich zuerſt mit den *Erden.* Ihre Verbindungsarten im Allgemeinen. (Daſs der Baryt nicht als Beſtandtheil in den Zuſammenſetzungen der Steine gefunden werde, iſt von *Höpfner* widerlegt, der in den Alpengebirgsarten fand, daſs der Baryt einen bedeutenden Theil ausmache.) *Steingut* (künſtliche Verbindungen der Erden zu häuslichem Gebrauche). *Porcellan* und *Email* nebſt deren Farben (doch ſind hier nur purpur, roth, gelb, grün, blau und violet, aus Gold, Eiſen, Silber, Kupfer, Kobald und Braunſtein, in etlichen Zeilen ſehr unzulänglich angegeben). *Glas* (Flint-, Kron- und Bouteillenglas; gleichfalls ſehr oberflächlich). *Salze;* im ſtrengſten Verſtande nenne man nur die Producte der Verbindungen der Säuren mit den Alkalien, Erden und Metalloxyden, Salze (aber ſo kann man nur erſt etwas ein Salz nennen, wenn man ſeine Beſtandtheile vorher ſchon kennt; überdem wird der urſprüngliche Begriff eines Salzes ganz

verrückt). Die sämmtlichen Salze möchten sich wohl auf 2000 belaufen, von denen viele noch unbekannt, und ein grosser Theil der bekannten noch unbenutzt seyen. Die Salze nach den Säuren zu benennen, sey bey den Alkalien und Erden sehr zweckmäßig, da jene der Grund ihrer auszeichnenden Eigenschaften sind; aber gegenseitig verhalte es sich mit den Metalloxyden. (Dieß veranlaßte unstreitig auch *Hauy*, die Basen wieder vorzuziehen, und die ganze Benennungsart wieder umzukehren). *Schwefelsaure Salze.* Den Schwerspath habe *Jahn* zuerst zerlegt (dieß war nicht er, sondern *Scheele*); die Bestandtheile der Salze werden gewöhnlich nach *Bergmann* und *Kirwan* angegeben, und die Mittel, wodurch sie zersetzt werden, zuletzt angeführt. (Die schwefelsauren Neutralsalze werden auch noch durch essigsauren Kalk zersetzt, und der schwefelsaure Talk wird hier Seydler, statt Seidlitzer Salz genannt.) *Salpetersaure Salze* (den Salpeter findet man nicht bloß auf der Oberfläche, sondern auch, nach *Winterl*, sehr reichlich in einer starken Quelle bey Ofen; alsdann auch im Pulo, und, nach *Pickel*, in einem Berge bey Hessen-Homburg. Die salpetersäuerlichen Salze *(nitrites)* werden auch durch sehr schwache Säuren zerlegt). *Salzsaure Salze* (sie werden alle auch durch saure Bleyauflösungen zersetzt. Zur Zerlegung des Kochsalzes in Rücksicht auf Erhaltung des Natrons, wird die Schwefel- und Essigsäure aufgeführt, da doch vor allen die Salpetersäure hier ihren Platz hätte finden sollen: denn durch sie wurde zuerst die reine Natur des Natrons, als eines alkalischen Salzes, dargethan). Die oxydirte Salzsäure gebe deshalb so wenig eigenthümliche Neutralsalze, weil zu diesen eine super-oxydirte Salzsäure erfordert, und, um diese zu bilden, ein Theil der oxydirten Salzsäure erst müsse zersetzt, und sie wieder zur gewöhnlichen werden. Diese Meinung habe *Berthollet* zwar nicht erwiesen; doch sey sie nicht ganz unwahrscheinlich. (Die Entstehung einer superoxydirten Salzsäure im Augenblicke der Verbindung mit einem Alkali, und nie bey der Erzeugung der oxydirten Salzsäure selbst, unter allem Ueberflusse von Sauerstoff, ist Rec. gar nicht wahrscheinlich. Sollte vielmehr die Menge von salzsaurem Kali und Natron, die sich bey der Sättigung bildet, nicht daher entspringen, daß der schwächer verbundene Sauerstoff, welcher der Säure überhaupt nicht stark anhängt [wie die Entbindung durch das Licht erweist], ihr leicht entwischt, wenn die Säure einen Theil ihrer Attractionskraft auf die neue Verbindung verwendet. Leicht ließe sich dieß ausmitteln, wenn bey Bereitung der Oxy-Muriate durch die Sättigung, in verschlossenen Gefäßen, hernach diese Luftart geprüft würde.) Wird auf die wäßrige Auflösung des oxydirt salzsauren Strontions Schwefelsäure gegossen: so zeigt sich, unter erhöheter Temperatur, ein lebhaftes Licht; es unterbleibt aber bey dem trocknen Salze.

Phosphorsaure Salze. (Berge von phosphorsaurem Kalke sind in Spanien als sächsischer Beryll oder Agustil, und eine Menge desselben eingesprengt gefunden worden.) *Phosphorichtsaure Salze, Flußspath-* und *Boraxsaure Salze.* Der sogenannte Würfelspath wird in dem *Mountain of Kalkberg* bey Lüneburg gefunden. (Dieser grosse Verstoß, der sonst bey Engländern nichts ungewöhnliches ist, ist bey dem Vf., der sonst der deutschen Sprache sich kundig zeigt, um so unerwarteter.) *Kohlen-, Arsenik-, Molybden-, Tungstein-, Chrom-* und *Essigsaure Salze.* (Wie das essigsaure Kali, beständig und leicht, ganz weiß zu erhalten sey, wäre wohl anzuführen gewesen.) *Kleesaure Salze.* (*Westrumb* lehrte zuerst durch die Kunst das künstliche Sauerkleesalz zu bereiten.) *Weinstein-, Citronsaure Salze* u. s. w.

Metallische Salze. Ihre Oxyden befinden sich in einem doppelten Zustande: einem *Minimum* und *Maximum* am Sauerstoffe. Im letzten Falle solle man, um eine Unterscheidung zu machen, vor die Benennung der Säure noch: *oxygenirt*, setzen; also bey der Verbindung des schwarzen Eisenkalks mit Schwefelsäure, bloß schwefelsaures Eisen, mit dem rothen, oxygenirt-schwefelsaures Eisen, sagen. *Gold* und *Platinasalze.* (Der Vf. konnte noch nicht mit den verschiedenen neuen Metallen bekannt seyn, die sich aus der salpetrigsalzsauren Platina-Auflösung durch Salmiak in dem pommeranzenfarbenen Niederschlage zugleich mit fällen lassen. Nach *Achard* löset sich der kohlensaure Silberkalk in überschüssiger flüssiger Kohlensäure auf. Nach *Reinecke* giebt es auch ein salzsaures citronenfarbenes Kupfer.) Fünf Arten des arseniksauren Kupfers.

Der *dritte* Band fängt mit den *Eisensalzen* an. Zinn und Bley. (Die Mennige, die sich mit keiner Säure verbinden soll, löst sich auch in Bernsteinsäure auf. — Das Glas, welches der gewöhnliche verglaste Spiessglanz enthält, macht ihn zum Brechweinstein untauglich, wenn man nicht *Vauquelin's* Vorsicht anwendet. Die Art, den Kobalt von beygemischten Metallen hinlänglich zu reinigen, hätte hier wohl angegeben zu werden verdient.) Allgemeine Bemerkungen über die Salze, und unterscheidende Merkmale der verschiedenen Arten derselben, nebst Tabellen, welche jene enthalten. *Lebergas*, oder *Hydrothion-Säure: Seifen* (alkalische, erdigte, metallische).

Drittes Buch: *Von den Verwandtschaften.* Genau wird der Unterschied der allgemeinen Anziehungskraft und der Verwandtschaft angegeben. Jene wirkt auch in unbestimmbare Ferne: diese nur allein in den kleinsten Distanzen. Die Natur der Anziehung sey ganz unerforschlich, so wie die der Schwere, aber ihr Daseyn sey erwiesen. Sie sey nicht durch den Stoss, die unmittelbare Berührung, begreiflicher, als durch Wirkung in die Ferne. (Jenes scheint doch begreiflicher: denn da die anziehende Kraft abnimmt, wie das Quadrat der Entfernungen vom Körper, und umgekehrt, zunimmt: so ist jeder Körper als der *Focus* der Kraft anzusehen, und folglich analogisch zu schliessen, dass diese Kraft in der grössten Nähe, folglich in unmittelbarer Berührung am stärksten sey, und also dem Körper inhärire. Ob aber diese inhärirende Kraft sich als solche, ausserhalb des Körpers, zur Wirkung in die Ferne begeben, oder durch ein

Inter-

Interemdium, wie die Luft bey dem Sprachrohre, wirken könne, ist noch zu erforschen: das letzte scheint doch das glaublichere.) Wahrscheinlich sey kein Körper in der Welt mit irgend einem andern in unmittelbarer Berührung. *Verwandtschaft* zwischen gleichartigen und ungleichartigen Theilen: über die Ursachen der verschiedenen Intensität der letzten; wahrscheinlich liege der Grund, wie bey der allgemeinen Anziehung, auch in einer gröfsern oder minder Annäherung der auf einander wirkenden Theile: und diese möge wohl auf der verschiedenen, mehr oder minder correspondirenden, Urfigur der Elemente beruhen. (Diese ganze Lehre ist trefflich, und mit anspruchsloser Bescheidenheit ausgeführt, und die Wahrscheinlichkeitsgründe sind gut auseinander gesetzt.) Cohäsion, Auflösung, Krystallisation; diese erfolge durch Auflösung des zu krystallisirenden Körpers, oder durch Suspension desselben, oder durch Schmelzung. (Für den Fall der Suspension wird der vom Wasser öfters abgesetzte, kohlensaure Kalk angeführt. (Aber wäre es nicht wahrscheinlich, dafs dieser Kalk in überschüssiger Kohlensäure aufgelöst sey, und so abgesetzt werde und die Kohlensäure verfliege?) Gesetze der Krystallisationen (nach *Hauy:* aber mit Beurtheilung und Auswahl vorgetragen). Ist bey der Verbindung ungleichartiger Körper der eine schon zusammengesetzt: so verläfst der alte, vorher verbundene, Theil jenen nicht ganz, wegen des hinzutretenden neuen, sondern er theilt sich zwischen beiden. Es sey ein allgemeines Gesetz, dafs, je geringer das Verhältnifs eines Körpers in Verbindung mit einer grofsen Menge eines andern Körpers ist, er mit desto gröfserer Energie zurückgehalten werde. Dagegen, so schwach auch immer die Verwandtschaft eines Körpers zu einem dritten sey: so könne er ihn doch von dem andern, noch so starken, scheiden, wenn jenes Masse nur sehr grofs sey. Sättigung. Ueber die Stärke der Verwandtschaft. Sie hange, nach *Guyton*, am wahrscheinlichsten von der Stärke der Adhäsion ab; jedoch mit einigen Ausnahmen. Nach *Kirwan* erfordert ein Körper desto mehr von einem andern zu seiner Sättigung, je gröfser die Verwandtschaft zu demselben ist. Von der *doppelten Verwandtschaft:* bey dem Uebergewichte der trennenden Verwandtschaft über die ruhende, erfolgt eine Zersetzung, wie diese Kräfte zu berechnen seyn; *Berthollet's* Erinnerungen gegen die bisherige Lehre der Verwandtschaft: vieles hange von der Proportion der Salze gegen einander ab. (Nach der Regel sollten, wenn 220 Gran schwefelsaures Kali und 155 Gran salpetersaurer Kalk vermischt würden, nach der Zersetzung freye Salpetersäure in der Flüssigkeit sich finden; welches aber nicht der Fall sey. Jedoch, wie konnte man die Zersetzung des letzten Antheils des salpetersauren Kalks erwarten, da kein Kali mehr da war, um die trennende Verwandtschaft der Salpetersäure zu unterstützen? und also blofs hier die gröfsere Verwandtschaft der Schwefelsäure zum Kalke, als die der Salpetersäure, = 10, wirksam war? *Vauquelin's* Bemerkung, dafs, weil eine Auflösung von Selenit, Alaun und schwefelsaurem Kali mehr Kochsalz auflösen könne, als reines Wasser thun kann, dieis daher rühre, dafs sie die Auflösbarkeit eines jeden Salzes vermehrten, ist irrig. Die Erscheinung entspringt daher, dafs durch die Vermischung Glaubersalz, und salzsaurer Kalk und Alaun entsteht, und alsdann diese beiden auflöslicher sind, als Kochsalz selbst.) Nach *Berthollet* zeigen einerley Mischungen verschiedene Resultate, wenn nur die Proportionen verändert werden, wie eine Tabelle zeigt. *Von der Zurückstofsung.* Die Erfahrung erweise sie, ob ihr Grund gleich unerklärbar sey. Unter welchen Umständen der Wärmestoff als ein zurückstofsendes und als ein verbindendes Mittel wirke. Dafs Sauer- und Wasserstoff-Gas nicht auf einmal zu Wasser, und eben so Sauer- und Stickstoff-Gas zu Salpetersäure sich verbinden, sey allen übrigen chemischen Erscheinungen angemessen. — Eine unter dem Drucke einer Glastafel rundbleibende Queckfilberkugel werde, nach darauf gelegten Gewichte, platt, aber sogleich wieder rund, als man das Gewicht wieder abnimmt.

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. 1) *Leutschau*, b. Meyer: *Ueber das Verhältnifs der evangelischen Religionslehrer zu ihren Gemeinen, und dieser wieder zu jenen*, mit Rücksicht auf unsere Zeiten, von *Joh. Georg Schmitz*, Prediger zu Grofslomnitz. 1804. 64 S. 8.

2) *Pesth*, gedr. b. Patzko: *Ueber das Verhältnifs der evangelischen Gemeinen zu ihren Religionslehrern*, mit Rücksicht auf unsere Zeiten, von *Joh. v. Fejes*. Ein Gegenstück zu der Schrift von *J. G. Schmitz*. 1804. 23 S. 8.

3) *Leutschau*, b. Meyer: *Ueber das Verhältnifs der evangelischen Religionslehrer zu ihren Gemeinen, und dieser wieder zu jenen*. Eine Antwort auf die Fejessische Gegenschrift, von *Ludw. Kayser*, Prediger zu Menhardsdorf. 1805. 40 S. 8.

Rec. hält es um so mehr für seine Pflicht, über die vorliegenden Broschüren ein öffentliches Wort mitzusprechen, als aus einer ruhigen Discussion über ein interessantes Thema durch muthwillig herbeygezogene Mifsverständnisse ein ärgerlicher Streit entstanden ist, welcher noch mehrere Federn in Bewegung zu setzen, und zwey Stände, die sich einander ehren, unterstützen und schätzen sollten, die protestantische Geistlichkeit und den Adel, zu entzweyen droht.

Nur eine ruhige Discussion scheint Hr. Pred. *Schmitz* beabsichtigt zu haben, als er seine obige Schrift herausgab. Diese zerfällt in die zwey Theile: Wie mufs ein Prediger beschaffen seyn? und Wie mufs sich dagegen die Gemeinde gegen ihn verhalten? Rec. läfst dem ersten Theile alle Gerechtigkeit widerfahren; der Vf. unterscheidet zwischen würdigen und unwürdigen Religionslehrern, und entwirft von dem erstern ein treffliches Ideal. Rec. hat es mehr mit dem zweyten Theil zu thun; und hier hat Hr. *Schmitz* wider seine Absicht wirklich Blöfsen gegeben, und Anlafs zum Zank und Hader dargeboten. Anstatt eben so ruhig und unbefangen zwischen echtchristlichen und zwischen verwilderten Gemein-

meinden, zwischen den Gemeinden im Ganzen und zwischen einzelnen ausgearteten Gemeindegliedern zu unterscheiden, und die Pflichten der Gemeinden gegen ihre Prediger herzeindringend zu schildern, bricht er in Klagen über den elenden Zustand der *meisten* (S. 62.) Prediger aus, von S. 39. bis ans Ende. Diese Klagform ist unangenehm, erbitternd, und verfehlt den Zweck, der durch die echtmoralische Form des Vortrags mehr erreicht worden wäre. Die Klagen sollen von den *meisten* Predigern, sollen besonders *von unsern Zeiten* gelten: denn vor 20 Jahren sey es anders gewesen. Welche sind nun diese Klagen? 1) Die Hauptklage ist: bey zunehmender Theurung verbessert man die Subsistenz der Prediger nicht: man giebt die Beyträge für Prediger *ungerne*. 2) Dabey macht man immer höhere Forderungen an sie. 3) Kränkt und verfolgt öfters die Prediger, deren sich (eine schreckliche Beschuldigung S. 49.) *Niemand* annimmt. 4) Man versäumt den Besuch der Kirche und der Predigten immer mehr; 5) Lässt den Prediger fühlen, dass man ihn besolde; 6) Versperrt ihm alle Nahrungswege ausser seinem Amte; 7) Nimmt sich seiner Wittwen und Waisen nicht an: noch sorgt man für alte emeritirte Prediger; 8) Bey den Predigerwahlen geschieht viel Unfug. Durch die Aufzählung dieser Klagen sind die Streitpunkte auch für die Broschüren 2. und 3. bestimmt; und man sieht wohl, dass der ökonomische Punkt zu oberst steht: dieser Punkt wird denn auch vom Hn. *v. Fejes* und vom Pred. *Kayser* am mehresten aufgefasst, und in einen ärgerlichen Zwist ausgesponnen. Das Wahre in der Sache liegt, wie gewöhnlich bey allem Streite, in der Mitte. — Richtig ist es, dass unser Zeitalter im Ganzen egoistischer, gegen die Religion und ihre Diener gleichgültiger geworden, welches nicht seyn sollte; und richtig ist es besonders, dass die Theurung nicht nur auf die Prediger, sondern auf alle Stände mehr oder weniger schwer drückt. Falsch ist es aber, dass der Zustand der Prediger in den *meisten* Gemeinden in Ungern elend sey. Ein würdiger Prediger wird fast überall geschätzt, geehrt, belohnt, und die Beyspiele der Gehaltserhöhungen, der frommen Vermächtnisse u. s. w. sind nicht selten. Die Klagen 3. und 8., in so fern sie wirklich statt finden, rühren von dem Mangel an einem ordentlichen Oberconsistorium in Ungern her. Der edlere Theil des evangelischen Adels schätzt den geistlichen Stand wie er ihn schätzen soll, und thut für ihn was er kann; der bessere Theil der Geistlichkeit ehrt den braven Adel, als den Beschützer der Religionsfreyheiten, als den Stifter mancher Kirchen- und Schulanstalten, als seinen Wohlthäter. Es giebt Wichte unter den Predigern und Layen: aber beide können nur einzelne, nicht allgemeine Klagen veranlassen: allgemeine Klagen der Art von einer und der andern Seite sind unklug und unzweckmässig. Ein gut organisirtes Oberconsistorium stelle die einzelnen Beschwerden ab, halte Prediger und Gemeinden zu ihren Pflichten an, sorge gleich sehr für den Vortheil beider, und begünstige die bessere Subsistenz würdiger Prediger. — Rec. wiederholt es, dass die Schmitzische Schrift in Rücksicht ihres zweyten Theils nicht wohl überlegt war, dass die Klagform nichts tauge, und dass manche Klagen und Aeusserungen übertrieben — ja er muss noch hinzusetzen: dass sie sogar mit einer Art Brodneid befleckt sind. Wie unschicklich ist nicht z. B. die Wendung S. 59.: „Wenn es darauf ankommt, die Wittwen und Waisen der Schauspieler, Tonkünstler u. s. w. zu unterstützen: ja da wird von allen Seiten her wetteifert, besonders unter den Grossen und Vornehmen. Aber wer denkt an die Wittwen und Waisen der Religionslehrer? Es wäre wohl gar ein Verstoss gegen den guten Ton, wenn man um ihrer Willen eine Gesellschaft allarmiren, und zur Unterstützung derselben auffordern wollte." Wäre hier nicht schicklicher und bescheidener gesagt: dass so wie manches Publicum für die Wittwen und Waisen der Tonkünstler u. s. w. rühmlich sorgt, einer ähnlichen Aufmerksamkeit auch jene der Prediger werth seyn dürften.

Aber wenn die Schmitzische Schrift Fehler hat: so hat die v. Fejesische deren noch grössere. Hr. *von Fejes*, selbst Inspector der Kirchen eines Bezirks, ein Adlicher des Honther Districts, antwortet auf die Klagen des Pred. *Schmitz* durch die bittersten Gegenklagen wider einzelne Prediger — stellt die ökonomischen Beschwerden der Prediger, welche, wie die Beschwerden aller von Besoldung Lebenden, bey jetziger Theurung sehr begreiflich sind, in das falsche Licht der Habsucht; und bezieht mehrere der Schmitzischen Klagen unnöthigerweise unmittelbar auf den evangelischen Adel, dessen Partey er nehmen zu müssen glaubt. Gleich vorn missbraucht er den Spruch des heil. Paulus: „Wenn wir Nahrung und Kleidung haben: so lasset uns genügen." S. 7. wird das, was einige unruhige Geistliche, Perlaki an der Spitze, bey einer Synode des J. 1791. wider das Patronatsrecht des Adels in manchen Landgemeinden beybrachten, der ganzen Geistlichkeit unverdient zum Vorwurf gemacht, da doch Perlaki und seines Gleichen an den braven geistlichen Mitgliedern der Synode die stärksten Gegner fanden. Gleich darauf schüttet der Vf. alles aus, was er von einzelnen Predigern nachtheiliges weiss, und wenn er gleich immer von einzelnen spricht: so apostrophirt er mitunter doch, sehr unlogisch, den ganzen Stand (S. 15.). Sogar die ökonomischen Speculationen manoher Prediger, und der Putz ihrer Frauen, der öfters dem Putze adlicher Grundfrauen nahekomme, werden gerügt. *Beynahe jede* arme Predigerswittwe habe ihre Armuth der übeln Haushaltung zuzuschreiben u. s. w. Hat wohl Hr. *v. Fejes* bedacht, als er so harte Sachen niederschrieb: dass er durch solche Uebertreibungen nichts gut mache, sondern nur erbittere? dass er dem nöthigen Ansehen des Standes schade, der das Volk zur Moral, zur Beobachtung der bürgerlichen Ordnung, der Schuldigkeiten gegen die Obrigkeit und gegen den Grundherrn ermahnt? dass er zwey Stände, die im freundlichen Verhältnisse wechselseitiger Achtung stehen sollen, den Adel und den evangelischen Clerus, einander unnöthiger und unnatürlicher Weise entgegenstelle?

Aber was soll man vollends zu der Schrift des Predigers zu Menhardsdorf, *Ludw. Kayser*, sagen? Dieser Mann, dem Amte nach ein Lehrer des Evangeliums und des Friedens, nimmt, ganz im Geiste eines Perlaki, den Streit von der gehässigsten Seite, von jener der Opposition des Clerus wider den Adel auf. Er geht in die ersten Zeiten der Reformation, zu der Einziehung der geistlichen Güter zurück. An ihm liegt es nicht, wenn das Andenken an die standhaften Verfechter der Reformation aus dem Fürsten- und Adelsstande durch niedrige Beschuldigungen nicht befleckt wird; er masst sich an, über die Absichten dieser grossen Männer Gericht zu halten (S. 19 ff. S. 28. 37.), und scheint die Abschaffung der Hierarchie unter den Protestanten zu bedauern, weil ihm der Vortheil der Weltlichen in allen Religionsverhandlungen nicht gefällt (S. 29.). Er zieht wider Hn. *v. Fejes* mit Schimpfwörtern, z. B. Auffschneidereyen, Unmenschlichkeiten, Herzlosigkeiten, Selbstverrath u. dgl. zu Felde, und antwortet auf die Beschuldigungen wider einzelne Prediger mit Beschuldigungen wider einzelne evangelische Adliche, deren Kargheit in Dotirung der Prediger er, mit Seitenhieben auf den ganzen evangelischen Adel, lächerlich macht. Welche Erziehung und Bildung der Mann habe, sieht man auch aus den Ausdrücken: sich begrafen, die Kappe ziehen vor dieser Grossmuth u. dgl. Jeder würdige Geistliche, dem diese Broschüre zu Gesicht kommt, wird wohl, dieselbe mit Unwillen weglegend, ausrufen: *Non defensore isto!*

Merkwürdig ist übrigens der ganze Streit *de lana caprina*, wozu die unschickliche Klagform des Hn. Pred. *Schmitz* den ersten Anlass gegeben hat. Zum Glücke haben die Evangelischen in Ungern unter ihren Superintendenten einen vortrefflichen Crudy, Hamaliar, Nagy, Nicolai; unter ihren weltlichen Inspectoren einen friedliebenden Balogh, Prónay, Berzevitzi; diese Männer werden wohl in das Mittel treten, und auch indessen, bis Se. Majest. ein Oberconsistorium bewilligen, einen nicht genug kaltblütigen Districts-Inspector, und einen seine Pflicht vergessenden Prediger zur Ordnung zu weisen wissen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, *den* 17. *September* 1806.

C H E M I E.

EDINBURGH, b. Bell u. a.: *A Syſtem of Chemiſtry* — by *Thomas Thomſon* etc.

(*Beſchluſs der in Num. 222. abgebrochenen Recenſion.*)

Zweyter Theil: *Chemiſche Unterſuchung der Natur.* Die *erſte* Unterſuchung iſt die Zuſammenſetzung der *Atmoſphäre*. *Scheele's* Eudiometer wirke ſchneller, wenn man Schwefel und Kali-Lauge, oder Kalkwaſſer zuſammen koche: nach demſelben beſtehe jene aus 78 Stick- und 22 Sauerſtoffgas. Beſchreibung und Erwägung der übrigen Eudiometer. Das Waſſer in der Luft betrage 8 Gran auf 1° C. oder $\frac{1}{87}$ ihres Gewichts, und auch alsdann wird doch die Luft, auch durch die trocknendſten Salze, nicht ganz davon frey ſeyn: es iſt chemiſch in ihr aufgelöſt. Die Kohlenſäure beträgt 0,01. *Ueber Meteorologie.* Veränderungen im Gewichte der Atmoſphäre, ihre Temperatur, nach *Kirwan*. Von der Verdünſtung und dem Regen. Die Dünſte ſind leichter, als die Luft (wie 10:14). Von der Erſcheinung des Regens laſſe ſich keine zulängliche Erklärung geben. *Winde;* Monſoons u. ſ. w. und deren Urſachen. *Elektricität der Atmoſphäre.* Auch durch Verdünſtung werde ſie erzeugt, und zeige ſich beſonders bey ſtarken Waſſerdämpfen.

Zweytes Buch: *Von den Wäſſern* (gemeines, See- und Mineral-Waſſer). Die Unterſuchung und Zerlegung der mineraliſchen Waſſer iſt vorzüglich nach *Kirwan's* trefflicher Methode angegeben.

Drittes Buch: *Von den Mineralien;* und zwar zuerſt über die Methode, ſie genau zu beſchreiben, um ſie leicht von einander zu unterſcheiden: alsdann über die Art, ſie einzutheilen und endlich ſie zu zerlegen. Die Beſchreibung iſt nach *Werner*, wie ſie *Townſon* in ſeiner *Philoſophy of Mineralogy* vorgetragen hat. Die Eintheilung der Mineralien iſt in die *vier* gewöhnlichen Claſſen. *Erſte* Claſſe: *Erden und Steine;* von dieſen werden zuerſt die chemiſchen Verbindungen der Erden mit einander (*einfache Steinarten*), alsdann die chemiſchen Verbindungen der Erden mit Säuren (*ſalzige Steinarten*), und zuletzt die mechaniſchen Miſchungen der Erden und Steine vorgetragen. Hr. *Th.* giebt folgende Subſtanzen an, die in den Steinen in ſolchen Mengen, die Aufmerkſamkeit verdienen, angetroffen werden: nämlich *Thon-*, *Kieſel-*, *Talk-*, *Kalk-*, *Baryt-*, *Glucin-*, *Zirkon-* (*Hyacinth-*) *und Yttererde; Eiſen-*, *Chrom-* und *Nickel-Kalk*, *und Pottaſche.* Er bedient ſich der Anfangsbuchſtaben dieſer verſchiedenen Subſtanzen im Engliſchen, um, nachdem ſie aus einer oder mehrern beſtehen, daraus einen Geſchlechts-Namen zu bilden, ſo daſs der Buchſtabe der in gröſster Menge vorhandenen zuerſt, der Buchſtabe der zweyten Subſtanz der Menge nach hiernächſt u. ſ. w. folgt, z. B. nennt er das Geſchlecht, wohin der Lepidolith, Leucit, weiſser Chlorit und der Feldſpath gehört, SAP., weil es am mehrſten Kieſel (*Silic.*), weniger Alaunerde (*Alum.*), am wenigſten Pottaſche enthält; und nach dieſer Verfahrungsart bildet er 25 Geſchlechter. [*Bergmann* war der erſte Vorgänger von dieſer Verfahrungsart; freylich ein groſses Muſter; doch geſteht Rec., daſs er im Allgemeinen dieſer Methode keinen unbedingten Beyfall geben kann. Er läſst ſolche Ueberſchriften in ausdrücklichen Mineralſyſtemen gelten; aber ſie ſollten nicht als gewöhnliche Namen in andern Büchern, noch weniger in Unterredungen, angewendet werden. Nicht zu gedenken, daſs manche Geſchlechtsbenennungen als ein Wort kaum auszuſprechen ſind, als AMC, MSA, MSAI, ASL, SML, MSI; ſie aber einzeln zu buchſtabiren noch ſonderbarer iſt: ſo darf der Anfänger, der noch nicht mit den chemiſchen Analyſen vertraut iſt, kaum wagen, ein Geſchlecht zu benennen; und wenn er ſich irrt, bringt er dem andern einen ganz verkehrten Begriff bey. Auſserdem ſcheint Rec. jedes, auch das unbedeutendſte, Wort in der Sprache paſslicher, als eine lange Definition: daher zieht er das bedeutungsloſe *Zinnober* der *rothen geſchwefelten Queckſilber-Halbſäure* vor: daher würde er wenigſtens dem AMC, ASL, MSI irgend einen (Trivial-) Namen noch beyfügen, der auſser dem ſtrengen Syſtem gebraucht werden könnte. Wenn man denn endlich doch bey dieſen Definitionsbuchſtaben beharren wollte: ſo ſollte man ſich doch zu dieſen Buchſtaben der allgemeinen Gelehrten-Sprache, des Lateins, bedienen, weil ſonſt eine Geſchlechts-Namen-Verwirrung, ärger als zu Babel, erfolgen müſste, wenn jeder, zu der Bezeichnung, ſich der Buchſtaben in ſeiner Mutterſprache bedienen würde. So würde z. B. das Geſchlecht SLAM im Deutſchen *ſl(i) ſl(a)* AT, im Franzöſiſchen und Lateiniſchen SCAT heiſsen, weil dort Kalkerde, nicht *Lime*, und Talkerde, ſtatt *Magneſia*, jetzt gebräuchlich ſind; SLAC (Chrom) MI aber *ſl(i) ſl(a)* ACTE, Lateiniſch SCAC(*h*)TF (Eiſenkalk) genannt werden. Offenbar alſo, wenn man bey dieſer Benennungs-Methode beharren wollte, müſsten doch die Anfangsbuchſtaben aus allgemein gültigen lateiniſchen Namen hergenommen werden.] Die Beſchreibung der Steinarten iſt nach dem Muſter von *Kirwan:* zuerſt umſtändlich die äu-

ſsern Kennzeichen, alsdann die genaue Angabe der Beſtandtheile, nach den Analyſen der beſten Scheidekünſtler. Zu dem *Alaunerde*-Geſchlecht wird der Corundum auch gezählt, weil er dem orientaliſchen Saphier ſo nahe kömmt. Unter den reinſten *Kieſelarten* ſcheidet er den gemeinen Quarz vom elaſtiſchen Quarz, weil letzterer 2 p. C. Alaunerde und ½ p. C. Eiſen hat; allein *Wiegleb* fand auch im gewöhnlichen Quarz 2 p. C. Alaunerde. — Im Serpentin giebt er keine Chromſäure an; des Acanticour und mehrerer von Hn. *Abildgard* beſchriebenen Steine wird nicht gedacht. *Salzichte Steine*, in fünf Ordnungen: Kalk, Baryt, Strontian, Talk und Alaunerde mit Säuren verbunden. (Unter dem phosphorſauren Kalke wird des Aguſtits, und der neuentdeckten und ſchon wieder zurückgenommenen Erde gar nicht gedacht.) Vom ſogenannten Sedativſpath heiſst es: er werde zu *Kalkberg*, nahe bey Lüneburg, gefunden! (Der bedeutendſte Verſtoſs gegen die deutſche Sprache, die Hn. *Th.* ſonſt nicht fremd iſt, da von ihm recht viele deutſche Schriften, gegen die Gewohnheit ſeiner Landsleute, angegeben werden.) Die Strontian-Erde, die man auch, auſser Schottland, in andern Gegenden, obgleich nicht in groſser Menge, gefunden haben ſoll, trifft man in jedem Schwerſpathe, obgleich nur zu 2—4 p. C., an. — Die letzte Ordnung der Steinarten wird in bloſs gemengte Erden, in geſtaltloſe zuſammengeleimte Bruchſtücke, in kryſtalliſirte Steine, die unter einander, oder mit geſtaltloſen Steinen verbunden ſind, und in Verbindungen durch das Feuer eingetheilt, auf welche, als ein Anhang, die Eintheilung der Gebirge folgt. *Dritte* Claſſe: *Brennbare Körper. Schwefel, Kohlenſtoffe, Erdharz, Steinkohle, Bernſtein.* Zu den Kohlenſtoffen wird der Diamant, die Kilkenny-Kohle und der Anthracit gerechnet; zu den Erdharzen Naphta, Steinöl, Erdtheer, Erdpech, Aſphalt, elaſtiſches Erdharz. Die Steinkohle beſteht aus Kohlenſtoff und Erdharz. *Vierte* Claſſe: *Metalle.* Sie kommen entweder gediegen, und mit einander verſetzt, oder geſchwefelt, oder als Oxyde, oder Salze vor; ſie erſcheinen aber nicht alle unter dieſen vier Geſtalten, wie die beygefügte Tabelle zeigt. *Gold; Platina;* (ſtatt der darin angegebenen, Kupfer, Reisbley, Schwefel und Phosphor, iſt mit ihr, nach den neueſten Entdeckungen der Franzoſen und Engländer, im rohen Platinaſande noch Titan- und Chrom-Erz und Kieſelerde: nach deren Abſcheidung aus der Platina, wie ſie bisher bereitet wurde, ſelbſt ſich noch zwey neue Metalle, Osmium und Ormium, abſcheiden laſſen, welche unter andern die Urſach der dunkeln Pommeranzen-Farbe des Salmiak-Niederſchlags waren.) *Eiſen.* Als gediegen werden die groſsen Maſſen aus Sibirien und Peru angegeben, und dabey bemerkt, daſs ſie nicht auf dem Platze entſtanden wären, wo man ſie gefunden habe. (Jetzt ſtimmt man ziemlich darin überein, daſs dieſe und eine Menge andrer, jetzt bekannter, ähnlicher Maſſen nicht im Schoſse der Erde erzeugt, ſondern entweder durch Mond-Vulkane uns zugeworfen, oder durch neue Erzeugungen in den höheren Regionen gebildet ſeyen; weshalb man es auch *meteoriſches Eiſen* nennt.) Die Haupt- und Unter-Abtheilungen der Eiſenerze ſind ſehr brauchbar und gut. (Uebrigens iſt des Columbium's nur im Anhange, und des Tantalum's, des Cerium's, der beiden neuen Metalle im Platinaſande, des reinen edlen Nickels und des Nicolaum's gar nicht gedacht, auch des Palladiums nicht erwähnt.) *Methode, die Mineralien zu analyſiren.* Bey der Zerlegung der Erden und Steine habe man auf die Kieſel-, Alaun-, Zirkon-, Glucin-, Kalk- und Talk-Erde, und die Eiſen-, Braunſtein-, Nickel-, Chrom- und Kupfer-Oxyde Rückſicht zu nehmen. (Unrecht iſts, daſs hier die Ytter-Erde, die doch dem Vf. nicht unbekannt war, gar nicht genannt iſt; die Baryt-Erde übergieng er, weil man ſie nur bisher im Staurolit allein angetroffen habe: allein, wer verbürgt es, daſs ſie nicht in unbekannten Steinarten, die man eben unterſucht, auch anzutreffen ſey!) Als Beyſpiele werden die Zerlegung des kohlenſauren und ſchwefelſauren Strontian's angeführt. *Vauquelin's* Analyſe iſt hier befolgt. *Zerlegung der brennbaren Subſtanzen*, nach *Kirwan's* Angabe mit Salpeter. *Zerlegung der Erze*, nach *Bergmann's* Anleitung mit den Verbeſſerungen, die neuere Entdeckungen angegeben haben. *Methode, um reine Metalle zu erhalten.*

Viertes Buch: *Von den Vegetabilien.* Unter den angegebenen Beſtandtheilen der Pflanzen wird auch der Kampher angeführt, aber deſſen Säure nur mit einem Worte gedacht. Das kaufbare Kaoutchouc beſtehe aus Lagen von eingedicktem Safte und Ruſs. (Zu der Trocknung und ſchwarzbraunen Farbe iſt keine Räucherung nothwendig; das bloſse Sauerſtoffgas [ſelbſt der Atmoſphäre] kann es allein bewirken.) Auch die Korkſäure iſt nur genannt. Ueber das Wachſen der Pflanzen und ihre Nahrung. Im Waſſer allein könnten ſie nicht wachſen, obſchon *Helmont* u. a. dieſs bewieſen zu haben glaubten (allein dieſe Einwendungen laſſen ſich nicht gegen *v. Crells* Verſuche machen). — Vom Safte und ſeinem Umlaufe: die Pflanzengefäſse ſind reizbar; von der Wirkung der Blätter bey Tages- und Nachtzeit; beſondere Säfte der Pflanzen; die Blätter ſind lange vorher ſchon gebildet, ehe ſie ſich zeigen; man kann einige fünf Jahr vorher ſchon gewahr werden, ehe ſie nach dem gewöhnlichen Laufe erſcheinen; vom Abſterben der Pflanzen. (Alle dieſe Gegenſtände ſind gut und belehrend abgehandelt; allein ſie ſchicken ſich beſſer für eine Pflanzen-Phyſiologie, als für eigentliche Chemie.) *Von der Zerſetzung der vegetabiliſchen Stoffe;* ſie wird unter fünf Titeln: Brod, Wein, Bier, Eſſig und die Fäulniſs, abgehandelt. Zur Weingährung ſey der Zuckerſtoff unentbehrlich (indeſſen gährt doch kein reiner Zucker, ſondern nur bloſs der Schleimzucker, oder zugeſetzter klebriger Extractivſtoff, nach *Fabroni* und *Bullion*); bloſser Alkohol könne nicht zu Eſſig werden; wohl aber, wenn er mit andern Stoffen gemiſcht ſey. (Dieſs iſt um ſo begreiflicher, da *Weſtrumb* aus Alkohol Zuckerſäure darſtellte.)

Fünf.

Fünftes Buch: *Von den Thieren.* Die chemiſchen Beſtandtheile *thieriſcher Subſtanzen*, als der Faſer, des Eyweifses, der Gallerte, des Schleims, der Urea, des Zuckers (im Milchzucker und bey der Harnruhr), des Oehls, des Harzes (in der Galle, im menſchlichen Harn, im Bibergeil, Biſam und Zibeth), des Schwefels und Phosphors, der Säuren, der Alkalien, Erden und Metalle. Von den *organiſchen Theilen der Thiere*, als: Knochen und Schalen, Muſkeln, Häute, Flechſen und Glandeln, Hirn und Nerven, Nägeln, Horn, Haare und Federn. Von den *flüſſigen Beſtandtheilen*, als Blut, Milch, Speichel, Galle (und Gallenſtein), Ohrenſchmalz, Thränen und Schleim, Gliedwaſſer, Samen, Schafwaſſer, *Harn* (Vergleichung des kranken Harns, und des von mehrern Thieren), Harnſteine, Beſtandtheile derſelben; Eintheilung und äuſsere Kennzeichen der verſchiedenen Arten, und daraus abgeleitete äuſsere Heilmittel gegen dieſelben. (Obgleich in dieſem *fünften* Buche wohl nichts durchaus Neues vorgetragen iſt: ſo iſt doch alles Bekannte genau geſammelt und gut geordnet, und für den Arzt ſehr belehrend und ſchätzbar.) *Von den thieriſchen Verrichtungen. Die Verdauung.* Sie werde durch den Magenſaft bewirkt; aber von der Natur deſſelben und der Art, wie er auf die Speiſe wirke, ſey nichts Befriedigendes bekannt; ſo wenig, als wie zuletzt der Milchbrey bereitet werde. Entſchiedener ſcheine die Wirkung der Galle, um ſich mit den weniger brauchbaren Theilen zu vereinigen, ſie durch eine Art von Fällung abzuſondern, und deren Ausführung zu beſchleunigen. *Das Athemholen;* es vollendet die Bildung des Blutes, beſonders der Faſer, aus Milchſaft; dient zur Erhaltung einer gleichförmigen Temperatur des Körpers, und unterhält die Bewegung des Herzens durch den Reiz vom Sauerſtoffe, welchen das Blut durch das Athemholen erhält. *Von der Wirkung der Nieren*, und *von der Ausdünſtung.* Die letzte beträgt in einer Mittelzahl nach *Seguin* 52, 8 Unzen in 24 Stunden. *Ueber die Aſſimilation.* Hier muſs noch eine andere Kraft, als eine chemiſche und mechaniſche, es muſs ein lebender oder thieriſcher *Agent* zugleich wirkſam ſeyn, ob uns gleich ſeine Wirkungsart ganz unbekannt iſt. *Ueber die Zerſetzung und Fäulniſs thieriſcher Körper.* Mittel, ſie abzuhalten oder zu verzögern (hier iſt der ſo kräftigen Wirkung des Kohlenſtoffes nicht gedacht). Zuletzt folgt ein *Anhang*, in welchem die während des Drucks dieſes Werks noch gemachten Entdeckungen nachgetragen werden.

Aus dem bisher angeführten wird ſich wohl von ſelbſt ergeben, daſs das vorliegende Werk die vollſtändigſte Chemie ſey, die man in England, vielleicht im ganzen Auslande, habe. Ob aber der ſchon gründlich belehrte deutſche Chemiker, der die Werke eines *Hildebrand*, *Trommsdorff* u. a. benutzen kann, hier noch viele neue, eigentlich chemiſche, Belehrung finden werde, wäre eine andere Frage. Eine Ueberſetzung war daher eben nicht unentbehrlich, doch bey der Liebe für ausländiſche Producte zu entſchuldigen und zu erwarten; und wirklich iſt eine Ueberſetzung erſchienen, die wir nächſtens anzeigen werden.

Erfurt, in d. Hennings. Buchh.: *Kallopiſtria*, oder *die Kunſt der Toilette für die elegante Welt.* Eine Anleitung zur Verfertigung unſchädlicher Parfums und Schönheits-Mittel, Pulver, Pommaden, Schminken, Paſten, aromatiſchen Bädern, und aller hierher gehörigen Mittel, welche dazu dienen, die Schönheit zu erhöhen, zu erhalten, oder herzuſtellen; von D. *Joh. Barthol. Trommsdorff*, Profeſſor der Chemie. 1805. 286 S. kl. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

In der Einleitung ſpricht der Vf. von dem Alterthum der Mode, die Wohlgerüche zu genieſsen, ſo wie von ihrer Verfeinerung in den neuern Zeiten, und zeigt, daſs die mehreſten, obgleich noch unter franzöſiſchen Namen, doch von Deutſchen bereitet wurden. Vorzüglich bewog ihn die Rückſicht, daſs unter jenen und den ſogenannten Schönheits-Mitteln ſonſt manche theils an ſich ſchädliche waren, theils aus Gewinnſucht, der Wohlfeilheit wegen, ſchädliche Zuthaten dazu genommen wurden, daſs er hier Vorſchriften angab, nach welchen die Damen ſelbſt ſie bereiten, oder in jeder Apotheke verfertigen laſſen können. I. *Kurze Beſchreibung der Droguen, die zu Parfümerien und Schönheitsmitteln gebraucht werden.* Sie ſind nach alphabetiſcher Ordnung verfaſst, betreffen ihren Urſprung, ihr Vaterland, die Kennzeichen der Güte, ſo paſſend und vollſtändig, als ſie eine Dame bedarf, um von Sachen, die ſie gebraucht, doch einige, und wenigſtens keine verkehrten, Begriffe zu haben. II. *Von den Geräthſchaften, die zur Bereitung der Parfüms erfordert werden.* Alles, was zum Deſtilliren gehört, auch die nöthigen gläſernen Gefäſse, die Mittel, die Fugen zu verſchlieſsen, u. ſ. w. III. *Von den Zubereitungen der Parfüms und Schönheitsmittel.* Deſtillation der wohlriechenden Waſſer, Geiſter und Oele (ſtatt des Säckchens bey ſolchen zarten Pflanzentheilen, die unzerdrückt bleiben müſſen, iſt es noch beſſer, ſich eines geflochtenen Körbchens zu bedienen, das in einen Theil des Halſes, und die Mündung des Kolbens paſst); den Fruchtbranntewein reinige man durch Abziehung über $\frac{1}{24}$ friſchgegläheten Kohlenſtaub, um hernach die wohlriechenden Geiſter zu machen. (Der Vf. ſagt, zur Vermeidung eines harten Buchſtabens, aber unrichtig, Geiſte, Geiſten, ſtatt Geiſter.) Deſtillation der verſchiedenen Arten der ätheriſchen Oele: Merkmale ihrer Verfälſchung. *Einfache deſtillirte Waſſer.* Zimmt-, Muskaten-, Orange-Blüthenwaſſer u. ſ. w.; wohlriechende Geiſter; Citron-, Bergamott-, Roſen-, Lavendel-, Majoran-, Pommeranzen-, Yſop-, Saſſafraſs-, Rosmarin-, Orangeblüthen-, Zimmt-, Nelken-, Muskat-, Cardamomen-Geiſter (der von Violenwurz iſt nur Eſſenz). Aetheriſches Oel von Lavendel, Roſen, Orangenblüthe, Nelken, Zimmt, Muskaten. *Abſonderung der riechenden*

den

den unterſtillirbaren Theile. Tuberoſen-, Jasmin-, Jonquillen-, Veilchen-, Lindenblüthenöl. *Aromatiſche und wohlriechende Eſſige:* von Hollunderblüthe, Roſen, Citronen und Orangenſchalen, Lavendel, Rosmarin, Zimmt-, Nelken, Muskaten. Mit dem Radical-Eſſig (aus Bleyzucker und Schwefelſäure) bereitet man Citronen-, Zimmt-, Ambra- und Orangeblüthen-Eſſig: Antiſeptiſcher oder Räuber-Eſſig. *Zuſammengeſetzte Wäſſer und Geiſter. Eau d'Hongrie, de Meliſſe, ſans pareille, de fleurs, ou de bouquet, de mille fleurs, de Cypre, impériale, de couronne, d'Adonis, de Sicilienne, de Toilette françaiſe, d'Arabe, de Mme Bonaparte, de Roſes, d'Aurore, d'arome. Aromatiſche Bäder. Schönheits-Mittel.* Schönheits-Milch (hauptſächlich von Benzoë) gegen gelbe und rothe Flecken, Knötchen, Runzeln, ſpröde harte Haut, Sommerſproſſen, Sonnenbrand. Cosmetiſche Pommaden. Weiſse und rothe Schminke, die erſte aus Talk, eine andre aus ausgeſüſstem Zinn-Oxyd, welches aus ſalzſaurem Zinne durch Kali gefällt iſt: das Wiſsmuthweiſs iſt bey weitem bedenklicher und nicht ſo unſchädlich, als dieſes: auch das Bleyweiſs iſt dem Zinnoxyde nachzuſetzen. Die rothe Schminke von Safflor iſt nicht ſo gut, als die von Carmin, mit und ohne Natron. Auch kann man das Roth aus Braſilien- und Sandelholz verfertigen. Acht Nüancen des mit Karmin verbundenen Talks. Lippen-Pommaden. Wohlriechende Paſten, Pulver und Seifen, theils als Parfüm, theils zur Verfeinerung der Haut. Mittel, ſchöne Nägel zu erhalten. Zahn-Pulver, -Lattwergen und -Tincturen. Zubereitung der ſogenannten *Huiles antiques* zur Parfümirung der Haare, und der Puder von allen Farben. — Mittel zur Färbung der Haare, die aber alle, bey öfterer Anwendung, Nachtheil mit ſich führen: bey abgeſchnittenen Haaren (zu Perrucken u. ſ. w.) ſind ſie eher anwendbar. — Bereitung wohlriechender Säckchen. Pot-Pourri. — Wohlriechende Räucher-Kerzen. Kügelchen zur Parfümirung des Mundes. Räucherpulver.

Rec. dankt dem Vf. für dieſes Büchelchen, das zehnmal eher auf den Toiletten der Damen einen Platz verdient, als der gröſste Theil der Almanache und Mode-Romane. Nicht zu gedenken, daſs Kenntniſs der Dinge, die nun einmal gebraucht werden, ſehr anſtändig iſt: ſo werden durch dieſe Schrift alle die ſo oft ſchädlichen Mittel verbannt, die man anwandte ohne ſie, als ſolche zu kennen: denn zum vorzüglichſten Lobe aller der hier vorgetragenen Sachen gehört, daſs keine derſelben der Geſundheit nachtheilig werden kann (etwa das Wiſsmuth- und Bleyweiſs ausgenommen, gegen welches der Vf. ſelbſt warnt); und dieſs iſt ſchon ein groſser Gewinn, wenn nun ſolche Sachen anzuwenden, die Mode einmal gebietet; ob ſie das immer leiſten, was ſie der Aufſchrift nach hoffen laſſen, kömmt hier weniger in Anfrage: und es wird auch vom Vf. nicht verbürgt; vielmehr ſcheint das ſchwache Vertrauen zu manchen Mitteln kenntlich genug durch. Der Stil iſt klar und rein, das Aeuſsere des Werkchens empfehlend: kurz, es iſt des Platzes in einer Damen-Bibliothek nicht unwerth.

PHYSIK.

STRAUBING, in d. Schmid. Buchh.: *Naturlehre für die Jugend* von *Benno Michl. Zweyte* Aufl. 1804. 220 S. 8. 1 Kpfr. (16 gr.)

Die *erſte* Auflage, welche zu Laibach 1795. herauskam, iſt Rec. nicht zur Hand, um Vergleichungen anſtellen zu können. Die gegenwärtige iſt zweckmäſsig bearbeitet und behandelt die bekannten Gegenſtände deutlich und in gehöriger Kürze. Die Anordnung der Materien iſt folgende: 1) Allgemeine Eigenſchaften der Körper. 2) Grundbegriffe des Gleichgewichts. 3) Von der Luft. 4) Vom Schalle. 5) Von den Gasarten. 6) Vom Feuer. 7) Vom Lichte. 8) Von der Elektricität. 9) Vom Magnet. 10) Vom Waſſer. 11) Vom Weltgebäude. 12) Von der Erde. 13) Von wäſſerichten Lufterſcheinungen. 14) Von feurigen Lufterſcheinungen. Man ſieht in dieſer Anordnung etwas zu viel Anhänglichkeit an das Herkommen. Freylich iſt unſere Naturkunde überhaupt fragmentariſch; indeſſen lieſsen ſich doch dieſe Materien ſyſtematiſcher zuſammenſtellen. In den Hauptlehren haben wir gröſstentheils Richtigkeit und Deutlichkeit gefunden; in den Anmerkungen läſst ſich aber der Vf. oft zu weit in detaillirte Beſchreibungen und Erzählungen ein. Daſs der Lehrer zur Unterhaltung der Aufmerkſamkeit ſeinen Schülern mündlich erzählt, wie Blanchard durch die Luft ſegelt, wie viel Sandſäcke er mitnimmt, wie er die Flagge ſchwenkt u. dgl., dagegen iſt nichts zu ſagen; aber in ein Buch, wie dieſes, ſcheint es nicht zu gehören. — Die alte bekannte Geſchichte von den Engländern in der ſogenannten ſchwarzen Höhle wird hier der Länge nach auf vier enggedruckten Seiten erzählt. Von Disjonvals vorgegebenen Beobachtungen an den Spinnen in ſeinem Gefängniſſe, leſen wir hier eine fünf Seiten lange Nachricht. Dagegen vom menſchlichen Auge eine bloſse Nomenclatur der Häute und Feuchtigkeiten, ohne Beſchreibung oder Abbildung, die doch wohl weit mehr an ihrem Platze geweſen wäre, als Blanchards Reiſebeſchreibung u. dgl. Auf neue Entdeckungen ſcheint bey dieſer zweyten Auflage eben nicht ſonderlich Rückſicht genommen zu ſeyn. Im J. 1804., wo dieſe erſchien, kannte man z. B. ſchon mehr Planeten, als hier aufgeführt ſind. Das einzige Kupfer enthält bloſs einige zur Theorie des Hebels gehörige Figuren.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 18. September 1806.

NATURGESCHICHTE.

ERFURT, b. Keyser: *Ornithologiſches Handbuch für Forſtmänner und Gartenfreunde*, oder *Naturgeſchichte aller Inſecten vertilgenden Vögel Deutſchlands*, die zu Abwendung der Wald- und Gartenverheerungen durch Raupen gehegt werden müſſen; auch Vorſchläge über die ſchädlichen und unſchädlichen Arten des Vogelfanges und das Hegen der Vögel überhaupt u. ſ. w. Von *Wilhelm Chriſtian Orphal*, der Societät der Forſt- und Jagdkunde zu Meiningen ordentl. Mitgliede. 1805. 16 S. Vorr. und Inh. und 264 S. Text. 8. (16 gr.)

Der weitläuftige Titel dieſer Schrift bezeichnet ihren Inhalt hinlänglich. Hr. *O.* iſt ſo ſehr für ſeine Idee, daſs bloſs das Fangen und Schieſsen der Inſecten-Vögel an den Verheerungen der Waldungen durch Inſectenfraſs Schuld ſey, eingenommen, daſs er auch bloſs durch eine geregelte Hegung jener Vögel die Befreyung von dieſer Plage erwartet. Ob nun gleich Rec. den Vögeln nicht allein das Geſchäft der Vertilgung der ſchädlichen Forſt- und Garteninſecten überlaſſen möchte, und ſelbſt aus Erfahrung weiſs, daſs jene Vögel eben ſo gern, ja er möchte ſagen, noch lieber ſolche Inſecten freſſen, die Feinde jener verheerenden Raupen ſind, ſo weiſs er es doch, mit andern Naturforſchern und Forſtmännern, dem Vf. Dank, daſs er dieſen Gegenſtand, der nur in wenigen Büchern für Forſtmänner und Ornithologen gelegentlich angedeutet iſt, einer eigenen Bearbeitung unterworfen hat, und man kann im allgemeinen mit demſelben einverſtanden ſeyn, ob man gleich in einzelnen Stücken nicht immer einerley Meinung mit ihm haben kann. Noch mehr als der Forſtmann wird der Naturforſcher manche neue Beobachtung in dieſem Buche finden, und es werden ihm in dieſer Hinſicht vorzüglich die Beſchreibungen der Meiſenarten, des Goldhähnchens u. a. m. intereſſiren. Ueberhaupt verräth daſſelbe einen denkenden Beobachter, dem es aber auf der einen Seite noch an einer überſchauenden Kenntniſs im naturhiſtoriſchen Fache und an den nöthigen Büchern fehlt, und der auf der andern Seite zu viel Zutrauen zu ſeinen Erfahrungen hat, woraus ſich der oft abſprechende Ton, die Einſeitigkeit und der Widerſpruch in manchen Stellen erklären läſst.

Ehe wir indeſſen dieſe Rügen beſtätigen, zeigen wir den Inhalt des Werks an. Im *erſten* Abſchnitt wird die allgemeine Geſchichte der Verminderung unſerer nützlichen Waldvögel von den älteſten bis auf unſere Zeiten nach verſchiedenen Perioden angegeben und zugleich der Beweis geführt, daſs bloſs dadurch die Waldverheerungen durch Raupen nach und nach herbey geführt worden, und daher das Hegen unſerer Inſecten vertilgenden Vögel das einzige Mittel ſey, den jetzt ſo oft einfallenden Wald- und Gartenverheerungen durch Raupen Einhalt zu thun und wieder Gränzen zu ſetzen. Der *zweyte* Abſchnitt enthält die Naturgeſchichte aller Inſecten vertilgenden Vögel Deutſchlands, die zur Abwendung der Wald- und Gartenverheerungen durch Raupen gehegt werden müſſen, mit beſondrer Rückſicht auf ihren Nutzen, und auf die Art und Weiſe, wodurch ſie zeither vermindert worden ſind. Sie iſt zergliedert angegeben unter den Rubriken: Beſchreibung, Aufenthalt, Nahrung, Fortpflanzung und Fang. Der *dritte* Abſchnitt handelt von den ſchädlichen und unſchädlichen Arten des Vogelfangs überhaupt und deſſen Eintheilung für dieſen Zweck. *A*) Zu den ſchädlichen Arten rechnet er: 1) das Schneiſs- oder Sprenkelſtellen, 2) den Vogelherd, 3) die Meiſenhütte und überhaupt den Meiſenfang. *B*) Zu den minder ſchädlichen: 1) den Tränkherd, 2) die Rothkehlchenjagd und 3) das Finkenſtechen, und. *C*) zu den unſchädlichen Arten: die gewöhnliche Herbſt- und Frühlingslocke für Zeiſige, Kreuzſchnäbel, Dohmpfaffen u. ſ. w. *Zuletzt* wird noch ein *Schema* zu einer geſetzlichen Verordnung, das Hegen der bisher ſo ſehr verminderten nützlichen Waldvögel und die Betreibung des Vogelfangs überhaupt betreffend, angegeben.

Der Ideengang des Vfs. iſt folgender. Anfangs war der Menſch noch gar nicht da: denn wir finden keine Anthropolithen, und da war alles in der Natur im Gleichgewicht. Dieſs iſt die erſte Periode. Dieſe ganze Periode hätte aber der Vf. als unerwieſen weglaſſen oder ſie natürlicher ſo faſſen können: So lange der Menſch uncultivirt war, paſste er ſelbſt mit in den Gang der Natur; mit ſeiner Cultur aber — und dieſs ward dann, wie auch im Buche ſelbſt angenommen wird, die zweyte Periode — änderte ſich das Gleichgewicht, und alsdann muſste eigentlich ſein Verſtand, das was er verdarb erſetzen. Nach des Vfs. dritten Periode wurde der Menſch in der Folge üppig, und zerſtörte dadurch das Gleichgewicht im Thierreich noch mehr. Hierbey wird vorzüglich des römiſchen Tafelluxus erwähnt. Nach der vierten und fünften Periode wurde nun in Deutſchland die Ausrottung der Wälder, der Bevölkerung halber, immer allgemeiner, das Schieſsgewehr eingeführt, und alle Arten des Vogelfangs in Gang geſetzt, welches die Waldungen

so von Vögeln entvölkerte, wie wir sie jetzt finden, und wodurch die bekannten grofsen Verheerungen, die hier der Zeitfolge nach aufgeführt werden, entstanden sind. Nur ein allgemeines Hegen der insectenfressenden Vögel ist das einzige Mittel, die schädlichen Wald- und Gartenraupen zu vermindern. Die insectenfressenden Vögel werden dann im zweyten Abschnitt, so wie der schädliche und unschädliche Fang der Vögel im dritten beschrieben, und zur Hegung derselben endlich eine fünfjährige Einstellung alles schädlichen Vogelfangens und Schiefsens empfohlen, und in dieser Absicht das Schema einer Verordnung entworfen, in welcher das Hegen und Schonen der Vögel näher bestimmt ist.

Wir machen nun noch einige Bemerkungen, die vielleicht der Vf. bey einer neuen Auflage, welche bey einem so nützlichen Buche gewifs nöthig werden wird, gebrauchen kann. Auf dem Titel hätte nicht blofs der Verheerungen der *Raupen* erwähnt werden sollen, sondern überhaupt der Insecten: denn die Vögel vertilgen nicht blofs schädliche Raupen, sondern auch Käfer und ihre Larven, wie man z. B. von den so nützlichen Spechten weifs. — Wenn der Vf. S. 20. sagt, dafs der Mensch bey allen Mitteln, welche er zum Tödten und Fangen der Vögel erdachte, kein einziges (?) erfand, das auf die Vertilgung der schädlichen Insecten abzweckte, dafs er dieſs der Natur allein überliefs, die mehr für die Erhaltung als Vertilgung ihrer Geschöpfe sorge: so ist dieſs zu viel gesagt: denn nicht zu erwähnen, dafs der Mensch doch auch schon manches Mittel zur Vertilgung der schädlichen Insecten erdacht und angewandt hat, und dafs die Natur durch die bekannten Raupentödter fast so viel, wo nicht noch mehr schädliche Insecten zerstöhrt als durch die Vögel, so ist ja bekannt, dafs die Natur aufserdem durch den Einfluſs der Witterung, freylich oft etwas spät, gewöhnlich diese Insecten auf einmal ausrottet. Hierzu finden sich die Belege in der Nähe. Woher denn die Vertilgung des Nonnenspinners im Vogtlande? des Baumweifslings und Ringelspinners im vorigen Jahre? Der Vf. hätte sich hier auch an die Seuchen unter dem Wildpret, unter den Mäusen, an die Auswanderungen der Lemminge und andrer Mäusearten, wenn sie sich zu überflüſſig vermehrt haben, erinnern sollen. — S. 21. meynt er, das Weibchen der mehrsten Schmetterlinge, besonders der Nachtschmetterlinge lege 300 — 500 Eyer, und dieſs in einem Jahre zwey- bis dreymal (?). — Wenn er sich S. 22. schlechterdings keine andern Ursachen der Wald- und Gartenverheerungen durch Insecten denken kann als die Verminderung der Vögel: so sind ihm die Beyspiele unbekannt geblieben, wo in uncultivirten Gegenden, selbst in Amerika, wo kein Vogelfang wie in Deutschland statt hat, sondern wo die Wälder noch von Vögeln wimmeln, der Raupenfrafs so stark wie in Brandenburg und dem Vogtlande eingetreten ist. Die Natur selbst braucht ja die Insecten in jenen Gegenden (und dieſs ist eine ihrer Hauptbestimmungen), wo der Mensch die Wälder noch nicht selbst gehörig benutzt, dazu, um alte Waldungen zu verjüngen und der neuen Vegetation Platz zu machen. — Wenn der Vf. vom *grofsen Neuntödter* sagt, dafs er selten einen gesunden Vogel fange, die Jungen blofs mit Insecten, besonders Raupen und Würmern (?) füttere, sein Blindschleichen- und Eidexenfressen ganz ungegründet sey: so beweist dieſs weiter nichts, als dafs er ihn noch lange nicht genug beobachtet hat. Rec. der fast täglich Gelegenheit hat, seine Lebensart nicht nur im Freyen, sondern auch in der Stube, wo er ihn zum Falkenfang braucht, zu studiren, kennt ihn genauer. Eben dieſs gilt von seinem absprechenden Urtheil über den *Dorndreher* (S. 47.), der keine Mäuse und Vögel auf Dornen stecken könne und solle, wo sich zugleich der Widerspruch mit S. 2. ergiebt, dafs kein Thier in seiner uneingeschränkten Freyheit, wie der Mensch, aus Muthwillen oder Leckerey morde, welches er hier doch dem Dorndreher bey Sammlung seiner Mahlzeit Schuld giebt. — Der Angabe dafs die Spechte nach S. 51. blofs von Insecten lebten und keine Waldsämereyen anrührten, und wenn sie ja einen Zapfen angriffen, derselbe wurmstichig wäre, widerspricht theils die Erfahrung, theils die Versicherung von den Buntspechten (S. 58 u. f.), dafs sie sich auch von Eicheln, Bucheckern und andern Sämereyen nährten. — S. 78. erfahren wir, dafs der Kuckuk der Vogel nicht allein ist, der seine Eyer nicht selbst ausbrütet, sondern dafs die kleinen Habichte diese Eigenschaft auch haben sollen. Wenn uns doch der Vf. nur mit zwey Worten gesagt hätte, was das für kleine Habichte seyn sollen? Hier könnte man dem Vf. seine so oft gebrauchten anmafsenden und absprechenden Aeufserungen, die er sich sehr unbescheiden gegen die Beobachtungen und Erfahrungen mehrerer angesehenen Forstmänner und Naturforscher erlaubt: es ist ganz ungegründet — es sind fabelhafte Irrthümer — mags glauben wer da will — u. s. f. wieder zurück geben; denn bis jetzt kennt das ganze ornithologische Publikum keinen europäischen Vogel der Art, so wenig als der aufmerksame Beobachter, der des Kuckuks Lebensart ausgespähet hat, die vermuthete Aufsicht der Alten auf die Jungen und sogar das Forttragen der letztern in ein andres Nest wahrscheinlich, geschweige wahr finden wird. — Eben so gut wie die Hausente hätte auch (S. 88.) das *Federwild* im Walde, das Auer- Birk- und Haselhuhn als Insecten freſsend aufgeführt werden sollen: denn diese Vögel verzehren alle Waldinsecten, die sie auf der Erde finden, und es ist eines ihrer Hauptnahrungsmittel; ja es ist bekannt, dafs alle hühnerartige Vögel, Fasanen, Haus- Trut- und Perlhühner sich nicht wohl befinden, so gar in der Jugend an ihrer Gesundheit Schaden leiden, wenn sie keine Insecten haben. — Weder Lerchen, Finken noch Ammern freſsen *Würmer*, wenn Hr. *O.* nicht unter Würmern sehr unnaturhistorisch Insectenlarven, wie es fast den Anschein hat, versteht. — Der Staar geht nicht vorzüglich nach Raupen, sondern nach Heuschrecken und ihren Larven, und ist daher nicht so wohl für die Waldungen als für die Wiesen und Felder ein nützlicher Vogel. — Die *Fliegenfänger (Muscicapa)* sind Hauptvertilger der Waldinsecten

und

und hätten daher nicht übergangen werden ſollen, beſonders da ſie in den Waldungen der mildern Gegenden Deutſchlands ſehr gemein ſind. — Der *Weidenzeiſig (Motacilla rufa)* iſt mit Unrecht ausgelaſſen, da er doch häufiger, und daher ein gröſserer Feind der Garten- und Waldinſecten, als die ſeltene *Motacilla Sibillatrix* iſt. — Wenn der Vf. *Goeze* und andre der Fortpflanzung fabelhafter Irrthümer beſchuldigt, wenn ſie die Meiſen mehr Eyer legen laſſen, als er in ſeiner Gegend gefunden hat: ſo hätte ihn ſchon ſein angeführter *Maneſſe* von jener Beſchuldigung abwendig machen ſollen, dem er doch (S. 210.) die gröſsre Anzahl von der Schwanzmeiſe aufs Wort glaubt, da ihm ſelbſt nie mehr als 9 ſtatt 12 in einem Neſte vorgekommen ſind. — Die *Beutelmeiſe* wird in Deutſchland, beſonders im Herbſt zur Strichzeit noch häufiger angetroffen, als die Bartmeiſe, und iſt ein wirklich deutſcher Vogel u. ſ. w.

Die etwas ausführliche Anzeige dieſer Schrift rechtfertigt ſich durch den wichtigen Gegenſtand, der hier nicht bloſs in naturhiſtoriſcher, ſondern vorzüglich in forſtwiſſenſchaftlicher Hinſicht behandelt, bey weitem aber noch nicht erſchöpft, ſondern nur aufs neue in Anregung gebracht iſt. Wollte ſich der Vf. eine nähere Kenntniſs aller hierher gehörigen, nicht bloſs den Wald zerſtörenden, ſondern auch mit erhaltenden Inſecten, und wie ſie mit der Nahrung der verſchiedenen Vögel in Verhältniſs und Harmonie ſtehen, erwerben, ſeine Beobachtungen weiter vermehren und berichtigen, die Vorarbeiten anderer mit ruhiger Prüfung benutzen u. ſ. f.: ſo würde er bey ſeinen übrigen nicht gemeinen Schriftſteller-Talenten in der That der Mann ſeyn, der uns ein Werk liefern könnte, deſſen Nutzen für die Waldungen und dadurch für die Menſchheit von der gröſsten Wichtigkeit ſeyn müſste.

Halle, gedr. b. Bathe: *De Graminum fabrica et oeconomia*; diſſ. inaug. *Aug. Babel.* 1804. 31 S. gr. 4. nebſt 1 illum. Kpft.

Es iſt unſtreitig ein für die Botanik ſehr günſtiges Ereigniſs, daſs Hr. *Sprengel*, indem er ſich derſelben widmete, grade einen ihrer am mehrſten vernachläſſigten Theile zu bearbeiten übernahm, und es iſt wohl nur eine Stimme darüber, daſs er ſchon für die Pflanzenanatomie ſehr viel gethan hat. Er hat auch bereits ſeiner würdige Schüler gefunden, und ſo wie *Krocker's* Abhandlung (*De epidermide plantarum.* Hal. 1800. 68 S. 8. 3 Kpft.) ſich durch eine neue Anſicht und ſorgfältige Behandlung ihres Gegenſtands auszeichnete, ſo verdient auch die vorliegende Schrift von Hn. *B.* zu den beſſern Monographien gezählt zu werden; und da man die darin aufgeſtellten Sätze wohl groſsentheils als Sätze ſeines Lehrers betrachten kann, ſo wird eine umſtändlichere und genau prüfende Anzeige den Botanikern gewiſs willkommen ſeyn. Der Vf. fängt mit einer allgemeinen Betrachtung der natürlichen Pflanzenfamilien an. Wenn er aber ſagt, man ſähe gleich, daſs die Pflanzen in natürliche Familien vertheilt wären: ſo gilt dieſs doch keinesweges von allen, ſondern ſehr viele ſtehen iſolirt, und der Satz: *Naturales familiae ſunt, quae radicis, caulis, foliorum, floris, fructus denique ſtructura externoque adſpectu congruunt, easdemque habent notas colorum, odorum, ſaporum ipſiusque uſus*, leidet in allen Punkten groſse Einſchränkungen; unter ſeinen ſelbſt gewählten Beyſpielen kommt auch ſchon ein paarmal *plerumque* vor; die *folia compoſita* der Schirm- und Hülſen-Pflanzen fehlen oft, u. ſ. w. *Juſſieu's* natürliches Syſtem wird in der Kürze dargeſtellt, und mit Recht wird davon geſagt, daſs es nicht wirklich natürliche Ordnungen darſtelle; die kann es aber auch nicht überall haben, da ſie nicht exiſtiren; nur Fragmente davon können gegeben werden, und *Juſſieu's* Syſtem muſs zu den künſtlichen, aber zu den beſten derſelben, gezählt werden. Sehr gute Gründe gegen die von den Cotyledonen hergenommenen Hauptabtheilungen, gegen die Charaktere vom Stande der Blumenkrone und Staubfäden. Hierauf wendet ſich der Vf. zu *Desfontaines* Beobachtung über den Bau des Stamms bey den Mono- und Dicotyledonen. Wenn der Vf. behauptet, daſs mehrere Monocotyledonen z. B. *Aſparagi* und *Lilia* mit wirklich concentriſchen Schichten und einer Markröhre verſehen ſind: ſo hätte man wohl eine genauere Angabe gewünſcht; Rec. hat bey dieſen noch immer *Desfontaines* Angabe beſtätigt gefunden, da ſelbſt bey Allium und Iris, wo Kreiſe vorhanden zu ſeyn ſcheinen, keine Regelmäſsigkeit ſtatt findet. Er führt auch an, daſs unter den Dicotyledonen bey den *Cucurbitaceis*, *Cactis*, und den mehrſten *Cichoraceis*, *Corymbiferis*, *Cynarocephalis* ein ähnlicher Bau ſtatt finde, als bey den Monocotyledonen. Die Markröhre macht auch gar nicht bey den Kräutern concentriſche Ringe nöthig, wie Rec. z. B. bey *Papaver orientale* ſieht, und der Vf. bezieht ſich auch auf die jährigen Gewächſe, wo häufig eine ähnliche Lage der Gefäſsbündel ſtatt findet, als bey den Farrnkräutern. Man ſieht hieraus ſchon, daſs *Desfontaines* Aufſtellung nie allgemeine Gültigkeit erlangen kann. Nun ſchreitet endlich die Abhandlung zu der Anatomie der Gräſer ſelbſt. Zuerſt von der Wurzel. Wenn der Vf. die Enden der Wurzelfaſern bey den Gräſern ſo angiebt, wie *Sprengel* ſie im *dritten* Bande ſeiner Einleitung S. 27. bey den Farrnkräutern beſchrieben hat, und wie ſie bey der *Lemna* ſchon vorher gekannt waren: ſo hat er völlig Recht; allein es iſt dieſs nichts eigenthümliches, und Rec. bittet, nur bey andern Pflanzen, beſonders wenn ſie aus dem Samen aufgehen, eben den Theil zu unterſuchen; den Namen Mützchen oder Calyptra würde auch Rec. nie dafür gebrauchen, da es kein aufſitzender, abgeſonderter Theil iſt. Vom Halm. Der Vf. ſpricht davon, daſs ſich die Spiralfibern bey den jungen Gräſern abwickeln laſſen, und ſelbſt bey ältern, wenn deren Halm gewaltſam entzwey geriſſen wird. Rec. hat ſehr viele Grasarten unterſucht, und beſonders auch, wenn ſie nur eben aus dem Samen aufgegangen waren; allein ſo wenig im Halm, als in irgend einem andern Theil derſelben, bemerkte er wahre, ſich abwickelnde

Spi-

Spiralfäden. So gerne Rec. zugiebt, dafs der Vf. richtig beobachtet hat, ſo wenig wird er deſſelben Beobachtung als Regel gelten laſſen. Der Vf. hat auch Ringe beſchrieben, und abgebildet, und Rec. kennt ſie ebenfalls ſchon lange, nur wieder nicht bey den Gräſern; was Rec. hier ſah, war nichts als die ſogenannte Klammerſubſtanz, von der *Schrank* ſpricht, die aber nicht, wie hier geſchehen iſt, mit den Ringen zu verwechſeln iſt. Die Treppengänge endlich, welche der Vf. auch hier aus Spiralfibern entſtehen läſst (durch Holzigwerden derſelben), iſt ſicher die urſprüngliche, eigenthümliche Form bey den Gräſern, und jene oben erwähnte Spiralfäden waren eine ſeltene Ausnahme; auf ähnliche Art findet Rec. gewöhnlich (mit Hn. *Sprengel*) Treppengänge bey den Farrnkräutern, hat aber auch ſchon, als eine Ausnahme, Spiralfibern bey ihnen beobachtet. In den Knoten der Glieder nimmt der Vf. bey den Gräſern punktirte Säckchen zur Ausarbeitung des Zuckerſtoffs an, und legt auf dieſen angeblichen (hier auch abgebildeten) Apparat hohen Werth; Rec. findet nichts, das den Namen von Säckchen verdiente, ſondern die Gefäſse ſind in den Gelenken auf eine andere Art mit dem Mark- oder Zellſtoff umgeben, ſo gut bey den Gräſern als bey andern Pflanzen, wo die Markröhren ſich verengern u. ſ. w. Keineswegs iſt auch immer viel Zuckerſtoff in den Gelenken *aller* Gräſer; und wenn der Vf. das *Tabaſheer* eine *ſubſtantia ſaccharina* nennt, ſo möchte ihm der Beweis wohl ſehr ſchwer werden: denn jenes iſt ja nach *Macie's Analyſe* (*Philoſ. Transact.* vol. 91. p. 368—388.) faſt nichts als Kieſelerde, und die Gültigkeit dieſer Zerlegung iſt noch nie beſtritten worden. Was der Vf. gegen *Mirbels* Abbildungen im Journal *de Phyſique* bemerkt, iſt ſehr wahr, ſie taugen eben ſo wenig, als deſſen Ideen von der Bildung der Spiralfibern. Von den Blättern. Von der Blume. Hier ſteht wieder der ſchon ſonſt von Hn. *Sprengel* behauptete Satz, dafs der einzig wahre Unterſchied der Blumenkrone (*corolla*) und des Kelchs (*calyx*) darin beſtehe, dafs dieſer auswendig mit der *Epidermis* überzogen ſey, welche jener fehle: die *Epidermis* erkenne man aber in den ihr befindlichen Oeffnungen. Das letztere hält aber Rec. für ſo unrichtig wie das erſte. Die Epidermis hat keineswegs immer Poren, ſo z. B. wird man ſie bey *Ophrys Nidus* und bey der *Monotropa* vergebens ſuchen. Als Unterſchied der Blumenkrone und des Kelchs taugen die Poren nicht, erſtlich, weil ſie nur durch das Mikroſkop und an friſchen Pflanzen wahrzunehmen ſind, zweytens aber deswegen nicht, weil die Regel zu viele Ausnahmen leidet. Bey *Lilium Martagon*, *balbiferum* und der Tulpe hat die Blumenkrone auf beiden Seiten Oeffnungen; bey *Paſſiflora ſerratifolia*, *Dictamnus albus* und *Meſembryanthemum bicolorum* haben Kelch und Krone auf beiden Seiten Poren; bey *Aquilegia vulgaris* haben ſowohl die Blumenblätter als die Nectarien auf der äuſsern Fläche Oeffnungen; eben ſo wenig fehlen die Poren auf der äuſsern Seite der ſchöngefärbten Blumenkronen bey *Haemanthus puniceus*, *Agapanthus umbellatus*, *Veltheimia viridifolia*, *Aloë diſticha*, *Campanula-barbata*, *Lonicera Caprifolium*, *Digitalis purpurea*, *Hemerocallis fulva*, *Iris halophila*, *Clematis integrifolia*, *Lycium afrum* u. ſ. w. Es giebt alſo wahrlich keinen andern Ausweg, als mit *Hedwig* den Namen Geſchlechtshülle, *Perigonium*, zu wählen, dieſs *externum*, *medium* und *internum*, oder *ſimplex* bis *triplex* zu nennen, und nun jedes zu beſchreiben. — Von den Samen und deren Analyſe. Endlich ein Paar Worte von der Oekonomie der Gräſer. Die Kupfertafel giebt ſtark vergröſserte, deutliche Abbildungen vom Segment des Halms bey einer jüngern und ältern Pflanze des *Elymus canadenſis* und bey *Cyperus glomeratus*; von einem Durchſchnitt des Gelenkknotens bey *Triticum Spelta* und *Bromus purgans*; von den in einander gewickelten Blättern; von den Poren der Oberhaut, und von einer Blume des *Elymus canadenſis*.

KLEINE SCHRIFTEN.

OEKONOMIE. *Frankfurt* a. M., b. Varrentrapp u. Wenner: *Cadet de Vaux — von der Kenntniſs des Bodens für Landwirthe, welche die Landwirthſchaft nach ihren Grundſätzen ausüben wollen*; aus dem Franzöſ. überſ. mit Anmerk von *J. C. Renard*. 1804. X u. 76 S. 8. (5 gr.) — Von dem berühmten Vf. dieſer kleinen Schrift hätte Rec. etwas Vorzüglicheres über den wichtigen Gegenſtand derſelben erwartet, als er darin wirklich gefunden hat. Was er über die den Landwirthen nöthige Kenntniſs des Bodens ſagt, iſt zwar falslich und richtig vorgetragen; aber es findet ſich weder etwas Neues darin, noch iſt auch das Bekannte vollſtändig und ausführlich genug vorgetragen, und das meiſte gar zu leicht behandelt. Von den Mitteln, die Beſtandtheile und Zuſammenſetzung des Bodens zu unterſuchen, iſt nur die gewöhnliche, mechaniſche Scheidung derſelben mit Worten, und ſelbſt dieſe oberflächlich angegeben. Zunächſt beſchreibt denn der Vf. die vier Erdarten, welche den Boden ausmachen, theilt darauf den Boden ſelbſt in vier Hauptarten: in Thon-, Kalk-, Kieſel- und Dammerdeboden, je nachdem nun dieſe oder jene Erde die Oberhand darin hat; und dieſe Hauptarten wiederum in vier Unterarten, je nachdem nun das Verhältniſs der Miſchung zweyer, oder mehrerer Erdarten mit einander iſt; z. B. den *thonichten Boden* in *a*) kieſeligen Thonboden, *b*) in kalkigen, *c*) in kieſelig-kalkigen, und *d*) in kalkig-kieſeligen. Was er über die Güte, Lage, Tiefe, Unterlage und Richtung des Bodens ſagt, iſt ſehr kurz. — Dafs dieſes, von ihm ſogenannte, *geonomiſche Syſtem* mit mehrern ſchon von ältern und neuern Schriftſtellern über die Kenntniſs des Bodens aufgeſtellten Sätze übereinſtimme, ſucht er dann durch Citate aus denſelben zu beweiſen; beſonders aus *Olivier de Serres Theatre de l'agriculture*.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 19. September 1806.

ERDBESCHREIBUNG.

WEIMAR, im L. Industrie-Compt.: *Bibliothek der neueſten und wichtigſten Reiſebeſchreibungen* zur Erweiterung der Erdkunde u. ſ. w. herausgegeben von *M. C. Sprengel*, fortgeſetzt von *T. F. Ehrmann*. — *Neunzehnter* Band. 1805. 8.

1. Kapit. *Will. Rob. Broughton's*, Befehlshabers der Kön. Grosbritt. Kriegsſchaluppe Providence und ihres Beyſchiffs, *Entdeckungsreiſe in das ſtille Meer und vorzüglich nach der Nordoſtküſte von Aſien, gethan in den Jahren* 1795. 1796. 1797. und 1798. Aus dem Engliſchen. Mit einigen Anmerkungen abgekürzt herausgegeben von *T. F. E.* (352 S.) Sollte auch, ſeitdem dieſe Entdeckungsreiſe geſchehen iſt, die brittiſche Regierung zu keiner neuern den Befehl und die Koſten hergegeben haben: ſo gereicht es ihr zu einer nicht geringen Ehre, daſs ſie in dem Laufe des mit der gröſsten Anſtrengung und ungeheuern Koſten geführten Krieges doch die Erweiterung der Erdkunde nicht aus den Augen verloren hat. Die Kriegsſchaluppe Providence von 400 Tonnen, mit 16 Kanonen und einer Beſatzung von 115 Mann, die mit Lebensmitteln und andern nothwendigen Bedürfniſſen auf 2 Jahre verſehen war, wurde ausgerüſtet, um, wenn *Vancouver*, der damals noch auf Reiſen war, verhindert werden ſollte, ſeine Entdeckungen bis an die ſüdweſtliche Küſte von Amerika fortzuſetzen, Hr. *B.* an ſeine Stelle treten ſollte. Er hörte aber auf den Sandwich-Inſeln und nachher in Monterey in Californien, daſs *Vancouver* von Valparaiſo über das Cap Horn nach England zurückgeſegelt ſey, und er entſchloſs ſich daher, die Küſte von Aſien hauptſächlich vom 32° Nordbreite bey der Inſel Sakhalin bis zum Fluſſe Nanking im 30° N.B. zu befahren. Seine Reiſe ſchlieſst ſich an die von *La Peyrouſe*, und dient zur Beſtätigung und Berichtigung derſelben. Ehe er aber die Gewäſſer an der Oſtſeite von Aſien, die *La Peyrouſe* beſchiffte, erreichte, war er in *Neu-Holland*, *Otaheite*, den *Sandwich-Inſeln*, *Nutka-Sund*, und ſegelte von hier längs der amerikaniſchen Küſte nach *Monterey*. Die Fahrt nach Neu-Holland wurde aber doch nicht zurückgelegt, ohne vorher in Teneriffa auf 8 und in Rio Janeiro auf 16 Tage angeſprochen zu haben. Wir führen den Umſtand an, damit nicht, was *Percival* in der Beſchreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung von der Dauerhaftigkeit der brittiſchen Matroſen auf langen Seereiſen rühmt, ſo verſtanden werde, daſs ſie auf der Reiſe nach dem indiſchen oder ſtillen Meere in keinem Hafen vorher zu landen oder Erfriſchungen einzunehmen pflegen. Der Reiſen nach Sydney Cove in Neu-Holland ſind gewiſs ſehr wenige, die ohne Einlaufen in einen Hafen, es ſey nun an der afrikaniſchen oder amerikaniſchen Seite der Fahrt, vollendet ſind. In *Sydney Cove* wurden von den Kauffartey-Schiffen und der Colonie einige gute Seeleute auf das Schiff the Providence genommen, aber keine Verbrecher, wie ſonſt zu geſchehen pflegt, die nachher den Schiffen entſprungen ſind und die Sitten der Südſee-Inſulaner verdorben haben. — Die Entdeckung einer niedrigen mit Bäumen beſetzten Inſel im 9° 57″ Süd-Breite und 209° 35″ Oſt-Länge von Greenwich, der Hr. *B.* den Namen *Inſel Karoline* gab, ſcheint dem Herausg., oder wie er ſich in der Vorrede nennt, dem Vf. ſo unbedeutend zu ſeyn, daſs er ihrer in der Ueberſchrift des Kapitels gar nicht einmal erwähnt hat. — Auf der Sandwich-Inſel *Wohahoo* rüſtete ſich der Häuptling Tamaahmaah zu einem Angriff auf Atooi, die von jener weſtlich liegt. Mit Hülfe der 16 Europäer, die er bey ſich hat, lieſs er ein Schiff von 40 Tonnen Gehalt bauen, und wenn er Atooi erobert hat, will er ſich Bola Bola, eine von den Societäts-Inſeln, unterwerfen. Hr. *B.* ſtellt der Expedition kein gutes Prognoſticon, weil es ſeinen Unterthanen unmöglich ſeyn würde, jemals zu den gegen den Wind liegenden Inſeln zurückzukehren. Neuerlich hat *Thurnbull* dieſes Eroberers wieder Erwähnung gethan, der, wenn er mit einem in der europäiſchen Geſchichte bekannten groſsen Helden verglichen werden ſoll, nicht mit Napoleon, ſondern mit dem Czaar Peter I. zu vergleichen iſt. — In *Monterey* erhielten die Britten vortreffliches Rind- und Hammelfleiſch, Früchte, Milch und andere Erfriſchungen im Ueberfluſs. Der ſpaniſche Gouverneur wollte aber nicht erlauben, daſs ein Zelt für den Aſtronomen aufgeſchlagen würde, um Beobachtungen mit den Uhren anzuſtellen. Er verſtand nämlich den vom Hofe erhaltenen Befehl, den Britten nur das, deſſen ſie ſchlechterdings bedürften, zu verſchaffen, zu wörtlich. Nachdem zu Monterey mit Zuſtimmung der Officiere der Plan zur fernern Reiſe entworfen war, begab ſich Hr. *B.* nach *Owyhee*, der am meiſten öſtlichen von den Sandwich-Inſeln, um ſich mit Waſſer zu verſehen, und Beobachtungen mit den Uhren anzuſtellen, deren mehrere am Bord waren, und deren Nutzen in Gegenden, wo wegen des trüben neblichten Wetters keine Beobachtungen am Himmel gemacht werden können, dergleichen die um Japan ſind, wohin der Lauf gerichtet war, von vorzüglicher Erheblichkeit iſt. Er beſuchte noch drey andere Inſeln dieſer Gruppe, um

Waſſer und Yamswurzeln einzunehmen, und hatte das Unglück, daſs in *Onehow* zwey Matroſen, ohne, wie es ſcheint, dazu Veranlaſſung gegeben zu haben, von den Einwohnern erſchlagen wurden. Der Vorrath an friſchen Lebensmitteln war bald aufgezehrt, und von den Einwohnern an der öſtlichen Küſte der Inſel *Inſu*, — und das war auch der Fall, wenn man längs Nipon ſegelte, — konnte man nichts als Waſſer und Holz erhalten. Sie nähren ſich ſelbſt von getrockneten Fiſchen, mit Seetang gekocht, von Beeren und andern Früchten, und ſchienen ſo arm zu ſeyn, daſs ſie nur wenig zum Tauſch anbieten konnten. Obgleich das Land fruchtbar war: ſo fand man doch keine Spur von Landbau. Die Japaner, welche über die Inſel herrſchen, ſahen es ungern, daſs die Fremden Umgang mit dieſen gutmüthigen Menſchen hatten, und ſuchten ihn zu verhindern. Aus der Fahrt des Hn. *B.* iſt gewiſs, daſs *Inſu* oder *Jedſo* eine einzige Inſel iſt, die ſich vom 41° 49′ N. B. bis zum 44° 30′ N. B. und vom 140° 30′ bis zu dem 146° 22′ O. L. von Greenwich erſtreckt. Von der Unterſuchung der *kuriliſchen* Inſeln kehrte Hr. *B.* bald wieder zurück. Ein Officier, der in *Marican* geweſen war, berichtete, daſs der Hafen bloſs kleine Fahrzeuge einnehmen könne, die Niederlaſſung der Ruſſen verlaſſen, das Volk dem auf Inſu ähnlich und auch eben ſo arm ſey. Auf der ſüdlichen Fahrt von hier wurden längs der öſtlichen Küſte von *Niphon* nicht viele Bemerkungen gemacht. Die Inſulaner nahe bey der Bay von *Jeddo* verſahen die Reiſenden ſehr freygebig mit Fiſchen, und verlangten keine Belohnung dafür. Der in dem Innern der vulkaniſchen Bay liegende Vulkan warf ungeheure Rauchſäulen auf. Hr. *B.* eilte nach *Macao*, und kaufte daſelbſt einen Schooner von 87 Tonnen, der ſein Schiff auf der Fortſetzung ſeiner Reiſe begleiten ſollte. Die Zurüſtung und die anhaltenden Oſtwinde verzögerten die Abreiſe bis zum 11. April 1797. nach einem viermonatlichen Aufenthalt. Auf der Nordſeite der Inſel *Typinſan* (auf der Sotzmannſchen Karte zum 18ten Bde des Magazins von Reiſebeſchreibungen *Taypin*) ſtieſs das gröſsere Schiff auf einen Riff von Korallenfelſen, und auſser der Mannſchaft konnte faſt gar nichts davon gerettet werden. Auch der Schooner würde, wenn er gleich der Gefahr, auf eine ähnliche Art zu ſcheitern, bald nachher entgangen war, wegen Mangels an Lebensmitteln in groſser Verlegenheit, und dem Hungertode preis gegeben ſeyn, wenn nicht die humanen Einwohner von Typinſan ſowohl Vermögen als guten Willen gehabt hätten, ſeine durch den Schiffbruch ſehr zahlreich gewordene Mannſchaft mit Weizen, Reis, Pataten, Ochſen, Schweinen u. ſ. w. zu verſorgen, wofür ihnen die dankbaren Britten ihr groſses Boot vollkommen ausgerüſtet, und mit Segeln u. ſ. w. verſehen, zum Geſchenke übergaben. Hr. *B.* ſegelte nach Macao zurück, um die überflüſſige Mannſchaft an den Admiral Rainier abzuliefern, und trat aufs neue mit nicht mehr als 35 Mann, die Officiere eingeſchloſſen, und mit einem Mundvorrath und Holz und Waſſer auf 5 Monate eine Reiſe an, um das von Japan nördlich liegende Meer an der Küſte von der *Tatarey* und *Korea* zu unterſuchen. Die *Piſcadores-Inſeln*, die von dem 23° 10′ zu dem 23° 40′ N. B. und davon die weſtlichſte in dem 119° 27′ O. L. liegt, ſind gefährlich zu befahren. Von *Queelang* an der Nordſeite von *Formoſa* erſcheint dieſe Inſel als ein ſehr hohes Land. In einem Hafen von den *Lieuchieux-(Liko-) Inſeln*, *Napachan*, in welchen die Reiſenden mit Hülfe der Einwohner einliefen, wurden ſie mit Lebensmitteln beſchenkt; aber erhielten nicht die Erlaubniſs, ans Land zu gehen: vielmehr drangen die Einwohner auf ihre baldige Abreiſe. Der Hafen 26° 11′ N. B. 128° 13′ 30″ O. L. ſcheint der Mittelpunkt des Handels zwiſchen Japan und den ſüdlich liegenden Inſeln zu ſeyn, und daſs auch ein Commerz mit China Statt finde, erhellte nicht bloſs aus den Reden, ſondern auch aus dem feinen engliſchen Tuche, das die Einwohner vorzeigten. Die Fahrt längs der öſtlichen Küſte von Niphon geſchah auch dieſesmal ohne in einen Hafen einzulaufen, obgleich nach S. 241. die *Japaner Freunde* den Hn. *B.* zu bereden ſuchten, in *Port Namhu* einzulaufen. (Was das für Japaner Freunde geweſen ſind, iſt aus dem vorhergehenden nicht klar, und es ſcheint hier die Abkürzung des Originals fehlerhaft zu ſeyn.) Hr. *B.* zog den Hafen zu *Endermo* auf Inſu vor, wo die Uhren regulirt, Holz und Waſſer eingenommen, auch das an dem Boden des Schooners ſchadhaft gewordene Kupfer ausgebeſſert wurde. Die Meerenge, welche Inſu von Niphon trennt, und durch welche Hr. *B.* ſegelte, heiſst auf der Karte, die der Reiſe beygefügt iſt, die Meerenge von *Matsmai;* im Buche ſelbſt S. 249. die Straſse von *Sangaar*. Der letzte Name iſt auch auf der Sotzmannſchen Karte. Er ſcheint von dem Ende von Nipon, welches die Japaner *Saagaroo* nennen, entlehnt zu ſeyn. *Matsmai* iſt der Name einer Stadt auf Inſu hart am Ufer der Meerenge, welche man vom Schiffe aus ſehr deutlich ſehen konnte. Die Meerenge ſelbſt iſt nicht 5 Seemeilen breit, und ſie iſt daher auf der Sotzmannſchen Karte zu weit vorgeſtellt. Durch die Fahrt längs der weſtlichen Küſte iſt die Geſtalt von der Inſel Inſu genauer beſtimmt, nämlich daſs ſie ſich vom 21° 24′ bis zum 45° oder 45° 25′ N. B. und vom 140° bis zum 146° 22′ O. L. erſtreckt. Das der Inſel gerade gegen über liegende Land gegen Norden iſt nunmehr als eine ſchmale Halbinſel, die ſich von dem 52 bis zum 45° N. B. ausdehnt, bewährt worden. Denn in dem tatariſchen Meerbuſen kam das Boot des Schooners noch 15 engliſche Meilen weiter als *La Peyrouſe's* Boote, und die Mannſchaft deſſelben gab die Fahrt nicht eher auf, als bis ſie keine 2 Faden Waſſer hatte, und die Sandbänke und das Ufer dem weitern Fortdringen das Ziel ſetzten. Da es die Jahrszeit und der Vorrath an Lebensmitteln nicht verſtattete, durch eine der Meerengen in den groſsen Ocean zu ſchiffen: ſo entſchloſs ſich Hr. *B.* den Weg gegen Süden an der Küſte von *Korea* nach China zu nehmen. Die Feuer, welche die Britten auf der Inſel *Tzima* zwiſchen Korea und Nipon auflodern ſahen, waren ihnen

nen ein Beweis, dafs die Insel bewohnt sey, und ein angenehmer Anblick, da sie die Küsten der Tatarey öde und menschenleer angetroffen hatten. Zu *Chosan* in Korea konnten sie nichts als Holz und Wasser bekommen, jedoch ohne alle Vergütung. Nur bestand man auch hier, wie aller Orten in den ost-asiatischen Ländern, auf ihre baldige Abreise, und zeigte Furcht und Mistrauen, wozu an einem mehr südwärts gelegenen Orte Verachtung und Geringschätzung kam. Auf der Insel *Quelpaert* und den vielen andern an der Küste von Korea und China wurde nicht gelandet, sondern Hr. *B.* eilte wieder nach Macao. Der weitere Erfolg der Rückreise nach England wird nicht beschrieben. In den Anhängen sind Proben der Sprachen auf Insu u. s. w., die, so kurz sie auch sind, doch dem Sprachforscher willkommen seyn werden, und Verzeichnisse der bemerkten Pflanzen, nach den lateinischen Namen des Systems, mit besonderer Bezeichnung der angebauten. Leser des von uns mitgetheilten Auszugs werden dem Vf. das Zeugnis geben, welches zu erhalten er sich Hoffnung macht, dafs sein Tagebuch die Leser mit bisher noch ungekannten Theilen der Erde in Bekanntschaft bringe. Von den Lesern auf dem festen Lande darf er aber dafür nicht auf vielen Dank rechnen, dafs er den Vorrath ihrer nautischen Kenntnisse vermehre, vielmehr wird ihnen sein Tagebuch, wie er selbst von dem grösern Theile der Lesewelt befürchtet, wenig Unterhaltung gewähren. Die Lage der Inseln, Vorgebirge u. s. w., wie sie nach den verschiedenen Weltgegenden vom Schiffe aus gesehen wurden, wird mit einer Umständlichkeit, die nur dem künftigen Seefahrer nützlich werden kann, beschrieben. Die astronomischen Observationen und ihre Uebereinstimmung oder Abweichung von den Seeuhren, die man auf dem Schiffe hatte, die Witterung, der Thermometer- und Barometer-Stand u. dgl. m. werden angezeigt. Da der Aufenthalt zu Lande allenthalben kurz war, und die Umsicht der Reisenden durch das neidische und wenig mittheilende Betragen der Eingebornen sehr beschränkt wurde: so erklärt sich daher die Dürftigkeit der Nachrichten in diesem Tagebuche. Die angehängte Karte, obgleich nach einem hinlänglich grofsen Mafsstabe, hat äufserst wenige von den Oerter-Namen, die in der Reise vorkommen, angezeichnet, und entspricht ihrer Absicht nicht hinlänglich. Sogar sind die Namen nicht alle richtig geschrieben, z. B. *Sp. Efane* statt *Sp.* Esarme. Da man nur eine Karte des Originals nachstechen lassen wollte: so hätte nicht S. 283. auf die Karte von den Japanischen Inseln, die ein gefälliger Japaner dem Hn. *B.* mittheilte, und nicht S. 308. auf den Hafen Chosan, als dem Tagebuche beygefügt, nachgewiesen werden sollen.

II. *S. Papon's Reise in das Departement der Seealpen, oder Schilderung der Landschaften und Städte Nizza und Monaco.* Aus dem Französischen. (92 S.) Nach der Lesung eines sehr trocken abgefafsten Tagebuchs, dergleichen das des Hn. *Broughton* ist, wo Nebel, Regen, Stürme und ungefällige und den Umgang mit Fremden fliehende Menschen auf allen Seiten vorkommen, ist es angenehm, in eine Gegend geführt zu werden, die eine reine heitere Luft geniefst, vortrefflich angebaut ist, mit den herrlichsten Producten pranget, auf allen Seiten schöne Aussichten in abwechselnden Formen darstellt, und von gut gesinnten Menschen bewohnt wird. Wir heben aus der Schilderung nur einiges, sich auf den neuesten Zustand Beziehende, heraus, da die Gegenden, welche Hr. *P.* von Marseille aus 1803. besuchte, in Ansehung ihrer Producte und Localitäten bekannt genug sind. Die Volksmenge im Departement der *Alpes maritimes* hat abgenommen, stieg 1792. über 100000 Menschen, und beträgt jetzt ungefähr 86000; in Nizza sind *jetzt nur* (also vormals mehr) 18000 Menschen. Durch den Ruin des Adels und anderer vermögender Menschen zur Zeit der Revolution ist das Land entvölkert. Die durch die Revolution reich gewordenen sind ungebildete Menschen, wovon kaum der vierte Theil je ein Wort von *Corneille*, *Racine* und *Metastasio* gehört hat. In Monaco sind zwey bis drey Gassen beynahe unbewohnt, und die Einwohner in einem sehr armseligen Zustande; ihre Zahl beläuft sich auf 6 bis 700. (Hier weicht *Statistique generale publié* par *Herbin* T. V. S. 432. sehr ab. Denn diese giebt der Stadt, oder, wie *Papon* sie nennt, dem Flecken, eine Bevölkerung von 1130 Menschen.) Der Friede und die erweiterten Verbindungen können wohl mit der Zeit einen Wohlstand herbeyführen. Aber ob ins Künftige mehr Aufklärung werde verbreitet werden, deren Mangel der Vf. mit Belegen bewiesen hat, und bitterlich beklagt, getrauen wir uns nicht vorherzusagen. Der Vf. hat durch Einmischung alter und neuer Geschichte, wozu er durch die vorhandenen Alterthümer und die merkwürdigen Begebenheiten, deren Scene in dem Lande liegt, veranlafst wurde, seiner Schilderung mehr Reiz und Anmuth verschafft. Ein in Antiquitäten und Geschichte wohl erfahrner Uebersetzer würde diesen Theil durch Anmerkungen erläutert, wenigstens sich vor Irrthümern gehütet haben. Bey dem Wege von Nizza nach Monaco wird S. 29 f. gesagt, dafs *schon von dieser Gegend in der Meerreise die Rede sey, welche Antonius veranstaltete, und welche unter dem Namen Avisio merkwürdig wurde.* Der Vf. zielt auf das *Itinerarium Antonini*, das in *Mss. Itin. Antonini Augusti* genannt wird: denn dafs dieses gemeint ist, erhellt auch aus S. 50., wo er das jetzige Menton für Lumonem hält, *von welchem der Verfasser der schon citirten Reisebeschreibung spricht* u. s. Lumon kommt aber sonst nirgends als in dem gedachten *Itinerarium* vor. Wie konnte aber der Uebersetzer dieses eine *Meerreise* nennen, und woher mag wohl der Vf. *Avisio* haben? Das erste ist nur aus einer gänzlichen Unbekanntschaft mit dem *Itinerarium* erklärlich, und das andere können wir nicht beantworten. — S. 90. *Lehrer des Worts* statt *Prediger* ist undeutsch.

III. *Reise nach der Insel Martinique. Nebst einer kurzen Beschreibung derselben.* Von *J. R****, französischem Brigade-General. Aus dem Französischen übersetzt und mit einigen Zusätzen begleitet. (64 S.) Der Vf. dieser Reise, die erst 1804. zu Paris im Druck erschienen ist, landete mit seinem Regimente schon 1770. auf Martinique, und scheint sich daselbst mehrere Jahre aufgehalten zu haben, da Ereignisse im J. 1775. erwähnt werden. Man befürchtete 1770. einen Bruch mit England, und die Colonieen wurden in Vertheidigungsstand gesetzt. Aber die Furcht verschwand zu Anfang des J. 1771. Der Vf. billigt das System nicht, das man in Ansehung der stehenden Truppen in den Colonieen angenommen hat, und hält es für unpolitisch, sie niemals abzuwechseln, weil Officiere und Soldaten gar zu leicht in Colonisten und Bürger verwandelt würden, und Grundsätze annähmen, die denen des Souveräns zuwider wären. Von dem Schaden, den die Ameisen und Ratten anrichten, handelt ein ganzes Kapitel. Die Begattung der Schlangen wird *con amore* beschrieben. Der Selbstmord ist unter den Negern hauptsächlich von der Ibo-Nation sehr gewöhnlich. Was für Ingredienzien sie zu Vergiftungen nehmen, ist so wenig bekannt, als die Mittel, die sie gegen den Schlangenbiss gebrauchen. Sehr viele von ihnen könnten entbehrt werden, wenn man statt der Hacke den Pflug einführte, für Zugvieh wäre hinlängliche Weide. Ein Neger, der vor 30 Jahren mit 400 Livres bezahlt wurde, kostet jetzt 1500. Wenn er zur Zeit des Vfs. so viel kostete, wie viel theurer mag er nicht nachher geworden seyn! In den englischen Colonieen wird der Preis eines Negers zu 50 Pfd. Sterl. oder 1200 Livres geschätzt. Die auf dem Titel versprochene Beschreibung von Martinique vermissen wir. Denn die Reise des Hn. *R.* enthält nur Bemerkungen über einige Gegenstände, und in der Zugabe des Herausgebers kann die eine Seite lange Uebersicht nicht für eine Beschreibung gelten. Was sonst noch von der Insel beygebracht ist, enthält keine Nachrichten von einem spätern Datum als 1788.

Leipzig, b. Hartknoch: *Reise nach Hyeres*, im Winter 1803 bis 1804., von *C. A. Fischer*. 1806. 352 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

In seiner bekannten Manier liefert der Vf. hier kurze Nachrichten über die Städte Marseille, Toulon und Hieres, besonders nützlich für diejenigen, welche ihrer Gesundheit wegen nach diesen südlichen Gegenden reisen. Man findet jedoch in dieser Schrift nicht ganz die lebendige Darstellung, welche in dem Gemälde von Madrid herrscht, und die eindringenden Untersuchungen, wodurch sich die Reise durch Spanien empfahl. Ohne Zweifel reisete der Vf. zu schnell, um uns mehr als flüchtige Ansichten zu liefern; und wir bedauern, dass wir über den wenig bekannten Zustand der Departements und die Stimmung ihrer Bewohner auch hier nichts erfahren. Die provençalischen Räuber, von denen der Vf. spricht, zeichneten sich nicht aus, und eine Menge Anekdoten von solchen Räubereyen in Frankreich sind Mährchen. Was von der provençalischen Sprache gesagt wird, lässt nur ausführlichere Belehrungen wünschen. Interessant sind aber die Nachrichten von den provençalischen Tänzen. — Stil und Vortrag machen auch diese Reisebeschreibung des Vfs. zu einem empfehlungswerthen Lesebuche. Der Anhang enthält: Nachrichten von der Quarantaine zu Marseille. Kleine Reise nach Nizza, Meulon und Monaco, aus *Papons Voyage dans le Departem. d. Alpes maritim.* Meteorologische Tabellen über die Witterung zu Marseille in den Jahren 1796—1803. Brief an einen Hypochondristen, der nach Hieres reisen will. Besser ist es, er reiset gar nicht dahin. Die Hitze ist im Sommer zu gross, in den übrigen Jahrszeiten die Witterung zu abwechselnd, der Ort zu eingeschränkt und zu kleinlich.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Paris*, b. Delance: *Sur la Banque de France*, les causes de la crise qu'elle a éprouvée, les tristes effets qui en sont resultés, et les moyens d'en prévenir le retour; avec une theorie des banques, rapport fait à la chambre de commerce par une commission spéciale, par *Dupont (de Nemours)*, membre et secrétaire de la chambre et de la commission. 1806. 70 S. 8. — So viel auch über diesen Gegenstand bereits geschrieben worden: so hat wohl noch Niemand auf so wenig Blättern die Natur, den Nutzen und den Nachtheil der Banken und der *caisses d'escompte* so gründlich beleuchtet, und in ein helleres Licht gesetzt, als der schon durch frühere Schriften bekannte Vf. Die Haupt-Abtheilungen dieser kleinen Schrift sind: die Geschichte des Ursprungs der Banken; die Darstellung des Nutzens, den die Banken dem Staate leisten können, jedoch nie durch unmittelbares Creditgeben; die Untersuchung der Gründe der letzten Crisis, die die Pariser Bank erlitten hat; und endlich die Anleitung, wie ein solches Uebel für die Zukunft zu vermeiden sey. Leider hat die Pariser Bank dieser letzten Warnung nicht Gehör gegeben. — Obgleich übrigens die in dieser Abhandlung enthaltenen Hauptwahrheiten längst bekannt, und in den vortrefflichen Schriften des verewigten *Büsch* gründlich aus einander gesetzt sind: so ist doch das Umfassen des ganzen Wesens des Handels in einem Punkte, und der Rückblick auf die Handels-Operationen des Staats im Ganzen, einzig; so wie die lichtvolle Art, mit der der Vf. die auffallendsten Erscheinungen in der handelnden Welt erklärt, z. B. dass die ärmsten Nationen oft das meiste, die reichsten das wenigste Gold besitzen, in den meisten Schriften über dergleichen Gegenstände vermisst wird.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 20. September 1806.

GESCHICHTE.

TÜBINGEN, b. Reuſs u. Schmidt: *Verſuch einer kirchlich-politiſchen Landes- und Cultur-Geſchichte von Würtenberg, bis auf die Reformation;* in *zwey* Theilen. *Erſter* Theil. Von M. *David Friedrich Cleß*, Diaconus in Göppingen. 1806. 651 S. 8.

Mit vielem Reiz der Neugier über den Gegenſtand, nicht ohne Verwunderung aber, wie er *zwey* ſtarke Bände füllen könnte, ergriffen wir dieſes Buch. Was wir zuerſt, aber vergeblich, ſuchten, war eine Ueberſichtstafel des Inhalts, dergleichen bey Werken, wo der Gang nicht ganz nothwendig beſtimmt iſt, wirklich nie fehlen ſollte; die Darſtellung der Oekonomie des Buchs trägt viel zur Deutlichkeit, viel zu Erleichterung des Nachſchlagens bey. Die Stärke des Werks hörte bald auf, uns Räthſel zu ſeyn: die ganze Urverfaſſung des Mönchweſens, zumal die reichhaltige Geſchichte S. Gallens und anderer alemanniſchen Kirchen und Klöſter, iſt quellenmäſsig ausgeführt; alles bis auf die Reformen Abbt Wilhelms von Hirſchau zur Zeit Papſt Gregor des Siebenten; von Würtenberg ſelbſt und von würtenbergiſchen Klöſtern iſt und konnte in dieſem Zeitraum die Ausbeute nicht reichhaltig ſeyn. Dieſe, und was endlich auſser dieſen Inſtituten in den würtenbergiſchen Landen zu ihrem und dem allgemeinen Nutzen für die Geiſtescultur geſchah, wird im *zweyten* Theil zu finden ſeyn. Wollen wir den Vf. darum tadeln? Mit nichten. Er kannte kein Buch, und wir hätten ihm keins nachweiſen können, wo der Geiſt des Kloſterweſens, eben für Schwaben, ſo kritiſch treu, bis zur Anſchauung umſtändlich, ſo unparteyiſch und in einem ſo angenehmen Vortrag dargeſtellt wäre. Dieſe Arbeit hat er ſelbſt übernehmen müſſen, wenn einmal die verwirrten Begriffe geläutert, und ins Licht geſetzt werden ſollten, nicht nur was dieſe Inſtitute haben ſeyn ſollen und etwa geweſen ſind, ſondern auch was etwa noch mit ihnen zu beginnen, wie ſie zu benutzen ſeyn möchten. Hier iſt mehr als Local-Intereſſe. Was dem Hebräer die Prophetenſchulen, was die Myſterien und die Anſtalten der Weiſen dem Griechen, ſolche Quellen weſteuropäiſcher Cultur waren die Klöſter unſeren Vorältern. Ihr Geiſt iſt entflohen; möge er, ſo wie er war, nie wieder kommen! Seine Zeiten hat er gehabt; über dieſe Schulen fühlt man ſich hinaus. Aber, auſser den Tempeln und pallaſtähnlichen Wohnungen, iſt noch vorhanden ein reichliches, in jedem Sinn der Menſchheit geweihetes, Eigenthum, deſſen Verwendung zu jedem andern Zweck als Bildung und Unterſtützung des Menſchen allemal unmoraliſch, eine Gewaltthat, iſt. Aber dieſes alles iſt ſeit langem einſeitig, polemiſch, und ſo wenig nach den ewigen Grundſätzen des Rechts und Unrechts, als nach den Bedürfniſſen der Humanität, betrachtet worden. Es iſt nicht unverdienſtlich, das Ganze wie es ward, wie es ſich fort- und ausbildete, und das Verhältniſs zu der bürgerlichen Geſellſchaft, aus den Quellen wieder einmal treu hervor, und mit Lebendigkeit in die Erinnerung des Publicums zu bringen, wie dieſes Hr. *Cleß* auf das beſte gethan hat.

Nach der allgemeinen Darſtellung iſt von der Einrichtung des Buchs eine Idee zu geben. Zuerſt wird der alemanniſch-römiſche Zeitraum behandelt, und gezeigt, wann, wie das Chriſtenthum hier angefangen (S. 1—37.). Nicht S. Peters perſönliche, aber Freunde und Schüler *ſeines Stuhls* in Rom waren *Maternus*, *Eucherius* und ihre Gefährten im Anfang des dritten Jahrhunderts. Die Glaubensboten aus Erin erhalten billig eine vorzügliche Stelle. Die Meinung Fürſt *Martin Gerbert's*, Fridolin habe unter dem *zweyten Chlodwig* in dieſen Landen gepredigt, will uns nicht ganz einleuchten, weil wir nicht faſſen, wie er dem faſt gleichzeitigen S. Gall und ſeinen Gefährten und Schülern ſo fremd hätte bleiben können, daſs ihre Legenden ſeiner gar nicht gedenken. Die überſtrenge Regel Columbans (beynahe trappiſtiſch). Alles dieſes bis S. 58. Hierauf die Klöſter S. Gallen (unſtreitig lang das beſte) S. 58—64.; die Gränzbeſtimmung der Diöceſe Coſtanz (überhaupt kömmt vieles vor, das die oberdeutſche Geographie berichtiget) S. 64.; die Reichenau (Pirminius auch Stifter von Amorbach) S. 74.; der heil. Bonifacius (Würdigung ſeiner Verdienſte. Verzeichniſs der altabergläubigen Gebräuche; wie, urſprünglich der Freya zu Ehren, Schweine geſchlachtet und Geſchenke davon gemacht worden; Liebestrank aus U. L. F. Bettſtroh; Figuren von Mehl auf heilige Tage — ſchon zu Athen! — Geſchrey bey Mondsfinſterniſſen, auf daſs der Mond ſiege — wie in Indien —) S. 76—87. Corbinian S. 87. Verdienſte der Mönche um den Landbau (nicht zu viel, doch auch nicht wenige) S. 92.; die Hierarchie (die ſchwäbiſchen Biſthümer) S. 96. Die beygebrachten Urkunden werden mit gebührender Schärfe beurtheilt, viele verworfen, und das Hauptweſen des Inhalts doch angenommen. Man lernt beſcheiden ſeyn, wenn man den beſten Diplomatikern (einem *Grandidier*) bisweilen etwas entwiſchen ſieht, was offenbar den Stämpel der Verwerflichkeit trägt. S. 110—123. wird geliefert, was aus dem Zeitraum vor Karl'n dem Groſsen

eigentlich Würtenbergs Culturgeſchichte betrifft (mit ſcharfſinnigen Anmerkungen, wie überall). Hierauf *Bertoldisbara*, das den Karlowingen verſchwägerte Geſchlecht der Bertolde (von Zäringen ſpäter; der Stammväter von Baden).

Es folgt Karl's Zeitalter: Die kirchlich-politiſchen Einrichtungen in Bezug auf Alemannien: Was die (nach ganz verſchiedenen Epochen ihres Urſprungs wohl zu ſichtenden) alemanniſchen Geſetze davon enthalten (die Auszüge werden authentiſch gegeben; alles aus den Quellen) S. 125.; was die (fälſchlich) dem Biſchof Remedius von Chur zugeſchriebene Sammlung pſeudo-iſidoriſcher Ordnungen S. 135., vermuthlich aus dem neunten Jahrhundert. Von den Erwerbungen der Geiſtlichkeit S. 138. Sehr gut über die Precareyen, die vom fünften in das zehnte Jahrhundert aller klöſterlichen Erwerbungen Grundlage und als wahre *feuda oblata* der Urſprung des kirchlichen Lehnweſens waren S. 141. Warnung vor den meiſt unechten Kloſterfreyheiten, ſowohl der merwingiſchen als der karlowingiſchen Zeit; auch nicht zu leicht für wahr anzunehmen, was zum einzigen Zeugen den *Bruſch* hätte. Die Verhältniſſe der Kirchen und Klöſter gegen ihre Leibeigenen, Dienſtbaren (*colonos*) und Miniſterialen S. 164—173. Ihre äuſseren Verhältniſſe: zum Schirmvogt S. 173.; vom Commendenweſen (ſchon unter Karl dem Groſsen) S. 182.; die Patronatrechte S. 192.; Verhältniſſe zur Weltgeiſtlichkeit S. 196., den Biſchöfen S. 200., zu dem Volk, das unterrichtet werden ſollte S. 204. [Leider nie der erſte eigentliche Zweck; der groſse Karl hatte Mühe, für einige Zeit auf denſelben zu fixiren: aber die Zeit iſt gekommen, da (wir ſagen nicht Erziehung, welche von Mönchen ſelten gedeiht, aber andere) wiſſenſchaftliche Arbeiten, die einen ſtarken Fonds erfordern, beynahe die *einzige Rechtfertigung* ihrer Erhaltung bleiben]. Bey dem Parochialweſen S. 210. wird vom Widdum, den Altären und Reliquien (ſelbſt Eginhard, ja Kaiſer Arnulf haben zu Rom Reliquien *geſtohlen*); von den (779. allgemein eingeführten) Zehnten, hierauf der Verwendung für Armenpflege und Hoſpitalität, und von den Viſitationen, gehandelt; hierauf die Spitäler S. 228., die Erzprieſter und Erzhelfer S. 230., endlich die Verhältniſſe zu der weltlichen Macht und Geſetzgebung S. 235. betrachtet. (In der Note S. 232. iſt ſtatt Corduba *Sevilla* zu leſen.) In dieſer Rückſicht wird von S. 238—263. der Biſchof nach ſeiner geiſtlichen Gerichtsbarkeit, nach ſeiner perſönlichen Sicherheit bey Ehre und Leben, als *Gehülfe und Beobachter* der weltlichen Macht (das iſt er ſchon unter den Merwingen; dafür erkennt ihn Karl der Kahle), nach ſeinen Hoheitsrechten, und wie er im Kriege, wie er bey Hofe war, geſchildert, und von ſeiner Wahl gehandelt. Gut wird bemerkt, daſs die Geiſtlichkeit, das erſte Muſter eines geſetzlich organiſirten Standes, vielen Schutzes gegen die herrſchende Rohheit bedurfte, und es in dem groſsen Geiſte *Karls* geweſen, eine Macht der Meinung der wilden Kraft entgegenzuſtellen, das bezweckte Gleichgewicht aber allzubald gebrochen worden. (Der Titel: *Wahlbiſchöfe*, S. 258., iſt unbequem, oder eher ein Druckfehler; es gab ja keine erblichen.) Von S. 263 — 270. wird beygebracht, was über die Sicherheit des übrigen Klerus zu ſagen iſt. (Unter Miſshandlungen, die den Geiſtlichen widerfuhren, kömmt häufig die Entmannung vor.) Von dem Kirchenfrieden (Aſylrecht); man ſieht auch 932. auf der Erfurtiſchen Synode, welche *Hartzheim* liefert, eine *treuga Dei* in Anſehung der Gerichtsproceduren eintreten. Der Vf. kehrt auf das Mönchsweſen zurück, und ſchildert ausführlicher und beſſer, als kaum je ein anderer die übertriebene Regel Columbans (S. 276—291.), deren Geiſt Selbſtvernichtung iſt, und welche aus den Klöſtern Folterkammern gemacht. Man ertrug ſie nicht, es wurde ein verwirrter Zuſtand (S. 292—300.), ehe 743. Benedict's Regel durchgängig eingeführt ward. Nun wird letztere, nicht ohne Mönchspedanterey, doch väterlicher, wohlwollender, nur nicht durchaus ausführbar, abgefaſste Regel excerpirt, und aus der Geſchichte, zumal S. Gallens, commentirt (S. 301—457.); ein Stück, deſſen Intereſſe gern überſehen macht, daſs es in dieſer Ausführlichkeit für die Geſchichte eines einzigen Landes vielleicht nicht ganz paſst; die nachmalige Reform Abbt Wilhelms, welche in dieſem Lande ihren Urſprung nahm, würde ſonſt nicht verſtändlich ſeyn, und Einmal muſsten die Bildungsanſtalten der mittlern Zeit ſo genau geſchildert werden, daſs künftige Geſchichtſchreiber anderer Provinzen ſich bloſs darauf beziehen dürfen. Der Artikel iſt überdem durch Sittenzüge und Blicke in den Charakter Otto's des Groſsen und anderer wichtigen Männer höchſt anziehend. Ordnungsliebend war Otto zur Strenge geneigt, und auffahrend, aber wieder vergütend und groſsmüthig. Bey ſeinem langen Barte ſchwur er und brachte ihn zu hohen Ehren. So unterhaltend ſind auch die folgenden Stücke von den Abbtswahlen S. 457., dem Commendenweſen S. 466., dem Kampf biſchöflicher Gewalt mit klöſterlichem Freyheitsſinn, und den Exemtionen S. 479., den Reformverſuchen S. 482. (vergleiche S. 298. den des Benedicts von Aniane), der Klöſter Armuth, Reichthum und Bedrückungen S. 498., ihrem Sittenzuſtande S. 511. (Wie durfte man ſich vernachläſſigen! Der Teufel hat ein Kerbholz für jede ſchlecht gehaltne Betſtunde, für jede verſchluckte Sylbe; und in dieſem Leben wird man, vor allen Brüdern, mit Ruthen oder Beſen auf den bloſsen Leib gehauen. Bey Columban durfte keiner den andern anrühren. Auch S. Benedict hat wohl vorgeſehen, daſs nie zwey junge Mönche neben einander, ſondern immer ein älterer zwiſchen ihnen ſchlafe.) Alsdann kommen die Frauenklöſter S. 520., Canonici und Collegiatkirchen S. 533. Die allgemeine Beſchreibung endiget hier. Jeden Freund der Geſchichte können wir verſichern, daſs er über alle dieſe Punkte viele neue Erörterungen und Berichtigungen antreffen wird.

Die Hierarchie in Schwaben, vorerſt die Biſchöfe, Coſtanz zumal, nach den Berichtigungen der Sanct Blaſiſchen Germania S., werden hierauf beſchrieben; da

da sind die berühmten drey Salomo und der heilige Conrad; billig wird der mannhaften Regentin *Hadewig* Leben eingerückt (S. 542 — 566. Die Geschichte läuft von 839 bis mitten in das eilfte Jahrhundert). Untersuchungen über den Ursprung von Ellwangen (allerdings schon 764. beschenkt). Interessantes Leben Ulrichs von Dillingen, des heiligen Bischofs zu Augsburg, S. 424 f. 474 ff. 570 — 579., und nicht weniger Merkwürdiges des Nachfolgers, Heinrichs von Gaisenhausen, S. 580. Die würtenbergischen Klöster. Höchst verdächtiger Stiftungsbrief von Murrhard, S. 586.; Untilgbarkeit des Glaubens, dass der heilige Walderich die mannslustigen Jungfrauen hört, S. 591. Mit Otto's III. Urkunde für den wirzburgischen Bischof Berward, und mit dem Stiftungsbriefe von Obristenfeld, sieht es nicht besser aus (S. 590. 595.).

Der letzte Abschnitt von Schwabens literarischem Zustande vom achten bis in das eilfte Jahrhundert ist der übrigen Behandlung würdig. In den Klöstern, es ist wahr, wurde aller Keim eigener Thätigkeit erstickt; die Novizenmeister quälten blos mit der Pedanterey, die sie selbst erfahren hatten; in geistlosen Uebungen, im Lesen der trübsten Schwärmer, in allen Arten von Ertödtung (*in confusione sui*) war ihr Geschäft, und bildete finstere, tückische Menschen oder ausgemachte Heuchler (S. 447 ff.). Es lässt sich denken, dass die Natur ihre Rechte sich nicht nehmen liess; wenn alles buchstäblich ausgeführt worden wäre, die Institute hätten in der Welt nicht fortdauren können; doch grosse Lichter sind selten, und gemeiniglich solche, die (Heucheleyen abgerechnet) sonst nicht eben durch genaue Mönchsrey berühmt sind. *Rabanus*, Erzbischof zu Mainz, der dritte *Salomo* (dessen grosses Glossarium von seinem Lehrer Iso *für* ihn, wo nicht *von* ihm geschrieben ist), *Ottfried* und *Walfried Strabo* sind die vorzüglichsten; der erste und letzte nicht ohne eigenes Verdienst um die Auslegung sowohl der Schrift als des Cäremoniels. Auf einer Synode, die zu Ottfrieds Zeit Rabanus hielt, wurden deutsche Uebersetzungen patristischer Homilien verordnet. Unter den spätern Gelehrten ist der gichtbrüchige *Herrmann* vom Hause Vöringen (geb. 1013. st. 1054.) nicht weniger seines Fleisses, als seines herrlichen Gemüthes wegen, der ehrwürdigste (S. 621.); wie er denn auch lange und weit herum fortgewirkt hat.

Das drittehalb Seiten starke Verzeichniss der Druckfehler wollen wir mit ein paar Beyträgen vermehren: S. 519. Z. 2. v. u. im Text lies 1132, statt 1332, und S. 533. Z. 5. v. u. 816 für 876, endlich S. 142. Z. 10. v. u. *König* statt *Kaiser*, zu welcher Würde Ludewig der Deutsche bekanntlich nie emporgestiegen ist. Uebrigens wissen wir an diesem trefflichen Buche keinen andern Fehler zu finden, als den leicht verzeihlichen, seltenen, dass es mehr liefert, als man sucht und fordern konnte: nun aber wird der Strom eingedämmt; möge er nur auch so erfrischend und fruchtbringend bleiben!

München, gedr. mit Hübschmann. Schr., und im Verl. (in Comm.) aller das. Buchh.: *J. N. G. v. Krenner — Anleitung zu dem nähern Kenntnisse* (zur nähern Kenntniss) *der baierischen Landtage des Mittelalters.* Von dem Entstehen der einzelnen baierischen Landschafts-Corporationen seit dem Jahre 1302. bis auf derselben allgemeine Vereinigung im Jahre 1505. Nebst einer Anzeige der von dem Jahre 1505. bis 1516. abgehaltenen (gehaltenen) Universal-Landtage. 1804. XX u. 234 S. 8. (1 Gulden 12 Krzr.)

Ohne Rücksicht auf das, was *Lang*, *Weber*, *Jacobi*, und mehrere andere über das Alter der deutschen Landstände geschrieben haben, suchte der Vf. der gegenwärtigen Schrift blos aus vaterländischen Urkunden zu zeigen, wann, auf welche Veranlassungen, und unter welchen Umständen jene Conföderationen der adlichen Güterbesitzer, welchen schon in den ersten Jahren ihrer Entstehung der Bürgerstand beytrat, und die, verstärkt durch die Prälaten, den Namen der Landschaften annahmen, in Bayern entstanden, welche Pflichten und Rechte sie hatten, wie sie sich in mehrere Corporationen theilten, und endlich in eine einzige wieder vereinigten. „In Oberbayern fallen diese Föderationen genau in das J. 1302.; in Niederbayern in das J. 1311. Die Veranlassung zur Entstehung derselben gaben vermehrte landesfürstliche Bedürfnisse, und vermehrte Forderungen von Abgaben. In Oberbayern war schon im J. 1307., in Niederbayern im J. 1315. die Bürgerklasse beygetreten, und bereits in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts bildeten die bayerschen Landstände eine privilegirte Gesellschaft vorzüglicher Eigenthümer, die an der Ausübung einiger Regierungsgeschäfte mit der *Befugniß* ihrer hierzu nöthigen *Einwilligung*, und in Ansehung anderer Staatsangelegenheiten mit der *Obliegenheit* ihres hierzu abzugebenden *Beyrathes* Theil nahmen. Die Zeit, da die Ministerialität im Mittelalter verschwand, ist auch die Zeit, da die landständischen Verbindungen ihren Anfang nahmen. Ohne Zweifel gingen sie aus jener hervor. Die Identität der Landstände mit den ehemaligen Ministerialen zeigt sich in verschiedenen Umständen. Die adelichen Ministerialen waren einst die gebornen und einzigen Räthe ihrer Herrn. Auch jetzt haben die Landstände hier und da in einigen Regierungsgeschäften nur eine berathende Stimme. Jene waren verpflichtet, bey den von ihren Herrn ausgeschriebenen Versammlungen zu erscheinen. Auch jetzt steht es hier und da nicht in der Willkür der Landstände, die Landtage, wozu sie von ihren Landsherrn berufen werden, zu besuchen oder wegzubleiben. Das Recht, nach welchem sich der Ministerial von seinem Herrn und für ihn mit Leib und Gut verpfänden lassen musste, wie auch der den Wittwen und Töchtern der Ministerialen aufgelegte Zwang, sich nach dem Gutbefinden ihrer Herrschaft verheyrathen zu lassen, wurden in der Folge, da die Ministerialen in landständischer Eigenschaft erschienen, durch Freyheitsbriefe aufgehoben...

Als hierauf die Fürſten neben ihren getreuen Erbräthen (den Landſtänden) noch beſondere Räthe beſtellten, trennten ſich dieſe doch nicht von jenen, ſondern bildeten zugleich mit ihnen einen integrirenden Theil der deutſchen Landſchaftskörper. Das Stimmrecht der Landſtände war urſprünglich nur ein perſönliches Recht... Zugleich mit dem Lande ſelbſt theilten ſich auch die Land- und Ausſchuſstage in ober- und niederbayerſche, und dieſe wieder in mehrere kleinere, theils oberbayerſche, theils niederbayerſche, Corporationen. Auch gab es beſondere Klaſſenverſammlungen, z. B. Rittertage, Städtetage. Seit dem Tode des Herzogs Georg von Bayern-Landshut im J. 1503. vereinigten ſich endlich die abgetheilten ſtändiſchen Corporationen für immer in eine einzige unter dem Titel *gemeiner Landſchaft des Hauſes und Herzogthums Bayern.*" Alle dieſe Punkte, welche im Weſentlichen den Inhalt gegenwärtiger Schrift ausmachen, ſind aus mehrern, zum Theile noch ungedruckten Urkunden gründlich erörtert; und der Vf. hat ſich ein eigenes Verdienſt nicht nur durch gute Benutzung derſelben, ſondern auch durch Mittheilung der wichtigern erworben. Sie ſind bis auf wenige theils aus den Originalen, theils aus glaubwürdigen Copieen abgeſchrieben, die ſich in dem geheimen Landesarchiv zu München, in dem geheimen Hausarchiv daſelbſt, in dem Archiv des St. Georg Ritterordens, im Neuburgiſchen Archiv, bey den Cameral- und Landſchaftsacten und in den Copialbüchern der Stadt Ingolſtadt befinden.

Ganz neu iſt S. 14 ff. die Entdeckung, daſs dasjenige, was *Aventin* lib. 7. als einen Auszug aus der Ottoiſchen Handfeſte vom J. 1311., wodurch 70 adeliche Familien und 19 bürgerliche Communen von Niederbayern gegen Erlegung einer groſsen Steuer die Gerichtsbarkeit ſich erworben haben ſollen, zuerſt bekannt gemacht hatte, nichts anders, als der zweyte älteſte Bundbrief vom J. 1347. ſey, und daſs die eigentliche Ottoiſche Handfeſte nur ein Cameralproject war, welches nie zu einiger Wirkung kam. Die Gründe, welche der Vf. zur Unterſtützung dieſer Meinung anführt, ſind folgende: „Von hundert niederbayerſchen Edelleuten, die nach *Aventin* im J. 1311. Ottens Handfeſte ausgebracht haben ſollen, treten in dem gedachten zweyten Bundbriefe vom J. 1347. noch 95 als lebend, und ſogar in derſelben Ordnung auf. Allein nach 36 Jahren mochten wohl ſo viele nicht mehr gelebt haben. In *Aventins* Verzeichniſs der Familien, die Ottens Handfeſte ausgebracht hatten, befinden ſich Albrecht der Staudacher, und Peter Ecker, als Vizdomme an der Rott und zu Straubingen. Dieſelben kommen auch in dem Bundbriefe vom J. 1347. vor. Allein das Straubinger Vizdommamt bekleidete zur Zeit der Ottoiſchen Handfeſte in den Jahren 1303. 1304. und 1313. nach den *Monument. boic.* V, 92. XI, 503. u. 504. Eberwein von Ebramsdorf; und die Taidigung zwiſchen dem Herzoge Ludwig und den übrigen bayerſchen Herzogen mit dem Herzoge Friedrich von Oeſtreich zu Paſſau, Mittwoche nach dem Palmtage 1311. (*Falkenſtein* bayer. Geſch. III, 149.), welche die Ottoiſche Handfeſte nicht um ſechs Wochen überſteigt, nennt beſtimmt Eberwein als Vizdomm zu Straubingen, und Gewolf den Gräul als Vizdomm im Rottthale. Auch die Aventiniſchen 19 Städte ſind genau dieſelben, die auch in dem Bundbriefe aufgezählt werden. Die meiſten hatten damals nicht einen einzigen von ihren Kammern abhängigen Holden. Wie konnten ſie eine Gerichtsbarkeit über dieſelben verlangen?" Hiermit wäre alſo wieder ein Irrthum aus der bayerſchen Geſchichte verdrängt! Allein wir glauben doch, daſs es nicht ſchwer halten dürfte, dieſe Hypotheſe aus verſchiedenen Gründen, und ſelbſt aus den am Ende dieſer Schrift angehängten Urkunden zu widerlegen. Doch erinnert der Vf. S. 20. ſehr weislich, „daſs man wieder eben ſo weit von der geraden Straſse abkommen würde, wenn man aus dem Satze: Ottens vorgehabter Gerichtsverkauf habe jene ausgedehnten Wirkungen nicht nach ſich gezogen, die man ſich gewöhnlich davon vorſtellt, folgern wollte, daſs ſich darum der bayerſche Landadel in einem, wenigſtens urſprünglich, rechtlichen Beſitze ſeiner Niedergerichtsbarkeit nicht befinde. Die meiſten Güterbeſitzer können ſich noch bis jetzt mit ihren Conceſſionsbriefen legitimiren, und bey einigen erreicht das Alter dieſer Urkunden ſelbſt noch das dreyzehnte Jahrhundert." S. 32 ff. finden wir eine wichtige Warnung, die *Verbindlichkeiten* deutſcher Landſtände nicht mit ihren *Befugniſſen* zu vermengen, und ihre Steuerfreyheit nicht bloſs als den Ausfluſs landesfürſtlicher Exemtionsprivilegien zu beurtheilen. Doch hätten wir gewünſcht, daſs der Vf. ſowohl ihre Verbindlichkeiten, als ihre Befugniſſe ausführlich angegeben, und gezeigt hätte, welche Regierungsgeſchäfte es waren, wozu ihre Einwilligung von Rechts wegen nöthig war, und welche, wozu ſie ihren Beyrath zu geben, verpflichtet waren. Ueberhaupt wäre hier ein ſchicklicher Platz geweſen, den Einfluſs, den die bayerſchen Landſtände in verſchiedenen Zeiten in wichtigen Angelegenheiten des Staats gehabt hatten, wie auch die Hinderniſſe, welche ihre Bemühungen zuweilen gefunden haben mochten, bemerklich zu machen. — Bedauern müſſen wir, daſs die Schreibart dieſer gründlichen Schrift, die man des darin enthaltenen Neuen wegen, mit Recht als einen Gewinn für die Geſchichtskunde betrachten kann, ſo kanzleymäſsig, verworren, ſchleppend und fehlerhaft iſt. Provinzialismen und Sprachfehler, wie folgende: *eröfteternalen*, *allſchon*, *allbereits*, *annoch*, *ſelbes*, anſtatt daſſelbe, *entgegen* anſtatt hingegen, *Landtäge*, *inner* dem Theilungszeitraume; *hierwegen; Beytrettung*, *oder* eines, *oder* mehrere, anſtatt: entweder eines, oder mehrere; *genennet; nur mehr* anſtatt nur noch; *ſeitdeme; dortſelbſt; bloswärts nur; alleine; ſelbſten*, u. ſ. w. finden ſich häufig auf allen Seiten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 22. September 1806.

SCHÖNE KÜNSTE.

TÜBINGEN, in d. Cotta'schen Buchh.: *Neuere Gedichte* von *Theone.* 1806. 254 S. 8.

Die Vfn. dieser Gedichte hat schon im Jahre 1800. in Gesellschaft einer Freundin, Nina, eine Sammlung Poëseen herausgegeben, unter der Aufschrift: *Feldblumen, auf Ungarns Boden gesammelt.* Diese Feldblumen sind Rec. nie zu Gesicht gekommen, wohl aber manche neue Versuche, die von der Herausgeberin des vor ihm liegenden Bändchens seit dieser Zeit in der Iris, in dem Cotta'schen Damenkalender und den (Huberschen) vierteljährigen Unterhaltungen ausgestellt worden. Jene Versuche schienen ihm ein weibliches Talent zu beurkunden, das, wenn schon nicht von ungewöhnlichem Grade, doch, wegen mehrerer Spuren von poëtischer Anlage, ihm einer festeren Bildung würdig dünkte; und als er hörte, die angehende Dichterin hätte in Deutschland selbst, vorzüglich im Umgange mit *Jacobi* und *Pfeffel*, längere Zeit sich aufgehalten, freute er sich, in der Hoffnung, diese geist- und geschmackvollen Veteranen unsrer dichterischen Literatur würden sich der poëtischen Erziehung ihrer Freundin mit glücklichem Erfolge annehmen. Nun da Rec. diese ziemlich umfangsvolle Sammlung neuer Gedichte von dieser ungarischen Dichterin vor sich sieht, und dieselbe, in der That mit günstigem Vorurtheil ganz durchlesen hat, findet er sich in nicht geringer Verlegenheit, bey der Darlegung seines Urtheils, wenn er auf der einen Seite die Pflichten der Kritik, auf der andern die Rücksichten erwägt, die eine Dame, die dazu keine geborne Deutsche ist, bey der Ausstellung ihrer Versuche ansprechen kann. Verhehlen kann er es indess nicht, dass es ihn befremdet, wie die oben genannten Freunde derselben, durch deren Hände doch diese Sammlung, und wahrscheinlich ihre Ausgabe, gegangen ist, ihr nicht besser dabey mit Rath und That beystehen mochten oder durften: Denn gerade heraus gesagt! Er zweifelt sehr, ob der Ruhm der achtungswürdigen Vfn. viel dadurch gewinnen wird. Nicht nur wimmeln diese Gedichte von Fehlern gegen die Sprache, gegen den Wohlklang, gegen das Sylbenmass, besonders, wo die Vfn., was häufig geschieht, sich der griechischen und römischen Sylbenmasse bedient — sie schreibt z. B. *klamm — klämme* (von klimmen); *welch Pinsel hat* statt: welch' ein S. 44; beynahe auf jedem Blatte trifft man auf Härten, wie folgende: *wer noch zögert, werd' bejammern* S. 119. — *netzet seine Kett' mit Thränen* S. 135., *er kämpf' mit mir* S. 144., *heut, heut trugen deine Schwesterseele Engelsarm' mir vom Olymp herab* S. 27.! wo dann gleich die sehr prosaische Stelle folgt:

Früher hatt'ich zwar die Bahn begonnen
Hatte dir den Vorsprung abgewonnen
In dem Lauf nach der Vollendung Land; u. s. w.

Man findet nicht selten Hexameter, wie folgende:

Hinter der sitzenden Stählen | wechsl' es behende die Teller S. 46.

in den lyrischen Sylbenmasen Scansionen, die eine wahre Marter des Ohres sind. Z. B.

die Magnetnadel nicht | — und mich | leitete | früh | schon zu des | Vaterlands | Weihaltare wie einst | *Hamilkar* | Hannibal. S. 24.

Ueberhaupt nimmt sich die Dichterin bey fremden Namen, die sie sehr gerne gebraucht, seltsame Freyheiten; sie scandirt *Telyn* als Jamb, *Laokoon* als Anapäst — (*Sie drücken ihn wie Laokoon die Schlangen* S. 40.); sie muthet uns an, *Angelika*, Niobe zu lesen u. s. w. Nicht nur also das Technische ist in diesen Gedichten, was einem Frauenzimmer noch eher zu verzeihen wäre, sehr vernachlässiget: Dieser Abgang wird auch nur spärlich durch innern Gehalt, Innigkeit des Gefühls, reizende Phantasie, Neuheit und Reichthum der Bilder u. s. w. vergütet. Häufig ist weder der Gegenstand noch die Behandlung echt poëtisch, wie z. B. sogleich S. 14. in dem Liede *Geständniß*, „Amor stimme meine Saiten" wo die Vfn. eine Liebe zu beichten verspricht:

Ich bekenn' es dass ich liebe!
Wie verhehlt' ich auch den Schmerz,
Welcher durch mein zitternd Herz
Schauert, und mit mächtgem Triebe
Ewig Tritte, Mund und Hand
Lenkt nach Einem Gegenstand —

Und am Ende schalkhaft genug dem getäuschten Leser das Räthsel so löst, dass wir erfahren, ihr Liebling sey — der Ofen! Wie aber zum Worte des Räthsels mehrere Strophen recht passen, ist nicht abzusehen. Z. B. folgende —

Trenn' ich mich von ihm (dem Einen Gegenstand!) so bebend
Aengstlich meine Glieder gleich;
Von den Wangen, welk und bleich,
Aus den Augen flieht das Leben,
Und ich schwanke, matt und kalt,
Aehnlich einer Spuckgestalt.

Jene sapphoische Symptome besonders in der Zusammenstellung mit den Wirkungen der Kälte bey der Entfernung vom Ofen, und der Ausdruck der Freude beym Wiedersehen —

Auf dich heftend Mund und Blicke
Fest an dich gedrückt die Brust,
O wie schnell kehrt Leben, Luft,
Farb' und Feuer mir zurücke! —

Welch ein in der That frostiges Scherzspiel geben sie nicht! In manchen Gedichten stimmt die Vfn. einen männlichen, oft didaktischsatyrischen Ton an, wie z. B. in den trochaeischen Stanzen S. 1—5. *Weltleben* überschrieben. Aber wir wissen nicht, liegt die Schuld darin, dass eine Dame immer aus ihrem Kreise zu treten scheint, wenn sie Strafoden an das Zeitalter singt, wo es dann an Uebertreibungen gewöhnlich nicht fehlt wie z. B.

Seine Gräuel nennt man süsse Schwächen,
Fehlern muss die Tugend Namen leihn;
Nur das einzge schrecklichste Verbrechen
Ist, der Unschuld hier noch treu zu seyn.

In der Luft von Tausenden verdorben,
Sind auf deiner Wange bald der Schaam
Und der Freude Rosen hingestorben;
Es umwelkt sie Frechheit oder Gram:

Eris Mode dränget jedes warme
Heilige Naturgefühl zurück,
Reisst den Säugling aus dem Mutterarme
Bannt den Gatten von der Gattin Blick u. s. w.

oder ist es die oft dazwischen tretende Ungeschicktheit des Ausdrucks, wie z. B. hier *Eris Mode;* oder manche prosaische Stellen, die gegen den Ansatz von Enthusiasmus oft seltsam abstechen, wie z. B. S. 3.:

Die Kabal' ertheilt die Schulzenwürde
Wie am Hofe Ordensstern' und Band. —

oder im Prosaischen unrichtiger Ausdruck —

Sieh den Baum! Er blüht. Doch Chronos streifet
Bald den Schmuck ab, den ihm Flora gab.
Früchte sind sein Zweck. —

— — —

Nur in der Gesellschaft *Marktgewühle*
Weckt Bedürfniss, weeket Leidenschaft
Alle Trieb' und schlummernde Gefühle
Die Vernunft und die Erfindungskraft.
Seine Selbstheit in der tollen Menge
Zu bewahren, treulich die Natur
In dem Schein: im stofsenden Gedränge
Nie zu weichen von der Tugend Spur;
Vielgewandten Geistes, und doch reines
Herzens, den Olympiern zu nahn:
Sterblicher! dieses ist die Aufgab deines
Laufs, Elysium das Ziel der Bahn.

— Was es ist; so wenig es solchen Gedichten, die auch durch ihre schleppende Breite ermüden; an einzelnen glücklichen Gedanken fehlt, wie z. B. auch S. 20. dem überladnen Straf-Gedicht an *einen schlechten Patrioten; der Götterraub* S. 33.; *der Zweifler* S 38., *an Apoll* S. 73 — 74. u. s. w., im Ganzen verfehlen sie doch immer ihres Eindrucks. Die Gedehntheit mancher Gedichte wird um so lästiger, als die Dichterin oft von Worten borgt, was Empfindung und Phantasie ihr versagen, oder durch den Aufwand von jenen diese, wo sie sich auch regen, erdrückt und erstickt. Dazu kommt noch das eitle Haschen nach Gelehrsamkeit und Auskramen von Kenntnissen, die oft seltsam genug angebracht sind, wie z. B. am Schlusse des Gedichtes: *der Deportirte* S. 31.

Ich verspott' euch thörichte Barbaren!
Ueber Geister wollt ihr Herren seyn?
Wisst! auf einem Sonnenstrahle fahren
Millionen räumlich aus und ein.

Ferner ist die Nachahmung in manchen entweder zu wenig verborgen, oder durch den Contrast, indem man an das bessere Muster zu lebhaft erinnert wird, beym Misslingen derselben der Vfn. nachtheilig. Man bemerkt durch die ganze Sammlung hin, dass sie in verschiedenen Perioden von verschiedenen Tönen der Poesie angeregt worden ist, dass ihr bald glücklichere edlere Muster, wie *Goethesche, Schillersche*, u. s. w. bald unglücklichere, sogar *Maisch-Müllersche* (!!) vorschweben. In dieser nachahmenden Gattung ist der *Götterraub*, wenn er schon an ein ähnliches *Schlegelsches* Gedicht zu viel erinnert, noch das beste; weniger aber wird der Winzergesang gefallen (S. 119.), der offenbar dem *Schillerschen* Lied von der Glocke nachgeformt seyn soll; aber was muss man denken, wenn man auf Stellen darin, wie folgende ist, trifft:

Von der Kelter goldenhelle
Springt die wahre Dichterquelle.
Weh dem geistlos kalten Mann
Der nicht hier Begeistrung trinken
Und wie *Meister* (?) singen kann.
Nie wird ihm die Muse winken,
Wenn sie hier es nicht gethan.
Auf der Plattheit niedrer Bahn
Wird sein matter Vers stets hinken.

Doch zur unglücklichsten Stunde empfangen wie geboren ist wohl die Parodie des trefflichen *Goetheschen* Liedes:

Kennst du das Land u. s. w.

Das Land der Liebe soll hier geschildert werden, und zwar der empfindsamen Liebe, mit satirischer Laune, wie man merkt, aber welch eine schwerfällige Laune! welche platte Satire! Und dass eine so edle Form dazu gemissbraucht, entweiht werden musste! Man höre nur einige Strophen!

Kennst du das Land? —
Wo nie ein Holz im Ofen *knasternd* (sic!) glüht,
Weil jedes Herz Empfindungsflammen sprüht,
Wo statt dem Reihn der Töpf' am Küchenherd
Uns nur Jasmin und Rosenlaub ernährt.
Kennst du das Land?
Dahin, dahin,
Wo man statt Ent' und Truthahn so wie jetzt
Im Frühlingshain nur Nachtigallen ärzt,
Wo statt des Weins, der jetzt im Becher blinkt,
Vom Blumenkelch man Blüthennektar trinkt,
Kennst du das Land u. s. w.

— Wo

— Wo ſtatt des Schlafs, der Tölpel nur erquickt,
Die Ohnmacht bloſs die Glieder ſanft entſtrickt —
— — — — —
Wo jede Magd, wie unſre — reimt,
Vom Nicht - ich ſchwärmt und in Sonnetten träumt;
Wo man ſtatt Wild nur nach Ideen jagt,
Nie Magenweh, doch ewig Herzweh klagt;
Kennſt du das Land?
Dahin, dahin,
— — — —
Wo kein Recept das Leben uns verkürzt,
Stets ein Piſtol, ein Trank mit Gift gewürzt;
Kennſt du es nicht, das holde Feenland:
Das jüngſt vor uns in ſüſsen Träumen ſtand,
Das Land der Lieb'?
Dahin, dahin,
Ging Siegwarts Weg — laſs uns denſelben ziehn!! —

Die Vfn. S. 61. pocht in einem kleinen Gedichte: *Wer mich dichten gelehrt?* wo ſie ſich ſehr beſcheiden mit den alten Rhapſoden und Linus zuſammenſtellt, auf ihr Naturtalent:

Wer mich gelehrt? — Wer lehrte die *Rhapſoden*
Wer lehrte Linus ſeine Oden
Wer lehret *in* der Frühlingsflur
Ihr muntres Lied des Haines Vögel?
Die Schöpferin der Kunſt und Regel
Die treuſte Lehrerin Natur. —

In der That, wenn ſolche Gedichte, wie obiges, Naturpoëſie ſeyn ſollen: ſo möchte die gute Mutter ihre Gaben nur für ſich behalten. Auch zweifeln wir, ob die Stimme Apolls, die die Vfn. gehört zu haben vorgiebt, als ob ihr ein ſeltnes Glück unter den deutſchen Frauen beſtimmt ſey, S. 75.:

Mögen andere freyn, der Wirthſchaft ſorgen, gebähren,
Sterben und modern; kömmts hoch, noch von den Enkeln gekannt,
Wird der Geliebten Apolls unſterblicher Name zum Himmel
Fliegen, der Nachwelt zur Luſt, ihrem Geſchlechte zum Stolz.

eine echte Stimme vom untrüglichen Gotte geweſen ſey? Die Vfn. ſcheint Luſt und Neigung zur Poëſie bey vieler Reitzbarkeit ohne Tiefe, einigem Talent und manchen ſchönen Kenntniſſen, denen zu viel geſchmeichelt worden iſt, mit eigentlichem Dichterberuf zu verwechſeln. In dieſer Sammlung ſind wenige Stücke die ſich über das Mittelmäſsige erheben; etwa *Sappho an Phaon* S 92., *Ständchen an Jacobi*, *Thieres treue* S. 140. *Müllers Lieschen* S. 149. u. w. Bey mehrerer Strenge gegen ſich, weiterem Studium, ſorgfältigerem Fleiſse in der Compoſition könnte ſie vielleicht noch etwas vorzüglicheres liefern. Angehängt iſt dieſer Sammlung ein Singſpiel: *Ariadne und Theſeus*, das gelungene Partieen hat, und eine gute Compoſition, die ihm die Vfn. wünſcht, gröſstentheils verdient, wenn es ſchon von den Fehlern, u. an den lyriſchen Gedichten der Herausgeberin haften, ebenfalls nicht frey iſt.

Leipzig, in Comm. b. Graffé: *Marino Falieri*, oder *die Bundesbrüder zur Loge des groſsen afrikaniſchen Löwen*. Ohne Jahrzahl. (1804.) gen. 8. (16 gr.)

Der in der Geſchichte Venedigs bekannte *Marino Falieri* ſtiftet, wie der Vf. hier dichtet, nach ſeiner Gelangung zur Würde eines Do der Mitte des 14ten Jahrhunderts, mit dem A *Bertuccio*, um Venedigs Verfaſſung umzuſtürz die Alleinherrſchaft einzuführen, eine geheim bindung unter dem Namen der *Brüder des für Wahrheit und Recht*, durch welche das nehmen ausgeführt werden ſoll. Die Sach aber verrathen, der Doge mit ſeinem Gehülfe hauptet, mehrere Bundesbrüder werden hin tet und eingekerkert, der Reſt entflieht, ſ ſich zu einer Räuberbande, verläſst jedoch Handwerk wieder, und erneuert in Ungar dem Schloſſe eines Magnaten, das Bündniſs, der Folge, man erfährt nicht wie und warun Namen des *groſsen afrikaniſchen Löwen* annimm auf die 20 Seemeilen von der afrikaniſchen Küſ fernten, unbewohnten ſogenannten ſchwarzen verpflanzt wird, von wo aus dieſe hülfloſe die Welt zu beherrſchen ſich vornimmt. Das werk iſt ohne alle Tendenz, ohne alles In und eben ſo dürftig und mangelhaft in der E tung als in der Compoſition. Die Sprache iſ ſelten niedrig und ſo ſchlecht, als die Geſinnung das Leben der rohen und brutalen Bundesl An der Fortſetzung dieſes ſogenannten Roman che der Vf., im Fall dieſer Anfang Beyfall ſollte, erwarten läſst, kann keinem gebildete gelegen ſeyn.

Halle, in d. Renger. Buchh.: *Die Wittwe*, ſpiel in zwey Aufzügen. Von *A. G. Eb* 1805. 200 S. 8. (18 gr.)

Der Stoff dieſes Luſtſpiels iſt neu und inte Eine junge Wittwe, di— theils aus Eitelkeit, um ſich an ihrem erſten Liebhaber, der in ihre lebt, und ſie nach dem Tod ihres Mannes gan geſſen zu haben ſcheint, auf eine eigene Art chen, theils aus Beſchränktheit, theils aus I ihrem ſeligen alten Manne die Exequien hält ihm aus Betrübniſs nachfolgen will, dann abe wirklicher Furcht zu ſterben ergriffen, ihre ſchluſs plötzlich ändert, ja ſogar den Verſtorbene graben läſst, um ein Schnupftuch zu retten, das a ſehen in ſeinen Sarg gekommen ſeyn konnte, durch dieſes ſonderbare Betragen zu vielen ko tragiſchen und tragiſch - komiſchen Scenen die dem Charakter eines Luſtſpiels allerdings ſe gemeſſen ſind. Indeſs iſt die Handlungswei Wittwe doch ein wenig zu zweydeutig. Im Akt erſcheint ſie lächerlich, im zweyten Akt, ders zu Ende deſſelben, verſtändig, ja inte Die Liebe ihrer Pflegetochter Julie zu dem Act Herrmann iſt für ein Luſtſpiel zu empfindſam

Scene mit dem Tiſchler zu lang, und die Entwickelung des Ganzen nicht gehörig motivirt. Dieſs ſind freylich bedeutende Mängel; aber deſſen ungeachtet erkennt man leicht in der geſchickten Anordnung der einzelnen Scenen, in dem Dialog, und in der Aufſtellung der ganzen Idee das ausgezeichnete dramatiſche Talent des Vfs. Möchte er ſein Verſprechen erfüllen, und uns bald mit einem gröſseren Producte der Art, mit mehr Liebe und Fleiſs bearbeitet, beſchenken.

RÖMISCHE LITERATUR.

MEILAND, b. Sonzogno: *Del cavallo alato d'Arſinoe.* Lettere filologiche di *V. Monti*, prof. emerito e membro dell' iſtituto, al cittadino *G. Paradiſi*, conſultore di ſtato. — 1804. 77 S. 8.

Wer erinnert ſich nicht der etwas dunkeln Stelle Catull's in der Elegie über die Haarlocke der Königin Berenice:

Abjunctae paulo ante comae mea fata ſorores
Lugebant, cum ſe Memnonis Aethiopis
Unigena, impellens nutantibus aera pennis,
Obtulit Arſinoës Locridos ales equus.

Wie die Ausleger herumgeirrt ſind, ohne Befriedigung zu finden oder zu geben, iſt in den erſten dieſer Briefe luſtig zu leſen. Hn. *Monti*, und wer ſeine Ausführung prüfend lieſt, wird klar, daſs Arſinoë hier vergöttert, jene *Venus* auf dem *Zephyrium*, ihr geflügeltes Roſs der Vogel Strauſs, dieſer aber Memnonide iſt, nämlich bey Memnon's Widergeburt mit ihm ſich zum Leben erhoben hat. Wenn wir die Gründe darlegen wollten, ſo hieſse das, unſern Leſern viel Vergnügen vorenthalten zu wollen, welches das eigene Nachleſen des geiſtvollen Vortrags in der ſchönen Sprache ihnen gewiſs verſchaffen wird.

Aus den Anmerkungen können wir eine ſehr lange (S. 54—76.) nicht unerwähnt laſſen, welche einen Hn. *de Coureil*, Hauptverfaſſer oder Herausg. des piſaniſchen gelehrten Journals, betrifft. Wir lernen daraus, daſs die Herabſetzung der Ehrwürdigſten im Alterthum und der groſsen Klaſſiker auch neuerer Nationen keine ſo ſeltene Sache mehr iſt. Aehnliche Menſchen giebt es auch dort; *quel ciarlatano di Socrate* heiſst ihnen *il Caglioſtro dell' antichita;* der Oedip des *Forciroli* iſt ja wohl *molto ſuperiore a quello di Sofocle;* Euripid's Iphigenia, was iſt ſie gegen Racine's als *un cattiviſſimo ed inſipido abbozzo?* Was *Pulci* gegen *Arioſto*, das iſt Euripid's Hippolyt gegen die Phädre von Racine, und überhaupt, wenn ſo ein Alter wider käme, würde er *ſolennemente fiſchiato* (möglich) und *fiſchiato a ragione* (das nun wohl nicht). Aber was iſt auch langweiliger als *Theokrit;* und wer kann das *vierte* Buch der *Aeneide* aushalten; oder wer wird *Taſſo* leſen, wenn er *Florian* haben kann? Beyläufig werden dem verehrten *Parini* ſeine Verdienſte hart angeſtritten.

Zu bedauern iſt der gute *de Coureil*, bey dem Hervorbringen dieſer groſsen und neuen Anſichten ſo unſanft empfangen zu werden, wie hier durch *Monti's* ganz unbarmherzige Hände geſchieht. So iſt ſeit jenen kräftigen Zeiten der Burmanne, der Saumaiſe, wohl nie einem widerfahren; *quel acutiſſima ingegno della Germagna, Leſſing*, verſtand ſich auch darauf, ſeinen Mann zu pulveriſiren; doch nicht ſo herabſehend und durch und durch zermalmend wie hier *Monti* thut, welcher hierin, dünkt es uns, ſeit *Valla, Poggio, Filelfo*, allein ſteht. Warum das, warum gebährdet ſich der Mann ſo, wie kam er zu ſolcher Inurbanität? „Dieſer Coureil" antwortet er (S. 58 u. 73.) „inſultirt durch ſeine ſchändlichen Urtheile die öffentliche Meinung aller gebildeten Menſchen und Jahrhunderte, welche von der Achtung ihrer Decrete nur Narren diſpenſirt. Es giebt auch im Literaturweſen eine Religion, auf die Zuſammenſtimmung der gebildeten Welt ſich gründend: Wer über die ſich wegſetzt, ſetzt ſich weg über die Vernunft, welche das Reſultat dieſer Uebereinſtimmung iſt. Solche literariſche Bübereyen verletzen ſehr die Ehre des Landes wo man ſie ausheckt; ſolche pöbelhafte Schimpfreden auf die anerkannten Väter (z. B. der Theater) beleidigen die Aſche unſerer gröſsten Neuern, welche dieſen Muſtern ſo viele Vortrefflichkeit abgelernt hatten. Ja; wer durchdrungen iſt von jenem unausſprechlichen Gefühl der Ehrfurcht, Liebe und Dankbarkeit, welches aus dem Studium der Gedanken und Werke der groſsen Todten entſpringt, wie kann er ihre Lorbeeren zerreiſsen ſehen? Aeltern gab uns die Natur, deren Name uns heilig iſt: die Studien geben andere, denen wir das Leben des Genies (das edlere, das vom Grabe aufruft, und für die Nachwelt heiliget) ſchuldig ſind. Aber, wird man ſagen, ein Narr macht nicht viele Proſelyten. Geſetzt auch; aber daſs man das Zeug ſo unwiderlegt ſich herumtreiben läſst, erregt bey Fremden einen, für die Nation entehrenden Verdacht der Gleichgültigkeit!" Es muſs jenſeits der Berge ein ſonderbares Geſchlecht wohnen: *Wir* kennen ein Land, wo von Moſes und Johannes bis auf Klopſtock und Friedrich auch nicht Eine Ehre den Jungen heilig iſt, und man findet es — genialiſch.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 23. September 1806.

PASTORALWISSENSCHAFTEN.

GOTHA, in d. Ettinger. Buchh.: *Praktiſche Bibliothek für Prediger*, die ihr Amt in und auſser der Kirche zweckmäſsig verwalten wollen. *Erſter* Band. 1803. XVI u. 288 S. *Zweyter* Bd. 1804. VI u. 201 S. gr. 8. (à 1 Rthlr. 8 gr.)

Die Herausgeber dieſer zur Fortſetzung der *kleinen liturg. Bibliothek* beſtimmten Sammlung, wollen durch ihre Materialien, und beſonders durch ihre Bemerkungen über verſchiedene Stellen der heiligen Schrift das Nachdenken der Religionslehrer zu wekken, und auf wirklich praktiſche Wahrheiten hin zu leiten ſuchen; und ſie hoffen beſonders der Klaſſe von Predigern, welchen die Erläuterungen eines *Stolz*, *Paulus* u. a. noch fremd ſind, einen Dienſt durch ihre Ueberſichten zu erweiſen. Dieſe Abſicht iſt löblich, und auch mit der Ausführung kann man gröſstentheils zufrieden ſeyn.

Im *erſten* Bde findet man Reden und Formulare verſchiedenen Inhalts, Auszüge aus ungedruckten Predigten und Caſualreden, aus Faſten- und Feſtpredigten, praktiſche Bemerkungen über verſchiedene Stellen des N. T., und Gebete. Der Wunſch S. 6., daſs die *Meineidsverwarnungen* nicht bloſs auf die Gerichtsſtuben eingeſchränkt ſeyen, ſondern in *Privatunterredungen* zwiſchen dem Prediger und dem zum Schwören Verurtheilten geſchehen möchte, iſt in dem Vaterlande des Rec. ſchon ſeit vielen Jahren Verordnung und Gebrauch geweſen, und kein Mitglied aus dem Bürger- und Bauernſtande wird zum Eide gelaſſen, wenn es nicht ein Zeugniſs ſeines Seelſorgers von einer geſchehenen Erklärung des Eides und Warnung vor dem Meineide vorzeigen kann. Uebrigens hat uns die hier mitgetheilte *Meineidsverwarnung* — die aber nur für einen ſchon gebildeten Menſchen paſst — recht wohl gefallen. Eben ſo wohlgerathen ſind einige darauf folgende Anreden an die Communicanten. Dem *Trauungsformular*, das übrigens ganz gute Gedanken enthält, wünſchten wir nur eine gebildetere Sprache. Die Rede und das Formular bey der Taufe (S. 27 f.) zeichnen ſich beſonders vortheilhaft aus. Zu den minder gewöhnlichen Formularen gehören die an eine Geſellſchaft büſsender Verbrecher, worin wir einige kräftige und rührende Stellen gefunden haben. Die Rede bey der Beerdigung eines Mannes, der ein ſehr thätiges Leben geführt hatte, vor dem Altare gehalten (S. 43.), enthält ſchöne Gedanken, müſste aber mehr die Sprache des Herzens haben. Mehrere *Auszüge aus ungedruckten Predigten*, die hier keine neuen Auszüge verſtatten, erheben ſich ſehr über das Gewöhnliche; in den Meiſten ſind die Hauptſätze ſehr glücklich und natürlich aus den zum Grunde gelegten bibliſchen Abſchnitten entwickelt; auch hat der gröſsere Theil dieſer Sätze Intereſſe für den gebildetern Leſer. Mit Theilnahme laſen wir (S. 155. f.) die Bemerkungen über die gemeinſchaftlichen Ruheplätze der Menſchen im Tode, über 1. B. Moſe 49, 29. Der letzte Gedanke: *weil in ihnen Leben und Tod vereinigt iſt*, hätte weiter ausgeführt werden können, um ſelbſt dem Philoſophen intereſſant zu werden. Am Charfreytage wird (über den Text Luk. 23, 46. 47.) die Frage beantwortet: „warum werden die Vorzüge unſeres Verſtandes und Herzens oft erſt nach unſerm Tode gehörig gewürdigt?" Dieſs geſchieht nach unſerm Vf. 1) weil wir durch den Tod dem verkleinernden Neide entrückt werden, und der Widerwille gegen unſere Perſon nicht leicht mehr das Urtheil über unſere Einſichten und Tugenden leitet; 2) weil ſich die Folgen unſerer Unternehmungen, Geſchäfte und Thaten nicht ſelten erſt nach unſerm Tode entwickeln; 3) weil zuweilen erſt im Tode manche beſſere Eigenſchaften unſeres Charakters bekannt werden; und 4) weil gewiſſe dunkle Gefühle uns eine vorzügliche Achtung gegen Verſtorbene, als Vollendete betrachtet, abfordern. Die Predigt am Pfingſtfeſte enthält einige fruchtbare Ideen.

Die *praktiſchen Bemerkungen* erſtrecken ſich über folgende neuteſtamentliche Stellen: Matth. 4, 1 — 11. (eine recht zweckmäſsige Anwendung der Verſuchungsgeſchichte). Matth. 15, 21 — 28. (wo uns jedoch des Vfs. Gegengründe gegen die Meinung, daſs Jeſus hier einen ihm fremden Charakter angenommen habe, um ſeine Jünger zu prüfen, nicht befriedigt haben). Matth. 19, 16 — 22. Matth. 5, 28 — 30. vergl. mit Mark. 9, 43 — 47. Matth. 27, 11 — 26. vergl. mit Luk. 23, 1 — 25. und mit Joh. 18, 28 — 40. 19, 1 — 16. (wo der ſchlechte Charakter des Pilatus ſehr richtig entwickelt wird). Matth. 25, 31 — 46. (Nur der Menſch von wahrhaft ſittlich gutem Charakter kann ins ewige Leben eingehen. Unter δίκαιοι v. 46. verſteht der Vf. *Gutthätige*, die aus uneigennütziger Geſinnung, ohne vorher auf Lohn zu rechnen, ihren Mitmenſchen Wohlthaten erweiſen.) Alle dieſe Stellen ſind ſo behandelt, wie ſie der Religionslehrer, den es um ſegensreiche Wirkſamkeit zu thun iſt, behandeln muſs. Nur in einzelnen Worterklärungen konnten wir dem Vf. nicht immer beyſtimmen. Den Beſchluſs des *erſten* Bandes machen *Gebete*, die ihrem Endzwecke gröſstentheils entſprechen. Die Paraphraſe des *Vaterunſers* in dem Gebete am Oſterfeſte,

die übrigens gute Gedanken enthält, könnte hie und da etwas ungezwungener seyn. In dem Gebete am Bußtage wird das Vaterunser nochmals in eine andere Form gegossen, und S. 278. kommt dieß Gebet auch „als allgemeines Kirchengebet, Sonntags in der vormittäglichen Gottesverehrung nach beendigter Predigt zu lesen," vor. Wiewohl wir nun diese vielfachen Variationen eines und desselben Gebetes nicht billigen können: so sprechen wir doch diesen Paraphrasen ihren Werth nicht ab. Auch die übrigen Gebete, worin man zum Theil auf Anspielungen und Reminiscenzen stößt, entsprechen ihrer Absicht ganz gut. Der Ausdruck im letztern: „— — und mildere bey ihnen die Schreckniße des Todes durch einen sanften Spruch ihres innern Richters" erinnert zu stark an die bekannten Schlußworte in *Schiller's* Hymne an die Freude.

Der *zweyte* Band enthält I. *Auszüge aus der Bibel.* Diese, theils metrische, theils prosaische Uebersetzungen biblischer Abschnitte auf die jährlichen Sonn- und Feyertage nehmen doch etwas zu viel Raum — die Hälfte des ganzen Bandes — ein! Man findet hier nur solche Stellen ausgewählt, die einen gewissen Bezug auf das eben vorkommende Evangelium haben. Die neue Uebersetzung läßt sich größtentheils gut lesen, wiewohl es den poetischen Abschnitten doch bisweilen an Energie und Salbung fehlt. Wenn man folgende Zeilen in Einem fort lieset: so wird man schwerlich Poesie darin ahnden. Pred. Sal. 3, 1. 2.:

Es hat auf Erden alles seine Zeit
Und seine Stunde, was da sich begiebt.
Geboren werden, Sterben, Pflanzen und
Auch die Zerstörung dessen, was man pflanzt.

Die prosaischen Uebersetzungen sind bisweilen zu paraphrasirend, z. B. Joh. 1, 1.: „Von Anbeginn der Welt her war das Schöpferwort, nur dieß Wort war bey Gott, war nichts anders, als die Gottheit selbst." v. 2. „Es stand bey der Weltschöpfung in der engsten Verbindung mit Gott" u. s. w. Joh. 4, 24. wird so übersetzt: „Gott ist ein geistiges Wesen, also müssen seine Verehrer das, was seiner würdig ist, ihr Herz, ihm zum Opfer darbringen." — II. *Ueber den Umgang mit Leidenden.* Diese Aufsätze zeichnen sich nicht durch Neuheit, wohl aber durch Anwendbarkeit aus. — III. *Praktische Bemerkungen über verschiedene Stellen des Neuen Testaments.* 1) Bemerkungen über Matth. 26, 6 — 16. 27, 3 — 5. vergl. mit Luc. 22, 1 — 6. Joh. 12, 1 — 8. Ueber den Charakter des *Judas*, dessen Grundzug *betrügliche Gewinnsucht* war. Das Räthselhafte einzelner Züge wird gut beleuchtet. Judas wollte, nach unserm Vf., Jesum durch seinen Verrath in einen Zustand versetzen, wo er sich gezwungen sähe, sich seiner Macht über das Volk zu seinem Besten zu bedienen, und mit Hülfe desselben sich zum regierenden Messias zu erheben. Dann, habe er gedacht, werde das Volk, wenn es seinen Messias von seinen Feinden gemißhandelt sähe, in Gährung gerathen, das Synedrium mit Gewalt stürzen, Jesum zum Nationalkönige erheben, und ihm werde es zur Dankbarkeit dafür, daß er mit so vieler Klugheit und Schlauheit zu dieser herrlichen Veränderung mitwirkte, die zweyte Stelle in dem neuen Reiche einräumen. Diesen satanischen Plan habe Lucas ohne Zweifel im Sinne gehabt, wenn er K. 22, 3. sage: εἰσῆλθε ὁ σατανᾶς εἰς Ἰούδαν. Die vom Vf. eingemischten praktischen Bemerkungen zeugen von einer geläuterten Denkart. 2) Praktische Bemerkungen über Luc. 15, 11 — 32. Auch diese Bemerkungen über die Parabel vom verlornen Sohne sehen das Ganze aus dem richtigen Gesichtspunkte an, und können als eine Art von Homilie betrachtet werden. 3) Bemerkungen über Matth. 3. Was der Vf. hier über Johannes den Täufer, als Lehrer, sagt, ist lesenswerth. — IV. *Reden verschiedenen Inhalts.* Diesmal eine ganz gute *Taufrede.* — V. *Predigten.* Nur Eine Predigt an einem sogenannten Bußtage, worin der Vf. von richtigen Grundsätzen ausgeht.

RECHTSGELAHRTHEIT.

1) Leipzig, b. Richter: *Praktische Anweisung für diejenigen, welche für sich oder für andere ein Testament oder andre dergleichen letzte Willensverordnung fertigen und errichten wollen*, vom Advokat *K. (Kermes).* Für Gelehrte und Ungelehrte. 1803. 10½ Bog. 8. (12 gr.)

2) *Ebendas.*, b. Reinicke: *Praktischer Commentar über sämmtliche, die gesetzliche Allodial-, Heergeräths- und Gerade-Erbfolge betreffende, Churſächsische Verordnungen*, nebst angehängten Gerade- und Erbstücken-Verzeichnisse; zum Gebrauch für theoretische und praktische Rechtsgelehrte, so wie auch für Rechtsstudirende auf Universitäten, vom Advokat *Kermes.* 1803. 21 B. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Wir verbinden die Anzeige beider Schriften sowohl wegen der Verwandtschaft des Inhalts, als auch, weil sie von Einem Vf. herrühren, ob sie gleich in so fern von einander abweichen, daß in der erstern die dahin einschlagenden Gesetzstellen hinweggelassen, in der letztern aber hinzugefügt sind. Was Nr. 1. insonderheit betrifft: so hat es Rec. nie einleuchten wollen, daß es gut und zweckmäßig sey, Personen, welche die Rechte nicht erlernt haben, Anleitungen zu eigner Verfertigung juristischer Aufsätze in die Hände zu geben; denn es scheint ihm unmöglich, die einzelnen Regeln und Cautelen so anschaulich zu machen, daß sie sofort von Ungelehrten auf die vorkommenden Fälle angewendet werden können, und die Erfahrung hat ihn mehr als zu häufig belehrt, daß durch solche Aufsätze mehrere Processe entstehen, als wenn sie von einem geschickten Rechtsgelehrten verfertigt werden; dieß ist der Grund, warum Rec. die Idee, die Hr. *K.* bey Nr. 1. hatte, nicht billigen kann; bey Nr. 2. hingegen sieht er keinen Grund, warum das, was den Studirenden in den Vorlesungen über das Kursächsische Recht schon vorgetragen wird, und was *Hommel*, *Barth*, *Regner* und an-

andere, besonders *Berger* und *Curtius* in ihren schätzbaren Schriften, bereits hinlänglich aus einander gesetzt haben, hier abermals wiederholt wird, und warum der Titel: *Praktischer Commentar*, gewählt ist, da man nichts weniger als einen Commentar, sondern eine Darstellung des auf dem Titel genannten Erbfolgerechts findet. Der Inhalt von beiden Schriften ist kürzlich folgender: Nr. 1. zerfällt, nach einigen allgemeinen Bemerkungen über das Recht zu testiren, in *acht* Abschnitte, in welchen der *erste* von der directen und fideicommissarischen Erbeinsetzung, den Legaten, und den äusern Solennitäten handelt, sodann aber die in dem Testamente zu beobachtende Ordnung angiebt. Die beiden folgenden Abschnitte reden von der Vollziehung der Testamente vor Notar und Zeugen, und von der gerichtlichen Niederlegung derselben. Der Vf. geht sodann die privilegirten Testamente durch, ingleichen diejenigen, die wechselseitig von Eheleuten errichtet werden; erwähnt ferner der Codicille und der Schenkungen auf den Todesfall, und macht endlich mit dem, was von der Veränderung eines letzten Willens zu bemerken ist, den Beschluss. Im Anhange finden sich einige Formulare zu Testamenten. Was den innern Gehalt von Nr. 1. anbelangt: so hat der Vf. die Grundsätze, die bey der Errichtung eines letzten Willens zu beobachten sind, deutlich, fasslich, und so ziemlich vollständig vorgetragen, doch findet Rec. — ausser dem Stile, über welchen er bey Nr. 2. etwas hinzufügen wird — noch folgendes zu erinnern: S. 95. ist, unter den privilegirten Testamenten, dasjenige nicht mit aufgeführt, welches die ausserhalb Sachsen auf Reisen sich befindenden Hof- und Jagdbedienten, vermöge des Regulativs vom Jahre 1786., in Gegenwart eines Hof-Officiers oder des dazu abgeschickten Hof-Secretärs und zweyer Hof-Officianten, errichten können; dahingegen rechnet Hr. *K.* unter diese *befreyten* Testamente, wie er sie nennt, die, so *auf dem Lande* errichtet werden; allein, dies ist nicht ganz richtig: denn nicht jeder, der, vielleicht nur zur Sommerszeit, auf dem Lande wohnt, kann das sogenannte *Testamentum ruri conditum* errichten, sondern nur eigentliche *ruslici*, oder solche, die ihre *wesentliche* Wohnung auf dem Lande haben. Wenn hiernächst Hr. *K.* S. 69. allen und jeden Clauseln, die man den Testamenten anzuhängen pflegt, die rechtliche Wirkung abspricht: so möchte Rec. dies doch von der *Cautela Socini* nicht so schlechterdings behaupten; S. 50. in der letzten Zeile, wird das particulare Fideicommiss mit dem Legate verwechselt; S. 42. rechnet Hr. *K.* hypothecirte Capitalien zu den *un*beweglichen Gütern: es sind aber doch *nomina activa*, die zu dem beweglichen Vermögen gehören. Ziemlich unbestimmt ist es ferner, wenn S. 17. unter die Enterbungs-Ursachen diese gezählt wird, wenn die Kinder wider Willen der Aeltern sich mit *gewissen* Personen verehelichen, ohne diese letztern näher zu bestimmen. Die angehängten Formulare sind zwar nicht unbrauchbar, doch fiel es Rec. auf, dass bey Nr. 9. bey der auf ein Jahr nach dem Tode des Testirers angeordneten Auszahlung der Vermächtnisse, die sehr zweckmässige Verordnung, dass die Verzinsung der legirten Summe hinwegfallen solle, nicht hinzugefügt war. — Der Inhalt von Nr. 2. ergiebt sich schon aus dem Titel, auf welchen die Hauptgegenstände bemerkt sind. Es zerfällt nämlich in drey Theile, je nachdem die gesetzliche Erbfolge in das Allodialvermögen, in das Heergeräthe, oder in die Gerade eintritt; welchem noch ein Verzeichniss der Gerade und Erbstükke beygefügt ist. Die erste Abtheilung ist ganz natürlich die weitläuftigste; weil hier die Verschiedenheit der gesetzlichen Erben mehreren Stoff darbietet. Auch hier hat der Vf. seinen Gegenstand im Allgemeinen treu, und den gesetzlichen Verordnungen gemäss vorgetragen; nur muss Rec. bey einigen einzelnen Stellen noch folgendes bemerken. S. 95. sagt Hr. *K.*, dass der Ehemann sein gesetzliches Erbrecht verliere, wenn er seine Ehefrau böslich verlasse, ihr nach dem Leben trachte, den Unterhalt verweigere, insonderheit aber, wenn er von ihr wegen Ehebruchs völlig geschieden werde. Dies ist nicht ganz richtig ausgedrückt: denn die böshafte Verlassung, Nachstellungen nach dem Leben, und Verweigerung des Unterhalts bewirkt den Verlust nicht an und für sich allein, sondern die Ehescheidung muss auch hierauf mitgezogen werden. Auch kann Rec. dem Vf. nicht ganz zugeben, dass die Ehefrau durch den Ehebruch ihre Gerade einbüsse: denn der Verlust des andern Mobiliarvermögens ist nicht einmal eine unmittelbare Folge des Ehebruchs und der deshalb erfolgten Scheidung, sondern es muss ausdrücklich darauf im Eheprocesse angetragen, oder *ad privationem dotis* geklagt werden: denn in dieser Masse wird, wie Rec. neuerlich zwey Beyspiele vorgekommen sind, die 21ste Constitution B. IV. von den sächs. Dicasterien erklärt. S. 189. wird bey der Ausantwortung des Vermögens der Abwesenden die einjährige Frist, welche noch damit angestanden werden muss, nur sodann von der Eröffnung des Ausschliessungsurthels an gerechnet, wenn letzteres seine *Rechtskraft* erlangt; auch wird das Vermögen der Abwesenden nicht, wie es S. 191. Z. 4. heisst, an die nächsten *vorhandenen*, sondern an die nächsten Verwandten, *die sich melden*, es sey nun im Edictal-Termin, oder in der so eben bemerkten einjährigen Frist ausgeantwortet. — Als Nachtrag zu S. 29. von Nr. 2. gehört noch, dass seit der Herausgabe dieses Buchs die bisher streitige Frage wegen der Erbfolge der unehlichen Kinder in dem sechsten Theil der Verlassenschaft ihres Vaters, durch den Befehl vom 24. Novbr. 1804. zum Nachtheil der unehelichen Kinder entschieden worden ist. — Uebrigens hätte Hr. *K.* auf die Ausbildung des Stils, welcher oft sehr ungenieſsbar ist, mehr Sorgfalt verwenden, und besonders die vielen Häufungen der Partikeln vermeiden sollen. Sehr häufig (z. B. S. 55. von Nr. 1.) findet man in beiden Schriften folgenden Anfang der Perioden: Indessen kann jedoch aber u. s. w., oder, wie S. 98.: dem zu Folge haben daher u. s. w.; S. 107.: In Kursachsen aber hingegen u. s. w.; S. 61 u. 91.: Dahingegen ist jedoch aber die Gerade-Erbin

bin verpflichtet u. ſ. w. Man vergleiche auch S. 194. 201. u. a. O. m.

Hiermit verbinden wir:

3) Leipzig, b. Richter: *Praktiſches Handbuch für Vormünder jeder Art* zu einem klugen und vorſichtigen Verfahren bey Vormundſchafts-Angelegenheiten; zum Gebrauch ſowohl für ganz Deutſchland überhaupt, als auch für Sachſen insbeſondere. 1804. 16 Bog. 8. (20 gr.)

denn ohne Zweifel iſt Hr. *K.* auch Vf. dieſer Schrift, die nichts mehr und nichts anders als eine Paraphraſe der kurſächſiſchen Vormundſchaftsordnung vom J. 1782. iſt, welcher bey jeder einzelnen Materie das gemeine deutſche Recht mit wenigen Worten vorausgeſchickt wird, und ein ſehr überflüſſiges Unternehmen. Der Vf. meint zwar in der Vorrede, ſeine Schrift müſſe dem Publicum willkommen ſeyn, weil es bis jetzt an einer zweckmäſsigen Anweiſung für Vormünder zu den ihnen obliegenden Geſchäften gänzlich ermangelt habe; allein wer etwas genauer mit der juriſtiſchen Literatur bekannt iſt, dem wird ſogleich beyfallen, daſs wir für das gemeine Recht von *Claproth* einen ſehr ſchätzbaren Unterricht für Vormünder, und für Kurſachſen von *Junghans* einen ebenfalls nicht ganz unbrauchbaren Verſuch eines Unterrichts in Vormundſchaftsſachen beſitzen, welche beide, eben ſo wie gegenwärtiges Handbuch, für der Rechte unkundige Vormünder beſtimmt ſind; und dieſe Schrift dürfte daher denen, welche dieſe beiden Bücher, oder auch in Sachſen nur die Vormundſchafts-Ordnung, beſitzen, wohl entbehrlich ſeyn. Als Anhang hat der Vf. die an der ſächſiſchen Vormundſchaftsordnung befindlichen Schemata einer Nachlaſs-Specification und Vormundſchafts-Rechnung, ingleichen einige Formulare von Bittſchriften und Anfrageſchreiben, die in Vormundſchafts-Angelegenheiten vorkommen können, hinzugefügt. Falſch iſt übrigens der Satz S. 197., daſs in Sachſen Blödſinnige, während eines *lucidi intervalli*, wenn ſie vom Richter gehörig unterſucht worden, *ohne Vormund gültige Verträge* ſchlieſsen könnten: denn die Verordnung im 24. Kap. §. 5. der ſächſ. Vorm. Ordn. geht, dem Gerichtsbrauche nach, bloſs auf die Errichtung der letzten Willensverordnungen, und nicht auf *pacta inter vivos;* zu den letztern wird die Concurrenz des Vormundes auch in dem vom Vf. angeführten Falle jederzeit erfordert.

Stuttgart, b. Metzler: *Caroli Chriſtophori Hofacker* — olim Profeſſoris Tubingenſis — *Opuſcula juridica collecta*, edidit *Ludovicus Guilielmus Hofacker*, auctoris filius. Pars *prior*. 1804. 274 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Herausg. verdient gewiſs den Dank des juriſtiſchen Publicums für dieſe Sammlung der kleinern Schriften ſeines berühmten Vaters, da der Gebrauch derſelben dadurch erleichtert, und eben daher auch mehr verbreitet werden wird. Laut der Vorrede ſoll dieſe Sammlung ſich auf die *eignen* Arbeiten des verdienſtvollen Rechtslehrers, und beſonders auf diejenigen, deren literariſcher Nutzen noch fortdauert, einſchränken. In der letztern Rückſicht hat der Herausg. Bedenken gefunden, den *Entwurf einer ſyſtematiſchen Methode im Vortrage des ungemiſchten Römiſchen Rechts*, Göttingen 1771., und die dazu gehörenden Tabellen mit abdrucken zu laſſen; weil man jetzt die Frage von den Vorzügen einer wiſſenſchaftlichen Anordnung der Rechtsmaterien im Lehrvortrage ſchon beynahe als abgemacht anſehen könnte, und jene Schriften alſo ihren Dienſt bereits geleiſtet hätten. Rec. findet dieſe mit der Beſcheidenheit des Sohns geſagten Gründe noch nicht hinreichend, um darum das, was *Hofacker* über die Methode ſeiner Wiſſenſchaft geurtheilt hat, nicht eben ſo ſehr, als die Beyträge, wodurch dieſe Wiſſenſchaft ſelbſt von ihm berichtigt und erweitert iſt, im beſtändigen Andenken der Leſer zu erhalten. Immer wird dieſes in der Culturgeſchichte der Jurisprudenz eine Bemerkung verdienen; auch ſind zur Zeit über das Syſtematiſiren im Civilrecht die Acten noch nicht geſchloſſen. — In dieſem *erſten* Theile finden ſich folgende bereits rühmlichſt bekannte Schriften: 1) *de originibus et fatis ſucceſſionis ex jure primogenituae in familiis illuſtribus Germaniae;* 2) *de jure conſuetudinis ſecundum doctrinam juris naturalis et Romani;* 3) *de efficatia ſtatutorum in res extra territorium ſitas;* 4) *de praerogativa pignorum publicorum.* Dieſen verſpricht der Herausg. im folgenden Bande auch noch einige bisher nicht ins Publicum gekommene Aufſätze, mit einem Sachregiſter über die ganze Sammlung hinzuzufügen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Biblische Literatur. *Leipzig*, b. Jacobäer: *De Thermis Sidoniis Joſuae XI, 8. et XIII, 6. memoratis pauca diſputat* — M. *Salomo Gottlob Unger*, Diac. ad aedem St. Wipperti Coelledae. 1803. 8 S. 4. — Dieſe kleine, dem Hn. Doct. Med. *Sachſe* zu Leipzig von ſeinem ehemaligen Lehrer gewidmete, Gratulationsſchrift zeugt zwar mehr von dem guten Willen, als vom Geſchick des Vfs.; bringt aber doch einige gute Notizen über den Gebrauch der warmen Mineralwaſſer bey den Alten bey. So heiſst es S. 5.: *Uſus thermarum duplex apud veteres extitit, quemadmodum hodiernum, nimirum potorius et lotorius. Uterque Judaeis pariter atque aliis orientalibus populis fuit frequentiſſimus.* Viel Mühe kann indeſs dieſe Diatribe nicht gekoſtet haben. Ueber das Topographiſche und Chemiſche der Sidoniſchen Mineralquellen hätte man etwas erwarten ſollen; allein der Vf. hat es bloſs bey einigen allgemeinen Bemerkungen, die auf jedes Mineralwaſſer im Orient, in Griechenland u. ſ. w. eben ſo gut paſſen würden, bewenden laſſen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 24. September 1806.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

NÜRNBERG u. SULZBACH, in d. Seidelschen Kunst- und Buchh.: *Chiron.* Eine der theoretischen, praktischen, literarischen und historischen Bearbeitung der Chirurgie gewidmete Zeitschrift, herausgegeben von D. *Joh. Barthel von Siebold*, des H. R. R. Ritter, Chur-Pfalz-Baierischem Rathe, öffentlichem Professor der Chirurgie und chirurgischen Klinik an der Julius-Maximilians-Univ. u. Oberwundarzte am Julius-Spitale zu Würzburg, u. s. w. *Ersten* Bandes *erstes* Stück. 1805. XVI u. 256 S. gr. 8. m. drey Kupfert. (Der *erste* Bd. 4 Rthlr.)

Es giebt zwar der medicinischen Journale schon eine so grosse Menge, dass es dem Arzte, bey dem Zeit- und Kostenaufwande, den sie erfordern, nicht mehr möglich ist, sie insgesammt zu benutzen, ohne in der klassischen ältern und neuern Literatur zurück zu bleiben. Wenn aber eine neue Zeitschrift unter so günstigen Auspicien erscheint, als die vorliegende, wenn sie nach einem so viel umfassenden Plane angelegt ist, dass sie sich dennoch neben allen andern Journalen ähnlichen Inhalts hervordrängt: so verdient sie besonders ausgezeichnet zu werden. — Der Herausgeber hat nicht allein den reichen Schatz der Erfahrungen seines würdigen Vaters zu benutzen, sondern ist selbst, als Lehrer und Wundarzt an einem grossen Krankenhause, in der beneidenswürdigen Lage, zur Vervollkommnung der Wissenschaft und Kunst vieles beytragen zu können, und in Verbindung mehrerer Gelehrten vorzüglich zur Redaction einer chirurgischen Zeitschrift geeignet.

Zum Plane des *Chiron* gehört alles, was die Theorie, Praxis, Literatur und Geschichte der Chirurgie nur irgend betreffen kann. Dieser Plan soll nach folgenden Abtheilungen zur Ausführung gebracht werden. Die *erste* oder *theoretisch-praktische* Abtheilung ist bestimmt für ausführliche gründlich und wissenschaftlich ausgearbeitete Originalaufsätze und Abhandlungen über alle theoretischen und praktischen Gegenstände des ganzen Gebietes der Chirurgie; die *zweyte* oder *klinische* Abtheilung für Beobachtungen und Consultationen; die *dritte* oder *literarische* für die Anzeige aller seit 1804. erschienenen in- und ausländischen Schriften, welche einen Beytrag zur Bereicherung der Chirurgie geliefert haben, und die *vierte* oder *historische* Abtheilung für Verordnungen, Nachrichten von Beförderungen oder Todesfällen um die Chirurgie verdienter Männer und andere Miscellen. Als *fünfte* und letzte Abtheilung wird ein Intelligenzblatt für Anfragen, Ankündigungen und dergl. beygefügt.

Dieser Plan, welchen Rec. bey diesem *ersten* Stücke kurz angeben zu müssen glaubte, ist allerdings umfassender, als bey irgend einem andern der Chirurgie gewidmeten Journale; aber eben deswegen möchte es auch wohl nothwendig seyn, die Stücke geschwinder auf einander folgen zu lassen als bisher (Jun. 1806.) geschehen ist. Jetzt will Rec. die einzelnen Abhandlungen und Beyträge in dieser Zeitschrift mit möglichster Kürze durchgehen, um zu erfahren, in wie fern der Herausgeber und seine Mitarbeiter zur Ausführung jenes Plans hingearbeitet haben.

Erste oder *theoretisch-praktische* Abtheilung. I. *Einige Gedanken zur künftigen Bearbeitung der Chirurgie*, von Hn. D. *P. Reuß*, Stadt- und Amtsphysikus zu Kitzingen im Fürstenthum Würzburg. — Der Vf. sagt uns nach allem dem, was in den Schriften verschiedener Erregungstheoretiker über allgemeine und örtliche Krankheiten gelehrt ist, zwar nichts Neues; indessen ist doch das meiste, was er über die bisherige Bearbeitung der Chirurgie anführt, nicht ungegründet. Er hat Recht, wenn er behauptet, die Heilkunde (Wissenschaft, die Krankheiten des Organismus zu heilen) könne nicht in mehrere Wissenschaften (gewisse Krankheiten zu heilen) abgetheilt werden; wenn er die fernere Benennung Chirurgie für unrichtig und die Benennung *Chirurgia medica* für lächerlich hält. Wenn aber der Herausg. in einem Zusatze glaubt, dass die Fieberlehre als die Basis der medicinischen Behandlung chirurgischer Krankheiten betrachtet werden müsse: so kann Rec. ihm nicht unbedingt beypflichten, indem bey weitem nicht jede Störung des gesammten Organismus *Fieber* genannt werden darf, und eine allgemeine Krankheit eben nicht zur Fieberform ausgebildet zu seyn braucht, wenn sie das Entstehen eines äusserlichen örtlichen Leidens vermitteln soll. Der Eintheilung örtlicher Krankheiten, welche der Vf. angiebt, nämlich in rein örtliche Krankheiten einzelner organischen Gebilde oder einzelner Organe und in vermischte örtliche Krankheiten, als Folge von Erregungskrankheiten, möchte Rec. entgegen setzen, dass keine Krankheit als rein örtlich betrachtet und behandelt werden dürfe, was auch *Brown* und seine Commentatoren darüber sagen mögen. II. *Bemerkungen und Wahrnehmungen über die Castration bey Thieren mit der bey Menschen verglichen. Erster* Aufsatz von Hn. D. *E. L. W. Nebel*, Prof. und Garnisonsarzte in Giessen. Die Ursache, dass die Castration der verschiedenen Hausthiere

thiere weit leichter und gefahrlofer ift, als die der Menfchen, liegt in der verfchiedenen Stellung des Körpers. Da die Thiere auf allen Vieren gehen, fo ift der Zufluls des Bluts in die Samenarterien, welche überdiefs nicht fenkrecht, wie bey Menfchen, fondern horizontal aus der *aorta* oder der Nierenarterie entfpringen, vermindert und das Zurückziehen der Arterie erleichtert. Eine andere Folge der verfchiedenen Stellung des Körpers ift, dafs fich die Samengefäfse nicht fo feft an die Fortfätze des Bauchfells anhängen, als bey Menfchen. Auch aus diefem Grunde können fich die Arterien und der Nerv leichter zurückziehen. Hierin und nicht in dem höhern Grade der Unempfindlichkeit und Stärke des Körpers mag die mindere Gefahr und leichtere Heilung nach der Caftration bey Thieren begründet feyn. *Zweyter* Auffatz vom Hn. *Fr. Pilger*, Hauptm. und Thierarzte in Gielsen. — Bey Thieren foll die Gefahr bey der Caftration am geringften feyn, wenn fie noch jung find und fich nicht begattet haben. Dem Vf. fcheint der Umftand, dafs die Samenftränge nach der Operation auf den Eingeweiden ruhen und von diefen nicht gedrückt werden, fehr vieles zum glücklichen Ausgange bey Thieren beyzutragen, und er macht deshalb den Vorfchlag, den operirten Menfchen, fo lange die Entzündung dauert, die Lage auf dem Bauche zu empfehlen. So wenig Rec. einfieht, warum das Zurückziehen des abgefchnittenen Samenftrangs, welches ja auch nach der bey Menfchen kunftmäfsig gemachten Operation und bey einer zweckmäfsigen Lage der Operirten nicht verhindert wird, die zuweilen entftehenden gefährlichen Zufälle verhüten follte, eben fo wenig glaubt er, dafs die Lage des Samenftranges hinter den Eingeweiden des Unterleibes während der Entzündungsperiode Convulfionen, Mundklemme, Starrkrampf u. f. w. herbeyführen könne, welche gewöhnlich erft nach jener Periode zu entftehen pflegen. Warum folgen diefe Zufälle fo felten bey den Bofftangios der Türken und bey den vielen italiänifchen Caftraten, wenn die aufrechte Stellung der Menfchen und die Lage ihrer Samenftränge hinter den Eingeweiden fie begünftigt? Hr. *Pilger* findet es felbft wahrfcheinlich, „dafs, da man hier zu Lande nur kranke Männer diefer Operation unterwirft, das vorhergehende Uebelbefinden, der Kummer, die Angft und alle die gräfslichen Vorftellungen, vielleicht auch widerfinnige vorhergehende Kuren fchwächend wirken und immer üble Folgen hervorbringen, denen kein Thier unterworfen ift." Wenn man nun noch hinzu fetzt, dafs die aufgehobene Thätigkeit eines, wenn auch nur kranken Organs, die bey vielen Menfchen zur normalen Erregung des Nervenfyftems nothwendig zu feyn fcheint, für die dynamifche Wechfelwirkung aller Syfteme nicht ohne Folgen bleiben kann: fo glaubt Rec. die urfachlichen Momente der gröfsern Gefahr einer folchen Operation bey Menfchen, als bey Thieren, nicht in der aufrechten Stellung und in der Lage der Samenftränge fuchen zu dürfen. III. Kurze Bemerkungen über *Caftration und Steinfchnitt* von *D. J. B. Pulletta*, Oberwundarzte im grofsen Hofpitale in Mayland. Die Ueberfetzung eines lateinifchen Briefes des Hn. *P.* an *Siebold*, den Vater, worin er feine Methoden bey der Caftration und beym Steinfchnitt, die aber nichts Auszeichnendes haben, kurz befchreibt.

Zweyte oder *klinifche* Abtheilung. I. *Beobachtungen vollkommener Verrenkungen am Kniegelenke mit Zerreifsung der Bänder.* — *Erfte* Beobachtung, von Hn. D. *C. C. von Siebold* (dem Vater), Medicinalrath und Prof. zu Würzburg. Eine wichtige Verletzung, die durch eine fünfmonatliche forgfältige Behandlung und durch die Oeffnung aller zum Theil fehr beträchtlichen Hohlgänge fo weit geheilt wurde, dafs eine Anchylofe zurück blieb. *Zweyte* Beobachtung von Hn. D. . . . . Nicht fo glücklich war der Ausgang in diefem Falle, wo die Amputation, welche bey der wahrfcheinlichen Zerreifsung der *art. poplit.* angezeigt war, oder doch wenigftens eine zweckmäfsigere Behandlung die Kranke gerettet haben würde. Die angehängten Bemerkungen des Herausg. find wichtig wegen der Reflexionen über die Gefahr folcher Gelenkverletzungen, wegen der eingeftreuten von ihm beobachteten analogen Fälle und vorzüglich wegen der freymüthigen Kritik, der ärztlichen Behandlung feines Vaters. „Weder Tadelfucht, fagt der Vf., noch Mangel der kindlichen Ehrerbietung konnte dabey die Feder leiten, indem das über das Heilverfahren eines einzelnen Individuums Gefagte nicht gerade die Perfon, fondern die Grundfätze der meiften zu gleicher Zeit und noch jetzt leider! fo vieler lebenden Wundärzte betrifft." Der Vf. mag fich bey jenem durch Parteyfucht geblendeten Herren *vertheidigen*, welche das Heilverfahren unferer meiften Wundärzte nicht zu kennen fcheinen, und der verbefferten Theorie auch nichts von dem Guten, was jetzt in der ärztlichen Behandlung der Verwundeten hin und wieder fchon bemerkbar zu werden anfängt, zufchreiben wollen. Da der Vf. einen fcharffinnigen Phyfiologen aufgefordert hat, feine Erklärung über die bey Gelenkverletzungen fo leicht entftehenden gefährlichen Zufälle in einem der nächften Stücke des Chiron zu prüfen: fo will Rec. diefer Prüfung nicht vorgreifen, fondern nur bemerken, dafs die contractive Thätigkeit der kleinen Arterien und die expanfive Thätigkeit der mehr nach aufsen laufenden Venen nicht für hinreichend zu jener Erklärung gehalten werden dürfe. Die Verfchiedenheit der Gebilde, welche ein Gelenk conftituiren, der knorplichten Endflächen der Knochen, der Bänder, Mufkelfehnen, Nerven, Blut- und lymphatifchen Gefäfse, der Drüfen und wie beym Hüft- und Kniegelenk, der drüfenartigen Fettmaffen; die höhere oder niedere Stufe, worauf diefe einzelnen Gebilde auch im Normalzuftande ftehen; ihre zum gefunden Zuftande nothwendige ungeftörte gegenfeitige Lage; die ftets fortdauernde Abfonderung einer Feuchtigkeit, die bey krankhafter Affection aller jener Gebilde fehr leicht in ihrer Mifchung verändert werden kann, da fie aufser den Wegen der Circulation und den fchädlichen Einwirkungen der anorganifchen Natur unter-

wor-

worfen ist, alles dieses zusammen genommen stellt uns so mancherley ursachliche Momente gefährlicher Zufälle dar, die wir in so hohem Grade nicht bey andern Organverletzungen wahrnehmen, dafs Rec. daraus eine befriedigende Erklärung jener Zufälle herleiten zu können glaubt. II. *Beobachtungen von Verrenkungen am Kniegelenke ohne Zerreifsung der Bänder.* — *Erste* und *zweyte* Beobachtung von Hn. D. *C. C. von Siebold* (dem Vater). *Dritte* und *vierte* Beobachtung von dem Herausgeber. Diese Beobachtungen enthalten eine Beschreibung des bey solchen Verrenkungen des Schienbeins im Kniegelenke, wie sie der Herausg. genannt wissen will, nothwendigen technischen Verfahrens. In den beygefügten Bemerkungen sind die von andern Beobachtern beschriebenen ähnlichen Fälle angeführt. III. *Beobachtung einer beträchtlichen und aus den Zahnhöhlen des Unterkiefers hervorgewachsenen glücklich ausgerotteten Speckgeschwulst.* Von dem *Herausgeber.* Nebst zwey Kupfertafeln. Die Geschwulst erstreckte sich vom vordern Winkel des linken Astes des Unterkiefers bis zum Eckzahne der rechten Seite, und war mit dem Zahnfleische verwachsen. Ein Theil derselben, von der Gröfse einer welschen Nufs, hieng zum Munde heraus. Ein Theil von der Gröfse eines Gänse-Eyes befand sich zwischen dem Zahnfortsatze und den Wangen, ein dritter platter zwey Zoll langer und einen Zoll breiter Theil war nach hinten in der Mundhöhle ausgebreitet, drückte die Zunge auf die rechte Seite und legte sich an den harten und weichen Gaumen an. Die Geschwulst war 20 Linien hoch und fafs, aufser an dem Zahnfortsatze, nirgends fest. Sie war schon mehrmalen durch das Messer, durch Aetzmittel und durch das glühende Eisen ausgerottet, wuchs aber immer wieder. Der Vf. nahm die unglückliche Kranke in einem sehr übeln Gesundheitszustande zur Operation an, welches seinem Muthe und seiner Geschicklichkeit wahrlich Ehre macht. Er spaltete zuerst die sehr ausgedehnte häutige Backe der linken Seite und legte durch diesen drey Zoll langen Schnitt, wobey er den Speichelgang zu vermeiden suchte, die Geschwulst blofs. Sechs Tage nachher machte er einen bis auf den Knochen dringenden Einschnitt im Umfange der Geschwulst durch das Zahnfleisch. Dann sägte er mit einer kleinen Knochensäge den Zahnfortsatz des Unterkiefers, aus dessen feinern Gebilden die Geschwulst zu entstehen schien, von hinten nach vorn und von vorn nach hinten ab, nahm mit einem geknöpften Biftouri noch ein kleines Stück am Zahnfleische fort, und applicirte nachher einigemal auf die aufgetriebene Diploe des Unterkiefers das glühende Eisen. Nach einer zweckmäfsigen Behandlung gelangte die Kranke allmälig zu Kräften; aber einige Wochen nach erfolgter Heilung wuchsen drey kleine, dem Zahnfleische an Farbe und Festigkeit ähnliche Auswüchse hervor, wovon die Kranke keine Ungemächlichkeit spürte. — In den angehängten Bemerkungen theilt der Vf. seine Gedanken über die Entstehung dieser Geschwulst mit, und zieht aus den Beobachtungen anderer Wundärzte über ähnliche Geschwülste sehr lehrreiche Resultate.

Dritte oder *literarische* Abtheilung. Diese enthält Recensionen, worunter sich eine über *Scarpa's* Abhandlung von den angebornen krummen Füfsen der Kinder, durch manche vorgebrachte Erinnerungen, auszeichnet. Die *vierte* oder *historische* Abtheilung ist diesmal nicht ausgefüllt. In der *fünften* Abtheilung sind chirurgische Anfragen, Ankündigungen und dergleichen enthalten.

Aufser den zur oben erzählten Operationsgeschichte gehörigen beiden Kupfertafeln ist auf der dritten *Gechters* künstlicher Fufs, der nächstens beschrieben werden soll, und *Scarpa's* Apparat zur Heilung der Klumpfüfse abgebildet.

MANNHEIM, b. Löffler: *Die Kunst die Gesundheit der Handwerker gegen die Gefahren ihres Handwerks zu verwahren.* Von *Franz May*, Lehrer der Heilkunde. 1803. 13 Bogen. 12. (9 gr.)

Es war eine, des Vfs. würdige Idee, einen Gegenstand, der bisher fast nur allein für Aerzte bearbeitet worden war, zunächst für diejenigen, deren Wohl er betrifft, in öffentlichen ziemlich stark gelesenen Blättern, wie das Mannheimer Intelligenzblatt, im Volkston abzuhandeln, und es wäre sehr zu wünschen, dafs man in mehreren Ländern die den Handwerkern u. s. w. nothwendigen Gesundheitsregeln, durch ähnliche Blätter, Kalender u. dgl., ihnen ans Herz legen möchte. Eben so lobenswerth ist es, dafs die von dem Vf. dort einzeln eingerückten Aufsätze nachher gesammelt wurden und zu einem billigen Preise verkauft werden. Belehrung mufs in vielen Fällen mehr leisten, als positive Gesetze und Anstalten der Medicinalpolizey, die, wie der Vf. bitter rügt, leider zu oft schläft, aber auch wohl oft sich nur schlafend stellt, wo sie nicht *durchdringen* kann.

Die Gewerbe, welchen hier so gut gemeinte und nützliche Regeln für ihr körperliches Wohl gegeben werden, sind: Ackersleute, Becker, Brauer, Küper, Branntweinbrenner, Färber, Roth- und Weifs-Gerber, Gold- und Silber-Schmiede, Töpfer, Hutmacher, Kupferschmiede und ähnliche Arbeiter, Leinen- und andere Weber, Maurer und Steinhauer u. s. w., Metzger, Schneider und andere sitzende Handwerker, Seifensieder und Wäscherinnen, Todtengräber und Leichenweiber. Es bleibt also immer noch eine reichliche Nachlese übrig, da z. B. die Salpetersieder, Vitriolsieder, Alaunsieder, Leimsieder, Bergleute, Hüttenarbeiter, Glasarbeiter, Salzsieder, Bleyweisfabrikanten, Friseurs, Schornsteinfeger u. s. w. nicht erwähnt worden. Auch würden sich, was die Materien selbst betrifft, mancherley Zusätze und kleine Veränderungen anbringen lassen. Da inzwischen die Schrift nicht für Aerzte geschrieben worden: so enthalten wir uns, irgend einige hier vorzuschlagen, indem fürs Erste nur zu wünschen ist, dafs das, was hier steht, Eingang und Befolgung finden möge. Doch können wir nicht umhin, zu erinnern, dafs S. 109. zu wenig von den Krankheiten der Becker gesagt worden ist. Wenn in des Vfs. Lande wirklich

nach

nach S. 202. das zum Verzinnen zu brauchende Zinn zum dritten Theile Bley enthält: so gereicht dieser Umstand der Polizey wahrlich zu keiner Ehre. S. 215. findet der Vf. die Entstehung der Krätze durch Hautmilben nicht unwahrscheinlich, und auf der folgenden Seite warnt er gegen die schnelle Abtrocknung derselben, durch äufserliche Schwefelsalben: Layen werden darin eine Inconsequenz finden. Der Satz S. 264., dafs die rohen, mit Essig, Salz und Oel bereiteten Salatgattungen „eiserne Verdauungskräfte erfordern, um ohne Nachtheil verdauet zu werden," ist doch gewifs übertrieben: ein ganz anderes ist es, wenn gleich darauf von der schwächenden Eigenschaft der Pflanzensäuren geredet wird. Eben so geht der Vf. in seinem, übrigens achtungswürdigen, Eifer offenbar zu weit, wenn er S. 34. sagt: „Da *gemeiniglich* die Sorglosigkeit der Hausmütter auf die Sittlichkeit ihrer Dienstmägde die *erste* Mitschuldige einer unehelichen Schwangerschaft bey Dienstbothen ist: so soll es keiner Dienstherrschaft erlaubt seyn, ihre als schwanger erklärte Dienstmagd zu verstofsen u. s. w.;" Der S. 301. dem Todtengräber ertheilte Rath, im Sommer öfters ein Glas Wein zu trinken, ist wohl für einen Todtengräber zu Leipzig, aber schwerlich für dessen Untergebene, geschweige denn für die Todtengräber an kleinen Oertern, ausführbar.

Uebrigens scheint diese Sammlung vom Verleger ohne Vorwissen des Vfs. veranstaltet zu seyn: denn schwerlich würde dieser sie ohne die letzten Feile für das gröfsere Publikum bekannt gemacht haben. Diesem Umstande ist es auch wohl zuzuschreiben, dafs man hier zwey kleine Abhandlungen findet, die, so schätzbar sie übrigens sind, weder dem Inhalte, noch dem Stile nach, hieher gehören, nämlich 1) *hat das bürgerliche Gesundheitswohl am Rheinstrom im verflossenen achtzehnten Jahrhundert in medicinischer Polizeyhinsicht gewonnen?* und 2) *der Herr und der Diener in sittlicher und medicinischer Polizeyhinsicht;* ferner manchen unnöthigen, sehr gesuchten und gezwungenen, Eingang zu einzelnen Aufsätzen, z. B. S. 140. 236. 288.; Schlufsverse, die den Werth des Buches gewifs nicht erhöhen; an vielen Stellen eine Schreibart und Ausdrücke, wie sie durchaus für die bestimmte Klasse von Lesern nicht passen, z. B. wo von Römern und Griechen (97. 102.), Osiris; Julian, Probus (114 f.), Papageno, Palais royal (130.), Bartholomäusnacht, Demetrius von Ephesus (158.), Imperatif und Optatif (164.), Brown (207.), Ibis (209.) u. s. w., oder von Ueberreitzung (71. 108.), Stickluft (120. 122. 227.), Gas, Gasarten (197. 224 f. 228.), Commotionsfieber (239.), Pfortadersystem (261.), u. s. w. geredet wird; und endlich manche hierher nicht gehörige Nebendinge, Provinzialismen, und gesuchte, oft nicht glücklich gewählte, affectirte Redensarten und Wortbildungen, als: *Follen*, *Kalopp* (41.), *einpferchen* (45.), *Schlutzer* (74.), was von der Processsucht (87 f. 95 f.) oder von der Tapferkeit der Schneider (272.) gesagt wird, *flackeres* Bier (121.), der *göttliche Färbemeister* (140.), *Unbilden*, (öfters,) *versporen* (217. 224.), *Hosenpreise* (233.), *Geruchs-Haut-gout* (274.), *Fufsbad für den Magen* (285.), *Generalquartiermeister und* Commandant en Chef *auf dem Kirchhofe* (288.) oder *Kirchhofsmaulwurf* (304.) statt Todtengräber, *Distinctionssünder*, *Kothseelen* (298.), u. m. d. gl. Was *vielleicht* in des Vfs. Gegend nach dem örtlichen Geschmacke u. s. w. seyn konnte, ist es darum nicht allgemein und artet mit unter in eine anscheinende Geringschätzung des *grofsen* Publikum aus. Hierhin rechnen wir auch manche, wie es scheint zur Aufmunterung zum Lesen für das ursprünglich bestimmte Publikum eingestreuete, Scherze, z. B. S. 127., wo dem Bierbrauer, wenn er eine Anlage zum Fettwerden verspürte, unter andern der Rath gegeben wird, ein böses, zänkisches, Weib zu ehelichen; S. 166. „könnte man manche am Staatsruder angeschmiedete Staatsräthe auf ein Jahr lang zu Amtsbothen machen: so würden Visceralklystire, auflösende Pillen und Magenelixire bey diesen Schwächlingen entbehrlich werden," ein Einfall, der zum Ueberflufs noch S. 262. wiederholt wird; und endlich S. 207. „halbgelehrte Quacksalber, die mit einigem Trugfirnifs medicinischer Lectür übertüncht sind, und auf den beiden *Brownischen* Steckenpferden Sthenie und Asthenie jeden altgläubigen Arzt" (aber der sitzt ja doch nicht *darauf!*) „zu todt reiten, inzwischen bey jeder Gelegenheit mit einer vielwissenden Mine das Pflaster neben die Wunde legen." u. s. w.

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Nürnberg*, in d. Felsecker. Buchh.: *Die vier Grundrechnungen in gleich benannten ganzen Zahlen* auf 36 Tafeln mit ihren Beantwortungen. Als Einleitung zu den 100 Exempeltafeln nachgeliefert von dem Vf. derselben *Joh. Georg Lorenz Käppel*, Cantor u. Organist in Markt Neuhof an der Zenn. 1803. 6½ Bog. 8. (5 gr.) — Bereits im J. 1799. gab der Vf. 100 Exempeltafeln heraus (s. A. L. Z. 1802. Nr. 242.) worin er sogleich den Anfang mit den vier Grundrechnungen in *ungleich* benannten ganzen Zahlen machte, indem er glaubte, es würde sich jeder Lehrer leicht selbst auch zu den *gleich* benannten Zahlen solche Täfelchen verfertigen; wenn indessen diese für eine grofse Anzahl von Kindern blofs *geschrieben* werden sollen: so macht es zu viele Mühe, und dieis bewog den Vf. solche Täfelchen hier gedruckt nach zu liefern. Die Aufgaben sind auch hier ohne weitere Rechnungsregeln in Fragen gestellt und so eingekleidet, dafs sie nicht blofs einen arithmetischen Werth haben, sondern auch sonst noch durch ihren Inhalt Nutzen stiften und anziehend werden können: auch zu den 100 Exempeltafeln ist bereits im Jahr 1800. eine gedruckte Resolvirungstabelle nachgeliefert worden, welche in der Verlagshandlung unentgeldlich zu haben ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 25. September 1806.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Crusius: *Der Mensch im Umkreise seiner Pflichten.* Von *Christian Friedrich Sintenis*, Consist. Rathe u. Pastor zu Zerbst. *Erster* Theil, mit des Vfs. Bildnisse. 1806. XX u. 482 S. *Zweyter* Th. IV u. 480 S. gr. 8. (4 Rthlr.)

In einer Einleitung giebt der Vf. Rechenschaft von dem Titel dieses Werks. Den *Menschen*, nicht ein idealisches Wesen, den *Menschen*, in dessen Natur sich *Sinnliches* und *Uebersinnliches* vereinigt, und der seine Sinnlichkeit nicht ausziehen, sondern sie nur der Vernunft unterwerfen soll, will er schildern; *ihm* will er seine Pflichten vorzeichnen. Der *engste* Pflichtenkreis, sagt er, zieht sich um den Menschen selbst, wenn man ihn *isolirt*, oder *ausser Verbindung mit andern Menschen* betrachtet. Man kann ihn sodann als *Mitglied einer Familie* denken, und zieht in diesem Verhältnisse schon einen etwas weitern Pflichtenkreis um ihn her. Von noch grösserer Ausdehnung ist der Pflichtenkreis des *Staatsbürgers;* der allerweiteste Pflichtenkreis ist der des *Weltbürgers.* Man soll also in diesem Buche Antworten auf die vier Fragen finden: 1) Was bin ich *mir selbst* schuldig? 2) Was den *Meinigen?* 3) Was meinen *Mitbürgern?* 4) Was der *Menschheit?* Diese Eintheilung der Pflichten empfahl sich dem Vf. durch das Natürliche ihrer *Steigerung*, und Rec. will auch nichts dagegen einwenden. Nur muss er bekennen, dass das Werk sehr weitläuftig angelegt ist; er glaubte anfangs, dass Hr. *S.* vier solche Bände, wie die vorliegenden zwey, liefern würde; und in der That sollte man denken, dass ihm überflüssiger Raum gegönnt wäre, wenn man ihm 2000 S. einräumte, um darauf die von ihm angenommenen *vier Pflichtenkreise* zu beschreiben. Aber so wohlfeil werden, wie es scheint, die Käufer dieses Werks nicht wegkommen. In dem *ersten* Theil hat zwar der Vf. den engsten Kreis vollendet; aber der *zweyte* Theil scheint erst die *Hälfte* der *Pflichten* des *Familienmenschen* zu umfassen, wenn nicht gar das Werk nach der immer zunehmenden Weite der Kreise in geometrischer Progression wächst: denn am Schlusse des *zweyten* Theils liest man die Worte: „Ende der *ersten* Abtheilung des *zweyten* Theils." Doch Hr. *S.* hat sein Publicum, und wird wissen, wie viel er ihm ungefähr zumuthen darf; auch giebt Rec. ihm gerne das Zeugniss, dass er ungemein viel Gutes in dieser Schrift gefunden hat. Möge sie immerhin nicht in streng-wissenschaftlicher Ordnung geschrieben seyn; mögen eudämonistische und eigentlich moralische Motive zur Tugend in dem ganzen Buche mit einander vermischt werden, was den Grundsätzen des Vfs. gemäss ist, nach welchen er den Menschen als ein sinnlich-geistiges Wesen betrachtet; möge er vielleicht einen Theil des Werks aus Predigten zusammengetragen haben, wenigstens die rhetorische Figur der Amplification häufig genug vorkommen; mögen endlich die bis dahin allen Sintenisschen Arbeiten anklebenden Fehler mitunterlaufender Uebertreibungen, Einseitigkeiten, Unbestimmtheiten, Trivialitäten auch in diesem Werke nicht ganz vermieden seyn, und zuweilen ein mit der Würde des Uebrigen unangenehm contrastirender derber und zu wenig edler Ton den Genuss des Lesers stören, *die Trefflichkeiten des Werks überwiegen doch weit dessen Fehler*, und Rec. ist überzeugt, dass es von Leuten aus allerley Ständen, die nur einige Bildung haben, mit Nutzen gelesen werden wird. Als ein geübter Schriftsteller, der das lesende Publicum kennt, und aus langer Erfahrung weiss, wie ein Buch geschrieben seyn muss, wenn es *gehen* soll, hat er die Lehren der Weisheit in einem mannichfaltigen Gewande erscheinen lassen. *Reden*, *Briefe*, *Monologen*, *Dialogen*, *Vorlesungen*, *Erzählungen*, *Skizzen*, *Parallelen*, *Andachtsübungen*, *Gruppenzeichnungen*, *Aphorismen*, *väterliche Sermone*, *schwesterliche Zuschriften*, *epitomirte Tractate*, *Relationen*, *feyerliche Aufrufe* wechseln beständig mit einander ab. Dies giebt, wie er selbst fühlt, der Schrift ein etwas *buntes* Aussehn; er kehrt sich aber an dies Urtheil nicht, weil er nicht für Gelehrte geschrieben hat, und bey einem *vermischten Lesepublicum* nur durch *abwechselnde Einkleidung*, so wie durch oft wiederkehrende Ruhepunkte, die Leselust, die durch den Anblick so starker Bände gedämpft werden könnte, erhalten werden kann. Was also, ohne wissenschaftliche Consequenz, durch populäre Philosophie, durch lebendige Darstellung, durch andringende Beredtsamkeit, durch glückliche Individualisirung im Fache der Moral geleistet werden kann, das leistet Hr. *S.* gewiss, und würzt es noch durch seine Kraftsprache und durch eine Menge von Anspielungen auf persönliche Erfahrungen und Beobachtungen. In dem *ersten* Theile hat Rec. vorzüglich *die Schilderung des Keuschen*, den Abschnitt, der die Ueberschrift: *Humanität gegen die Thierwelt*, hat, und die Andachtsübung, welche: *Man muß auch sterben können*, betitelt ist, vortrefflich gefunden; noch mehr Lob verdienen die schönen Gemälde *des musterhaften Mannes* und *der musterhaften Frau* in dem *zweyten* Theile,

die Rec. der Aufmerkſamkeit verehlichter Leſer angelegentlich empfiehlt. Durch ſeine aphoriſtiſche Manier verſteckt freylich der Vf. die Lücken ſeines Werkes; Rec. hätte z. B. in dem *erſten* Theile den beredten Vf., dem das Talent der Veranſchaulichung ſo ſehr zu Gebote ſteht, gern von der *ſittlichen Selbſtſchätzung*, als von einem *mächtigen Antriebe zu einem tugendhaften Verhalten*, ſprechen gehört. Dagegen hätte er ihm einige allzu deutliche und allzu umſtändliche Ausmalungen der *Unreinlichkeit* geſchenkt.

Von ſeiner ſchon oft getadelten Unrechtſchreibung läſst Hr. *S.* nicht ab; er hat, wie es ſcheint, in Anſehung einiger Wörter eine unüberwindliche Abneigung vor dem doppelten *l;* er iſt ein Feind des doppelten *ſ* am Ende und auch in der Mitte eines Worts, und geht ihm, wo er kann, aus dem Wege; er duldet kein *y;* er verwandelt das *ie* in *i* oder *ü;* ſo ſchreibt er z. B. *vieleicht*, *Has (odium)*, *las (ſine, permitte)*, *Genus* (Genuſs), *äuſerlich*, *phiſiſch*, *ſimpathetiſch*, die *nidern* Stände, *ausſchlüslich* u. dgl.; auch *Schäpfer* ſt. Schöpfer, vermuthlich, weil es vom Schaffen abgeleitet iſt. Aufserdem hat er eigne Redensarten, z. B. *ſeelenwüſt werden*, *ausbündig-holde Tage*, *von einer gefaſsten Zuneigung herunter ſeyn* (in der Verbindung: wenn der Gebildete Dummheit an einem ſchönen Mädchen bemerkt, ſo iſt er gleich von ſeiner Zuneigung zu ihr herunter), *Ueberrege* (Uebergewicht) *des Geſchlechtstriebs*, *Vergang der Welt*, *Verlaſs nehmen* (ſich verlaſſen) u. ſ. w.

Leipzig, b. Barth: *Verſuch über die Anlagen des Menſchen und den Gang ſeiner Ausbildung*, von *C. G. Nauendorf*, weiland Director an der Hauptſchule zu Deſſau. 1805. 108 S. 8. (6 gr.)

Wem ein Räſonnement, das ſich nie über die empiriſche Anſicht der Dinge erhebt, und deſſen Reſultate am Ende nur auf Wahrſcheinlichkeiten hinauslaufen, in der Philoſophie genügt, dem können wir das vorliegende Buch mit Ueberzeugung empfehlen. Der Vf. deſſelben zeigt ſich als einen denkenden Kopf, der, abgeſchreckt durch die Form und unbefriedigt durch den Inhalt unſerer philoſophiſchen Syſteme, ſeinen eigenen Weg betritt, und, den Leitfaden des gemeinen Menſchenverſtandes in der Hand, ſich die Fragen über die Lage und Beſtimmung des Menſchen, über den Gang ſeiner Ausbildung, über ſeine Rechte und Pflichten in dieſem und ſeine Erwartungen für ein andres Leben zu beantworten ſucht. Auch hat er dieſs, ſo weit es auf dieſem Wege geſchehen konnte, mit ausnehmender Klarheit wirklich geleiſtet, und wir zweifeln daher nicht, dafs ſein Buch für Viele eine angenehme und belehrende Lectüre ſeyn werde; allein der nach Wahrheit und Gewiſsheit ſtrebende Forſcher wird ſich, auch ohne gerade ſcientiviſcher Philoſoph zu ſeyn, ſchwerlich durch ein Räſonnement befriedigt finden, das von folgenden Sätzen ausgeht: Der Menſch und die Welt ſind da, und wenn auch einige Forſcher der Meinung ſeyn wollen, dafs die Dinge aufser uns und — vielleicht wir ſelbſt nur bloſse Erſcheinungen ohne Wirklichkeit ſeyen, (dem Vf. ſind Schein und Erſcheinung gleichbedeutende Worte): ſo iſt dieſs in Beziehung auf uns, d. i. auf unſre Erkenntniſs und unſer Wohlſeyn, dennoch *völlig einerley*. Vernunft und Freyheit machen das Charakteriſtiſche des Menſchen aus. Erſtre iſt das Vermögen, abſtract zu denken, letztre das Vermögen, nach unſrer jedesmaligen Erkenntniſs und Vorſtellungsart dasjenige zu wählen, was uns, unter den Umſtänden, das *Annehmlichere* und alſo Beſſere ſcheint, ohne dafs irgend eine Gewalt *aufser uns* unſern Willen zu zwingen vermag. Gegen den Einwurf, dafs eine ſolche Freyheit doch abhängig ſey, heifst es S. 15., das Bewufstſeyn iſt der letzte uns weiter *nicht erklärbare* Fond aller unſrer Vorſtellungen. Dieſe können wir mit einem unwiderſprechlichen, obwohl übrigens *ebenfalls unerklärbaren*, Bewufstſeyn unſrer *perſönlichen Thätigkeit* auf einander *beziehen*, *ordnen*, ſie in Verbindung ſetzen und zu *Verſtand* erheben; und was aus ihnen, mittelſt unſres Gefühls, unmittelbar als *Zu-* oder *Abneigung* hervorgeht, iſt der Wille, der auf dieſe Weiſe einen feſten Grund und ſichre Haltbarkeit (?) hat. Dadurch wird er zwar *nothwendig*, aber eben deswegen auch gegen jeden Zwang, den irgend eine äufsere Macht über ihn auszuüben verſuchen möchte, unüberwindlich geſichert und alſo frey. — Die einzig mögliche Weiſe ſeiner Abänderung iſt die Veränderung der Vorſtellungen im Verſtande. Wie höchſt wichtig iſt es demnach, den Verſtand gehörig zu bilden und durch richtige Vorſtellungen zu bereichern, damit der *Wille* veredelt werde. Damit hängt denn auch die Behauptung S. 17. zuſammen: Der Menſch kann Menſchenfreund oder Feind, aufgeklärt oder albern, tolerant oder verfolgungsſüchtig, edel oder niederträchtig, tugendhaft oder laſterhaft werden — alles je nachdem auf ihn gewirkt wird. — Und S. 21.: „Wenn der Menſch ſo handelt, dafs er nur das will, was ihm ſein Verſtand als recht und gut vorſtellt: ſo wirken ſeine beiden Grundkräfte (Verſtand und Wille) in einer Uebereinſtimmung, deren er ſich nicht anders, als mit Ruhe, Beyfall und Selbſtzufriedenheit bewufst ſeyn kann, ein Bewufstſeyn, welches ihn *wohl* und *glücklich* macht. Dieſe Uebereinſtimmung unſres Willens mit dem Verſtande nennen wir *Moralität*, das derſelben entſprechende Gefühl aber moraliſches Gefühl, und, als Richter unſrer Handlungen betrachtet, das *Gewiſſen.*" Dieſe Anlagen des Menſchen erregen (S. 31.) von dem Werth des Menſchenlebens eine nicht geringe Meinung; allein weder die Natur noch das Schickſal ſcheinen einen beſondern Werth darauf zu legen. Wozu alſo dieſes Leben (S. 34.)? *Vermuthlich* iſt es die erſte Scene unſres Daſeyns: denn die endliche Beſtimmung des Menſchen iſt *Glückſeligkeitsgenufs durch* und *bey zweckmäſsiger Thätigkeit.* Da dieſe nun *hier* nicht erreicht wird: ſo u. ſ. w. Aus dieſen Grundſätzen entwickelt nun der Vf. die *Rechte* und *Pflichten* des Menſchen, philoſophirt über den *Gang* ſei-

seiner Ausbildung, wie ihn die Natur erzieht, indem sie ihn durch den Zustand der Uncultur und Halbcultur, vermittelst einer zweckmäfsigen Staatsverfassung und Moral, die beide Ein gemeinschaftliches höchstes Regulativ haben, nämlich *Gemeinnützigkeit* — zur vollendeten Aufklärung zu führen sucht; aber das Resultat, das nun der aufgeklärte Mensch aus der Beobachtung dieses Bildungsgangs zieht, ist wenig tröstlich. „Wir leben (S. 85.), ohne zu wissen, wozu? Wir streben rastlos nach einem Ziel, ohne es zu erreichen; wir bewirken ein Resultat unsres Lebens, das wir als solches weder kennen noch beabsichtigen; wir meynen immer, in einer andern Lage glücklich zu werden, und werden es nie; die Weiseren unter uns sehnen sich nach sicheren Erkenntnissen, und bleiben unwissend über die für uns wichtigsten Gegenstände; wir verlassen endlich ermüdet diesen Schauplatz der Schmerzen und der Täuschung, ohne zu wissen, wozu — und wohin wir gehen? — Doch, damit der Mensch nicht trostlos an diesem düsteren Abhang verzweifle, erscheint ihm (S. 86.) die *Hoffnung* mit ihren süfsen Schmeicheleyen, und eröffnet ihm heitere Aussichten, die, wenn auch nicht sicher verbürgt, doch nicht *unwahrscheinlich* und auf jeden Fall *unwiderlegbar* sind." So knüpft denn der Vf. an den hypothetischen Faden seines Räsonnements auch den religiösen Glauben des Menschen, dies Wort in dem Sinn genommen, dafs es mit Meinung (S. 44.) gleichbedeutend ist, eine Meinung, die durch das *Argumentum a tuto* uns *alle jetzt mögliche Befriedigung* gebe (?) — Das Unbefriedigende dieser Befriedigung scheint jedoch der Vf. selbst (nach einer Anm. S. 91.) gefühlt zu haben, und wer von seinen Lesern wird sich nicht in demselben Fall befinden!

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Maurer: *Romantische Dichtungen.* Von *Karl* und *Ernst Holm*. 1804. VI u. 198 S. 8. (14 gr.)

Was für einen Begriff müssen die Herren *Karl* und *Ernst Holm* mit einer romantischen Dichtung verbinden; oder, mit was für romantisch-liebäugelnden Blicken müssen sie ihre Arbeiten betrachtet haben, dafs sie sich einfallen liefsen, einer solchen wasserreichen, langweiligen Prosa ein so prunkendes Schild vorzuhängen! Mangel an Phantasie, Erfindungskraft und Darstellungsgabe sind, mit wenigen Worten, die traurige Charakteristik dieser Gebrüder, die aber gleichwohl, in der Vorrede, mit ziemlicher Sicherheit von ihrem ästhetischen Gefühl und von den vergnügten Augenblicken sprechen, welche sie einigen Lesern zu machen hoffen. Auf die armen Leser, welche sich an so unreifer Waare zu vergnügen im Stande seyn sollten, dürfen die Vff. wenigstens nicht stolz seyn. Rec. findet in ihrem Machwerk einen so gänzlichen Mangel an Talent zu dieser Art von Schriftstellerey, dafs er sie nach Pflicht und Gewissen bittet, das Publicum ja mit dem gedrohten *zweyten* Theile zu verschonen. — Der Verleger hat den Titel mit einer Vignette verzieren lassen, die den Werth des Buchs ziemlich charakterisirt. Gleiches zu Gleichem!

KLEINE SCHRIFTEN.

Biblische Literatur. *Erlangen*, b. Junge: *Verosimilia de Origine Evangelii Johannis*. . . Professionis Philos. extraord. in Acad. Friderico Alexandrina adeundae causa . . scripsit *Leonhard Bertholdt*, Philos. D. LL. AA. M. Ampl. Ord. Philos. Adjunctus. 1805. 48 S. 8. — Der philologisch-kritische Untersuchungsgeist hat sich aufser den drey ersten Evangelien neuerlich mehrmals auch auf das *Johanneische* gerichtet. Jenen, wie es scheint, minder gegründeten, als kühnen Versuchen des gelehrten und freymüthigen *Horst*, in *Henke's* Museum 1. Heft, und des Ungenannten, welcher 1801. u. 1805. den Evangelisten Johannes und dessen Ausleger vor sein — jüngstes Gericht zog, haben *Schlecker* (A. L. Z. 1804. Nr. 363.), *Süskind* im Mag. für. christl. Dogmatik. 9. Heft u. a. ein vielleicht zu schwerfälliges Gegengewicht entgegengesetzt. Hr. *B.*, von dogmatischen Prämissen und von hyperkritischen Wagestücken gleich weit entfernt, sucht aus historischen Traditionen und aus dem Inhalte des Evangeliums selbst das Wahrscheinlichste über dessen Entstehungsart zu entdecken. Es ist nicht die Schuld des Forschers, dafs man hier im Gebiete muthmafslicher Combinationen wandelt. Der Vf., wenn gleich Rec. ihm in einigen Hauptpunkten noch nicht beystimmen kann, reizt zur Begleitung. Der Blick, welcher seine Schritte leitet, ist frey und unumwölkt, zugleich aber umsichtig, scharf und ruhig genug, um auch kleine zur Sache führende Spuren zu bemerken, und doch sich nicht mit Uebereilung auf steile Nebenwege hinlocken zu lassen.

Schon *Salmasius* im *Comm. de L. hellenistica* 1643. 8. S. 257 f. war Vorgänger der von *Bolten* 1797. weiter ausgeführten Vermuthung, dafs Johannes sein Evangelium aramäisch geschrieben und einem *ἑρμηνευτὴς* zur Uebersetzung ins Griechische überlassen habe. Hr. *B.* modificirt die Vermuthung jener Vormänner so, dafs der ursprüngliche Text sowohl aramäisch als griechisch gewesen seyn könnte. Johannes, als ungelehrter Laye (Apg. 4, 13.), habe von Jugend auf nicht griechisch verstanden, nach Jesu Tod aber bey seinem Aufenthalt zu Jerusalem unter den mit der Gemeinde sich frühe vereinigenden Hellenisten (Apg. 6, 1.) wohl etwa griechisch verstehen und reden, nicht aber schreiben gelernt. Nach dem Tode der Maria, welchen *Eusebius* ins J. 48. der wahren christl. Zeitrechnung setzt, möge er Palästina verlassen haben, und, etwa 12 Jahre später, nach Ephesus gekommen seyn. Wenigstens sey er, nach Gal. 2, 9., bey Paulus *zweyter* Reise nach Jerusalem (Apg. 11, 30. 12, 25.) noch in dieser Hauptstadt gewesen. [Vielleicht aber auch schon blofs besuchsweise?] Unter Nero habe ihn die Christenverfolgung nach Patmos getrieben, wo er „*animo loci solitudine ad altiora rapto et ad tempestatem, Hierosolymis universaeque Judaeorum rei tam publicae quam sacrae ex bello contra Romanos tum maxime excitato imminentem directo*" die apokalyptische Geschichte entwarf. Dadurch werde aber (so sucht der Vf. zweyerley Traditionen zu vereinigen!) nicht ausgeschlossen, dafs, nach den Spuren einer andern Tradition, Joh. auch vor Domitians Christenverfolgung wieder manches zu leiden gehabt habe. In der Zwischenzeit, während er auch zu Ephesus eine christliche Lehrerschule, nach *Iren. adv. Gnost.* 2, 22. 5, 33. *Euseb.* Kgesch. 3, 23. [vergl. *Herings* Abh. von den Schulen der Propheten u. s. w. Breslau 1777.] errichtet, habe er dann nach 20—30 Jahren mit vollerm Gebrauch der griech. Sprache das Evangelium und die Episteln verfafst können. Um aber die Aufbewahrung so vieler zusammenhängender, schwerer, bis

auf

auf Kleinigkeiten (14, 31.) localisirter Reden, die aus Jesu Geiste geflossen seyn müssen, weil Johannes wohl nicht so viel Eigenthümliches in denselben hineinzudenken vermocht hätte, begreiflich zu finden, müsse man (nach Analogie der zuerst in Prof. *Paulus* Commentar bey den andern drey Evangelien nachgewiesenen und durchgeführten Entstehungsart derselben aus *einzelnen* frühern Aufzeichnungen) von Joh. annehmen, dass Er sich manche Reden Jesu schon frühe einzeln niedergeschrieben hatte, aus denen er dann im Alter erst einen durch Zeitumstände (Doketische Antegnostiker) veranlassten Aufsatz zusammenfügen konnte. Sey nun gleich dieser griechisch verfasst worden, so sey er doch Uebersetzung aus jenen noch in Palästina, folglich aramäisch von Joh. niedergeschriebenen Memorandums, trage auch hievon und von einer mehrmals nicht genauen Zusammensetzung natürlich manche Spuren an sich.

Aramäismen findet Rec. allerdings auch in Johannes; solche aber, die sich nur als Uebersetzung aus dem Aramäischen erklären liessen, hat er noch nicht entdecken können, auch bey dem Vf. nicht nachgewiesen gefunden. Und schon die erste Prämisse, welche uns Johanneische frühere Aufzeichnungen in aramäischer Sprache vorauszusetzen veranlassen soll, scheint uns nicht fest. Giebt Hr. *B.* zu, dass Joh. zu Jerusalem nach Jesu Tode unter den helleniſtischen Christen helleniſtisch verstehen und reden gelernt habe: so möchte alsdann der Apostel lange, und, wenn man will, für immer im Schreiben der fremden Sprache ungeübt geblieben seyn. Was Er helleniſtisch ausdrückte, konnte ein Anderer, dem er (wie bekanntlich auch Paulus bisweilen that) dictirte, niederschreiben, und vielleicht zugleich hie und da dem Ausdruck etwas nachhelfen, während sich die in der Apokalypse noch rauhere Sprachart des Apostels allmählig so weit, als wir diese Vervollkomnung im Evangelium und den drey Briefen beobachten, reinigte und besserte. Selbst *Pseudodorotheus* in der *Synopsis S. Script.* (*Athanas. Opp.* T. II. *ed. Venet.* S. 155.) giebt nicht, wie der Vf. S. 7. anführt, den Cajus des dritten Johanneischen Briefs als *Interpreten* (ερμηνευτης) des aramäisirenden Johannes, sondern als die Mittelsperson, durch welche der Evangelist seine Schrift in Asien *in Umlauf gebracht* habe. *Pseudodor.* sagt blos: εκει, zu Patmos, ὡς και το ἁγ. Ευαγγελιον εγραψε (Joh.) και ἐξέδωκεν ἐν Εφεσῳ δια Γαϊου του ξενοδοχου κ. διακονου, ὡ κ. Παυλος ὁ αποσ. μαρτυρει, λεγων (16, 23.) Ρωμαιοις· Ασπαζεται ὑμας Γαϊος ὁ ξενος μου και ὁλης τ. εκκλησιας. Dieses (εκδιδοναι) Publiciren einer Schrift durch einen von dem Autor zeugenden Freund ist der Sitte des Alterthums überhaupt gemäss, bey Joh. aber um so wahrscheinlicher, weil gerade dort, wo Cajus war, ein gewisser Diotrephes nichts von dem Apostel annahm, und selbst die Gemeinde, auf ihn zu achten, mit Uebermuth hinderte (3. Br. Joh. v. 9 u. 10.). Wenigstens den ersten Brief, als Warnung gegen unechte γνωστικοι oder vermeintliche Gnostiker unter den Christen, scheint der Apostel deswegen besonders an Cajus und die Curia durch die beiden kleinen Begleitungsschreiben adressirt zu haben, damit diese Freunde ihn bey den Freunden (φιλους v. 15.) produciren und geltend machen möchten. Auch die an sich so gefällige Meinung von einer *Lehrerschule* des Joh. verliert allen historischen Grund, wenn man bedenkt, dass selbst *Mosheim* für diese seine ingeniöse Erfindung durchaus nichts von Geschichtsspuren nachzuweisen wusste, als eine Stelle, welche blos von allem dem *Irenäus* bekannten Alter unter den Christen redet, die in Asien mit Joh. *Unterredungen gehabt* haben. (παντες οἱ πρεσβυτεροι μαρτυρουσιν, οἱ κατα τ. Ασιαν Ιωαννῃ, τῳ του Κυριου μαθητῃ, συμπεβληκοτες, παραδεδοσθαι ταυτα του Ιωαννου· παρεμεινε γαρ αυτοις μεχρι των Τραϊανου χρονων. Iren. 2, 22. Euseb. K. G. 3, 23.) Sehr richtig hat *Hering* in den angeführten Abhh. S. 95. gezeigt, dass συμπαλλειν wohl von Unterredungen über Lehrsätze, Apg. 17, 18., auch von Unterredungen der Lehrbegierigen mit Lehrern gebraucht werde. *Theophil. ad Antolyc.* 2, 75. *ed. Wolf.* S. 264. 3, 1. S. 266. Dass aber *jene mit Joh. in Unterredungen gewesene* (συμβεβληκοτες) gerade eine von ihm gestiftete Schule, nach Art der Prophetenschulen, ausgemacht haben, ist auf keine Weise dadurch angedeutet. Was nun aber die *ausführlichen* Reden Jesu bey Joh. abetrifft: so wird es wohl immer sehr unwahrscheinlich bleiben, dass sie aus blosser Erinnerung nach so langen Jahren so genau geschöpft werden konnten. Im Commentar des Prof. *Paulus* wird bey Joh. auf dem besondern Umstand geachtet, dass gerade die von Ihm aufbewahrten zusammenhängenden Reden zum Theil in Synagogen, wenigstens meist von den gelehrten Gegnern Jesu gehalten waren; also vielleicht von rabbinischen Geschwindschreibern dort absichtlich aufgezeichnet, und späterhin von Christen von dorther gesammelt worden seyn könnten. Der Vf. findet dergleichen Schreiber unwahrscheinlich. Man könnte aber noch dafür anführen, dass die Orientalen, so wenig sie sonst zur Schriftstellerey geneigt sind, doch an den Höfen Tagebücherschreiber halten, welche alles was tagtäglich Grosses und Kleines geschieht, aufzeichnen. (Siehe schon Esther 2. und die jüdischen und israelitischen im A. T. citirten Königsbücher dieser Art.) Von Jesu Reden aber konnten seine Feinde um so eher veranlasst seyn, manches Auffallende (wie Joh. 6.), bevor man aus der Synagoge ging, auf der Stelle aufzeichnen, und gleichsam actenmässig machen zu lassen, weil sie Anklagen gegen ihn aufzutreiben suchten, und manche Pharisäer ihm ausdrücklich in dieser Absicht nachschlichen. Nur müsste man sich nicht ein förmliches Protokoll denken. Auf jeden Fall aber kann ein wichtiger Theil der Reden Jesu bey Johannes, nämlich alles am letzten Abend gesprochene, nicht aus dergleichen Aufzeichnungen der Feinde abgeleitet werden. Rec. bemerkt, dass gerade Joh. mit vorzüglicher Besonnenheit und Herzhaftigkeit den leidenden Meister und Herzensfreund zu Hannas und bis unter das Kreuz begleitet hat. Er gerade konnte demnach auch sich der Gespräche jenes Abends und anderer Umstände am genauesten erinnern, während die andern in der Bestürzung manches gar nicht höften, und das andere mit Verwirrung beobachteten; weswegen auch mehrere Dissonanzen in die Evangelien kamen. Uns scheint es mehr als Hypothese, wenn (vgl. *Paulus* Commentar 3. u. 4. Th.) behauptet wird, Joh. *habe* Fragmente jener Gespräche genau so erzählt, dass die im Lukas angegebenen Momente aus den nämlichen Abschiedsstunden dadurch ergänzt, und in Ordnung gesetzt erscheinen. Die Aufbewahrung solcher Fragmente aus Wiedererinnerung erscheint dann auch begreiflicher, wenn man beobachtet, dass sie nicht ununterbrochene lange Ausprüche enthalten, und dass sie auf gewisse Facta, wie das Fusswaschen, die lästige Anwesenheit des Verräthers, der herumgegebenen Paschabecher u. a. sich bezogen. Sobald sich Reden auf gewisse Ereignisse beziehen, sind sie nach ihren wesentlichen Bestandtheilen nicht schwer im Gedächtniss zu behalten. Auch hatte sich ohne Zweifel von den letzten Tagen Jesu am frühesten nach seinem Tode eine zusammenhängende Erzählung aus dem Munde der verschiedenen Zeugen (Apg. 13, 31.) gebildet, die, wenn sie auch lange blos mündliche διηγησις jener reisenden Evangelisten oder Lebenserzähler Jesu geblieben seyn mag, neben manchen Ungleichheiten doch ganz natürlich und unvermerkt eine gewisse rhapsodistische Form und Einheit annahm. Hierdurch scheint die überwiegende Harmonie, neben der hie und da unverkennbaren Disharmonie, zwischen Matthäus und Lukas in diesem Theil der evangelischen Geschichte erklärbar zu werden. — Sind gleich für jetzt die Untersuchungen dieser Art noch nicht durch erschöpfende Erforschung aller dabey denkbaren Möglichkeiten, und alsdann durch prüfende Auswahl des Wahrscheinlichsten ins velle Licht gesetzt: so wird man doch durch Entdeckung und Combination aller vorhandenen innern Spuren, wenn sie mit der mustermässigen Besonnenheit des Vfs. angestellt werden, gewiss in weit kürzerer Zeit, als indess über der Wiederholung und Ausschmückung vermeintlicher Traditionen und sogenannter äusserer Zeugnisse vergangen ist, der Wahrheit so nahe kommen, als es die Sache selbst noch erlauben mag.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 26. September 1806.

PÄDAGOGIK.

Elementarunterricht. Peſtalozzi's Methode.

So wie die *Olivierſche* Methode einen einzelnen Theil des Elementarunterrichts cultivirt, das Leſenlehren; aber dieſes mit einer Wichtigkeit behandelt, welche beträchtliche Vortheile für die ganze Menſchenbildung verheifst: eben ſo trat, beynahe gleichzeitig, kaum etwas früher, die von *Peſtalozzi* erfundene Lehrart im literariſchen Publicum auf, welche auf den ganzen Elementarunterricht, mit noch gröſsern Ausſichten für die Verbeſſerung der Menſchheit, ſich tief und kräftig einläſst. — Unſer Bericht über die *Peſtalozziſche* Lehrart erfordert: 1) eine Darſtellung derſelben, mit Angabe der Schriften des Erfinders ſelbſt; 2) eine Muſterung der dahin gehörigen Schriften von Andern; und 3) eine Beurtheilung des Gewinns, den der Elementarunterricht überhaupt dadurch erhalten hat; jedoch alles dieſes in möglichſter Kürze, weil die Notizen bereits ſchon ziemlich verbreitet ſind.

Peſtalozzi, groſs in ſeinem Enthuſiasmus für das Heil der Menſchheit, hatte ſchon viel gedacht und geſchrieben, wie dem verdorbenen Geſchlechte wohl zu helfen wäre, da brachte ihn innerer und äuſserer Antrieb zu pädagogiſchen Beſchäftigungen mit der verwahrloſten Jugend der unterſten Volksklaſſe. Hier entdeckte er frey, ohne alle literariſche Kenntniſſe in dieſem Fache, einen Weg, der ihm das längſt geſuchte Heil dem Volke zu bringen ſchien; er wurde über dieſe Entdeckung begeiſtert, und machte ſie bald in ſeiner Lehranſtalt zu Burgdorf (vom J. 1800. an) und in Schriften der Welt bekannt. Reiner Eifer, hoher Sinn, tiefer Blick lebt in allem, was er that und ſprach, und eine freye, ſelbſtſtändige, aber kämpfende Kraft dringt auch in jedem ſeiner Worte ſo mächtig hervor, daſs der Leſer die Mängel ſeiner Schreibart bald überſieht, ja ſogar liebgewinnt. „Menſchen, ich ſuche nicht Euern Beyfall, ich ſuche Eure Einwendungen, und die Nachwelt wird es Euch danken, wenn Ihr mir dieſelben bald und mit Beſtimmtheit zukommen laſst.“ Ein Buch der Mütter wurde ihm die wichtigſte Idee, und ſo ſchreibt er an ſeinen Freund Geſsner: „Die Erreichung des letzten Zieles des Unterrichts, deutliche Begriffe — führen uns dieſe nun zu der Behauptung, daſs wir nichts, oder zu der, daſs wir alles kennen, das gilt gleich viel — wird nun, wenn das Kind einmal dahin gelangt iſt, und es Menſchenanlagen hat, nothwendig. Um dieſes hohe Ziel zu erreichen, um die Mittel zu organiſiren und ſicher zu ſtellen, und vorzüglich um die erſten Anſchauungseindrücke der ſinnlichen Gegenſtände mit der Umfaſſung und Beſtimmtheit zu geben, welche weſentlich erfordert wird, um auf ihr Fundament lückenloſe, Irrthum allgemein verhütende, und die Wahrheit allgemein begründende, Reihenfolgen unſerer Erkenntniſsmittel zu bauen, habe ich vorzüglich im Buche der Mütter die umfaſſendſten Erforderniſſe dieſes Ziels feſt ins Auge genommen, und, Freund! es iſt mir gelungen, ich bin dahin gekommen, das ſinnliche Erkenntniſsvermögen meiner Natur durch dieſes Buch ſo weit zu ſtärken, daſs ich zum voraus ſehe, daſs Kinder, die nach ihm geführt werden, das Buch allgemein wegwerfen, und in der Natur, und in Allem, was ſie umgiebt, eine beſſere Wegweiſung zu meinem Ziel finden werden, als diejenige, die ich ihnen gegeben. — Freund! das Buch iſt noch nicht da, und ich ſehe ſchon ſein Wiederverſchwinden durch ſeine Wirkung.“ Dieſe charakteriſtiſche Stelle ſtehe der Anzeige ſeiner dahin gehörigen Schriften voran. Die erſte war:

BERN u. ZÜRICH, b. Geſsner: *Wie Gertrud ihre Kinder lehrt*, ein Verſuch den Müttern Anleitung zu geben, ihre Kinder ſelbſt zu unterrichten, in Briefen von *Heinrich Peſtalozzi*. 1801. 390 S. 8. *Zweyte* Aufl. 1805. (1 Rthlr. 8 gr.)

In froher Begeiſterung und ſtarkmüthigem Ankämpfen gegen den Wortdienſt des Zeitalters und andre Quellen des pädagogiſchen Verderbens geſchrieben, hat dieſes Buch kräftige, aber ungeordnete Darſtellung, Herzensergieſsungen, kernhafte, faſt prophetiſche Sprache. *Peſtalozzi's* Idee läſst ſich ſchon ganz daraus abnehmen, und zwar, ſo ſehr er auch im Kleinlichen zu ſchweben ſcheint, doch überall groſsartig. Er ſetzte ſich entgegen: 1) überhaupt der Unbehülflichkeit, als der Quelle alles Elends; und 2) insbeſondre dem pädagogiſchen Uebel, daſs die Selbſtkraft ſo wenig erweckt wird (wobey er ſelbſt die Buchdruckerkunſt in groſser Verſchuldung findet). Auch er legt die Anſchauung zum Grunde alles Lernens; aber er bildet durch ſie das Erkenntniſsvermögen ſo, daſs die Selbſtkraft unmittelbar erweckt und erhöht wird; und zugleich ſo, daſs in allem Lernen der ganze Menſch gewinne. Alle Kenntniſſe ſind ihm unmittelbar für das Praktiſche: denn Kenntniſſe ohne Fertigkeiten rechnet er unter die ſchrecklichſten Geſchenke, die man dem Menſchen machen kann [1]). Die urſprünglichen Anlagen ſollen zur freyen Selbſtſtändigkeit entwickelt werden; dieſes iſt ihm die Erziehung, und ſo will er durch ſeine Lehrart die Er-

ziehung *mechanisiren* (besser: organisiren), welches nach folgenden Grundsätzen geschieht.

Die Natur hat ihren nothwendigen Gang; sie, dem Ganzen geheiligt, rückt mit dem Einzelnen nicht rasch genug vor: das Kind bedarf also der Leitung. Aber diese *Kunst* muss sich an den einfachen Gang der Natur halten, und der Unterricht ist es, was der Natur in ihrem Drange nach Unterricht die Hand bietet. Er heisst Elementarunterricht, in wie fern er die ersten Jahre der Kindheit beschäftigt: denn es ist eine falsche Meinung, dass das Kind nur spiele, bis wir etwa anfangen, es mit Wortlehren zu unterrichten. Aber die Welt liegt ihm in einander verflossen da, bis es sie auffassen und verstehen lernt. Der erste Unterricht besteht darin, dass das Kind hierzu geschickt gemacht, d. h. im Anschauen geübt werde; er lehrt also die *Anschauungskunst*. Dieser Unterricht geht überall von dem *Anfangspunkte* aus und schreitet *lückenlos* weiter; der Anfangspunkt ist nämlich diejenige erregte Thätigkeit, mit welcher eine ganze beabsichtigte Reihe der Entwicklungen in der Selbstthätigkeit anhebt; und lückenlos schreitet er fort, wenn jede Thätigkeit, die in dieser Reihe liegt, an ihrem Orte hervorgebracht, und alles, was hierin vorkommt, jedesmal erst vollendet wird. Man bringt hiernach dem Sinne des Kindes den Gegenstand nah genug, verhütet alle Verwirrung, indem man das Einzelne, und zwar das Wesentliche zuerst, heraushebt [2]), und nun so viel möglich Reichthum und Vielseitigkeit in den Anschauungen herbeyführt; dabey aber, um gegen scholastischen Pedantismus zu sichern, die Gemeinschaft mit dem wirklichen Leben sichert. So lerne das Kind die äussere und innere Welt anschauen, d. h. auffassen und aussprechen; es lerne dieses so, dass es gewissermasen gar nicht anders als so, d. h. richtig anschauen kann: und so wird es zur vollkommenen Wahrheit, zur reinen Selbstkraft, und zur edelsten Selbstthätigkeit gelangen. — Hierzu suchte *Pestalozzi* die Elementarmittel, und fand sie in *Form — Zahl — Wort*, als den drey Elementen für die Anschauungskunst [3]); nämlich Form und Zahl ist das, was allen Objecten eigen ist, und also vorerst richtig aufgefasst werden muss, womit sich daher auch zuerst das Denken, wenn es anders ein Denken des Wahren seyn und werden soll, zu beschäftigen hat, das Wort muss dann dem Wahren genau entsprechen, und dieses in der Seele, wie auch zur Mittheilung aufbewahren. Die einzige richtige Methode kann demnach nur darin bestehen, dass Anschauung, Begriff und Wort immer in Eins zusammenfallen.

Form und Zahl sind hier nicht etwa, als die Bestimmungen von Raum und Zeit, nach der kantischen Ansicht zu betrachten als die nothwendigen Bedingungen alles Erkennens, sondern als das Allgemeine, das an allen Gegenständen vorkommt, und womit sich das Eigenthümliche eines jeden Gegenstandes verbindet [4]). Sie sind also das Element alles Lernens in objectiver Hinsicht, wozu nun das Subjective hinzukommen muss, welches in der Sprache besteht, und das Element der Sprache ist der bezeichnende Laut, d. i. das Wort [5]).

Diese Theorie suchte nun *P.*, sowohl was das Objective als was das Subjective betrifft, in seinen Elementarbüchern praktisch zu machen.

Zürich u. Bern, in Comm. b. Gessner, u. Tübingen, in d. Cotta. Buchh.: *Pestalozzi's Elementarbücher.* 1803. *Fünf* Hefte. 8.

1) *A B C der Anschauung*, oder *Anschauungslehre der Maßverhältnisse.* — *Erstes* Heft. X u. 84 S. nebst 1 Kpfrt. *Zweytes* Heft. XII u. 148 S. mit 2 Kpfrt.

2) *Anschauungslehre der Zahlenverhältnisse.* — *Erstes* Heft. XXIV u. 175 S. und eine Tafel. *Zweytes* Heft. X u. 251 S. und eine Tafel.

3) *Buch der Mütter*, oder *Anleitung für Mütter, ihre Kinder bemerken und reden zu lehren.* — *Erstes* Heft (bis jetzt noch das einzige). XIV u. 164 S.

Man sieht, dass in den beiden ersten Werken jenes Objective gelehrt wird, nämlich die Anschauungskunst überhaupt, d. h. die Fertigkeit die wesentlichen Eigenschaften aller Objecte in Form und Zahl richtig aufzufassen, in dem letzten aber das Subjective, nämlich die Bildung der Sprachkraft in ihren Elementen, so wie sie schon von der Mutter ausgehen soll, und zwar theils zusammengreifend, theils vorbereitend in Beziehung auf jenen Unterricht.

Wer diese Bücher als eine Instruction für Lehrer betrachtete, fand sich getäuscht; eben so fand sich getäuscht, wer sie gleich den A B C Büchern als Lernbücher der Kinder ansah. Aber beides wollte der Vf. auch nicht; was er wollte, war viel zu einfach, als dass man es begreifen konnte. In jenen beiden ersten Heften stehen nichts als Sätze, die von Verhältnissen der Linien und Vierecken handeln; in den beiden folgenden fast nichts als Zahlen, gleich einem durch 2 Bände hindurch ausgeführten Einmaleins. In dem letzten finden sich, gleich einem anatomischen Cataloge, fast alle äusserlichen Theile des menschlichen Körpers, und dann, gleich einer Synonymik, eine Worterklärung und Beschreibung der Eigenschaften, Verrichtungen u. s. w. dieser Theile mit sittlichen Anmerkungen. *Pestalozzi* wollte nämlich in den Büchern der Anschauungslehre abdrucken lassen, was die Lehrlinge selbst bemerken und aussprechen müsten, so dass der Lehrer nur etwa im Buche nachsieht, ob sie es richtig machen oder nicht; und in dem Buche der Mütter wollte er angeben, ebenfalls theils was jene aussprechen müssen, theils wie man in dem Vorsprechen das Kind zum wahren Bemerken hinführe. Es sind also in so ferne dennoch 1) Instructionsbücher für den Elementarlehrer, um an der darin vorgezeigten Sache selbst den Gang der Lehre und sein Verhalten dabey abzunehmen; 2) Lernbücher für den Elementarschüler, nur von der eigenen Art, dass dieser sie nie in die Hand nimmt, als etwa bis er ihren ganzen Inhalt selbst inne hat, mit Fertigkeit vordemonstriren kann, und nun, wie es *P's* Plan ist, selbst Lehrer der ihm Nachrückenden wird.

wird. Das weitere Fortführen und Verarbeiten dieſes Erlernten wird übrigens dabey dem Lehrer nicht verſagt, im Gegentheil ſind überall Winke gegeben (vorher auch in den Vorreden), wie er mit Fragen eingreifen ſolle. Die Sätze des Buchs ſind nur allemal das erſte, was der Lehrer in dem Schüler entſtehen läſst, das Weitere thut er katechetiſch hinzu. Das letzte Buch iſt darum den Müttern beſtimmt, und zwar auch den minder gebildeten, weil es das angiebt, was das Kind am früheſten bemerken und ſprechen, und was die Mütter dem Kinde vorſagen ſoll; auch hierzu kann und wird die gebildetere, nachdem ſie einmal Idee und Gang gefaſst hat, vieles hinzuſetzen.

In der Anſchauungskunſt der Maſsverhältniſſe wird alles darauf hinausgeführt, daſs der Lehrling die geraden Linien und die rechten Winkel ſich recht einpräge, und hiernach alles vergleiche, was ihm nur in der Geſichtswelt vorkommt; und weil hier eine Normalfigur zum Grunde gelegt werden muſste: ſo glaubte *P.* keine zweckmäſsigere finden zu können, als das Quadrat. Das Quadrat iſt es alſo, wovon alles in der weitern Anſchauungslehre ausgeht, und worauf alles zurückgeführt wird, ja was man bey allem Anſchauen gleichſam in dem Auge haben muſs, um das Geſichtsfeld wie unter einem Malernetze zu ſehen. Wenn dieſe Figur der Seele tief und feſt eingeprägt iſt, und die Fertigkeit in den Vergleichungen der Gröſse erworben worden, dann hat der Lehrling in Hinſicht der Form die Anſchauungskunſt erlernt, nämlich als *Ausmeſſungskunſt* [6]). — Jedoch iſt mittlerweile in der Peſtalozziſchen Anſtalt ſelbſt von einſichtsvollen Lehrern mehreres in dem ſogenannten ABC der Anſchauung verbeſſert worden. Alles kommt darauf hinaus, daſs in der Seele des Lehrlings ſich eine lebendige Geometrie erzeugt.

Damit nun greift der gleichzeitige Unterricht in den Elementen der Zahlenverhältniſſe zuſammen. Die Zahlen läſst *P.* anſchauen zuerſt in Linien, und dann in getheilten Quadraten; erſteres in der groſsen Einheitstabelle, das andre in der groſsen Bruchtabelle. Beide werden achtmal, d. h. in 8 beſondern Uebungen (wovon aber jede bis zur vollendeten Fertigkeit wiederholt werden muſs) durchlaufen. Die erſte Uebung beſteht in dem einfachen Zählen, das aber nicht etwa ein Ableſen oder Auswendiglernen von Zahlworten iſt, ſondern die Anſchauung und das Machen der Zahl ſelbſt. Die zweyte Uebung die Bildung der collectiven Gröſsen aus ihren Einheiten; die dritte Uebung die Auflöſung der collectiven Gröſsen in ihre Einheiten; die vierte Uebung die Auflöſung collectiver Gröſsen in Theile des Ganzen (in Hälften, Drittel u. ſ. w.); die fünfte Uebung Vergleichung einer kleinern und gröſsern Anzahl von Einheiten; die ſechste Uebung Vergleichung der Theile der kleinern mit den Theilen der gröſsern, und umgekehrt, alſo eine Vervielfachung der fünften Uebung; die ſiebente Uebung Auftheilung der gleichen Verhältniſſe in dieſen Vergleichungen, und zwar einfach; die achte Uebung daſſelbe, aber vervielfacht. Auf dieſelbe Weiſe wird nun in der höheren Stufe die Bruchtabelle behandelt. Das Kopfrechnen wird auf dieſe Weiſe zum Erſtaunen weit getrieben, indem es ſich nicht etwa auf ein auswendig gelerntes Einmaleins ſtützt, ſondern in lebendiger ſelbſtthätig producirter Anſchauung der Zahlenverhältniſſe fortgeht. Hier wird auch nichts von den vier Species und von der Regel de tri gelernt, und doch werden die verwikkelſten arithmetiſchen Aufgaben mit Leichtigkeit von dem Lehrlinge ausgerechnet. Er lernt nach dieſer Methode die Kunſt, ſich augenblicklich in alle Zahlenverhältniſſe zu finden, und durch Vermehrung oder Verminderung das Reſultat anſchaulich und ſelbſterfindend heraus zu bringen; in ſeiner Seele entſteht eine lebendige Arithmetik.

Das Buch der Mütter macht die Theile des menſchlichen Körpers zu Normalanſchauungen für alle Geſichtsgegenſtände, weil der Menſch ſich ſelbſt das nächſte und erſte Object der Betrachtung iſt [7]), und weil er alſo naturgemäſs von den Bemerkungen über jene Theile zu der Kenntniſs der übrigen Objecte übergeht. Hiernach ſind nun 10 Uebungen. In der erſten werden dem Kinde dieſe Theile gezeigt und benannt, in der zweyten die Lage jedes derſelben gegen die andern angegeben, in der dritten wird ihr Zuſammenhang bemerkt, in der vierten wie vielfach jeder Theil da ſey, in der fünften kommen die weſentlichſten Eigenſchaften eines jeden vor, in der ſechsten werden die Theile nach gleichen Eigenſchaften zuſammengeſucht, in der ſiebenten wird von Verrichtungen derſelben geſprochen, in der achten von der Beſorgung des Körpers, in der neunten von dem Nutzen der Eigenſchaften, welche jene Theile haben, in der zehnten Uebung wird nun dieſes alles von dem Kinde zuſammengefaſst und beſchrieben. — Würde nun das wirklich ſo ausgeführt: ſo müſste das Kind die genaueſte Kenntniſs von den äuſserlichen Theilen des menſchlichen Körpers haben (von den Geſchlechtstheilen kommt nur wenig vor), und dieſe Vorſtellungen müſsten als die wichtigſten in ſeiner Seele lebendig ſeyn.

Vieles wird nun mit praktiſchen Uebungen, beſonders mit Zeichnen, verbunden. Die Uebungen der „Sprachkraft" werden mit Vorſprechen von Sylben und Wörtern angefangen, und gehen zum Nachſprechen ſolcher Wörter und Sätze über, die nachher zu ſeiner Zeit erklärt werden, z. B. Namen der Städte u. ſ. w.

Da nun dieſe Unterrichtsgegenſtände zuſammengreifen, und da ſie alles enthalten, was, wie *Peſtal.* glaubt, zur Entwickelung der Selbſtkraft nach dem naturgemäſsen Gange gehört, nämlich der Form-, Zahl- und Sprachkraft: ſo verſpricht ſich *Peſtal.*, daſs dieſe Lehrart, wenn ſie von frühem an bey dem Kinde genau ſo befolgt wird, auch die vollkommenſte Bildung bewirke. Hierzu wirkt die *Peſtal.* Lehrart ſchon material, indem ſie gerade diejenigen Kenntniſſe beybringt, welche die Natur ſelbſt als die erſten und nützlichſten angegeben hat, und auf die beſte Art beybringt, nämlich ſo, daſs ſie von dem Kinde ſelbſt gemac

macht sind, und die andern alle daraus erwachsen. Das ist aber noch das Wenigste: der wichtigste Nutzen ist der formale, die Bildung der Kraft in ihrem Innersten. Dieser ist 1) negativ: *a)* jene Lehrart bewahrt vor Selbsttäuschung und Eigendünkel, das wahre Selbstgefühl erhöhend — verstopft also unmittelbar eine Hauptquelle des menschlichen Verderbens; *b)* sie verhütet Unthätigkeit und Zerstreuung, die Aufmerksamkeit gleichsam zwingend und aufs Höchste spannend — verhindert also am kräftigsten die gewöhnlichen Ursachen der Unarten in Schulen und des schlechten Lernens. Sie hat aber auch 2) einen formalen positiven Nutzen: denn sie giebt die vollkommenste intensive Krafterhöhung; das Denkgeschäfte wird ganz zur Wahrheit gewöhnt und innerlich gestärkt; das Gefühl lernt nur das Richtige ertragen, und der Wille mufs gut werden, weil er sich durchaus auf die Einsicht des Wahren stützt, und weil die Unbehülflichkeit, die Quelle alles sittlichen Verderbens, weggeschaft wird u. dgl. m. Es kann also nicht fehlen, dafs nicht die so behandelten Kinder durchaus wahr und gut werden sollten; die Sittlichkeit, und folglich auch die Religion, wird ihnen in dem ersten Keime eingepflanzt. Ein Kind, das den rechten Winkel gleichsam lebendig in seiner Urtheilskraft trägt, kann auch keine unmoralische Handlung ausstehen, und man darf ihm nur sagen: „Mifs! — lege deinen Mafsstab des Rechts an!" — so wird es sie sogleich mit der klärsten Ueberzeugung und mit dem innigsten Widerwillen verwerfen. Indessen wird für Sittlichkeit und Religion noch ganz besonders durch die Mutter gesorgt (wie auch in dem *Buche der Mütter* angegeben, aber ganz vortrefflich in dem Buche: *Wie Gertrud ihre* u. s. w., gelehrt ist), indem diese die inneren Grundanschauungen, woraus alle Religion hervorgeht, die reinsten kindlichen Gefühle entwickelt, befestigt und zur Gottheit hinwendet. Liebe, Vertrauen, Dankbarkeit — sind diese ersten frommen Gefühle; die Mutter entfaltet diese Keime, und führt dabey zur Menschenliebe und zum Gehorsam; sie verbindet sie mit den Pflichten, und so lehrt sie das Kind, dem sie zuerst gleichsam Gott ist, Gott im Geiste und in der Wahrheit verehren [7]). Er wird dieses als rechtschaffener und kraftvoller Mensch.

Von dem Lesenlehren nach dieser Methode reden wir hier nicht, theils weil es von bekannten Methoden (z. B. der Leipz. Lesemaschine) wenig abweicht, theils weil es *P.* selbst nur als Nebensache behandelt; (er nennt es sogar *la partie honteuse* von seiner Lehrart). — Von dem Schreiben und andern Unterrichtsgegenständen weiter unten.

Nach dieser Methode nun können viele Kinder zugleich unterrichtet werden, indem sie tactmäfsig zusammensprechen. Der *Tact* hat hier nicht nur den Nutzen, dafs viele ganz gleich beschäftigt werden, sondern dafs auch alles leichter von Statten geht, und dafs sich das Zusammengesprochne aufs treffte einprägt. Und da nun durch das Zeichnen (auf den Schiefertafeln) die Beschäftigung ebenfalls zweckmäfsig unterhalten wird: so ist es begreiflich, wie ein ganzer Saal voll muntrer Knaben viele Stunden lang im rasch fortgehenden Lernen, d. h. in einer ihnen angenehmen Thätigkeit, unterhalten werden kann. Bereits sieht man auch in manchen Schulen hiervon Beweise: die augenscheinlichsten Beweise hat das Pestalozzische Institut selbst aufgestellt. Männer aus allen Ländern, wo man sich nur für das Erziehungswesen lebhafter interessirt, haben die Methode dort selbst studiert, und wer nur dort war, bewunderte die Fortschritte der Knaben in dem Kopfrechnen und dem mathematischen Zeichnen, das blofs nach dem Augenmafse geschieht. Nirgends sah man bisher eine Anstalt, wo es allgemein von den Kindern so weit gebracht war.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Bremen: Ehrengedächtnifs des Herrn Konrad Wilhelmi*, Seniors des Collegiums der Aeltermänner. 1806. 16 S. 4. auf Velinpapier. Mit einem nach einem Gemälde von C. A. Schwarz von J. F. Bause in Folio sehr schön gestochenen und sprechend ähnlichen Bildnisse des Aeltermanns. — Bey der verfassungsmäfsigen Concurrenz von Aeltermännern, Kaufleuten und Bürgern aus den sogenannten Aemtern an der Staatsverwaltung und Berathung der öffentlichen Angelegenheiten der freyen Reichsstadt Bremen können sich nicht blofs die Mitglieder des Senats, sondern auch andre Bürger Verdienste um den Staat erwerben; und der Mann, dem das Collegium der Aeltermänner daselbst durch ihren ersten Syndicus, D. *Joh. Friedr. Gildemeister*, diefs Denkmal der Achtung und der Dankbarkeit setzen liefs (geb. den 4. März 1730., gest. d. 5. Dec. 1803.), hat sich deren sehr viele erworben. Es ist aber keine parteyische Lobrede, was man hier liefet, sondern eine in dem edeln Stile der *Geschichte* gehaltene, und eher zu wenig als zu viel sagende Charakteristik eines Mannes, der, wenn man nach dem, was er in einem kleinen Freystaate geleistet hat, urtheilen darf, in einem höhern Stande geboren, und bey einer demselben angemessenen Bildung, in sich selbst Geisteskräfte genug gefunden hätte, um in einem grofsen Staate bedeutende Aemter mit Würde zu bekleiden. Der Verewigte ward *zu den wichtigsten und geheimsten Geschäften* gezogen, und in den höchst beschwerlichen und bedenklichen Jahren, welche die französische Revolution begleiteten, war er einer der Männer, die durch ihre sich auszeichnenden Talente, praktische Kenntnisse und reife Erfahrung der Verfassung, in welcher er lebte, die wichtigsten Dienste leisteten. Der Geist der Republiken erlaubt aber freylich nicht immer, alles genau anzugeben, was ein um seinen Freystaat verdienter Mann mit Einsicht angerathen, empfohlen und durchgesetzt, was er alles gearbeitet, was er Verdienstliches zu Stande gebracht hat; auch *handelt* der echte Republicaner nur, wie S. 14. wohl bemerkt wird, *ohne Rücksicht auf künftige Biographen zu nehmen.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 27. September 1806.

PÄDAGOGIK.

Elementarunterricht. Peſtalozzi's Methode.

(*Fortſetzung von Num. 231.*)

In mehreren Schriften iſt über *Peſtalozzi's* Methode ausführlicher Bericht ertheilt. Folgende zeichnen die ſich von Seiten der prüfenden Darſtellung aus:

1) Bern u. Zürich, b. Geſsner: *Amtlicher Bericht über die Peſtalozziſche Anſtalt und die neue Lehrart derſelben*, von *Joh. Ith*, Dek. und Präſid. des Erziehungsr. zu Bern. 1802. 8.

Der Vf. hatte mit Hn. *Bentely* den Auftrag erhalten, die Sache, die ſo viel Aufſehen zu machen anfing, zu unterſuchen. Sein Bericht iſt als der eines vom Staate Beauftragten, und zugleich des ſachkundigen Gelehrten gewiſs wichtig; ohne Vorurtheil faſst er auf mit hellem, geübtem Blicke, und legt die Sache mit freyer und ziemlich richtiger Beurtheilung vor. Dieſer Bericht war nun durchaus günſtig für die Peſtal. Lehrart. Er empfahl ſie auch im Auslande. Allein er war doch nicht ausführlich oder tiefgehend genug, um dem deutſchen geſpannten Publicum alles ſo bekannt zu machen, wie man wünſchte. Bald darauf erſchienen nun mehrere beurtheilende Schriften; aber die erſte ganz befriedigende Darſtellung erhielten wir in folgendem Buche:

2) Hamburg, in Comm. b. Perthes: *Briefe aus Burgdorf, über Peſtalozzi, ſeine Methode und Anſtalt.* Ein Beytrag zum beſſern Verſtändniſs des Buches: *wie Gertrud* u. ſ. w. und zur Erleichterung des zweckmäſsigen Gebrauchs der Peſtal. Elementarunterrichtsbücher, von *Anton Gruner* (nunmehr Director der Bürgerſchule zu Frankfurt a. M.) 1804. XXX u. 360 S. mit 4 Kpfrt. (1 Rthlr. 18 gr.)

Das Buch leiſtet vollkommen, was die Aufſchrift ſagt. Ein praktiſch geübter junger Lehrer ſpricht hier mit liebenswürdigem Enthuſiasmus über *Peſtalozzi*, ſeine Anſtalt, Lehrart — aber zugleich mit freyem Urtheile und mit ſolcher Klarheit, *daſs wir dieſes Buch als dasjenige unter allen hervorheben müſſen, woraus man die Peſtalozziſche Lehrart auf das beſte und leichteſte kann kennen lernen.* Auch gewähren die darin aufgeſtellten Beyſpiele von dortigen Knaben eine inſtructive Unterhaltung. Man verbinde hiermit:

3) Bremen, b. Seyffert: *Geiſt der Peſtalozziſchen Bildungsmethode*, nach Urkunden und eigener Anſicht. Zehn Vorleſungen von *Johann Ludwig Ewald.* 1805. XXVI u. 308 S. 8. (21 gr.)

Denn auch dieſe Darſtellung leiſtet, was der Titel verſpricht, und trägt alles in der angenehmen Sprache und lebhaften Wärme des Vfs. vor, ſo daſs jene Vorleſungen, die er zu Bremen gehalten hat, nun auch zu einer unterhaltenden Lectüre geworden ſind. Beſonders findet man hier nun auch die Peſtalozziſche Lehrart in ihrem Einfluſſe auf ſittliche und religiöſe Bildung mit Liebe beachtet, wobey Hr. *E.* aber nicht ihre Mängel überſieht, und beſonders beherzigungswerthe Vorſchläge für den chriſtlichen Religionsunterricht ertheilt. Die Vorrede giebt Nachricht von den glücklichen Bemühungen zur Einführung der Peſtal. Methode in Bremen, die der Vf. ſchon vor ſeiner Reiſe nach München-Buchſee (wo 1804. das Peſtal. Inſtitut war) angewendet hatte.

Zwiſchen dieſen beiden Büchern in der Zeitfolge erſchien:

4) Lemgo, in d. Meyer. Buchh.: *Darſtellung und Prüfung der Peſtalozziſchen Methode*, nach Beobachtungen in Burgdorf, von *Karl Wilhelm Paſſavant.* 1804. 188 S. 8. (12 gr.)

Dieſer Vf. hat das Verdienſt, die Grundſätze der Peſtal. Lehrart geordnet, und mit bündiger Klarheit in ihrem Zuſammenhange dargeſtellt zu haben. Zwar iſt hier kein Anſpruch auf eine tiefere Begründung, als *Peſtalozzi* ſelbſt gegeben hat; allein alles, was dieſer gab, und was Hr. *P.* ebenfalls auch als Augenzeuge gut aufgefaſst hat, iſt auf gemeinfaſsliche Gründe geſtützt, vollſtändig ausgeführt, und zu dem Reſultate gebracht, daſs dieſe Lehrart allerdings vortrefflich ſey, und alles hoffen laſſe.

5) Leipzig, in d. Dyk. Buchh: *Bericht an Sr. königl. Majeſtät von Preuſsen über das Peſtalozziſche Inſtitut in Burgdorf* (jetzt in Buchſee) von *Karl Witte*, Prediger in Lochau bey Halle. 1805. 62 S. 8. (6 gr.)

Zuerſt ſehr intereſſante Züge aus dem frühern Leben *Peſtalozzi's*, welche auch über ſeine Lehrart manchen Aufſchluſs geben, unter andern: ſeine Mutter war ihm von ſeiner Kindheit an *Alles*. *Peſtalozzi* iſt eigentlich als Director eines mehr oder weniger gelehrten Inſtitutes nicht an ſeinem Orte; vielmehr wünſcht er ſelbſt, die Kinder der vernachläſſigten Volksklaſſe zu bilden. Das Buch der Mütter, dem aber die Tonlehre vorausgeht, iſt höchſt zweckmäſsig. Der glänzendſte Punkt der Peſtal. Methode iſt das *Rechnen*. Hr. *Witte* ſah unter andern folgendes.

Er weckte einen 9½jährigen Knaben, der noch kein volles Jahr dort war, Abends auf, und fragte ihn, wie viel 3 mal der vierte Theil von $\frac{2}{3}$ sey. Schlaftrunken hörte dieser ihn an, und antwortete in wenigen Augenblicken mit dem Tone eines Schlaftrunknen $\frac{1}{32}$. Hr. *W.* fragte weiter nach dem Warum. Der Knabe, der sich schon wieder niederbeugte, hob sich etwas missmuthig empor, und sagte die Auflösung des Exempels so genau her, als ob er sie abläse, und schlief sogleich wieder ein. — Der Vf. stellt so die Hauptpunkte der Pestal. Lehrart kurz und klar und beyfällig auf, mit dem Resultat: sie sey eigentlich für die niedere Volksklasse, und die Acten über diese wichtige Angelegenheit der Menschheit seyen noch nicht geschlossen. Daher seine Bitte an den humanen Monarchen, mehrere noch ganz rohe Menschen vom Lande dort zu Lehrern unterrichten zu lassen.

Die ausführlichste und neueste Darstellung besitzen wir im folgendem Buche:

6) Leipzig, b. Gräff: *Briefe aus München-Buchsee über Pestalozzi und seine Elementarbildungs-Methode.* Ein Handbuch für alle die, welche dieselbe anwenden und *Pestalozzi's* Elementarbücher gebrauchen lernen wollen, vorzüglich für Mütter und Lehrer bestimmt von *W. C. C. v. Türk*, herz. Oldenb. Justizrathe etc. *Erster* Bd. 1806. XXXVIII u. 302 S. 8. m. 4 Kpfrt. *Zweyter* Bd. 1806. 244 S. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der edle Vf. fühlte auch das Elend des Volks und das Bedürfniss besserer Erziehung; er reiste deshalb zu *Pestalozzi*, und erwarb sich während eines dreymonatlichen Aufenthaltes daselbst die Kenntniss von dieser Lehrart, und die Ueberzeugung von ihrer Anwendbarkeit sowohl in Volksschulen, als in dem ganzen Schulwesen überhaupt. Hr. *v. T.* selbst nahm mehrere Kinder in Unterricht. Sein Buch ist darum so ausführlich, weil es den Unkundigen aus dem geringen Stande dienen soll, und zwar als Commentar bey dem Gebrauche der Pestal. Elementarbücher. Man bedient sich zu den ersten Uebungen im Zählen kleiner Cubus von Holz, auch andrer Dinge. Eine katechetisch-ausführliche Anwendung des Pestal. Rechnens wird auch hier gegeben; auch Uebungen in der Berechnung der Quadrat- und Cubikwurzeln. Zur Vorübung für die Bestimmung der Masverhältnisse dienen mathematische Körper, wobey die Kinder das, was sie sehen, aussprechen müssen. Endlich auch die Auflösung quadratischer Gleichungen. Anweisung zum Gebrauche des Buches der Mütter. Und nun findet man hier auch eine ausführliche Belehrung über den Unterricht in der Geographie (den Rec. doch noch nicht eigentlich elementarisch und unbedingt gut findet) und in der Naturgeschichte; so auch über den ächtigen Religionsunterricht, was wir zwar aus andern Schriften auch schon kennen aber auch selbst nach jenen hier gern lesen, da hier Prüfung und Begeisterung zugleich spricht, und das auch von andern gerühmte Gute bestätigt. Zuletzt eine Darstellung des ehrwürdigen *Pestalozzi* selbst in seiner Gröfse. — Dieses Buch empfehlen wir allen Lehrern, welche Gebrauch von der Pestal. Lehrart machen wollen. Der Vf. erscheint im Ganzen und Einzelnen auch als einer unserer achtungswürdigsten praktischen Pädagogen.

Schriften, welche eigne Ideen mit der Pestalozz. Lehrart verbinden, und eigene Anwendungen derselben enthalten. Das erste dieser Art erschien ein Jahr früher, als die Pestal. Lehrbücher, und auch früher, als *Gruners* und anderer Augenzeugen Nachrichten; es erhielt aber nachher eine neue Auflage, nämlich:

1) Göttingen, b. Röwer: *Pestalozzi's Idee eines ABC der Anschauung*, als ein Cyklus von Vorübungen im Auffassen der Gestalten wissenschaftlich ausgeführt von *J. F. Herbart.* — *Zweyte*, durch eine allgemein-pädagogische Abhandlung vermehrte, Ausgabe. 1804. 281 S. u. 3 Tab. 8. (18 gr.)

In der Einleitung setzt Hr. *H.* die Nothwendigkeit einer Anschauungskunst, und ganz vorzüglich die Wichtigkeit eines planmäsig von frühem an fortgehenden Unterrichts in der Mathematik, so in das Licht, dass schon dadurch die Pädagogik viel gewonnen hat. Er geht dabey ganz seinen eignen Weg, giebt reichlich Ideen an, worunter Rec. die sehr wichtig findet, dass man bey dem Unterricht durchaus an das Denken des Continuirlichen gewöhnen, also schon beym ersten Anfange die Gröfsen so viel möglich als fliessend betrachten lassen solle. Das ABC der Anschauung ist nach ihm das Dreyeck in allen seinen Formen, weil weder aus einem, noch aus zweyen Punkten, sondern erst aus dreyen eine Figur entsteht, und die Anschauung im Auffassen des Umrisses (der Gestalt) besteht, und dieses also die einfachsten Bestandtheile aller Form sind. Nun stellt er eine Anzahl von Musterdreyecken auf, von dem rechtwinklichten ausgehend; die ganze Masse der Dreyecke mus hier als fliessend, d. i. stetig eins immer in das andre übergehend, erscheinen. Auf eine eigene sehr sinnreiche Weise mit mathematischen Tiefblicken und pädagogischer Umsicht führt Hr. *H.* dieses aus. Es ist nicht das Pestal. ABC der Anschauung, es hat nicht die Leichtigkeit der Ausmessungskunst durch die Pestal. Quadrate: aber dafür regt es das mathem. Vermögen tiefer auf, und übt hierin mehr die Phantasie; auch lässt es sich durch geschickte Lehrer pädagogisch anwenden. In einem Anhange zu dieser *zweyten* Auflage zeigt der Vf., dass sein Dreyeck sich keineswegs auf das Pestal. Viereck gründe; in einem andern Anhange bemüht er sich durch Aufstellung eines eignen Grundsatzes der Sitten- und Erziehungslehre zu beweisen, dass die Mathematik das wichtigste Erziehungsmittel sey. Hiervon an einem andern Orte. Keine der durch *Pestalozzi's* Methode entstandenen Schriften hat so viel Originalität und Tiefe.

2) Bremen, b. Seyffert: *Ueber den Standpunkt der Beurtheilung der Pestalozzischen Unterrichtsmethode*, eine

eine Gaſtvorleſung, gehalten im Muſeum zu Bremen von *J. F. Herbart*. 1804. 23 S. 8. (2 gr.)

Hr. *H.* giebt hier, ohne tiefer einzugehen, den Gedanken: die Peſtal. Methode ſey nicht geeignet, irgend eine andre zu verdrängen; zwiſchen ihr und *Baſedow's* unterhaltender Methode ſey noch eine Lücke: denn beide ſollten auf einander berechnet werden.

3) LEIPZIG, b. Fleiſcher: *Peſtalozzi, ſeine Lehrart und ſeine Anſtalt.* Mit Bemerkungen und 4 Tab. begleitet von *H. Soyeaux.* 1803. 8. (12 gr.)

In manchen Stücken tadelnd, ſo daſs wir dieſes Buch faſt unter die der folgenden Rubrik ſetzen könnten. Die Einwendungen des Vfs., welche Rückſicht verdienen, werden wir dort anführen.

4) BERLIN, b. Haude u. Spener: *Verſuch einer Einleitung in die Grundſätze des Peſtalozzi'ſchen Elementar-Unterrichts.* Nebſt einem Anhange *über die Olivier'ſche Leſe- und Rechtſchreibungs-Lehrmethode.* Von *J. F. W. Himly.* 1803. XII u. 210 S. 8. (14 gr.)

Zuerſt über den Fundamental-Grundſatz der Erziehungs- und Unterrichtswiſſenſchaft. Hier wird auf die Hauptformel des Unterrichts hingeführt, die ſtatt des ehemaligen: *Höre und behalte und ſage auf*, nun heiſsen muſs: *Sieh und faſſe und zeige.* Ueber die Anwendung dieſes Grundſatzes bezieht ſich der Vf. auf Nr. 1. (die Schrift von *Herbart*), wovon er ganze Stellen anführt; und über das Vorzügliche, was *Peſtal.* hierin gethan hat, bezieht er ſich hauptſächlich auf deſſen Buch: *Wie Gertrud* u. ſ. w., woraus ebenfalls vieles wörtlich angeführt iſt. Die angehängte Abhandlung iſt ebenfalls weniger kritiſirend, als mit entſchiedenem Beyfalle darſtellend. Dieſes Buch ſteht mehr dem Titel nach hier, dem Inhalte nach würde es unter die vorige Rubrik gehören. — Von demſelben Vf. ſind:

5) BERLIN, b. Haude u. Spener: *Beytrag zur nähern Einverſtändigung über die Peſtalozzi'ſche Methode.* 1804. 38 S. 8.

Einige Erläuterungen zum Obigen, mit polemiſchen Rückſichten.

6 u. 7) BREMEN, b. Seyffert: *Peſtalozzi's Methode und ihre Anwendung in Volksſchulen.* Von *F. H. C. Schwarz*, Pfarrer zu Münſter. 1803. 56 S. 8. (5 gr.)

GIESSEN, b. Krieger: *Gebrauch der Peſtalozzi'ſchen Lehrbücher bey dem häuslichen Unterricht und in Volksſchulen.* Von *F. H. C. Schwarz*, Pfarrer zu Münſter. 1804. 52 S. 8. (6 gr.)

Von dieſen beiden Schriften und einigen andern werden wir künftig Bericht erſtatten.

8) LEIPZIG, im Comptoir f. Literat.: *Peſtalozzi's Elementarunterricht umfaſſend dargeſtellt, und erläutert durch pſychologiſche und pädagogiſche Bemerkungen.* Ein Beytrag zur Prüfung deſſelben. Von *Chriſtian Friedrich Michaelis*, Doctor und Privatlehrer der Philoſophie zu Leipzig. 1804. XVI u. 307 S. 8. (1 Rthlr.)

Man könnte zwar dieſem Buche den Vorwurf machen, daſs es zu wortreich ſey und zu viele Wiederholungen enthalte, ohne gerade tiefer, als ſeine Vorgänger, in die Sache eingedrungen zu ſeyn. Allein ihm bleibt das Verdienſt, die Sache in ihren mancherley Beziehungen auf die bisherigen fehlerhaften Lehrweiſen vorgelegt zu haben. Es ertheilt beſonders der gebildeteren Klaſſe von praktiſchen Lehrern und Erziehern über den beherzigungswerthen Gegenſtand eine gemüthliche Belehrung.

9) JENA u. LEIPZIG, b. Gabler: *Kritik der Peſtalozzi'ſchen Erziehungs- und Unterrichtsmethode*, nebſt *Erörterung der Hauptbegriffe der Erziehungswiſſenſchaft*, von *Friedrich Johannſen.* 1804. X u. 341 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Dieſe Kritik iſt ſchneidend gegen alle, die etwas bey der Peſtal. Lehrart, wenn auch nicht gerade wider dieſelbe, zu erinnern fanden; mitunter ungeziemende Ausfälle. Doch wir übergehen dieſes Unwürdige. Der Zweck dieſer Kritik iſt, die Peſtal. Lehrart *a priori* als die einzige wahre Erziehungsweiſe zu begründen. Hr. *J.* ſtellt zuerſt einige Begriffe zu einer allgemeinen Theorie der Erziehung auf, ganz nach der früheren Lehre *Fichte's*; er ſchildert den Erfinder ſelbſt und den Geiſt ſeiner Lehrart (meiſt aus dem Buche: *Wie Gertrud* u. ſ. w.), die er für ganz neu erklärt; und die Grundſätze der (früheren) Fichteſchen Schule auf dieſelbe anwendend, glaubt er beſonders die drey Peſtal. Elemente: Form, Zahl und Wort, zu deduciren. Mit einem tieferen Blicke hat er auch das geſehen, was *Peſtal.* in der Anſchauungskunſt will, daſs ſie nämlich geſchickt machen ſoll, alle Formen in ihren Verhältniſſen aufzufaſſen, und ſo die urſprüngliche reine Thätigkeit (d. i. nämlich die Anſchauung) zu üben. Die Zahl iſt ein Begriff, der als Hauptmittel zur Uebung im Unterſcheiden der Gegenſtände dient, und das Wort das Mittel zum Feſthalten; beides iſt alſo, wie die Anſchauung, allerdings Unterrichtsmittel, aber nicht in dem Sinne, wie *Peſtal.* ſie aufſtellt, der dieſe Drey-Einheit als einen *Deum ex machina* anſieht. Die tiefgehende Begründung der Peſtal. Lehre nach den Grundſätzen der Wiſſenſchaftslehre läſst freylich den Lehrer, welcher nach der Erklärung der Erſcheinung fragen würde, warum dieſe Uebungen für ſich allein den Menſchen noch nicht weiſer machen, leer ausgehen, ſo wie es ihr unmöglich ſeyn wird, ſich von der Inconſequenz loszumachen, daſs man bey der Annahme der Freyheit ein ſolches Einwirken auf die urſprüngliche reine Thätigkeit, die von dem nothwendigen Erfolge ſittlicher Vollkommenheit begleitet wäre, zugleich annimmt. Man kann denken, daſs Hr. *J.* Peſtalozzi's Methode, die Religion zu lehren, gänzlich verwirft, weil da „von ſinnlicher Begründung der Tugend und von ſinnlichen Reizen zur Gottesfurcht die Rede iſt —

von der Glaubensneigung an Gott und ihrem Zusammenhange mit den Gefühlen der Liebe u. s. w., wodurch *P.* beweise, dafs er über diesen Gegenstand am wenigsten zu richtigen und deutlichen Begriffen sich erhoben habe." Die Kritik des Hn. *J.* ist also eine Ansicht einer Theorie durch eine andre zur Begünstigung für beide, wodurch allerdings einiges tiefer entwickelt ist, als es von andern geschehen; aber nicht ohne Einseitigkeit.

10 u. 11) Leipzig, b. Hinrichs: *Neue Fibel für Kinder*, oder *methodischer Elementarunterricht im Lesen und Abstrahiren nach Pestalozzi, Olivier und eignen Ideen*, von M. *Friedrich Herrmann*, Conrector in Lübben. Mit 14 Kupfern. 213 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Ebendas.: Ueber den Zweck und die praktische Anwendung des Elementarunterrichts. In vertrauten Briefen, als nöthiger Appendix zu meinem methodischen Elementarunterricht. Von M. *F. Herrmann.* 57 S. 8.

Obgleich der Vf. durchaus nicht die Pestalozzische Lehrart in ihrem Wesentlichen aufgefafst hat, nämlich ihren Formalismus, und also weder seine grofse Achtung für dieselbe, noch seine Einwendungen wider dieselbe genug begründet sind: so ist er doch zu einer instructiven materialen Behandlung der ersten Unterrichtsgegenstände geführt worden, die er hier ausführlich giebt, und wozu mit Nutzen diese Fibel kann gebraucht werden. Es sind hier vier Hauptabschnitte: 1) Natur in Körpern; 2) Natur im Geiste; 3) Geist in Aufsendingen oder Kunst; 4) Geist im Geiste, oder Wohlgezogenheit. Die Sorgfalt des Lehrers, der das Buch gebraucht, mufs indessen manches berichtigen, z. B. „Ich höre den Sperling auch fliegen" (?) — „Hat ein Körper viele Ecken: so nenne ich ihn vieleckig, z. B. den Kopf des Menschen" (!) — „Wir nehmen besonders an den prächtigen Sternen sehr viel Feuer wahr" — (das nämlich leuchtet und *wärmt!*). Gegen den Pestalozzischen Religionsunterricht spricht übrigens der Vf. als gegen eine Verkrüppelung — der Begriff von Gott sey so höchst abstrus — und es sey ja in unsern Tagen durch *Kant, Fichte, Forberg* u. a. Denker bis zur höchsten Evidenz erwiesen, dafs Religion die Basis einer reinen und uneigennützigen Moral durchaus nicht seyn könne — ?!

(*Die Fortsetzung folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Braunschweig*, b. Vieweg: *Von den gerichtlichen Verlassungen und Verpfändungen* der unter der Gerichtsbarkeit des wohllöbl. Stadtmagistrats zu Braunschweig belegenen Grundstücke und von den übrigen damit verbundenen gerichtlichen Handlungen. (Von *C. J. Widmann*, Syndicus des geistl. Gerichts, und Sekretär des Stadt- und Untergerichts.) 1804. 124 S. gr. 8. (10 gr.) — Diese Schrift, deren Vf. sich unter der Vorrede nennt, soll zunächst angehenden Procuratoren des Untergerichts zu Braunschweig bey der Besorgung ihrer Geschäfte zum Leitfaden dienen. Man sieht es derselben leicht an, dafs sie von einem Manne herrührt, der durch vieljährige Amtsführung mit seinem Gegenstande vertraut, und durch fortgesetztes Studium, sowohl des gemeinen als des vaterländischen Rechts, zu der Anweisung, die er hier giebt, legitimirt ist. Sie zeigt, mittelst einer geordneten und fafslichen Darstellung, auf eine dem Geschäftsmanne und Liebhaber partikulärer Rechte und Einrichtungen interessirende Weise, durch welche Mittel und Anstalten an dem dasigen Orte das Eigenthum der Grundstücke und der öffentliche Credit gesichert sey, deren Zweckmäfsigkeit allerdings nicht zu verkennen ist. Die Quellen der aufgestellten Sätze sind theils die Untergerichtsordnungen, nebst andern besondern Verordnungen und landesherrlichen Rescripten, theils Senatsbeschlüsse, nebst den Gerichtsgebräuchen; wobey an mehrern Orten, namentlich S. 68. 74. 89. 90. 94. 104. 117., noch manche Vorschläge zu Verbesserungen geschehen. Die behandelten Gegenstände aber betreffen, aufser den Verlassungen und Verpfändungen der Grundstücke, noch die Cessionen und Umschreibungen hypothekarischer Forderungen, die Cautionsbestellungen mit Grundstücken und Hypothek-Kapitalien, und die Tilgung bestellter Hypotheken. Die vorangehende Einleitung giebt einige allgemeine Bemerkungen über diese gerichtlichen Handlungen, so wie eine Anzeige dessen, was unter die Gerichtsbarkeit des Magistrats gehöre. In den Noten ist zugleich auf Formulare zu den gerichtlichen Verträgen Bezug genommen, welche aber nicht mit abgedruckt, sondern blofs zum Gebrauche angehender Procuratoren entworfen, und in gerichtliche Verwahrung gegeben sind, damit jeder Procurator künftig davon Abschrift machen könne. Ueberdem ist einiges über die Vollmachten der Procuratoren und über die Anschaffung der Hypothek-Kapitalien gesagt, und zuletzt ist ein Verzeichnifs der für jene Handlungen zu erlegenden (billigen) Gebühren, ingleichen eine Tabelle der von den Verlassungen zu entrichtenden Gerichtsgebühren beygefügt, aus welcher erhellet, dafs über 2000 Rthlr. des Werths der Grundstücke hinaus die Gebühren nicht höher berechnet werden.

Zur Probe heben wir einige besondere Bemerkungen aus. Wenn Grundstücke einen neuen Eigenthümer bekommen: so ist dabey die nach dem im übrigen abgeschaften Sachsenrechte übliche Auflassung oder gerichtliche Uebergabe beybehalten und ausdrücklich bestätigt. Hat ein Testator mehrere Erben hinterlassen, und einen von ihnen sein Grundstück vermacht: so mufs die Verlassung desselben von den übrigen Erben nichts desto weniger geschehen, um dadurch überzeugt zu seyn, dafs sie sämmtlich die letzte Willensverordnung ihres Erblassers anerkennen. Nimmt ein Miterbe das Grundstück unmittelbar aus der Erbschaft an: so ist die Verlassung an sämmtliche Erben zuvor nicht erforderlich. Bey der Verlassung erbzinspflichtiger Ländereyen mufs der neue Erbzinsbrief vorgezeigt werden, weil dieselben ohne Genehmigung des Erbenzinsherrn nicht veräufsert werden können. Bey Gütern der Minderjährigen und anderer, die unter einer Curatel stehen, oder deren Vermögen verwaltet wird, mufs das obrigkeitliche Veräufserungsdekret, und selbst alsdann, wenn die Veräufserung von dem Erblasser im Testament gestattet ist, ein Zahlungsdekret producirt werden. Bey Immobilien der Kinder mufs der Vater nach dem Gerichtsgebrauche von der gerichtlichen Verlassung oder Verpfändung sich zur Alienation ohne Unterschied durch ein obrigkeitliches Dekret legitimiren. Bey Verhypothecirung erbenzinspflichtiger Grundstücke mufs die Einwilligung des Erbenzinsherrn producirt werden; weil nach den Landesgesetzen der Erbenzinsmann sein Gut ohne diese Einwilligung bey Verlust seines Erbenzinsrechts so wenig verkaufen, als verpfänden kann.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 29. September 1806.

PÄDAGOGIK

Elementarunterricht. Peſtalozzi's Methode.

(*Fortſetzung von Num. 232.*)

12) HALLE, in d. Renger. Buchh.: *Einzige Grundregel der Unterrichtskunſt nach Peſtalozzi's Methode angewandt in der Naturgeſchichte, Geographie und Sprache*, von *Johann Ernſt Plamann.* 1805. VI u. 234 S. 8. (22 gr.)

Der Vf. geht vorerſt ziemlich tief, obgleich nicht erſchöpfend, in die Peſtalozziſche Lehrart in pſychologiſcher Hinſicht ein, ebenfalls mit Stellen aus dem Buche *Wie Gertrud* u. ſ. w. Beſſer noch wäre es für den Leſer, wenn er weniger wortreich und mit nicht ſo vielen Wiederholungen geſchrieben hätte, und nicht ſo gar viel von „Configuriren" ſpräche. Aber man wird doch durch viele ſehr praktiſche Bemerkungen belohnt. Hiernächſt zeigt er die Anwendung jener Grundſätze. Er tadelt *Peſtalozzi's* Buch der Mütter, weil es ein Miſsgriff ſey, daſs dort mit dem menſchlichen Körper angefangen wird. Denn dieſer wird dadurch aus dem groſsen Ganzen herausgehoben, und ſo widerſpricht *Peſtalozzi* ſeiner Grundregel, alles in ſeiner naturgemäſsen Verbindung auffaſſen zu laſſen. Dafür ſollten die Mütter eine Anweiſung erhalten, die Geräthſchaften zum Gegenſtande des erſten Unterrichts zu machen. Hieran würde ſich dann der naturhiſtoriſche Unterricht, der durch einen Lehrer ertheilt wird, und ſo auch bald hernach der geographiſche, wie auch der Sprach- (Leſe-) und Schreibeunterricht anſchlieſsen. Für den naturhiſtoriſchen Unterricht giebt der Vf. hier eine ausführliche Anweiſung, auch beynahe ſo über den geographiſchen Unterricht. Rec. ſtimmt nicht mit ihm überein, worüber er ſich aber hier nicht weiter erklären kann; nur muſs er ſeine Verwundrung äuſsern, warum Hr. *P.* bey jener ſo guten Bemerkung gegen das Buch der Mütter und vielen andern einſichtigen Winken, ſich ſo ſteif an den Buchſtaben der Peſtalozziſchen Abtheilungen band; er war dadurch ſeiner Einſicht in eine natürlichere Behandlung ſelbſt im Wege. Und wenn er am Ende (mit einem von *Leſſing* erborgten Ausſpruche) ſagt: „der Knabe (welcher ſeiner Idee nach unterrichtet würde) wird ein Genie werden, oder man kann nichts in der Welt werden," — ſo darf er ſeinem Leſer ein kleines Lächeln nicht verargen. — Auſser jenen pſychologiſchen Erläuterungen verdanken wir auch noch dieſem Buche eine Zuſammenſtellung der Lehre des *Ariſtoteles* mit der Lehre *Peſtalozzi's* über die Erlernung der Thierkunde. Es iſt merkwürdig, daſs beide darin übereinſtimmen, 1) daſs man mit dem Menſchen anfangen, und 2) daſs man die Theile nach ihrer Lage — Geſtalt — Vielheit u. ſ. w. auffaſſen müſſe. Freylich hat *Ariſtoteles* die ſyſtematiſche Lehrart vor ſich, und *Peſtalozzi* die pädagogiſche; daher dürfte dieſe Uebereinſtimmung eben nicht empfehlend für die letztere ſeyn.

13) MAGDEBURG, b. Heſſenland: *A. H. Rieß praktiſche Anleitung zum Rechnen für Volksſchulen.* Mit Benutzung der Peſtalozziſchen Methode. 1805. XVI u. 336 S. 8. mit 5 Tab. (22 gr.)

Wir führen dieſes Buch nur in der Abſicht hier an, um damit anzuzeigen, daſs das Vorzüglichſte der Peſtalozziſchen Lehrart, der Rechenunterricht, nun ſchon für die Volksſchulen verarbeitet wird. Dieſes iſt von Hn. *R.* mit vielem Fleiſse und zu einer guten Praxis geſchehen. Der Schullehrer findet hier überall auch den Uebergang von dem Peſtalozziſchen Kopfrechnen zum gewöhnlichen ſchriftlichen Rechnen; er findet alles für die vorkommenden Fälle, und zwar nach ſtufenweiſen Fortſchritten, ausgeführt, und wird mit einem Reichthume von Exempeln verſorgt.

14) HALLE, in d. Renger. Buchh.: *Peſtalozzi's Gröſsenlehre als Fundament der Arithmetik und Geometrie betrachtet und weiter angewandt auf Dreyecke, Vierecke und Zirkel*, von *J. F. Schmidt.* Anhang zu *Plamanns Grundregel der Unterrichtskunſt.* 1805. 188 S. 8. u. IV Taf. (20 gr.)

Der Vf. geht tief ein in die Natur des Rechnens, und zeigt, daſs das Peſtalozziſche Rechnen das rechte ſey, indem es an den Anfängen des Unendlichen in den Gröſsenverhältniſſen die Kraft bildet, durch ſich ſelbſt (ohne Regeln) immer tiefer einzudringen. Auf ähnliche Art verhält es ſich mit der Geometrie. In beiden verſucht Hr. *S.* eine weitere Ausführung des Elementarunterrichts.

Schriften, welche zum Theil oder ganz Peſtalozzi's Methode beſtreiten.

1) ZÜRICH, b. Orell, Füſsli u. C.: *Bemerkungen gegen Peſtalozzi's Unterrichts-Methode;* nebſt einigen Beylagen, das Landſchulweſen betreffend. Von *Joh. Rud. Steinmüller*, Pfarrer der Gemeinde Gaiſs im Appenzellerlande. 1803. XXII u. 224 S. 8. (16 gr.)

Hr. Pfarrer *Steinmüller* war ſchon von frühem an mit den Schriften von *Campe*, *Rochow* u. ſ. w. bekannt,

und hatte sich mit dem Schulwesen beschäftigt; auch sah er schon Verbesserungen des Schulwesens durch den Erziehungsrath, wovon er auch ein Mitglied geworden. Nun entstand das Aufsehen der Pestalozzischen Lehrart: er beobachtete, prüfte und konnte seine Zweifel dagegen nicht widerlegt finden. Zuerst bemerkt er, dass der Hauptsatz, aller Unterricht müsse sich auf Anschauung stützen, keineswegs neu, sondern schon längst vor *Basedow* durch *Comenius* ausdrücklich gesagt sey. Dann tadelt er den Pestalozzischen Leseunterricht und das mechanische Namenlesen. Das A B C der Anschauung findet Hr. *St.* im Ganzen nützlich; aber in so ferne nicht neu, und nach jenem Ausrufe *Pestalozzi's:* „Freund! wenn mein Leben einen Werth hat, so ist es dieser, dass ich das gleichseitige Viereck zum Fundament einer Anschauungslehre erhoben habe, die das Volk nicht hatte," — sehr übertrieben. Dass er nun auch das Rechnenlernen dort mechanisch findet, ist ein Beweis, dass er nur bey dem äusseren Anscheine stehen geblieben ist, und diesen Theil des Unterrichts nicht geprüft hat. Mit grösserem Recht aber spricht er gegen den allzufrühen und spielenden Unterricht (mit 3—4jährigen Kindern) in den Schulen. Nach seinen Besorgnissen könnte das Ansehen des Schullehrerstandes und die Ausführung der Vorschläge zur Schulverbesserung durch *Pestalozzi's* Lehrwesen leiden, indem dieses sich an die Mütter wendet, und jenen Stand unnöthig machen will; und hieraus erklärt sich der gereizte Zustand, worin Hr. *St.* doch wirklich die Pestalozzische Lehrart betrachtet. — Einige Beylagen von verschiedenen Vffn. schildern den traurigen Zustand der Landschulen in der Schweiz und geben zur Verbesserung Vorschläge. Was nun Hr. *St.* eigentlich an der Pestalozzischen Lehrart tadelt, ist: *a*) sie ist nicht neu; *b*) sie legt zu viel Werth auf die Anschauung; *c*) sie sieht die Sprache als ein Mittel zu deutlichen Begriffen an, da doch nicht das Sprechen, sondern das Denken dahin führt; *d*) sie ist ein blosser, meist den Körper beschäftigender Mechanismus; *e*) sie behandelt den Unterricht als Spiel; *f*) sie fängt ihn zu frühe an; *g*) sie ist wegen der vielen Schwierigkeiten allenfalls nur für Privatinstitute, aber keineswegs für Landschulen geeignet; *h*) auch wird sie keineswegs den Nationalcharakter veredeln.

Diese Beschuldigungen sind nur zum Theil gegründet; die erste nicht ganz, wie wir am Schlusse zeigen werden; die zweyte am meisten, die dritte, vierte und fünfte ist gänzlicher Misverstand, die sechste ist nur einigermasen gegründet, die siebente ist in so weit praktisch widerlegt, als diese Lehrart unter einigen Modificationen mit gutem Erfolge hin und wieder öffentlich eingeführt worden, und was die achte Beschuldigung betrifft: so lässt sie sich wohl den überspannten Erwartungen machen; allein sie würde auch mehr oder weniger jeder Lehr- und Erziehungsweise zu machen seyn, wenn man ihr die Seligkeit der Menschen allein zuschreiben wollte. Wir werden daher in der Folge nur auf 1., 2. und 6. Rücksicht nehmen.

2) Erfurt, b. Rudolphi: *Beleuchtung der Pestalozzischen Grossprechereyen, nebst genauer Uebersicht dessen ganzer voreilig gepriesener Methode. — Erstes* Heft. Von einem Freunde des Reellen und Wahren. 1804. XVIII u. 168 S. 8. (16 gr.)

Schon um des unsittlichen Titels willen verdient der Vf. nicht gehört zu werden. Was er vorbringt, ist auch wirklich so von Unkunde und Animosität durchdrungen, dass wir ihm, der übrigens ganze Bogen aus dem Zahl- und Masverhältnisse ausgeschrieben hat, seinen geschäftigen Müssiggang, wenn man mit dergleichen Sächelchen die Zeit „hinbringt," und sein „Arme-Sünderspiel," wie er die Pestalozische Methode nennt, vorerst zurückgeben.

3) Leipzig, b. Steinacker: *Pestalozzi's Religionslehre*, vornehmlich aus seinen Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menschengeschlechts gezogen, und mit untermischten kritischen Anmerkungen, katechetisch-dialogisch bearbeitet von M. *C. G. Hempel.* 1804. 110 S. 8. (9 gr.)

Eine hämische Behandlung des genannten Buches von *Pestal.*, welches Hr. *H.* in kleine Stückchen zerreisst. Es gehört nur um des Titels willen hierher. So auch von demselben Vf. *Pestalozzi's Menschenlehre* u. s. w. Leipz. 1803. (12 gr.)

4) Bremen, in Comm. b. Heyse: *Erfahrungen über Pestalozzi's Lehrmethode;* eine Vorlesung im Bremischen Museum; jetzt auf besondere Veranlassung erweitert von *Wilhelm Christian Müller*, der Philos. Dr., Lehrer an der latein. Domschule, und Director eines Erziehungs-Instituts. 1804. 243 S. 8.

Hier wieder einmal gediegene Worte. Ein vielerfahrner, selbstdenkender Erzieher spricht mit Ernst gegen die Pestal. Lehrart. Zwar möchten wir wünschen, dass er die Würde, womit er redet, nicht durch manche illiberale Aeusserungen gestört hätte; allein seine Gründe verdienen gehört zu werden. Seine Haupt-Einwendungen sind folgende: *a*) „Ist denn Lesen, Quadrate zeichnen, Zählen, Memoriren hinlänglich, alle im Menschen liegende Keime zur Entwickelung zu bringen, wenn er durch eine künstliche frühe Bildung nicht verbildet werden soll?" Und: „Wird nicht dieses stete mathematische Denken die Bildung der Phantasie und der Aesthetik gänzlich unterdrücken." Ferner: „*P.* hat zu wenig in zu grosser Ausdehnung gelehrt." — *b*) „Geht denn die Hauptkenntniss von uns selbst aus? — Das Kind beobachtet am ersten das Nicht Ich, das Aussere ihm, dessen mannichfaltige Erscheinung ein viel näheres Interesse hat." — *c*) „Diese Lehrmethode, besonders nach *P's* Büchern, ist dem Landvolk schädlich; weil sie nicht Sittlichkeit, — sondern einseitige Bildung des Verstandes durch Zahl und Form bezielt." — *d*) „Die Natur zeigt uns den Weg zur besten

beſten Methode. Sie bildet am gebornen Menſchen nicht den Kopf ohne die Beine; — ſie verſäumt keinen einzigen Theil. Aber jene Methode cultivirt einige Fähigkeiten im Uebermaſse, und will erſt eine allein ausbilden, ehe ſie zu der andern fortſchreitet."

Wir übergehen hier den Schatz von vortrefflichen pädagogiſchen Bemerkungen, um nicht von unſerm Hauptgegenſtande abzulenken. Aber nicht unbeachtet können wir laſſen, daſs Hr. *M.* durchaus nicht die richtige Vorſtellung von *P's* Anſchauungskunſt hat. Er ſieht darin immer nur das Materiale, nirgends hat er das Formale derſelben, worin gerade das Eigenthümliche beſteht, genug aufgefaſst. Daher können wir auch nicht darauf hören, was er gegen die Neuheit der Sache vorbringt, und ſo auf mehreres Andre nicht. Auch fällt darum ſchon ein groſser Theil ſeiner Beſorgniſſe von der Schädlichkeit dieſer Methode, wenn ſie in Schulen verſchiedener Art eingeführt werden ſollte, hinweg, und das um ſo mehr, da er ſo wenig unterſcheidet, für welche Kinder *P.* ſeine Lehrart beſtimmt. Deſto gegründeter findet Rec. die obigen Einwendungen, die Hr. *M.* mit mancher inſtructiven Erfahrung unterſtützt. Wir werden ſie weiter unten mit den andern Einwendungen zuſammenſtellen. Den gröſsten Contraſt macht dieſes Buch mit dem oben angezeigten von Hn. *Johannſen* für *Peſtal.* Iſt in jenem mehr Identität, weiteres Ausholen, dabey tieferes Eindringen in Eines und mehr abſprechendes Urtheil: ſo iſt hier mehr Realismus, bündige Kürze, mehr Circumſpection, und eine Bedächtlichkeit, die dem gehaltvollen Manne eigen zu ſeyn pflegt; die aber doch leider auch durch einige Animoſität beſchränkt wird. Rec. erkennt in dieſem Buche das Beſte, was wider *Peſtal.* geſagt iſt, und iſt verſichert, daſs kein echter Pädagoge es ohne Dank aus der Hand legt.

Wir müſſen hier übrigens die einzelnen Aufſätze über dieſen Gegenſtand, z. B. *Tillich's* Analyſe der Schrift: *Wie Gertrud* u. ſ. w., in ſeinen Beyträgen u. ſ. w. *Trapp's* Br. in der Berl. Monatsſchr. 1805. übergehen. Hierzu füge man noch *Zeller's hiſt. Nachr. von einem Verſuch der Anwendbarkeit der Peſtal. Lehrart in Volksſchulen*, Tübingen 1804. *Snetlage Bemerk. über Peſtal. Lehrmethode*, Berlin 1803. *Ström Precis ſucceint de la Methode d'inſtruire de Peſtal.* Copenh. 1805.

Folgendes Buch beſchlieſst, als das neueſte Werk über dieſen Gegenſtand, die obigen Reihen:

Zürich, b. Geſsner: *Aufſätze für und gegen die Peſtalozziſche Unterrichtsmethode.* 1806. XV u. 142 S. 8. (12 gr.)

Der erſte Aufſatz ſoll eine allgemeine Anſicht der Peſtal. Unterrichtsmethode geben: er giebt ſo ziemlich die gemeinſte, gegen dieſelbe, und nicht ohne harte Ausfälle gegen den edlen *Peſtal.* Doch iſt ſein Reſultat, daſs der wahre Anfangspunkt einer gründlichen Bildungsmethode hier allerdings gefunden ſey; aber es ſeyen noch kaum einige Radien, die von dieſem Centrum ausgingen, ſichtbar geworden. In dem zweyten Aufſatze: über äſthetiſche Bildung nach *Peſtal.* Grundſätzen, werden einige Linien der Art nicht ohne Glück verſucht, in der Angabe, wie durch einen ſtufenweiſen Unterricht in dem Aeſthetiſchen, der Architectur und der rhytmiſchen Kunſt zur äſthetiſchen Bildung geführt werden könne. Minder glücklich iſt der Gedanke des dritten Aufſatzes: von der moraliſchen Bildung nach *Peſtal.* Grundſätzen, welcher hierin von der Gerechtigkeit ausgeht, und keineswegs nach *Peſtal.* von dem kindlichen Gefühle. Vortheilhafter weicht der vierte Aufſatz — Ideen und Vorſchläge zu einer Schreibkunſt nach *Peſtal.* Grundſätzen — von dieſen Grundſätzen ab. Die Vorrede, welche ſagt, daſs ſämmtliche Aufſätze von Einem Vf., und wohl gegen den Buchſtaben, aber für den Geiſt der *Peſtal.* Lehrart geſchrieben ſeyen, enthält eine reinere Anſicht der Sache, als die erſte Abhandlung.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

ÖKONOMIE.

Berlin, b. d. Gebr. Gädicke: *Die Obſt-Oekonomie*, oder vollſtändiger Unterricht in Erziehung, Wartung und Pflege der Obſtbäume, dem Einärnten und Aufbewahren der Obſtfrüchte und deren mannigfaltigen Benutzungsarten, von Dr. *Phil. Franz Breitenbach.* — *Erſter* Band. 1805. 350 S. 8. *Zweyter* Band. 1805. 543 S. (3 Rthlr. 12 gr.)

In dieſem Werke findet man viel Gutes vereinigt. Der *erſte* Band enthält eine Anleitung über die Cultur der Obſtbäume, und über die Behandlung und gewöhnliche Benutzungsart der mancherley Obſtfrüchte. — Jener iſt der *erſte* Abſchnitt in *vier* Kapiteln gewidmet. Das *erſte* Kapitel handelt *von der Samen- oder Pflanzſchule, deren erforderlichen Lage, Boden u. ſ. w.; was für Obſtkerne man zur Erziehung der ſogenannten Wildlinge erwählen: wie man ſie ausſäen, pflegen und warten ſolle* u. ſ. w. — alles nach richtigen Grundſätzen. Nur möchten dem Vf. wenige beyſtimmen, wenn er, um zu vielen Obſtkernen für eine groſse Baumſchule zu gelangen, den Vorſchlag thut, „eine Menge wilder Aepfel und Birnen zu ſammeln, ſie auf einander faulen zu laſſen, ſodann in einem Trog zu zerquetſchen, und in einem Sieb, dadurch keine Kerne gehen, vermittelſt aufgegoſſenen Waſſers und Umrühren mit den Händen vom Fleiſch zu befreyen, und ſolches durchs Waſſer abzuführen." Damit würde man ſchwerlich zu Stande kommen. Die Kröbſe mit den pergamentartigen Gehäuſen der Kerne verfaulen nicht ſo leicht — (wenigſtens dürfte man ſie, ohne den Kernen die Keimkraft zu verderben, nicht auf den Punkt verfaulen laſſen), daſs ſich alles in einen leicht abzuſchwemmenden Brey auflöſete, und daſs alle Kerne ſich abſonderten. Beſſer wäre es, nach *Chriſt's* Methode fürs Groſse, die Aepfel oder Birnen zu keltern, und alsdann die Kerne mit den Treſtern in die Erde zu bringen, wodurch man zugleich Moſt

zu

zu Eſſig gewinnt. Aber auch Kerne von *wildem* Obſt ſind nicht für ſolche Baumſchulen anzurathen, in welchen edle Sorten angezogen und gepfropft werden ſollen. Wenn auch der Grundſtamm mit ſeinen rauhern Säften keinen Einfluſs in die darauf gepfropfte feine Sorte haben ſollte: ſo iſt doch das Holz des Wildſtamms viel härter und feſter, und ſeine Saftgänge ſind viel enger, als die des Stammes von zartem Obſt. Die Pfropfſtelle wird alſo immer einen häſslichen Wulſt machen, und der edle Stamm wird dicke und der Unterſatz dünne ſeyn. — Bey der Behandlung der jungen Baumpflanzen oder Kernſtämmchen im *zweyten Frühjahr* wäre noch beyzufügen, daſs man ſie vor dem Ausſchlagen oder Safttrieb einer Handbreit, oder auch Spannenlang, nach Verhältniſs der Gröſse eines jeden, abſtutze oder abſchneide, als wodurch das Stämmchen an ſeinem Schaft ſtärker und dicker wird, das der künftigen Pfropfſtelle zuträglicher iſt, als die Länge und der Schuſs oben hinaus, der doch wegfallen muſs, nicht nur bey oder nach dem Veredeln, ſondern auch ſchon bey dem Verſetzen im Herbſt oder Frühjahr. — Auch können die Nebenäſte am Schäftchen zugleich weggeſchnitten werden, um es glatt zu machen. — Im *zweyten* Kapitel wird *von der Baum- oder Edelſchule*, ihrer nöthigen Beſchaffenheit, ihrer Beſetzung mit jungen Wildlingen u. ſ. w. gehandelt. — Das *dritte* Kap. lehrt die *verſchiedenen Vermehrungsarten guter Obſtarten ohne Veredlung, und die gewöhnlichen Veredlungsarten durch Pfropfen, Oculiren, Copuliren* u. ſ. w. — Die Vermehrung *durch Stöpflinge* iſt nur bey zwergartigen Bäumen, Quitten, Miſpeln u. ſ. w. und bey Strauchobſt, als Johannis- und Stachelbeeren, Weinreben u. ſ. w. anzurathen: und eben ſo das Einlegen der Zweige und das Umlegen groſser Obſtbäume. — Das *vierte* Kapitel enthält das Nöthige *vom Verpflanzen der erzogenen Bäumchen: von Anlegung eines Baumgartens oder Baumſtücks* (auf Aeckern) *und von der Cultur verſchiedener Fruchtſträucher, Johannis- und Stachelbeeren, Himbeeren* u. ſ. w.

Der *zweyte* Abſchnitt handelt in *vier* Kapiteln *von den verſchiedenen Obſtarten: von den Baumhütten und von den Krankheiten und Feinden der Obſtbäume* — und der *dritte* lehrt in *vier* Kapiteln die *Behandlung des Obſts beym Einärnten: das Aufbewahren deſſelben: das Welken oder Trocknen deſſelben, und die Aufbewahrung des getrockneten Obſtes*, alles richtig und der Erfahrung gemäſs.

Der mit dem *zweyten* Bande beginnende *vierte* Abſchnitt lehrt in 18 Kapiteln die *mannichfaltigen Benutzungsarten des Obſtes*. Sie ſchlagen freylich meiſt in die Kochkunſt oder in die Conditorey, Brennerey und Liqueurfabricirung u. ſ. w. ein, können aber auch dem Oekonomen nützlich werden. — Eins der wichtigſten Kapitel iſt das *erſte*, welches bey den verſchiedenen *Benutzungsarten der Aepfel* die *Bereitung des Cyders oder Aepfelweins* ſehr vollſtändig und umfaſſend beſchreibt und alles lehrt, was darauf Bezug hat. — Die Auswahl der Aepfelſorten, die der Vf. anführt, kann wenigen dienen, ſondern als eine ſichere Regel darf man annehmen, daſs ſolche Sorten Aepfel, welche ſich am längſten aufbewahren laſſen, den ſtärkſten Wein geben, der ſich auch am längſten hält: dahingegen der Wein von ſolchen Aepfeln, welche den Geiſt und Geſchmack am erſten verlieren, auch leichter und am erſten ſchwach wird. Diejenigen Aepfelſorten alſo, die zumal vor Weihnachten milde oder mürbe und eſsbar werden, — und wenn ſie gleich beym Friſcheſſen die ſchmackhafteſten ſind, — geben den geringſten Wein. — Was der Vf. (§. 373.) von den verſchiedenen Arten von Renetten ſagt: „daſs ſie zwar einen guten Wein geben, der aber etwas leicht ausfalle," hat Rec. nicht gefunden. Sie geben ihm immer einen der ſtärkſten und beſten, auch haltbarſten Weine. — Das Abziehen des Cyders auf andere Fäſſer erlaubt der Vf. ein-, höchſtens zweymal. Das getraut ſich Rec. bey unſern *veredelten* Aepfelſorten aus Erfahrung nicht zu thun. Die Hefen müſſen ihn erhalten, ſonſt fällt er bald in die Eſſiggährung. Aber anders verhält ſich die Sache bey Aepfeln von Bäumen, die aus Kernwildlingen erwachſen ſind, wie die Engländer ſich bloſs ſolcher bedienen. — Eine auch ſehr wichtige Benutzung der Aepfel in Anſehung des *Eſſigs* folgt ſodann, deſſen Bereitung der Vf. ebenfalls gründlich lehrt; wie nicht weniger das *Branntweinbrennen aus Aepfeln*. Endlich folgen gegen 50 Vorſchriften zu mancherley Benutzungen und Bereitungen der Aepfel für die Oekonomie, für den Nachtiſch, die Küche u. ſ. w. — Das *zweyte* Kapitel lehrt die *Benutzungsarten der Birnen*, die er ebenfalls zu Cyder, Branntewein, Eſſig, Muſs und mancherley Confitüren bereiten lehrt. — Die übrigen ſechszehn Kapitel enthalten die vielerley Benutzungsarten der *Quitten, Miſpeln, Elſebeeren, Speierlinge, Pfirſchen, Aprikoſen, Kirſchen, Pflaumen, Kaſtanien, Mandeln, Nüſſe, Maulbeeren, Johannisbeeren, Stachelbeeren, Himbeeren* und *Hainbutten*.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Beygang: *Corelia*, oder *die Geheimniſſe des Grabes*. Nach dem Engliſchen frey bearbeitet von dem *Vf. des Herrmann v. Unna* u. ſ. w. 1803. *Erſter* Theil. 494 S. *Zweyter* Theil. 534 S. 8. (3 Rthlr. 16 gr.)

Wer Spannungen, Verwicklungen, immer erregte und immer geneckte Erwartung und darum unaufhörliche Ueberraſchung, gut angelegte Situationen, Schauer und Grauſen liebt, es mit Wahrſcheinlichkeit, Natur und Motivirung nicht eben genau nimmt, für den iſt reichlich hier geſorgt. Tüchtige Nerven müſſen die Engländer haben! Aber die Deutſchen doch warlich auch, da der Ueberſetzer ja *ſexus ſoeminini* iſt, wie Hr. Buchhändler *Gräff* neulich verſichert hat. Am Ende zu fragen, was nun der Roman in uns veredelt habe, — das wäre ja naſeweis; genug, wenn die Zeit leidlich darüber verfloſſen iſt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 30. September 1806.

PÄDAGOGIK.

Elementarunterricht. Peſtalozzi's Methode.

(*Beſchluſs von Num. 233.*)

Wir kommen nun zu dem Reſultat über die Peſtalozziſche Lehrart. Zuvor aber erſt einige Anmerkungen zu den oben bey der Darſtellung der Peſtal. Lehre ſelbſt mit kleinen Ziffern bezeichneten Stellen.

Zu 1. *Peſtal.* würdigt alle Kenntniſſe bloſs für das Praktiſche. Dieſes kann auf zweyerley Art genommen werden. Einmal, daſs ſie alle zur Erhöhung und gehörigen Richtung der Kraft, d. i. zur höchſten Beſtimmung des Menſchen dienen müſſen; und in ſo ferne hat er ganz recht, die von dem Praktiſchen getrennten Kenntniſſe ein ſchreckliches Geſchenk zu nennen. Aber man verſteht auch unter dem Praktiſchen das Ausübende, die Thätigkeiten, welche man in dem gemeinen Leben braucht, und wirklich ſcheint es *Peſtal.* in dieſem gewöhnlichen Sinne zu nehmen. Hier aber hat er nicht recht: denn auch die Betrachtung des Wahren, Guten, Schönen, Göttlichen überhaupt iſt unſere Beſtimmung. Dieſes Idealiſche ſcheint *Peſtal.* ganz zu überſehen, ungeachtet er es in der religiöſen Bildung einigermaſsen anerkennt; aber auch dort iſt ihm die Religion nur um der Sittlichkeit willen da. Hieraus erklärt es ſich, daſs er alles Heil in der mathematiſch-techniſchen ſucht. So wie in *Rouſſeau's* Syſtem die Idealität überall vor der gemeinen Natur zurückſteht, ſo auch hier im Grunde nur ein Realismus in der Bildung für das alltägliche Leben, und daher groſse Einſeitigkeit. Peſtalozziſche Bildung und Genialität, oder ein Peſtalozziſcher Rechenſchüler und ein tiefes Gemüth ſind die weiteſten Divergenzen. Uebrigens iſt für den Unterricht immer durch die Verbindung des Mathematiſchen und Techniſchen viel gewonnen.

Zu 2. *Peſtal.* verwechſelt das Weſentliche in dem Objecte mit dem Weſentlichen in der Auffaſſung. Aber dieſes letzte, nicht das erſte, giebt der Pädagogik die Regel. Daſs aber zwiſchen beiden ein Unterſchied iſt, zeigt das erſte beſte Beyſpiel. Das Kind lernt doch ſeinen Vater wahrlich nicht kennen durch Bemerkung deſſen, wodurch ein Vater Vater iſt, vielmehr iſt es Anfangs ein ganz dunkles Gefühl, welches endlich etwa auch die Reflexion über ſein Verhältniſs zu demſelben herbeyführt; auf ähnliche Art lernt es überhaupt die Menſchen kennen, und ſo die Gewächſe — ſo alle Dinge. Zuerſt das Auffaſſen eines unbeſtimmten Etwas an dem Gegenſtande,

und vielleicht zu allerletzt die mathematiſche Beſtimmung der Geſtalt. Und nicht einſeitiges Vordringen des Geſichtsſinnes, nein, die Natur eröffnete nicht vergeblich jene fünf Arten, wie die Aufsenwelt in den innern Sinn eingeht, und legte nicht vergeblich in jedem der fünf Sinne verſchiedene Richtungen an, nämlich die für den Verſtand und die für das Gefühl. Das iſt der Gang, den die Natur in ihrer Entwicklung in dem Kinde nimmt; wollte nun doch *Peſtal.* der Natur überall folgen: ſo durfte er hier nicht jener Verwechſelung ſich ſchuldig machen. Aus dieſer kommt nun jene Einförmigkeit, daſs eine zum Grunde gelegte Anſchauung, wie etwa das Quadrat, die ganze Bildung leitet. Weit gefehlt, daſs dieſes die Menſchenkraft erhöht! Grade in der Mannichfaltigkeit der Eindrücke und Erregungen reiſst ſich dieſe Kraft von der Thierheit los; darum wird ſie freylich kein unfehlbar leitender Inſtinct oder Kunſttrieb, aber ſie ſchwingt ſich zur Freyheit der ſchaffenden Idee. Jene Einübung in dem Allgemeinen der Form und Zahl iſt zugleich Einzwängung in feſtgeſchmiedete Schranken von Raum und Zeit.

Zu 3. *Peſtalozzi's Anſchauungskunſt* iſt am meiſten verkannt, am beſtimmteſten aber von *Johannſen* gezeigt worden. Sie iſt nämlich etwas ganz Formales, die Geſchicklichkeit einer Thätigkeit, nämlich der Thätigkeit, die Objecte rein aufzufaſſen, und ſo einzubilden, daſs nicht etwa gerade ein fortwuchernder Reichthum von anſchaulichen Kenntniſſen (wie in der Baſedowſchen Schule) erworben werde, ſondern vielmehr die Geiſteskraft ſelbſt dadurch mehr — Geiſteskraft werde. Das Weſen des Geiſtes iſt die reine Thätigkeit der Intelligenz, und dieſe gewinnt dadurch. Kein Lehrer hat dieſen formalen Gewinn ſo aufgefunden, wie *Peſtalozzi;* das iſt ſeine ganz eigne ausſchlieſsliche Erfindung, und dieſe iſt neu und groſs. Aber nicht durch Einförmigkeit der Anſchauung, ſondern durch Mannichfaltigkeit wird die Geiſteskraft in allen ihren Richtungen erregt und gebildet, wie wir ſo eben bemerkten; und dann iſt die Anſchauung nur das Erſte der Geiſtesthätigkeit, durch welches von der intellectuellen Seite die Entwicklung der Verſtandesbegriffe und Vernunftideen herbeygeführt werden ſoll, und zugleich von der äſthetiſchen die Gefühle und von der praktiſchen die Entſchlüſſe. Was *Peſtal.* lehrt, iſt Eins, und etwas Vortreffliches; aber noch nicht Alles. Eine Kraft, die durch Eins gebildet wird, wird auch nur für Eins gebildet. Wo bleibt da die Allſeitigkeit, wozu der Menſch ſeine Anlagen erhielt? Es liegt doch wahrlich mehr in ihm, als das Zählen und Meſſen.

Zu 4. *Peſtal.* ſteigt in dem Unterrichte vom Allgemeinen zum Eigenthümlichen — ein Radicalfehler, den er mit vielen Pädagogen gemein hat. Umgekehrt iſt der Weg der Natur. Seine Anſchauungskunſt iſt alſo eigentlich keine Entwickelung des Inneren, ſondern eine Uebung in Handhabung eines Werkzeugs, wahrhaft das Erlernen eines ABC. Der Vortheil beſteht nur in der damit verbundenen formalen Uebung, und daſs dieſes Fremdartige viel Brauchbarkeit hat.

Zu 5. Das Wort behandelt *Peſtal.* auffallend materiell, ſo kräftig er auch gegen den Wortdienſt redet, und ſo ſehr dieſe Behandlung auch oft ſeinem Gefühle zuwider ſeyn muſs. Er läſst nämlich das Wort als eine eigene Gehöranſchauung einprägen — zur Uebung der Sprachkraft; dann kommt ſeiner Zeit die Anſchauung hinzu, und nun ſetzt ſich beides von auſsen an einander, bis es von innen bey dem guten weiteren Unterrichte allmählig verwächſt. Wie ganz anders aber iſt es mit dem Worte in der Naturentwicklung! In und mit demſelben erwächſt die Anſchauung zum Begriffe. So erſt iſt es mehr, unendlich mehr als gemachter Schall, ſo erſt iſt der Buchſtabe hörbar gewordener Geiſt. Und der Unterricht hat die Krone erreicht, welcher kein Wort anders entſtehen, aber recht viele ſo aus dem Geiſte *Peſtal.* erwachſen läſst. *Peſtal.* hat davon ſelbſt hin und wieder in ſeinem Buche, der Mütter vortrefflich geſprochen: er iſt alſo hierin im Widerſpruche mit ſich ſelbſt, und ſeine Lehre von Uebung der Sprachkraft bedürfte einer gänzlichen Reform.

Zu 6. Die Peſtal. Anſchauungskunſt iſt eigentlich eine Ausmeſſungskunſt, d. h. eine Uebung in der möglichſt leichten Beſtimmung der Gröſsen durch eine Grundform, womit alles Gleichartige verglichen wird. Auf ſolche Art iſt ſie eigentlich die vollkommenſte Einführung in die Mathematik. Aber mehr darf man auch nicht von dem Quadrat und der Zahlentabelle erwarten; der Sinn für das höhere Aeſthetiſche geht leer aus, oder wird vielmehr durch das ſteife Regelmaſs jener Grundform, das dem Zeichner zwar auch etwas iſt, aber bey weitem nicht alles, unfehlbar verdorben. Daher wird auch nimmermehr ſeine ſteife Methode Schreiben zu lehren, eine ſchöne Hand erzeugen. In dem Geiſte der Peſtal. Lehrart liegt aber allerdings eine Anſchauungskunſt, welche alles leiſten würde, wenn ſie einmal ein Künſtler pädagogiſch entwickeln ſollte.

Zu 7. Daſs *Peſtal.* zu der Einſammlung der anſchaulichen Kenntniſſe von dem menſchlichen Körper ausgeht, iſt ein bereits hinlänglich gerügter Miſsgriff. Die Aufsenwelt iſt offenbar das Erſte, wohin die Natur den Sinn des Kindes führt, und die Betrachtung des Menſchen gerade das Letzte, und eben darum weil der Menſch dem Menſchen das Wichtigſte iſt, worauf alles ſein Erkennen zurückgeht, iſt er nicht ein Gegenſtand für das Kind. Die Art und Weiſe, wie nun hier dem Kinde der Menſch als Gegenſtand aufgeſtellt wird, muſste alſo wohl zum Kleinlichen und Abgeſchmackten führen. — Dieſe Idee *Peſtalozzi's* iſt charakteriſtiſch, da ſie bey allem Eifer für Naturgemäſsheit etwas ſo Unnatürliches enthält; ſie beweiſt, daſs *Peſtal.* doch immer noch mehr von einem angenommenen Begriffe, als von der wahren Anſchauung der Geiſtesentwickelung in dem Kinde iſt geleitet worden.

Hierzu nun noch die Erinnerung, daſs *Peſtal.* den Müttern ſo vielen Einfluſs auf die Kinder auch im erſten Unterricht eröffnet hat. Dieſes iſt vortrefflich, aber offenbar geht er hier zu weit. Theils erlauben es meiſt die häuslichen Umſtände den Müttern nicht, theils hat die Natur, wie ſchon *Rouſſeau* bemerkt, hauptſächlich den Vater zum Lehrgeſchäfte beſtimmt.

Hiernach ſind denn auch die oben angeführten Haupteinwendungen gegen die Peſtalozziſche Lehrart zu beurtheilen. Was auch zu viel von ihrem Werthe geſagt ſeyn mag: ſo ſteht ihr Erfinder als ein groſser Mann da. Noch hat ſein Geiſt ſie nicht ganz durcharbeitet, aber ſeine Hauptidee liegt klar vor. *Peſtalozzi* iſt nämlich von einer groſsen Idee ergriffen, welcher er ſein Leben geweiht hat; es iſt die, das Heil der verdorbenen Volksklaſſe von innen heraus zu bewirken. Sein Meiſterwerk Lienhard und Gertrud ſtellt dieſe Idee in ihrem ſchönſten Lichte dar, und es müſste uns alles trügen, oder er iſt mehr zu einem Staatsmanne (im ideellen Sinne des Worts) als zu einem Schulmanne, mehr zum Volks-, als zum Kinder-Erzieher geboren (freylich gebildet iſt er nicht dazu). Jene Idee, die ſich mächtig in ihm bewegt, konnte, wegen ſeiner übeln Schickſale, ſich nur in dem Schulhalten ausſprechen; aber ſie iſt wahrlich gröſser als der Elementarunterricht. Begreiflich iſt es freylich, daſs er ſich täuſchte und in dem einzelnen Stücke, das auch zum Heile des Volks dient, glaubte das Ganze gefunden zu haben: aber das Groſse erſcheint auch im Kleinen, und darum iſt über alle Herabſetzung erhaben jener Enthuſiasmus, womit er von ſeiner Anſchauungslehre ſpricht — ſolche Begeiſterung bleibt ſtets eine der herrlichſten Erſcheinungen der Menſchheit.

Das Groſse erſcheint auch im Kleinen als etwas Groſses. So giebt uns jene Hauptidee *Peſtalozzi's* allerdings eine *neue Erfindung für die Unterrichtskunſt.* Wäre ſie nun wirklich ſo tiefgreifend und umfaſſend, als ſie ſich Anfangs in ihrer Neuheit ankündigt: ſo müſste freylich eine neue Menſchenbildung, d. h. das Heil der Welt daraus hervorgehen. Ob nun gleich dieſes nicht der Fall iſt, und nie mit einer Lehrart der Fall ſeyn kann: ſo bleibt es doch wahr, daſs die Peſtalozziſche Lehrart das Zeitalter in der Jugendbildung einen ſo groſsen Fortſchritt machen läſst, als nur je durch *Comenius*, *Rouſſeau*, *Wolken*, *Baſedow* Fortſchritte gemacht ſind. Durch *Peſtalozzi* haben wir nämlich gewonnen: 1) In der materiellen Unterrichtslehre — eine gleichſam lebendige Arithmetik und Geometrie, oder überhaupt eine *Ausmeſſungskunſt (beſonders zur Uebung des Augenmaſses)*, und *die Idee einer Anſchauungskunſt* überhaupt, und zwar eine ſolche, wodurch die Geiſteskraft zwar nicht alles, aber

aber doch sehr viel in formaler Hinsicht gewinnt; — und hierin *die Idee der Elementarlehre.* 2) In dem Geiste seiner Lehrart — die *vollendete Idee von dem nothwendigen Anfangspunkt und lückenlosen Fortschreiten bey allem wahren Lernen.* Würde man bey dem Buchstaben seiner Methode stehen bleiben: so erfolgte gewiss hieraus eine äusserst nachtheilige Verbildung. Denn indem so das mathematische Vermögen ausschliefslich stark gebildet würde, müfste das höhere Geistige darunter leiden und gleichsam in Raum und Zeit erstarren. Der Geist dieser Lehrart bleibt also der Hauptgewinn. Dieser Geist soll auch die höheren Lehrklassen führen; alsdann wird *Pestalozzi's* Lehrart erst das werden, wornach sie in ihrem grofsen Erfinder strebt, sie wird in jedem Sinne des Worts in Geist übergehen; dann nennt seinen Namen noch mit Dankbarkeit die Nachwelt.

In dem Augenblicke als Rec. diese Uebersicht beendigt hat, erhält er den *dritten* Theil von Hn. D. *A. H. Niemeyers Grundsätzen der Erziehung und des Unterrichts* (*fünfte* Aufl.), der aus den Zusätzen und Nachträgen besteht, welchen das Publicum ungeduldig entgegen sah. Einer dieser Nachträge behandelt die Pestalozzische Lehrart so ausführlich, dafs Rec. noch zum Schlufs darauf verweisen möchte. Gerechte Achtung gegen *Pestalozzi* und gegen die, welche für und wider ihn gesprochen haben, herrscht hier durchaus; dabey wägt der Vf. das Für und Wider in jedem Stücke ab, und legt nach seiner umfassenden Gelehrsamkeit in jede Wagschale das, was dahin gehört. Entscheidet er auch gleich nicht überall selbst scharf genug: so führen doch seine Belehrungen den Leser zur Entscheidung. Das Resultat wird dann im Wesentlichen mit dem, was Rec. über die Pestalozzische Lehrart urtheilt, zusammenstimmen. Auch wünscht Rec., dafs des Vfs. Besorgnisse wegen der Nachtheile, welche die Pestalozzische Lehrart in manchen Stücken haben kann, gehört und wohl beherzigt werden mögen; obwohl sein Werk selbst, das so mit allem Guten in jedem einzelnen Theile der Pädagogik bekannt macht, diejenigen, die es anzuwenden verstehen, solcher Besorgnisse überhebt.

OEKONOMIE.

BERLIN, b. Frölich: *Annalen der Landwirthschaft in der Chur- und Neumark Brandenburg.* Herausgegeben von *Karl August Nöldechen*, königl. preufs. Kriegsrathe u. Assess. der Gen. Salzadministration, auch ordentl. Mitgliede der kön. freyen märk. ökon. Gesellschaft zu Potsdam. *Erstes* Heft. 1803. 168 S. 8. m. 1 Kpfr. (16 gr.)

Der Einleitung zufolge geht die Bestimmung dieser beyfallswerthen, bisher jedoch nicht weiter fortgesetzten, Annalen dahin, eine Reihe von Erfahrungen und Vorschlägen *praktischer* Oekonomen aufzustellen, welche entweder von dem, was man bisher bemerkt hatte, oder bemerkt haben wollte, abweichen, oder es doch berichtigen und erläutern. Eine Haupt- und fortlaufende sehr wichtige Rubrik dieser Annalen wird die Beschreibung der Landwirthschaft in den verschiedenen Kreisen der Brandenburgischen Marken ausmachen, in so fern die Bewirthschaftsart im Allgemeinen oder im Einzelnen verschieden ist; ein Plan, zu dessen Ausführung ihm aus allen Gegenden der Mark zuverlässige Nachrichten zu wünschen sind, um ein Ganzes hervorzubringen, das für Einheimische und Auswärtige interessant werden mufs. — Der Inhalt dieses ersten Hefts ist folgender: 1) *Ueber die Verminderung einiger der Landwirthschaft vorzüglich schädlichen Thiere.* Diese sind Sperlinge, Trappen, Kraniche, Krähen, Hasen, wilde Schweine und Hirsche. In Ansehung der Sperlinge ist es wahr, dafs sie Raupen, und zwar nur solche, die keine Haare haben, vertilgen, oder richtiger nur vermindern; allein dieses geschieht nur im Frühjahre, um hauptsächlich die Jungen damit aufzufüttern. Von Unwissenheit zeugt hingegen das Vorgeben, dafs sie Freunde der langhärichten Kienraupe (*Phalaena bombyx pini* und *Phal. monacha*) wären. Der Schade aber ist unbeschreiblich, den sie an Kirschen, Schotenerbsen, Gartensämereyen, reif werdender Gerste und Weizen, Hirse u. s. w. anrichten. Daher bestand sonst in den Marken das Gesetz, dafs jeder Dorfbewohner jährlich eine gewisse Anzahl Sperlingsköpfe liefern, oder für jeden nicht gelieferten Kopf 3 Pfennige bezahlen mufste. Ob nun zwar die meisten Lieferungspflichtigen keine Köpfe, sondern nur den Strafbetrag ablieferten: so geschah doch, so lange das Gesetz bestand, etwas, da die weniger vermögenden Landbewohner die Köpfe wirklich ablieferten. Da aber dieses Gesetz durch eine Verordnung aufgehoben ward, um die Vertilgung der Fichtenraupen durch diese Vögel zu befördern: so sieht man nun die grösten Scharen von Sperlingen, welche unsre Vegetabilien theils verzehren, theils verwüsten. Bey dieser Gelegenheit möchte Rec. vorschlagen, aus den Sperlingen mehr wie bisher Speisematerial zu machen; gleich nach der Aernte sind sie, da sie nicht mehr hecken, sehr fett und wohlschmeckend, und werden auch den ganzen Winter hindurch so gefunden, dafs sie den Goldammern, mit welchen sie auf dem Schnee gefangen werden, völlig gleich zu achten sind. 2) *Ueber den Holzmangel im Lande, und die bereitesten Mittel, ihm vorzubeugen.* Die Unterthanen sollen angehalten werden, eine ihrem Holzbedarf angemessene Menge schnell anwachsender Holzarten anzupflanzen. 3) *Ueber die Dorfpolizey.* Hier kommen viele *pia desideria* vor, z. B. Verhütung der Felddiebstähle und strenge Bestrafung der begangenen, zweckmäfsige Krugordnungen, besonders in Ansehung des Gesindes und der nächtlichen Schwärmereyen desselben. Noch hätte hier der Pferdediebe, die immer dreister werden, gedacht werden sollen. 4) *Ueber die englische Winterwicke und einige mit derselben angestellte Versuche.* Hr. *Thaer* hatte den Anbau dieser Wicke angepriesen,

der Verſuch des Hn. *N.* gerieth aber nicht. Dieſe Wicke hielt den Winter nicht aus, weshalb mit mehrerm Grunde unſere gemeine Sommerwicke angeprieſen wird. 5) *Ueber einige Düngungsmittel, auf deren Nutzen man bisher noch zu wenig aufmerkſam geweſen iſt.* 6) *Ueber Pflüge und Eggen.* Aus dem Engliſchen des Lord *Kames* in ſeinem *gentleman farmer*. Der ſogenannte vor etwa zwölf Jahren in Berwikſhire eingeführte Kettenpflug iſt in einem Kupfer vorgeſtellt. Er iſt am wenigſten zuſammengeſetzt, und daher weniger koſtbar, macht auch beſſere Arbeit als die andern ſchottiſchen Pflüge. 7) *Ueber die Menge des Winterfutters verſchiedener Art für mehrere Arten von Vieh.* (Aus dem Engliſchen *New farmers Calendar*, London 1801.) Mit bloſsem Heu gefütterte Kühe gaben dem Vf. mehr Milch, als ſolche, welchen man ihr Futter zur Hälfte in Kohl (Kopfkohl) und zur Hälfte in Heu vorgab. Kohl mit Stroh vermiſcht brachte bey Milchkühen immer eine widrige Wirkung hervor. Die Mohrrübe iſt von allen Wurzeln, die Runkelrübe etwa ausgenommen, nächſt dem Getreide das nahrhafteſte Viehfutter. Weder Zug- noch Reitpferde können bey Mohrrüben weder ſo viel, noch ſo anhaltend arbeiten, als wenn ſie Getreide erhalten. Mit Mohrrüben ſtatt des Hafers gefütterte Pferde gingen bey nur mäſsiger Arbeit zu Grunde. 8) *Nachſchrift* des Herausg. *a*) zu dem Aufſatze über Pflüge und Eggen. Das Urtheil darüber geht dahin, daſs alle bey uns bisher erfundenen Pflüge in der Stube recht gut und zweckmäſsig ſind, aber auf dem Acker nicht das leiſten, was ſie ſollen, oder zu künſtlich und dem Geſpann zu ſchwer ſind. Rec. will dieſes Urtheil in ſo weit mildern, daſs nicht dieſer oder jener Pflug für alle Arten des Erdreichs paſſen könne; ſo verſchieden Grund und Boden iſt, ſo verſchieden ſey auch der Pflug, es ſey nun entweder der alte oder ein neu erfundener. *b*) Zu dem Aufſatz über die Menge des Winterfutters für mehrere Vieharten. Die Schweine werden der rohen Kartoffeln überdrüſſig, wenn nur erſt etwa die Hälfte der Maſtung geſchehen iſt. So bald dieſer Ueberdruſs eintritt, muſs man die Kartoffeln kochen laſſen, und ſo die Maſtung vollenden. 9) *Sind natürliche Wieſen bey einer Landwirthſchaft abſolut unentbehrlich.* Die Antwort iſt, wie man denken kann, verneinend, da Futterkräuter und Wurzelgewächſe Stellvertreter des gewöhnlichen Heues ſeyn können. Ein hoher, trockner Boden kann, wenn bey dürrer Witterung die Futterkräuter zurückbleiben, doch Gütern, die in den Niederungen natürliche Wieſen haben, nicht vorgezogen werden. 10) *Bemerkungen über die ſogenannten Kleekoppeln und deren Unzweckmäſsigkeit.* Wenn die Koppeln drey Jahr Klee getragen haben: ſo müſſen ſie umgebrochen, fünf Jahre hindurch mit andern Früchten benutzt, und erſt im ſechsten Jahre wieder mit Klee beſäet werden, weil ſonſt der Acker des Klees gleichſam müde wird und ſich austrägt. Deshalb können die Bauern mit Kleekoppeln nicht auskommen, wenn nicht eine allgemeine Auseinanderſetzung der Gemeinheiten vorangegangen iſt. 11) *Vergleichung des Ertrags einiger der gewöhnlichſten Futtergewächſe*, die in Rückſicht des Ertrags und ihrer Nutzbarkeit ſo geordnet werden: 1) Runkelrüben; 2) Kohlrüben; 3) weiſser Kopfkohl; 4) Kartoffeln; 5) Waſſerrüben. Von den Mohrrüben fehlen dem Vf. noch die eignen Verſuche. 12) *Ueber den Nachtheil der Abhütung der Winterſaat mit den Schafen bey Blachfroſt*, beſonders im leichten Boden. Es mag damit immer ſeine Richtigkeit haben; wo aber die Domainenämter oder andre Güter die Hütungsgerechtigkeit haben, da leide, wer da leiden kann und muſs. 13) *Beſchreibung der Landwirthſchaft in der Kurmark Brandenburg.* Iſt nicht nur für den Oekonomen, ſondern auch für Statiſtiker und Kameraliſten ſehr intereſſant. 14) Beantwortung der Frage: *Ob und aus welchem Grunde der Eiſenvitriol als ein Mittel angeſehen werden kann, den Ertrag der Getreidearten zu vermehren, ſo wie beſonders den Weizen vor dem Brande zu ſchützen.* Dieſer Aufſatz des berühmten Geh. R. *Hermbſtädt* zeigt, daſs der Vitriol gleich vielen andern Salzen als ein Mittel wirkt, theils ſeinen eignen Sauerſtoff an die Pflanzen abzuſetzen, theils die Einſaugung des Sauerſtoffs aus dem Dunſtkreiſe zu befördern, und ſo als ein belebendes, weniger als ein düngendes Mittel für die Gewächſe zu wirken. Die 15) Nachſchrift des Herausg. zeigt ebenfalls, daſs das Eiſenvitriol vermöge des ihm als Grundmiſchung beywohnenden Sauerſtoffs, deſſen alle Pflanzen zu ihrem Gedeihen bedürfen, dem Saatgetreide eine gröſsere Vegetationsfähigkeit mittheile, und daſs ſolches durch die Erfahrung beſtätigt werde. 16) *Bemerkungen über die gewöhnliche Fütterung der Kühe.* Die gewöhnliche Fütterungsweiſe der meiſten Dorfeinwohner wird getadelt und eine beſſere angegeben. Das Tränken ſoll nicht eher geſchehen, als bis das Wiederkäuen vorbey iſt, weil ſonſt dieſe Operation geſtört und das Futter ſchlecht verdaut wird. 17) *Praktiſche Anweiſung zur Anlegung eines neuen Ackerlandes auf noch nicht urbarem Landboden.* Es verſteht ſich von ſelbſt, daſs hierunter der ſogenannte Flugſand nicht zu verſtehen ſey, indem deſſen Beurbarung nicht unmöglich, aber ſehr koſtbar iſt. 18) *Praktiſche Anweiſung zur Anlegung einer Wieſe auf Sandboden.* Eine mühſame Operation. 19) *Einige Worte über den Nutzen des Glauberſalzes als Viehartzney.* Dieſes Salz iſt beſonders in allen Darm- und Magenkrankheiten des Viehes dienlich. 20) Anfrage: Der Vf. will wiſſen, woher es komme, daſs ſich bey ſeinen Stallkühen eine Menge ſogenannter Mondkälber befinden, welche den Abgang der Nachgeburt oft ſehr erſchweren, da dieſe Erſcheinung bey Weidekühen ſeltner bemerkt wird. Vermuthlich liegt der Grund davon in einer beſondern und daher abzuändernden Pflege, oder in dem zu gewiſſen Zeiten beſonders gegebenen Futter oder Tränken, unter welche der Branntweinſtrank vornehmlich zu rechnen iſt. Die folgenden Numern liefern Recenſionen einiger ökonomiſchen Schriften, Miscellen u. ſ. w.